

Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Printed in



Die
Grenzböten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

46. Jahrgang.

Erstes Vierteljahr.

Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

1887.

(RECAP)

0902

.407

Janus. 46

pt. 1

1897

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1887. Erstes Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege.

- Die Weltlage. S. 1.
Zur Jahreswende. S. 88.
Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten. 21.
S. 89. — 22. S. 231. — 23. S. 488.
Glossen eines Deutschen im Auslande. S. 176.
Der Jammer von Reichstag. S. 193.
In den Tagen des Kampfes. S. 288.
Bewegungen in der katholischen Welt. S. 345.
Nach den Wahlen. S. 457.
Die nationalliberale Partei und ihre Zukunft.
S. 505.
Sie Waibling! Sie Welf! S. 603.

- Die englische Ministerkrisis. S. 49.
Die böhmische Frage. S. 97.
Deutsch-böhmische Briefe. 1. S. 145. —
2. S. 258. — 3. S. 401. — 4. S. 561.
— 5. S. 624.
Die Kriegswolke im Westen. S. 249.
Parlamentarisches aus Oesterreich. S. 382.

- Unsre Apotheken. S. 12.
Sind die deutschen Gewerbevereine politische
Vereine? S. 55.
Landwirtschaft und Bodenmonopol. Von
J. W. Weiß. S. 100, 152.
Die Thätigkeit der Frauen für die Milderung
der Wohnungsnot. Von B. Ruprecht.
S. 266.
Die Lage der Landwirtschaft in Oberitalien
und die Bauernstreiks der Jahre 1884—1885.
S. 569.

- Zu dem jüngsten Entwurf eines Prozeßkosten-
gesetzes. S. 352.
Die Zunahme der Rohheit in Deutschland.
Von Ludwig Fuld. S. 474.

Kirche und Schule.

- Die Schäden der Kirche und die Unzuläng-
lichkeit des theologischen Studiums. S. 5.
Gymnasialunterricht und Fachbildung. Von
Ludwig von Hirschfeld. S. 66, 107,
162, 214.
Der evangelische Bund. S. 617.

Geschichte.

- Deutsches, romanisches und preussisches Königtum.
Von Hans Prup. S. 202.

- Staat und Kirche im Reiche der Westgoten.
Von J. v. Pflugk-Harttung. S. 632.
Spanische und englische Kolonialpolitik. S. 297.
Zur Geschichte der Nationalliberalen. S. 508.
Ein englischer Taktiker über den deutsch-französischen Krieg. S. 363.
Leos des Dreizehnten Anfänge. S. 514.

Literaturwissenschaft.

- Erich Schmidts Charakteristiken. S. 129.
Ein klassisches Oeuvre de réconfort. Von
Hermann Ludwig. S. 523.
Goethe als Pädagog. Von Max Koch.
S. 169.
Dichterfreundinnen. Von Franz Pfalz.
2. Karoline von Wolzogen. S. 529, 583.
Friedrich Hebbels Tagebücher von 1842 bis
1863. S. 22.
Ein Kapitel deutscher Lyrik. S. 84.
Martin Salander. Von Moriz Reder.
S. 272.
Paul Heyßes Roman der Stiftsdame. Von
M. Reder. S. 424.

- Französische Charakterköpfe. Von A. Ottiker-
Domarais. I. Hippolyt Taine. S. 225,
367.
Gespensker. Ein Gespräch. Von Karl Vo-
rinski. S. 321.

- Die moderne Novellistik und die jedermann
bekannte Wahrheit. S. 439.
Die Literatur und das Verbrechen. S. 483.

Kunst-, Kunst- und Altertumswissenschaft.

- Kunstpflege.
Eine christliche Kunst. Von Karl Vo-
rinski. S. 77, 120.

- Kunstgeschichtliche Aufsätze von Lüble und
Springer. Von Adolf Rosenberg.
S. 434.

- Ein deutscher Maler in Rom. S. 315, 376.
Wilhelm Heizen. Von P. Hartwig. S. 419.
Moderne Denkmäler. Von Adolf Rosen-
berg. S. 30.

- Die Berliner Singakademie und die musika-
lische Volksbildung. S. 284.
Neue Briefe von Robert Schumann. Von
F. Düb. S. 598.

Verschiedenes.

- Die heilige Magdalena von Wischt. Von Benno Müttener. S. 41. 91. 136.
 Jugenderinnerungen. Von Ernst Willkomm. S. 234. 291. 331. 386. 446. 490. 549. 606. 646.
 Tonnee = Hall. Von Gerhart Schulze. S. 304. 409. 463. 574.
 Der Graf von Roer. S. 635.
 An unsre Leser und Freunde. S. 545.

Kleinere Mitteilungen.

- Konzerttourneen. S. 142.
 Eine Burg Deutschlands im Nordosten. S. 179.
 Zur Arbeiterschulgesetzgebung in Belgien. S. 182.
 Adolf Harnack's Dogmengeschichte. S. 184.
 Albrecht Adams Selbstbiographie. S. 188.
 Deutsch-Afrika. S. 292.
 Spiritismus. S. 396.
 In den Einfamilienhäusern. S. 398.
 Ein Bildnis der Königin Luise. S. 453.
 Stillleben unter Volksschullehrern. S. 453.
 Der nächste Krieg. S. 499.
 Karl Grün. S. 501.
 Die Zerstörung Benedigs. S. 555.
 Achill im Grad. S. 557.
 Die neue preussische Prüfungsordnung. S. 613.
 Die Lage der lutherischen Kirche in den Ostprovinzen Rußlands. S. 653.
 Eine Erläuterungsschrift zu Schillers Jungfrau von Orleans. S. 657.

Literatur.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden.)

- *Hebbel, Tagebücher. 2. Bd. S. 22.
 P. Gläher, Lieder der Freiheitskriege. S. 45.
 Th. Storm, Vor Zeiten. S. 46.
 J. Jungmann, Aesthetik. S. 77. 120.
 E. Vormann, Büchlein der schwarzen Kunst. S. 84.
 J. Meyer, Plattdeutsche Gedichte. S. 86.
 R. Leander, Gedichte. S. 87.
 J. Proetz, Trost allem. S. 88.
 P. Bachr, Neues Buch der Lieder. S. 88.
 E. Harmening, Erde und Eden. S. 89.
 *E. Schmidt, Charakteristiken. S. 129.
 H. Arnold, Ein neues Novellenbuch. S. 144.
 A. Harnack, Dogmengeschichte. 1. Bd. S. 184.
 A. Adam, Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. S. 188.

- A. Frieß, Statistische Zusammenstellung der Wahlen zum deutschen Reichstage. S. 191.
 A. Rambaud, Geschichte Rußlands. S. 191.
 D. v. Leizner, Dämmerungen. S. 192.
 Deutscher Geschichtskalender für 1886. S. 246.
 B. Maurenbrecher, Historisches Taschenbuch. S. 247.
 L. M. Sobolew, Der erste Fürst von Bulgarien. S. 248.
 A. v. Huhn, Aus bulgarischer Sturmzeit. S. 248.
 *G. Keller, Martin Salander. S. 272.
 *E. Grell, Aufsätze und Gutachten über Rußland. S. 284.
 *J. Schnorr von Carolsfeld, Briefe aus Italien. S. 315. 376.
 *H. Jblen, Gespenster. S. 321.
 G. Vornhat, Geschichte der französischen Literatur. S. 339.
 Die kais. kgl. Gemäldegalerie in Wien. S. 341.
 H. Krejchmar, Führer durch den Konzertsaal. S. 341.
 J. Mauthner, Credo. S. 343.
 J. Mauthner, Der letzte Deutsche von Biatna. S. 343.
 *F. Gladowe Stone, Tactical Studies from the Franco-German War. S. 363.
 A. Sohr, Die Frau im gemeinnützigen Leben. S. 399.
 *P. Heyse, Der Roman der Stiftsdame. S. 424.
 *B. Lübke, Künstler und Kunstwerke. S. 434.
 *A. Springer, Bilder aus der neuern Kunstgeschichte. S. 434.
 E. v. Stamford, Geschichte von Hessen. S. 455.
 La Mara, Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. S. 455.
 J. Trojan, Kleine Bilder. S. 504.
 *F. Böttcher, Eduard Stephani. S. 508.
 *E. Reiber, Les Propos de Table de la vieille Alsace. S. 523.
 J. Gregorovius, Kleine Schriften. 1. Bd. S. 559.
 *G. Erler, Robert Schumanns Leben. S. 598.
 R. Fischer, Goethes Faust. S. 615.
 *E. Gräfin v. Roer, Friedrich August Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Roer. S. 635.
 G. J. Gysell, Schillers Jungfrau von Orleans. S. 657.
 J. Schrott, Gedichte Oswald von Wolkenstein. S. 658.
 H. Grasberger, Aus der ewigen Stadt. S. 660.



Die Weltlage.



Seit am Neujahrstage 1859 Napoleon III. dem österreichischen Botschafter einen Krieg in Italien in Aussicht stellte, ließ es sich die zivilisirte Welt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein Jahrzehnt lang gefallen, daß von der Laune und dem Willen eines einzigen Mannes das Wohl und Wehe von Hunderten von Millionen friedliebender Menschen abhängig gemacht wurde. Und gerade diejenige Nation, welche eiferfüchtig auf ihre zivilisatorische Mission ist und für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, den Völkern die Freiheit und den Unterthanen die Mitbestimmung an den Geschicken der Gesamtheit errungen zu haben, sie war stolz auf diesen Vorrang in dem Räte der europäischen Mächte. Furchtbar hat sich an Napoleon und seiner Nation dieses Prestige, der Welt ihren Willen aufzudrängen, gerächt, und wenn aus der Geschichte Lehren gezogen werden sollen, so wäre diese ernste Wendung des Geschickes gewiß geeignet, um Herrscher und Völker vor der Wiederkehr frevelhafter Herausforderung des Schicksals zu warnen.

Wie heute die Machtssphäre der Nationen verteilt ist, so bedarf keine für ihre Existenz und für die Entwicklung ihrer inneren und äußern Wohlfahrt einer weiteren Ausdehnung. Nach dem Grundsätze der Nationalität haben sich die Staaten besetzt, Italien und Deutschland sind geeinigt, England und Rußland haben eine Machtstellung in zwei Welten errungen, und Oesterreich-Ungarn hat in der Mitte Europas den Beruf erhalten, das Gleichgewicht zu vermitteln. Gebiete, welche sich früher von der zivilisirten Welt abgeschlossen haben, beginnen sich zu öffnen; Mittelasien, Japan und China, der afrikanische Kontinent geben

dem Wettbetriebe der Völker zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen den weitesten Spielraum, und wenn Vernunft und Logik ihre Herrschaft zu üben berufen wären, so müßte unser Zeitalter das des Friedens sein.

Aber gerade auf den Krieg scheint sich die Welt vorzubereiten; ganz Europa startt in Waffen, und nicht etwa ehrgeizige Herrscher, sondern die Völker sind es, welche über einander herzufallen drohen und keine Scheu tragen, die Errungenschaften unsrer Kultur in das Chaos der Barbarei umzuwandeln. Jeder ernste Mann sieht mit Bekümmerniß der Zukunft entgegen.

Der glimmende Funke liegt nicht bloß in der Erbschaft, zu deren Eröffnung und Antritt am Bosphorus zahlreiche Prätendenten bereit stehen; das Gewitter droht gleichzeitig von Westen und von Osten. Die Republik in Frankreich hat es trotz sechzehnjähriger Dauer nicht vermocht, für den Frieden zu wirken. Die Herrschaft gleitet mehr und mehr den Radikalen zu und ruht zur Zeit in den Händen eines Ministeriums, dem keine Partei Unterstützung und Vertrauen entgegenbringt; der Präsident ist ohne Einfluß und alt; abgesehen davon, daß die Verfassung keinen Vertreter für ihn kennt, so würde heute in Frankreich niemand bezeichnet werden können, der zu seiner Nachfolge berufen wäre. Schon wirft das Gespenst des Staatsstreiches seinen Schatten, und schon hat in ernster Sitzung des Senats ein Mitglied es wagen dürfen, offen den Kriegsminister aufzufordern, daß er mit seinem Säbel das Regiment an sich reiße. Kommt es dahin, dann erscheint ein Krieg mit Deutschland unausbleiblich, weil alle Machthaber die Idee der Revanche seit mehr als einem Jahrzehnt großgezogen haben und alle französischen Parteien sich in ihr begegnen. Man muß — oft genug mit dem Gefühle der Beschämung — anerkennen, daß, wie verkehrte und wahnwitzige Bahnen auch der Patriotismus in Frankreich einschlägt, wenn es sich um die Größe und Ehre des Vaterlandes handelt, der Royalist mit dem Kommunar auf der Seite kämpft. Während der deutsche Sozialdemokrat ohne Scheu für die Zurückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich eintritt, fordert der französische Anarchist den Krieg, um diese Provinzen seinem Vaterlande wieder zu verschaffen. Jede Partei bewilligt opferfreudig die größten Mittel, um diesen Krieg vorzubereiten, niemand nimmt die Belastung des Volkes zum Vorwand, um Ersparnissen am Kriegsbudget das Wort zu reden, der roteste Republikaner buhlt um die Freundschaft des russischen Zaren, und es ist ein offenes Geheimniß, daß ein Ministerium Floquet nicht zu stande kam, weil Floquet als Polenfreund, welcher dem verstorbenen Kaiser Alexander das *Vive la Pologne* ins Gesicht schleuderte, in Petersburg Mißstimmung erregt haben würde. Wer es in Frankreich mit der Republik ernst meint, muß den Frieden wollen, denn jede Veränderung in der gegenwärtigen Regierungsform bringt unbedingt den Krieg. Diese Veränderung ist aber eine so nahe, daß selbst ein Krieg von denen, welche sie vermeiden möchten, zur Ablenkung der öffentlichen Meinung heraufbeschworen werden kann.

Bei unserm russischen Nachbar gewinnt die panslawistische Bewegung die Oberhand und sucht die Massen immer mehr zu ergreifen. Auch hier begegnen sich die verschiedensten Elemente der Gesellschaft, die aus einem Kriege die Erreichung an sich sehr verschiedner Ziele hoffen. Es sind Leute darunter, die sich in dem Glauben wiegen, daß ein Krieg die unruhigen Gemüther im Innern besänftigen und die Forderungen nach Reformen und Freiheit verstummen machen werde. Größer aber ist noch die Zahl derer, welche gerade von dem Kriege die Verwirklichung ihrer destruktiven Bestrebungen erwarten. Niederlage wie Sieg können in gleicher Weise dem Selbstherrschertume des Zaren gefährlich werden und den Lauf einer ruhigen Entwicklung zerstören. In dem Schoße der Götter liegt es, ob die eine oder die andre Meinung die Oberhand behalten, ob die lange durch enge Familienbände gepflegte Tradition der Freundschaft mit Deutschland auch noch ferner der Leitstern der russischen Politik sein wird. Das Liebäugeln der russischen Gesellschaft mit den französischen Republikanern mag vielleicht eine Warnung enthalten, denn der Nihilismus hat seine Lehren aus Frankreich geschöpft, und eine engere Verbindung mit der Republik trägt die Gefahr eines Wachsens der russischen revolutionären Ideen in sich. Deutschland hat keinen Grund, der Ausbreitung der russischen Herrschaft in Asien entgegenzutreten, Deutschland wünscht, wenn je mit einer Nation, so mit der russischen in Frieden zu leben, und seine Regierung hat oft genug im Widerspruche mit einer irrefeleiteten öffentlichen Meinung Beweise der Freundschaft für Rußland und seinen Zaren geliefert. Aber es giebt kein Mittel, Liebe und Freundschaft zu erzwingen, und so beruhen auch hier die Hoffnungen für die Erhaltung des Friedens auf unberechenbaren Voraussetzungen.

Bei allen Sympathien, welchen wir in England und Italien begegnen, muß es doch sehr fraglich sein, ob die Interessen dieser Mächte von dem Kriege gegen Deutschland so berührt werden, um uns mit bereiten Mitteln zur Seite zu sein oder ihn gar zu verhindern. Die Freundschaft, welche Deutschland mit Oesterreich-Ungarn verbindet, hat nur dann einen Wert, wenn beide Mächte über starke Heere befehlen, und macht es nicht überflüssig, daß Deutschland sich nach beiden Seiten rüstet.

Bis jetzt ist Deutschland der Hort des Friedens gewesen; das Wort, welches in Napoleons Munde eine Lüge war, in Deutschland ist es verwirklicht worden, daß das Kaiserreich der Friede ist. Von seiner Machtstellung, welche es nach den schweren Kriegen von 1866 und 1870 errungen hat, machte es nur für die Erhaltung des Friedens Gebrauch. Das zeigte sich darau, daß es nicht nur im Jahre 1866 Oesterreich in seinem Bestande erhielt und es später durch das Bündnis mit ihm lebenskräftig gestaltete, sondern auch, daß es trotz der vielen Herausforderungen Frankreichs dieses nicht mit einem neuen Kriege überzog zu einer Zeit, in welcher das deutsche Heer noch das Übergewicht hatte. Dieses Verdienst unsrer Politik kann nicht hoch genug angeschlagen werden; denn

jedes Jahr der Erhaltung des Friedens macht diesen auch in den Augen kriegerischer Nachbarn zu einem wertvollen Gegenstande und bestärkt die Hoffnung, die Störung des Weltfriedens werde mit der größten Entwicklung seiner Vorzüge immer gefährtet werden. Aber bei der politischen Weltlage ist diese Erhaltung nur unter Aufwendung aller Machtmittel möglich. Nie sind die Opfer für die Aufbringung derselben so groß, um die Folgen eines unglücklichen Krieges aufzuwiegen, und selbst ein glücklicher Krieg zerstört in dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht so kostbare Elemente, daß für deren Schonung keine Militärforderung in Betracht kommen kann.

Um sich diese Machtstellung zu erhalten und der Sicherung des Friedens die allein feste Grundlage zu geben, die in der Furcht unsrer Nachbarn, mit uns anzubinden, liegt, hatten die verbündeten Regierungen bei dem Reichstage die Erhöhung des Militärbudgets auf sieben Jahre eingebracht. Bei allen Anfeindungen ist doch die Meinung, daß zu viel gefordert worden sei, nicht aufgeworfen worden, und in der That, es wäre ein Verbrechen, auch nur vermuten zu wollen, daß die Regierungen unnütze Opfer der Nation auferlegen möchten. Aber das Schauspiel, welches die Reichstagsmehrheit dieser Forderung gegenüber bot, ist geeignet, unsre Feinde zu ermutigen. Während in Frankreich die Parteien ihren Haber beiseite setzen, vereinigt sich im deutschen Reichstage alles, was Opposition heißt, um der nötig gewordenen Schutzwehr der Reichsexistenz entgegenzutreten. Fortschritt und Zentrum haben es mit Hilfe der Sozialdemokratie durchzusetzen gewußt, daß die Verhandlungen der Militärkommission verzögert worden sind und zu einem Ergebnis geführt haben, welches das Zustandekommen der Vorlage in Zweifel stellt. Diese Verzögerung kann zur Folge haben, daß die notwendige Ergänzung der Kriegsbereitschaft nicht rechtzeitig hergestellt werden kann, und daß somit im Falle der Not Deutschland schwächer ist als diejenigen Völker, die es mit Krieg überziehen.

Alle Sophistik, mit der die Wortführer des Fortschritts und des Zentrums diese Folgen zu beschönigen suchen, kann sie nicht beseitigen, und wenn das deutsche Volk die Weihnachtszeit, die Zeit der Verkündigung des Friedens für die Völker auf Erden, in Unruhe zubringt, wenn es das neue Jahr mit drückenden Sorgen für seine Zukunft begeht, so muß es sich klar machen, wem es dieselben verdankt. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß es während der Verhandlungen über die Militärvorlage auf dieser und jener Seite im Ausland an Friedensbeteuerungen nicht gefehlt hat. Denn für die unserm Reiche feindlichen Nationen ist es von Interesse, daß die Militärerhöhung nicht zu stande komme. Aber daß wiederum Deutsche es sind, welche diesen Bemühungen in die Hände arbeiten, das ist nicht bloß eine Schmach, sondern ein Jammer, und wenn dereinst Rechenschaft gefordert werden sollte, daß das Blut deutscher Söhne im Jahre 1870/71 umsonst geflossen ist, so wird die Nation diese Rechenschaft bei

der gegenwärtigen Mehrheit des Reichstages zu suchen haben, freilich zu einer Zeit, in der auch die Herren Windthorst und Richter sich nur den Ruhm des Herostratos werden streitig machen können.



Die Schäden der Kirche und die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums.



Is vor einigen Wochen der restaurirte Dom zu Merseburg in Gegenwart des deutschen Kronprinzen neu geweiht worden war und nun eine Besichtigung der Kirche stattfand, fiel dem Kronprinzen auf, daß dem Hauptaltare, welcher an jenem Tage nicht benützt wurde, das Kreuzifix fehlte. Er nahm ein solches aus der Sakristei, stellte es auf den Altar und fragte seine Umgebung: Glauben Sie, daß dies Kreuz hier stehen bleiben wird? — eine ganz gewiß bedeutungsvolle Frage. In welchem Sinne der Kronprinz seine Frage selbst beantwortet haben würde, können wir nicht wissen; unsre Antwort ist ein unzweifelhaftes Ja. Wir glauben wirklich, daß das Kreuz auf dem Altare stehen bleiben wird — nicht darum, weil man es stehen läßt oder weil eine mächtige Hand es dajelbst aufrichtet, sondern weil wir die Überzeugung haben, daß unser Glaube, dessen Symbol das Kreuz ist, Kraft genug hat, jene Zeitkrankheit, welche zeretzend in Staat, Haus, Gewerbsleben, Kirche — kurz, in alle Arten des Zusammenlebens eingebrungen ist, doch endlich zu überwinden.

Damit soll nicht die Meinung ausgesprochen werden, daß man im Vertrauen auf diese Kraft jenen zerstörenden Kräften nur einen passiven Widerstand entgegenzusetzen brauche. Alle kirchlichen Kreise und Richtungen sind darin einig, daß das Nötige geschehen müsse. Nur weichen die Ansichten darüber von einander ab, was not thue. Die gegenwärtig sich an den Namen Hammerstein anschließende Bewegung, welche die kirchlich konfessionellen und positiv-unirten Kreise umfaßt, fordert unter anderm die Ersetzung der kaum eingerichteten synodalen Verfassung durch die episcopale. Es handelt sich dabei, das muß man anerkennen, nicht um kirchenpolitische Liebhabereien, sondern um eine nicht unberechtigte Reaktion gegen das regierende Kollegien- und Majoritätensystem, dessen Glanz unzweifelhaft zu verblasen beginnt. Auch auf dem Gebiete der Verwaltung und der Justiz erheben sich Stimmen gegen die Kollektivvota zu Gunsten persönlicher Autorität und persönlicher Verantwortung. Wie wenig aber gerade auf kirchlichem Boden die persönliche Einwirkung durch Verfügung eines Kon-

istoriums oder durch Beschlüsse eines Gemeindefkirchenrates ersetzt werden kann, zeigt die Erfahrung täglich. Daher fordert man episcopale Verfassung, Bischöfe mit bischöflicher Gewalt, Superintendenten und Geistliche mit persönlicher oder vielmehr amtlicher Autorität. Man erstrebt die Stärkung der Autorität nach allen Seiten, derjenigen des Staates, der Obrigkeit, des Hausvaters, des Meisters, des Herrn u. s. w. In der That, wenn dies Ziel erreicht würde, so würde viel erreicht worden sein, denn der Widerwille gegen Unterordnung und Einordnung des Einzelnen, der rücksichtslose Eigenwille des Individuums, das ist der Grund vieler, ja man kann sagen aller Mißstände unsrer Tage.

Aber wird eine verlorne Autorität wieder gewonnen werden, wenn man dekretirt und in eine Verfassung, der sich jeder entziehen kann, schreibt: Das Pfarramt ist autoritativ? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß der autokratisch vorgehende Pfarrer sich die Gemeinde entfremden und seine Autorität erst recht verlieren werde? Welche Mittel hat er, sein Ansehen geltend zu machen bei solchen, die es nicht wollen gelten lassen? Nur das letzte Mittel, die Ausschließung aus der Gemeinde. Aber nach welchen Normen kann diese Ausschließung geschehen, wenn nicht die Lehre festgelegt wird und die Verfassung ein Teil der Lehre wird? Dies aber ist der direkte Weg nach Rom.

Wir begegnen hier jener abstrakten Denkweise, welche extremen Parteien eigentümlich zu sein pflegt. Man vernachlässigt (um die Sache durch die logische Formel auszudrücken) die Mittelsätze und kommt bei aller Konsequenz des Schlusssatzes zu einem fehlerhaften Ergebnis. Man kann z. B. schließen: Brot ist ein Nahrungsmittel — Kunz hat Hunger — also gebe man ihm Brot. Ja, wenn aber Kunz einen schwachen Magen hat und Brot nicht vertragen kann, so ist für ihn Brot kein Nahrungsmittel. Ich fürchte sehr, daß der Schluß: Es ist die Stärkung der Autorität nötig, also rüste man den Pfarrer mit Autorität aus, doch ein falsches Ergebnis hervorbringen würde, wenn die der Autorität entwöhnte Gemeinde den kraft seines Amtes auftretenden Herrn Pastor nicht vertragen kann.

Leider ist es so geworden, aber vor der Hand nicht zu ändern: das Amt trägt den Mann nicht, der Mann muß das Amt tragen. Die Bürde ist fast zu schwer, und sie wird es erst recht durch die zahlreichen neuen Anforderungen, welche die Gegenwart an das geistliche Amt stellt. Die idyllischen Zeiten, in denen der Pfarrer ein beschaulich-andächtiges Stillleben in seiner Gemeinde führen konnte, sind vorüber, es handelt sich gegenwärtig um eine Thätigkeit, die die Anspannung aller Kräfte fordert. Man kann die Frage aufstellen, ob unsre Geistlichkeit diesen Anforderungen ihres Amtes, wie sie die Gegenwart mit sich bringt, gewachsen sei. Ein ungenannt gebliebener Theolog ist vor kurzem mit einer Schrift*) an die Öffentlichkeit getreten, in der er den Nachweis führt, daß

*) Die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums der Gegenwart. Ein Wort an Dozenten, Pfarrer und Studenten. Leipzig, J. Lehmann, 1886. 109 S.

die evangelische Geistlichkeit trotz allen guten Willens ihrer Aufgabe nicht gewachsen sei, und daß dies Unvermögen in der Unzulänglichkeit des theologischen Studiums seinen Grund habe. Wir wollen dem ungenannten Verfasser, welcher erkennen läßt, daß er eine genaue Kenntnis der fraglichen Verhältnisse und ein treffendes Urteil über dieselben besitzt, das Wort geben, um dann unsre eigne Meinung anzuschließen, ob in der That die Abhilfe der angezeigten Mängel von einer Verbesserung des theologischen Studiums zu erwarten sei.

Der Verfasser geht davon aus, anzuerkennen, daß die Aufgaben, welche gegenwärtig an den evangelischen Geistlichen gestellt werden, außerordentlich hoch sind. Diese Sachlage wird von dem Laien oft nicht genug gewürdigt. Gar zu leicht bildet man sich ein, daß sich die Thätigkeit des Amtes auf das beschränke, was als öffentliche Einwirkung in der Gemeinde hervortritt, auf Predigt, Katechese, Konfirmandenunterricht, Casualien und Seelsorge. Schon dies fordert eine mannichfache körperliche und geistige, oft aufreibende Thätigkeit und setzt besondere Bildung und besondere Kraft voraus. Der Pfarrer ist aber auch kirchlicher Verwaltungsbeamter und muß ein organisatorisches Talent und eine gewisse Rechtskenntnis besitzen; er ist Vorsitzender des Gemeindefirchenvorstandes, Leiter einer Menge von Vereinen. Als Lokalschulinspektor, als kirchlicher Katechet muß er zugleich Pädagog sein. Das Interesse für die vielen Anstalten der Liebesthätigkeit für innere und äußere Mission soll durch ihn geweckt werden. Er soll gegen Laster und Unsitten im Volksleben kämpfen, soll die Herzen der Kinder gewinnen, soll auf das Familienleben einen heilsamen Einfluß ausüben. Er soll der Vertrauensmann der Glieder seiner Gemeinde sein, auch in Bezug auf deren irdisches Wohl und Wehe. Er soll mit den Gebildeten als einer der ihren verkehren und auch für die Ungebildeten Verständnis besitzen. Man achtet auf sein Verhalten bei jedem Schritte, seine Fehler wiegen doppelt schwer. Eine der größten Schwierigkeiten aber besteht darin, daß nicht von vornherein entschieden ist, welche jener mannichfachen Aufgaben jedesmal die notwendigste und hauptsächlichste ist.

Man wird mit Freuden anerkennen können, daß unser heutiger evangelischer Pfarrerstand im ganzen und großen ein tüchtiger und würdiger ist. Es giebt wirklich eine Fülle echter christlicher Persönlichkeiten im Pfarramate, gewiß sehr verschiedenartige und auch nicht ohne Fehler und Schwächen, aber doch Männer, die das Herz auf dem rechten Fleck und im Herzen das Evangelium tragen. Ernst und gründlich ist die Vorbereitung zur Predigt. Man mag zweifeln, ob die traditionelle Form der Predigt, ob die Gestalt unsrer Kirchen, die nicht zu Predigtzwecken erbaut worden sind, zweckmäßig sei, ob nicht viel zu viel gepredigt werde; trotzdem wird man sagen müssen, daß gegenwärtig die Predigtarbeit besser und gründlicher sei als je zuvor. Man beteiligt sich lebhaft und allgemein an den vielen oben skizzirten Aufgaben, auch giebt es eine ganze Anzahl von Geistlichen, die mit Recht auf dem Gebiete der Wissenschaft

weithin Ruf und Ansehen haben. Allein trotz alledem macht der geistliche Stand heutzutage nicht den Eindruck voller, frischer Lebenskraft und Gesundheit. Es liegt wie ein geheimer, leiser Druck auf ihm. Eine hastige Vielgeschäftigkeit macht sich andererseits geltend. Auch tüchtige, erfahrene Pfarrer stellen sich zuweilen, als hätten sie kein rechtes Zutrauen zu ihrer Sache, und die besten arbeiten oft nur unter Seufzen.

Der hier zu Grunde liegende Schaden zeigt mannichfache Symptome. Gleich bei der Predigt drängen sich peinliche Bemerkungen auf. Von der Mehrzahl moderner Predigten wird man offen zugestehen müssen, daß sie, so gut sie gemeint sind, doch von geringer Kraft und geringer Wirkung sind. Die Gefahr unendlich vieler Predigten ist — offen gesagt — die Langeweile. Die meisten Predigten sind sogenannte Damenpredigten, salbungsvoll, faust einhererschreitend, auf das „Gemüt“ berechnet. Das Alltagsleben, die wirklichen menschlichen Zustände, die Bedürfnisse und Schäden der Gemeinde und der einzelnen Seele treten hinter frommen Allgemeinheiten zurück. Der Kern der freien Rede erhebt sich meist nur da, wo man in billiger Polemik gegen Andersgläubige Zeugnis ablegen kann, unwiderrprochen und oft unverstanden. Dem dogmatischen Inhalte gegenüber ist ein doppelter Abweg sehr gewöhnlich, entweder man predigt Dogmatik und hält dann im besten Falle vor einem sehr gemischten Publikum einen wissenschaftlichen theologischen Vortrag, oder man läßt Dogmatik Dogmatik sein und gerät leicht in Phrasentum und Salbaderei.

In vielen kirchlichen Dingen fehlt es den Geistlichen an Folgerichtigkeit und Energie des Handelns. In ihren Anschauungen sind sie von dem Parteigetriebe, der Tradition und mancherlei Vorurteilen abhängig, folgen einer Kirchenpolitik, deren Vergeblichkeit sie von Tag zu Tage mehr einsehen müssen, jagen Idealen nach, die in dem modernen Leben auch nicht bis zur Hälfte erreichbar sind, oder schießen aus Unklarheit und Schwäche hinüber nach der katholischen Kirche. Man möchte in der Kirche eine Anstalt für Unmündige haben, sehnt sich nach der Organisation der römischen Kirche und möchte so gern manchen rechtlichen Einrichtungen auch dogmatische Bedeutung beilegen. Aber von dort kommt das Heil nicht. Sehr auffallend ist die Schwäche, welche die Geistlichen oft in der Bekämpfung der Selten zeigen.

Ein bezeichnendes und bedenkliches Symptom ist das Verhältnis zur Presse, sind die Kirchenzeitungen. Diese sind nichts anderes als moderne Zeitungen, haben ihren stark ausgebildeten politischen Teil, stehen jedoch unter dem spitzigen Gesichtswinkel einer kirchlichen Parteisablonne. Neben dieser Literatur geht die große Tagespresse einher, ohne irgend ein gleichmäßiges Interesse für die so wichtigen kirchlichen Fragen zu verraten. Wenn die Kirche wirklich das Volksleben durchdringen soll, so werden kirchliche Fragen in würdigem Tone auch vor dem ganzen Volke verhandelt werden müssen.

Der Verfasser findet den Grund aller dieser Erscheinungen in der Ver-

legenheit gegenüber den rasch entstandenen Forderungen der modernen Kultur. Endlich berührt er auch die persönlichen Verhältnisse der Geistlichen. Manche von letzteren sind aus kleinen Verhältnissen hergekommen, andre sind nicht hervorragend beanlagt, viele unter dem Banne einer gewissen Tradition etwas steif und wenig gewandt. Die Kandidatenjahre wurden in beschränkten Kreisen, ohne besondere geistige Anregung zugebracht, und das geistliche Amt zeitig und ohne jegliche Lebenserfahrung angetreten. Dies Amt isolirt aber ganz außerordentlich. Der Pfarrer soll geistige Anregung geben, leidet aber selbst durch den Mangel einer solchen. In den Städten ist auf einzelne Geistliche eine schier unmensliche Arbeitslast gehäuft, welche die innere Ausbildung lähmt. Und nun bedenke man den gewaltigen Umschwung unsrer Zeit. Unsrer Zeit lebt sicherhaft, sie wartet nicht, bis man erwacht ist oder sich besinnt. Wir brauchen für unsre Sache trotz alledem nicht zu fürchten; aber eine Frage drängt sich immer wieder auf. Das theologische Studium hat den Zweck, vorzubereiten auf die gegenwärtigen Aufgaben des Amtes — erfüllt es heutzutage diesen Zweck? Der Berufserfasser kann die Frage nicht bejahen; er findet vielmehr große Mängel.

Eine Hauptschwierigkeit im Berufe des theologischen Professors liegt darin, daß er zugleich Fachgelehrter und Dozent sein soll. Er soll Bücher schreiben, sein Fach, die übergroße Literatur beherrschen, soll aber auch durch seine Person und das lebendige Wort dem Studenten den Wissensstoff übermitteln, oder vielmehr er soll ihn mit der wissenschaftlichen Methode vertraut machen. Vorlesungen abzulesen, sich mit der Mittheilung des Materials zu begnügen ist gänzlich unzulänglich. Es fehlt aber vielfach an der pädagogischen Begabung und Bemühung des Dozenten. Er hat keine Ahnung von Unterrichtsmethode. Merkwürdig: in der Elementarschule findet man die Methode am ausgebildetsten, im Gymnasium nur wenig, auf der Universität fehlt sie gänzlich.

Der Professor sollte sich persönlich um seine Schüler bekümmern. Es ist Thatfache, daß ziemlich alle Studenten dem akademischen Studium zunächst ratlos gegenüberstehen. Dem soll eine Encyclopädie der Wissenschaft abhelfen; aber von viel größerem Einflusse ist der Umgangskreis, der Verein, die Verbindung des Studenten. Die Tradition, die dort herrscht, entscheidet über Personen und Sachen. Oft genug erhalten die Worte und Ausführungen der akademischen Lehrer erst Wert und Bedeutung durch den lebendigen Gedankenaustausch unter Studiengenossen. Dies kann zum Nutzen, aber auch ebenso sehr zum Schaden ausschlagen. Der Professor hat offenbar die Pflicht, diesen Einfluß zu ordnen und durch persönliches Eingreifen zu ersetzen und zu ergänzen.

Väter und Freunde des Studenten thun Unrecht, ihn mit seinem Studium in feste Schranken zu stellen und von der wissenschaftlichen Kritik abzuschließen. Der junge Theologe muß, soll er anders ein guter Pfarrer werden, auch ins Wasser hinabsteigen, wenn er im Strome des modernen Lebens, wo es nötig

ist, gegen den Strom schwimmen können will. Gerade wer einen positiven Standpunkt mit Sicherheit und Überzeugung vertreten will, muß sich mit der kritischen Methode und den negativen Richtungen vertraut machen, damit er sich nicht zu fürchten braucht. Oder wie will ein Pfarrer die Vertreter jener Richtungen gewinnen, wenn er deren Denkweise nur vom Hörensagen kennt? Das Bedenklichste an jenen gutgemeinten Ratschlägen ist, daß sie die Meinung erwecken, als habe das Evangelium eine genaue und unparteiische Prüfung zu fürchten, sodaß man mit Verdächtigungen, frommen Nebenarten und Autoritätsprüchen der selbständigen Entwicklung eines jungen Theologen wehren müsse. Man soll es wissen und glauben, daß ein klarer Blick, ein gerader Sinn und ein freies Wort wohl zusammen wohnen können mit einem warmen, innig frommen Herzen. Man muß es aber auch fühlen, daß die theologischen Professoren nicht neben der Kirche, sondern in der Kirche stehen und für dieselbe da sind.

Der persönliche Verkehr des Professors mit dem Studenten ist vor allem zu pflegen. Es handelt sich nicht um „Fachsimelei,“ noch auch um die üblichen Abfütterungen, sondern um ein Eingehen auf den Studienverlauf des Studenten. Es ist leider eine Thatsache, daß zwischen dem geistlichen Stande und dem der Professoren kein freundliches Einvernehmen herrscht. Dies ist der Wiedererschein dessen, was dem geistlichen Stande das Studium gewesen und geworden ist. Der Pfarrer hat viel weniger das Bewußtsein von dem gewinnen können, was ihm und seiner Lebensaufgabe die Universitäten gewesen sind, als vielmehr von dem, was sie verfehlt haben. Pfarramt und theologische Fakultät sollen mit einander handeln und für einander da sein.

In die Darstellung der theologischen Disziplinen folgen wir dem Verfasser nicht, dies hat nur theologisches Interesse. Wir können nicht leugnen, daß seine Darstellung treffend ist, und daß sie Schäden berührt, die nicht allein die theologische Fakultät, sondern auch andre betreffen. Aber alles dies zugegeben, müssen wir doch fragen, ob den kirchlichen Übelständen wirklich durch eine Besserung des theologischen Studiums abgeholfen werden könnte.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß die Universität auf das zukünftige Amt vorzubereiten habe. Das ist jedoch nur in eingeschränktem Maße zuzugeben. Das beste, was der Pfarrer braucht, kann er auf der Universität überhaupt nicht lernen. Die Universität giebt theoretisches Wissen und lehrt, wie man das andre lernen kann. Hierfür ist jedoch kein Buch, kein Kolleg, sondern nur Erfahrung, nur das praktische Leben Lehrerin. Auch der Richter hat von seinen Universitätsstudien keine direkte Vorbereitung zum praktischen Amte. Diese folgt später; aber die Universitätsstudien geben die allgemeinen wissenschaftlichen Unterlagen. So sehr nun auch wünschenswert ist, daß die Studien in der oben angezeigten Weise gehoben und gebessert werden, so ist doch damit das für das praktische Amt erforderliche noch immer nicht erreicht. Der Vater des

Verfassers dieser Zeilen, der Philosoph war, machte die „schlechte preussische Philosophie“ — er meinte die Hegelsche — für den politischen Liberalismus, für die Revolution, kurz für alle möglichen Schäden verantwortlich. Natürlich — einem Philosophen ist die Philosophie die Hauptsache. So ist einem Theologen die Theologie die Hauptsache; aber so wenig durch verbesserte Philosophie Zeit-schäden geheilt werden, so wenig ist zu hoffen, daß durch verbesserte theologische Studien die Übelstände in der Kirche, die gleichfalls in der Zeitlage ihre Ursache haben, gehoben werden können.

Ich möchte auch nicht sagen: Es ist Verlegenheit gegenüber den neuen wissenschaftlichen und sozialen Lehren und Anforderungen, welche die Geistlichen empfinden und äußern. Es scheint mir damit zu wenig gesagt zu sein. Denn von Verlegenheit redet man bei solchen Hindernissen, die bei einiger Klugheit und Gewandtheit überwunden werden können. Was aber gegenwärtig vorliegt, das sind schwere Probleme, alte, unlösbare Fragen, die wieder einmal mit voller Schärfe gestellt werden. Wenn die Predigt nicht die Wirkung hat, wie sie sollte, wenn der Geistliche Widerstand findet, in seinen guten Absichten verkannt wird, wenn die evangelische Kirche das Aussehen der Ermüdung zeigt, so liegt das darin, daß die Denkweise eines großen Teiles der gebildeten und ungebildeten Stände unsers Volkes und diejenige, auf welcher der evangelische Glaube aufgebaut ist, weit auseinander klaffen. Das fühlt der Geistliche sehr wohl und kann es doch nicht ändern. Denn nur ein ganz kleiner Teil unter ihnen hat die Illusion, daß eine Veröhnung der Gegensätze möglich sei und daß sich der Glaubensinhalt dem Zeitbewußtsein anpassen könne und dürfe. Ebenso wenig Hoffnung setzt man darauf, die der Kirche entfremdeten Kreise durch dialektische Mittel wieder zu gewinnen. Es bleibt nichts übrig, als Entsagung zu üben und Geduld zu haben. Aber das ist nicht jedermanns Sache, am wenigsten die Sache derer, die mit kräftigem Willen und lebhafter Empfindung begabt sind. Der Wunsch, etwas zu schaffen, etwas fertig zu bringen, aufzubauen, führt zu Parteilagen, zur Vielgeschäftigkeit, zur Selbsttäuschung, zum Pessimismus.

Das alte Problem, welches die Gegenwart beherrscht, ist die Frage nach dem Maße der freien Bestimmung gegenüber der Autorität, der eignen Überzeugung gegenüber der objektiven Lehre. Faßt man das Prinzip des Protestantismus, nach welchem die subjektive Überzeugung der höchste Richter ist, absolut, so bedeutet es die Verneinung jeglicher Kirchenbildung. Eine objektive Unterlage der Vereinigung muß da sein und ist da in dem Worte Gottes. In dem Maße, als dies an Ansehen verlor, lockerte sich der Halt der Kirche. Aber was ist Wort Gottes? Welches ist die zutreffende Form seines Inhaltes? Welches ist das Minimum, das verlangt werden muß? In der verschiedenen Beantwortung dieser Fragen liegen die Differenzen des Bekenntnisses wie der Parteien.

Auch in sittlicher Beziehung ist die evangelische Kirche nicht ohne Voraus-
setzung gegründet worden. Sie erstrebt das höchste sittliche Ideal, dem gegen-

über das beste Vermögen des Menschen unzulänglich ist. Der Glaube an die Ausgleichung dieser Unzulänglichkeit durch Christus ist die Voraussetzung allen sittlichen Wertes und sittlichen Strebens. Daher die Lehre: Aus dem Glauben die Werke. Aber die Höhe eines solchen ethischen Standpunktes ist nicht der Anfang, sondern das Ende der Entwicklung. Die christliche Ethik in der Form des evangelischen Bekenntnisses ist einer höhern Klasse zu vergleichen, welche Vorklassen voraussetzt. Die römische Kirche, welche ihre Vorklassen in die Organisation aufgenommen hat, ist gewissermaßen im Vorteile, wenn sie auch der Gefahr nicht entgeht, auf einer tiefern Stufe ethischer Erkenntnis sitzen zu bleiben. Luther setzt bei seiner Kirchenlehre die „christliche Obrigkeit,“ den christlichen Staat nach mittelalterlichem Staatsbegriffe voraus. Die Territorialherrschaft über eine gemischte Bevölkerung kennt er nicht, und so weist er dem Staate kirchliche Funktionen, gleichsam das alte Testament zu. Der moderne Staat muß diese Aufgabe ablehnen. Somit hat die evangelische Kirche einen Teil dessen verloren, was ihr zur Unterlage diente. Sie muß die Arbeit selbst übernehmen, ist aber darauf nicht eingerichtet und in der Methode nicht geübt. Wenigstens gleicht mancher brave Pastor dem Lehrer einer höhern Klasse, der das A-b-c lehren soll und es zu lehren verlernt hat. Was aber das schlimmere ist: die evangelische Kirche kann die so wenig gewürdigte und verstandene Höhe der sittlichen Anforderung nicht herabmindern, ohne sich selbst preiszugeben. Sie würde als Lehrerin des Volkes mehr wirken, wenn sie sich der Lehre vom opus operatum der katholischen Kirche nähern wollte, aber das kann sie nicht.

Alles dies sind doch nicht bloß Verlegenheiten, sondern schwere Hindernisse, an deren Bewältigung noch manches Geschlecht wird arbeiten müssen. Der Verfasser betont zum Schlusse, daß es bei Professoren und Pfarrern darauf ankomme, daß alle ihre hohe Aufgabe immer bewußter und tiefer erfassen und durchführen. Vor allem bedürfe die Kirche tüchtiger Pfarrer. Nicht Gelehrte, nicht Advokaten des Christentums sollen sie sein, sondern lebendige, frohe Zeugen des Evangeliums, geschult durch die Wissenschaft, ausgestattet mit Weltkenntnis und Menschenkenntnis, gesalbt mit dem Geiste, treu, stark, frei. Zudem wir das Wort „frei“ im christlichen Sinne fassen, stimmen wir dem zu. m. u.



Unsre Apotheken.



seit 1848, also ein Menschenalter hindurch, werden die Volksvertretungen von Zeit zu Zeit mit Petitionen in Sachen der Apothekengesetzgebung bestürmt, welche auf Freiegebung der bisher beschränkten Niederlassung in diesem Gewerbe gerichtet sind. Es dürfte daher eine objektive Darlegung der bestehenden Verhältnisse in diesen Blättern nicht überflüssig erscheinen. Auch hier spielt sich ein Stück

sozialer Frage ab, wenn sich dieselbe auch nur in kleineren Verhältnissen bewegt.

Um zunächst die heutigen Besitzverhältnisse verstehen zu können, bedarf es einer Orientirung in der einschlagenden Gesetzgebung. In den ältesten Zeiten wurden von Zeit zu Zeit von deutschen Fürsten an Apotheker Gewerbsprivilegien verliehen; diese zerfallen in Personalprivilegien und Realprivilegien. Die ersteren hafteten nur auf der Person auf Lebensdauer, letztere waren eine Pertinenz des Grundstücks. In Wirklichkeit war diese Verschiedenheit von keinem Einfluß, denn auch die Erneuerung bloß persönlicher Privilegien wurde nie verweigert und hatte eigentlich nur den Erfolg, daß der neue Besitzer der Apotheke dem Verleiher des Privilegs von neuem die Gebühr für die Erneuerung entrichten mußte. Nur wenige von den Realprivilegien enthalten die Bestimmung, daß dem Inhaber damit ein ausschließliches Recht in einer gewissen Stadt erteilt werden solle.*)

Das Allgemeine Landrecht bestimmt in § 462: Das Recht, zur Anlegung neuer Apotheken Erlaubnis zu geben, kommt allein dem Staate zu; in § 463: Neue Konzessionen sind nach den Vorschriften von Privilegien zu beurteilen. Hiernach beruhen die neueren Berechtigungen zum Halten einer Apotheke auf Konzessionen des Staates. Es standen sich nun privilegierte und konzessionirte Apotheken gegenüber. Die ersteren bildeten ein selbständiges, dauerndes Rechtsobjekt, die letzteren wurden als ein Aggregat von Vorräten, Gerätschaften und Einrichtungen betrachtet, welche erst durch die Konzession des Staates zur Apotheke wurden. Praktisch wurde indes zwischen den privilegierten und den konzessionirten Apotheken kein Unterschied gemacht, da man jedesmal dem Käufer einer konzessionirten Apotheke die Konzession zur Fortführung erteilte. So war es wenigstens in Preußen. (Im ehemaligen Königreich Hannover wurden die konzessionirten Apotheken nicht verkauft, sondern stets als Familienstück dem Sohne, auch dem Schwiegersohne, wenn er Apotheker war, weiter verliehen; nur wenn derartige Erben nicht vorhanden waren, kam die Apotheke an einen Fremden. Die Söhne mußten also, um ihr Eigentum zu erhalten, Apotheker werden, die Töchter einen Apotheker heiraten. Mit der Aufnahme Hannovers in den preußischen Staat sind auch hier preußische Normen geschaffen worden.)

Es giebt also zur Zeit in Deutschland privilegierte und konzessionirte Apotheken. Der Unterschied beider ist nur der, daß die privilegierte Apotheke als ein unbestrittenes Eigentum verkauft werden kann, ohne daß die Regierung gefragt zu werden braucht; die konzessionirte Apotheke kann auch verkauft werden, aber der Nachfolger muß der Regierung zur Übertragung präsentiert werden. Da die Konzession jedesmal übertragen wird, wenn der Käufer seine Papiere in Ordnung hat, so ist die konzessionirte Apotheke verkäuflich wie jedes andre

*) Die Apotheken der Stadt Braunschweig z. B. hatten bis vor wenigen Jahren solche ausschließliche Privilegien, doch wurde die Ausschließlichkeit durch Vertrag damals abgelöst.

Eigentum, und der Käufer bezahlt das Geschäft (nicht die Konzession) nach seinem Umfange. Die Kreditverhältnisse der privilegierten Apotheken sind dadurch etwas mehr gesichert als die konzessionierten, daß das Privilegium als solches ein Folium im Hypothekenbuche hat und belastet werden kann, während die Konzession ein solches Unterpfind im Hypothekenbuche nicht bietet. Im Grunde ist der Unterschied indes auch hier nur ein theoretischer. Denn wenn die konzessionierten Apotheken kein besondres Folium für ihre Konzession im Hypothekenbuche haben, so sind sie doch hypothekarisch ebenso schwer belastet wie irgend eine privilegierte Apotheke. Bei beiden ist es ja die gute Geschäftslage, die Möglichkeit, darin ein gewinnbringendes Geschäft zu betreiben, welche dem Hause, so lange es mit der Apotheke verbunden ist, einen höhern Wert verleiht.

Es ist hiermit nicht anders als mit einem andern Hause. Steht ein Haus mit so und so vielen Läden und Wohnräumen in Berlin unter den „Linden“ oder in Potsdam am Thor, so würde der Wert desselben ein sehr verschiedner sein, wenn auch Zoll für Zoll das Haus dasselbe sein sollte. Nicht der reelle Wert des Materials wird geschätzt, sondern der Ertrag, welchen es abwirft. Wenn es eines Tages dem Staate beikäme, aus irgend einem Grunde die „Linden“ in Berlin für den Verkehr abzusperren, so wären die Häuser daselbst wertlos. Würden die Eigentümer ohne Entschädigung bleiben?

Damit wären denn auch die thatsächlichen Besitzverhältnisse der Apotheken klar. Gleichviel, ob privilegiert aus alter Zeit oder konzessioniert, die Apotheken sind Eigentum der jeweiligen Besitzer, nicht das Privilegium, nicht die Konzession verleiht der Apotheke den Wert, sondern der Umfang des darin betriebenen Geschäftes und dessen Reinertrag. Um diese Geschäfte in jenem Hause machen zu können, muß man allerdings nicht bloß Apotheker sein, sondern es gehört dazu auch eine Berechtigung (das Privilegium) oder eine Erlaubnis des Staates (Konzession). Wäre es jedermann gestattet, sofern er nur den Nachweis der Befähigung führte, nach Belieben eine Apotheke zu errichten, so würde der Wert jener heute so kostspieligen Geschäfte plötzlich bedeutend sinken, und zwar aus zwei Gründen. Einmal würden die bestehenden Apotheken in ihrem Geschäftsumfange durch beliebig vermehrten Wettbewerb neuer Gründungen bedeutend abnehmen, dann aber würde auch die Nachfrage nach bestehenden Apotheken zunächst aufhören. Es würden in solchem Falle, schlecht gerechnet, etwa hundert Millionen Mark den jetzigen Apothekenbesitzern und ihren Gläubigern verloren gehen. Würde der Staat sie entschädigen?

Wenn wir erwägen, daß die geschilderten Verhältnisse bestehen, so lange es in Deutschland Apotheken giebt; daß sie dort, wo sie scheinbar nicht bestanden (wie in Hannover), thatsächlich auch nicht viel anders waren; daß vielmehr in Hannover sowohl wie in Elsaß-Lothringen (in diesem galt ehemals nach französischem Recht freie Niederlassung) dieselben Eigentumsverhältnisse später eingeführt worden sind; wenn wir ferner erwägen, daß es der Staat ist,

der diese Verhältnisse geschaffen hat, nicht die Eigentümer der Apotheken, daß der Staat vielmehr bisher die freie Niederlassung verbot und den Apotheker zwang, wenn er sein Gewerbe betreiben wollte, ein bestehendes Geschäft zu erkaufen, dann müssen wir doch zu dem Schlusse kommen, daß jede Schädigung der heutigen Apothekenbesitzer durch Veränderungen in der Gesetzgebung auch eine volle Entschädigung zur Folge haben muß.

Die Einwendung, daß man früher auch die Mühlegerechtigkeiten und andre Eigentumstitel ohne Entschädigung aufgehoben habe, ist nicht stichhaltig. Wenn man früher einmal ungerecht gehandelt hat, so braucht man es doch nicht heute zu thun; man ist heute doch im allgemeinen gerechter geworden, die Welt schreitet sittlich vorwärts.

Lassen wir indes hier die Frage der Entschädigung auf sich beruhen, sehen wir vielmehr, welche Schattenseiten die heutigen Besitzverhältnisse gezeitigt haben, und ob die freie Niederlassung notwendig auch eine Besserung bringen werde.

Wie es überhaupt nichts Vollkommenes giebt, so hat auch das jetzige System der Beschränkung der freien Niederlassung im Apothekerstande gewiß große Übelstände. Der junge Apotheker ohne Vermögen ist aussichtslos. Er muß entweder dauernd als Gehilfe dienen und erhält dann im günstigsten Falle einmal eine Konzession. Oder er muß vom Fache abgehen und ein andres ergreifen. Der vermögende Apotheker dagegen ist gezwungen, ein bestehendes Geschäft zu kaufen. Das ist aber oft leichter gesagt als gethan. Da es stets mehr Kaufliebhaber geben wird als Verkäufer, so sind die Preise oft recht hoch, auch hier regeln Nachfrage und Angebot den Preis. Oft ist es überhaupt nur der große Kapitalgewinn, welcher den Besizer zum Verkaufe verlockt. Kann also der betreffende Käufer nicht warten, oder steift er sich darauf, in einem bestimmten Orte zu wohnen, dann werden oft recht hohe Preise bezahlt, und der Geschäftsgewinn ist dann auch darnach. Dies sind die Nachteile, welche die Apotheken als solche treffen. Das Publikum wird davon nicht berührt.

Es wird wohl behauptet, das Publikum müsse diese hohen Werte verzinsen, doch ist die Behauptung einfach thöricht. Der Apotheker berechnet die ärztlichen Verordnungen nach staatlicher Arzneitage, und diese ist niedrig genug, wie wir noch ausführen werden. Daß das Publikum, nachdem eine Apotheke irgend eines Ortes mit großem Nutzen verkauft worden ist, nunmehr dieses Plus am Preise verzinsen müsse, davon kann keine Rede sein.

Der Übelstand der hohen Apothekenpreise wird nicht abzuändern sein. Es ist ein Geschäft, wenn jemand eine Apotheke kauft. So wenig sich der Staat in die Verkäufe der Häuser und Landgüter mischt, so wenig ist es seine Sache, sich um die Preise der Apotheken zu bekümmern. Hat der Käufer sich über-eilt, hat er leichtsinnig gehandelt, so muß er eben sehen, wie er fertig wird.

Mit den Apothekern ohne Vermögen ist es freilich anders. Aber auch

hier wird die Sache von den Anhängern der freien Niederlassung schlimmer gemacht, als sie ist. Der Apotheker hat während seiner Laufbahn vieles gelernt. Er ist sehr geeignet, in andre Bahnen überzutreten, und wir finden in der That in vielen Ständen tüchtige Leute, welche ehemals Apotheker waren. Wir kennen Professoren, Chemiker, Ärzte, Fabrikanten, Kaufleute u., lauter ehemalige Apotheker, denen es sehr wohl geht. Dagegen hat man nie gehört, daß ein brauchbarer Apotheker stellenlos gewesen wäre. Sache des Staates wäre es hier, mit zu helfen, Laufbahnen zu schaffen; wir denken an die Fabrikinspektoren, vereideten Handelschemiker, Chemiker an staatlichen Untersuchungsstationen u. Solche Stellen könnten tüchtigen Apothekern vorbehalten werden. Es ist nicht ganz leicht, in einem andern Fache sich Bahn zu brechen, das geben wir zu. Es erfordert Willenskraft, Verstand und Glück. Leichter ist es, auf eine Konzeßion zu warten und inzwischen nach Freiheit zu rufen, nämlich nach dem Rechte freier Niederlassung. Das Wort „Freiheit“ allein ist ja ganz geeignet, die Massen zu gewinnen.

Außer den beiden hervorgehobenen Übelständen, nämlich daß zum Ankauf Vermögen gehört und daß er auch dann noch recht schwierig ist, Übelständen, welche leider in andern Ständen (beim Landwirt z. B.) auch vorkommen, wüßten wir dem Konzeßionssystem mit beschränkter Niederlassung nichts nachzusagen. Das öffentliche Interesse erfordert Apotheken, der Staat hat die Verteilung derselben in der Hand, er führt die Aufsicht, er bestimmt den Preis der Arzneien. Unter diesem System ist die deutsche Apotheke geworden, was sie ist. Wer jemals in England, in Holland oder Frankreich gereist ist, der weiß auch, daß in diesen Staaten nur wenige hervorragende Apotheken sich mit der deutschen Durchschnitt-Apotheke messen können, sowohl in Bezug auf Güte und Reinheit der Waaren, praktische Einrichtung, als Billigkeit der Preise.

Nicht unterlassen können wir an dieser Stelle auf den Selbstmord des Dr. Kosewzin in Petersburg zurückzukommen, der noch in frischem Gedächtnis ist. Derselbe hatte Versuche mit Cocain gemacht, und zwar ließ er sich Berichte französischer Fachzeitungen als Richtschnur dienen. Er ließ 24 Gran einspritzen und erklärte den Zuhörern, daß französische Ärzte fast eine doppelt so große Quantität anwenden ohne Gefahr für den Patienten. Die Operation verlief glücklich, doch kurze Zeit, nachdem die Patientin in ihrem Zimmer angelangt war, traten Todesymptome auf; sie starb nach zwei Stunden. Da die pharmazeutischen Präparate in Rußland untersucht werden und das Cocain rein war, muß angenommen werden, daß die Franzosen mit unreinem oder (Cocain ist sehr teuer) verfälschtem Cocain zu thun gehabt haben, sodas die Dosis von reinem Cocain zu groß war. Dieser Vorfall wirft ein Licht auf die französischen Apotheken.

Wir stellen in Frage, ob die deutsche Apotheke bei freier Niederlassung leistungsfähig bleiben wird. Wir bestreiten jedenfalls, daß dann für eine an-

gemessene Verteilung der Apotheken besser gesorgt sein würde. Das Feld der Pharmazie ist eng und begrenzt. Arznei ist kein Luxusartikel; Krankheiten sind Naturgesetze folgende Ausnahmezustände. Der damit gegebene, nur wenig schwankende Arzneikonsum kann auch nur eine bestimmte Zahl von Apotheken erhalten.

Es ist notwendig, daß der Geschäftsbetrieb einer Apotheke mindestens so groß sei, daß ein Gehilfe gehalten werden könne. Soll der Apotheker Tag und Nacht, Sonntags und Feiertags jederzeit dem Publikum zu Diensten stehen, so muß er auch jemand haben, der ihn ablöst. Schon jetzt giebt es in Deutschland zweitausend Apotheken ohne Gehilfen. Damit ist schon genug des weißen Sklaventums.

Wie würde es nun aber mit der Niederlassung der jungen Apotheker stehen, wenn, nach Einführung der freien Niederlassung, alle Plätze besetzt sind? Sicher nicht anders als heute. Man würde ein bestehendes Geschäft zu kaufen suchen, der Überschuß der Pharmazeuten würde sich nach andern Fächern wenden müssen. Dagegen würden Gehilfenstellen ein gesuchter Artikel sein, da nur einige Geschäfte deren noch bedürfen würden.

Die beschränkte Niederlassung der Apotheker ist eine Notwendigkeit im Interesse des öffentlichen Wohles. Die daran rütteln, sind kluge Leute, welche gern die vorhandenen Werte teilen möchten. Es ist ja unbestreitbar, daß diejenigen, welche die neuen Gründungen mitmachen könnten, recht billig zu einer Apotheke kämen, daher denn auch die steten Petitionen. Soll aber die deutsche Apotheke leistungsfähig erhalten bleiben, so muß ihr ein gewisses Absatzgebiet bleiben. Dieses Gebiet bestimmt heute der Staat, indem er andererseits auch bestimmte Anforderungen stellt.

An der Handhabung des Konzessionsystems ist sicherlich noch manches zu verbessern. In erster Linie ist es ein Mangel, daß die Vermehrung der Apotheken an so viele verschiedene Bedingungen geknüpft ist, daß eigentlich nur die persönliche Anschauung des Regierungsrates entscheidet. Es müßten hier greifbare Zahlen und Entfernungen vorgeschrieben sein. Gern ist zuzugeben, daß diese Zahlen schwer zu bestimmen sein werden, da Provinzen mit dünn gesäter Bevölkerung anders zu behandeln sind, als solche mit dichter Bevölkerung. Auch ist das Verhältnis in größeren Städten ein andres als in kleinern mit weiter Umgebung. Aber zu machen ist die Sache.

Zu tabeln ist ferner die Art der Erwerbung dieser Konzessionen. Es wird eine öffentliche Bewerbung ausgeschrieben, die Zeugnisse der Bewerber werden geprüft und der älteste unter den Würdigsten erhält die Konzession. Ausgeschlossen sind die, welche eine Apotheke besessen haben, und solche, welche nicht den Nachweis eines gewissen Vermögens zur Einrichtung der Apotheke zu führen imstande sind.

Betrachten wir die letztere Vorschrift zuerst, so können wir uns eines Kopf-
 Grenzboten I. 1887.

schütteln nicht erwehren. Hat man etwa durch Erteilung wertvoller Konzessionen wohlhabende Leute noch wohlhabender machen wollen, so wäre das Verschwenken dieser Konzessionen, von denen manche 100 000 Mark und mehr wert ist, eigentlich unverantwortlich. Diese Bedingung muß vernünftigerweise wegfallen, um nicht die Bewerber zu nötigen, sich künstliche Vermögensnachweise zu verschaffen, sie kann umso mehr wegfallen, als der glückliche Besitzer einer Apothekenkonzession Kredit genug hat, um die Apotheke einzurichten. Ebenso ist die Bedingung, daß der Bewerber bisher noch keine Apotheke besessen haben darf, eine unnötige. Der Staat hat kein Interesse weiter, als daß die Apotheke später seinen Anforderungen entspreche und der Inhaber ein geprüfter Apotheker sei. Es ist eine ungerechte Härte, den Landapotheker, welcher sich viele Jahre ohne Gehilfen in seinem kleinen Geschäft geplagt hat, von der Bewerbung um eine bessere Stelle auszuschließen. Hat ein solcher Mann lange Jahre hindurch seine Pflicht gethan und kann er das durch Empfehlung seiner Behörden beweisen, so ist diesem eine Verbesserung seiner Lage wohl zu gönnen, wenn er zu Gunsten des Staates zur Weitergabe seiner Konzession auf diese verzichtet. Sehr zu erwägen würde sein, ob überhaupt die Konzessionen nicht besser öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden sollten. Uns will es immer wunderbar erscheinen, wenn solche oft ein Vermögen darstellenden Konzessionen irgendetwas ältern braven Herrn geschenkt werden. Die neuere Verordnung, wonach die Inhaber solcher neuen Konzessionen erst nach zehnjährigem Besitz verkaufen dürfen, ändert an der Thatsache nichts, daß Apotheker vom Staate mit Vermögen beschenkt werden ohne irgendeine Gegenleistung.

Eine Schattenseite der beschränkten Niederlassung ist der Apothekenschacher, welchen wir hier ebenfalls berühren müssen. Es kommen vielfach Fälle vor, daß große, dem Fernstehenden oft unbegreifliche Gewinne beim Verkauf von Apotheken gemacht werden. Es gehen Apotheken in kurzer Zeit durch drei und vier Hände, und jedesmal mit beträchtlichem Gewinn für den letzten Besitzer. Ja es scheint Apotheker zu geben, welche aus diesem An- und Verkauf von Apotheken ein Geschäft machen. Kommen dann solche Fälle an die Öffentlichkeit, so wird über das ganze Konzessionssystem der Stab gebrochen, nach „Gewerbe-freiheit“ gerufen und der „Krach“ prophezeit. Das merkwürdige bei der Sache ist, daß der Krach eben nicht kommt, sondern alles ruhig weiter geht.

Zunächst muß doch festgehalten werden, daß auch andre dem freien Verkehr unterworfenen Objekte im Preise steigen. Wir erleben es täglich, daß beim Verkauf von Häusern und Grundstücken erheblich verdient wird, darüber spricht aber niemand, es ist ja natürlich, und der Käufer muß es ja gewußt haben, weshalb er so viel geben konnte. Beim Apotheker aber, der ja in all und jeder Sache von den Medizinalbeamten bevormundet wird, ist das etwas andres. Man spricht dann von dem Anwachsen von Monopolwerten und überlegt, wie dem abzuhelfen sei. Man legt Eisenbahnen an, um den Verkehr zu erleichtern,

und freut sich, wenn die Werte der Landgüter, Baupläne u. s. w. steigen; aber ein Anwachsen des Geschäftswertes der Apotheken soll vom Übel sein. Mögen auch schwindelhafte Verkäufe stattgefunden haben, es giebt doch auch Gründe, welche das Steigen der Apothekenpreise sehr erklärlich machen.

Von 1848 bis 1870 und länger war es zweifelhaft, ob der Drang nach Gewerbefreiheit, welcher damals unter der Herrschaft der Manchesterdoktrin alles beherrschte, nicht auch die Apothekenverte über Bord werfen werde. Es war damals schwer, eine Apotheke zu verkaufen, die Käufer hielten sich zurück, und wo ein größeres Geschäft verkauft werden mußte, so wurde in Anbetracht der Gefahr, welche der Käufer einging, kein hoher Preis bewilligt. Erst als nach Feststellung des Gewerbegesetzes die Apotheken von den freien Gewerben ausgenommen wurden und sich auch ein Umschwung in der öffentlichen Meinung gegen die allzu ausgebehnte gewerbliche Schrankenlosigkeit vollzog, verringerte sich die Gefahr des Käufers, und es konnten wieder höhere Preise bezahlt werden. Nun trat auch mehr Kauflust ein, und die Nachfrage nach Apotheken wurde größer. Hierzu kam, daß der Zubrang zum Apothekerstande mit den gesicherten Zuständen gleichen Schritt hielt. In der Periode vor 1870 wollte niemand Apotheker werden. Um Lehrlinge zu erhalten, gab man diesen schon in Form von „Taschengeld“ Bezahlung. Jetzt zahlen die Lehrlinge überall, umgekehrt, ein Kostgeld. Das Vertrauen, welches den Apotheken höhern Wert gab, veranlaßte junge Leute, sich wieder dem Stande zu widmen. Dem entsprechend gab es aber später eine größere Zahl examinirter Apotheker, wodurch auch die Nachfrage nach Apotheken gesteigert wurde. Das wirkt ebenfalls auf die Apothekenpreise.

Ein dritter Umstand kam hinzu, nämlich das Sinken des Zinsfußes. Wenn es früher leicht war, Geld zu fünf und sechs Prozent in Papieren anzulegen, und das Kapital solche Anlagen auch deshalb liebte, weil an diesen Papieren oft noch bedeutende Kapitalgewinne gemacht wurden, so ist das später, besonders als auch sehr viel Geld wieder in solchen Anlagen verloren wurde, anders geworden. Mit dem Sinken des Zinsfußes aber ist wohl mancher ehemalige Apothekentreter gezwungen worden, sich wieder anzukaufen. Betrachtet ein solcher Herr eine Apotheke mehr als eine sichere Geldanlage zu etwas bessern Zinsen, so hat er auf den Preis nicht sehr zu sehen.

Diese Umstände zusammengenommen haben es dahin gebracht, daß ein stetes Steigen der Apothekenpreise in Gang kam. Auch die Apothekenkommisionäre, deren es eine ganze Anzahl offene und heimliche giebt, haben ihren Teil dazu beigetragen, die Preise in die Höhe zu treiben. Es ist aber kein Grund einzusehen, weshalb man in den teuern Apothekenpreisen einen Übelstand finden sollte, der gleichsam das öffentliche Wohl gefährde und von Staatswegen bekämpft werden müsse. Diese Anschauung ist völlig verkehrt. Das Wohl des einzelnen Apothekers, insofern es sich darum handelt, daß er

sich ankauf, ist nicht Sache des Staates, hier hat jeder für sich selbst zu sorgen, und wenn die Apotheke nur sonst in vorgeschriebenem Zustande sich befindet und den gesetzlichen Anforderungen entspricht, ist das öffentliche Wohl dabei nicht beteiligt. Daher sind die Versuche mancher Regierungen, auf den Kaufpreis der Apotheken zu wirken oder denselben bestimmen zu wollen, nur als Übergriffe zu bezeichnen, die noch dazu nie ihren Zweck erreichen konnten. Wie wünschenswert es auch ist, daß jeder Apotheker nach vollendetem Examen sogleich eine billige und rentable Apotheke erwerben könne, so wenig wird dies auf gesetzlichem Wege zu erreichen sein, weder unter jetzigen Verhältnissen noch im Falle unbeschränkter Niederlassung.

Die Anforderung, die jetzigen Apothekenbesitzer zu entschädigen oder ihre erworbenen Eigentumsrechte ohne Entschädigung zu beseitigen, ist eine geradezu kommunistische, welche nur im Interesse der zufällig gegenwärtig in Stellung befindlichen examinirten Gehilfen gemacht werden kann, da, wie wir oben ausführten, späterhin, wenn erst die Teilung vollzogen sein wird, es doch wieder mit dem Niederlassen ein Ende haben wird. Es ist eine Anforderung, welche übrigens mit dem öffentlichen Wohle nichts zu thun hat.

Die Apostel der freien Niederlassung stellen sich zwar, als leide das öffentliche Wohl unter den jetzigen Verhältnissen, da natürlich später die Arzneien bedeutend billiger werden würden. Dieses einzige Argument, welches etwa ein öffentliches Interesse erwecken könnte, ist indes nicht stichhaltig. Es ist sehr zu bedauern, daß in ärztlichen und Laienkreisen über die angeblich hohe Arzneipreise so ungerechtfertigte Vorurteile herrschen. In Nr. 94 des Jahrgangs 1886 bringt die „Deutsche Medizinalzeitung“ einen Abdruck aus der „Berliner Zeitung“ über diesen Gegenstand, der an erster Stelle doppelt zu bedauern ist, weil er geradezu aufhebend wirkt. Es wird da ausgeführt, daß zehn Calomelpulver, deren Wert etwa sechs Pfennige einschließlich der Schachtel betrage, nach der Lage fünfundneunzig Pfennige kosten, und dieser Gewinn wird als ein beispielloser hingestellt. Dazu wird dann erzählt, daß der Apotheker, welcher mit solchem enormen Gewinne arbeite, seinen Gehilfen mit zwölf- bis fünfzehnhundert Mark Gehalt abspieße. Das Gehässige dieser Art zu diskutieren liegt zu Tage; der Korrespondent der „Berliner Zeitung“ mag wohl ein unzufriedener Apothekergehilfe gewesen sein. Dem gegenüber wird ein Eingehen auf die Arzneipreise an dieser Stelle nicht überflüssig erscheinen.

Zunächst muß bemerkt werden, daß in dem angeführten Falle dem Betreffenden wohl die hundert Prozent vorgeschwebt haben, mit denen die Apotheker arbeiten sollen, und hiernach wären jene zehn Pulver mit zwölf Pfennig ja reichlich bezahlt. Wer aber in diesen Dingen mitreden will, sollte doch von Prozenten schweigen. In den zehn Pulvern steckt eine halbstündige Arbeit, die Verantwortung für richtige Arbeit, die Garantie der Reinheit der angewandten Substanzen, die Entschädigung für das aufgewendete Studium. Was würde

der Arzt wohl sagen, wenn sein Rezept nach dem Papiertwerthe oder seine gemachte Operation nach dem Verbrachte von Chloroform taxirt würde?

Thatsache ist, daß die ärztlichen Verordnungen nur in Ausnahmefällen, bei Anwendung teurer Medicamente, den Preis von einer Mark übersteigen; der Durchschnittspreis ist sechzig bis achtzig Pfennige. Dieser Preis ist nicht soviel, als der Schuhmacher für einen Absatz rechnet. Nach heutigen Geldverhältnissen ist die Arzneitaxe sogar recht niedrig.

Um beurteilen zu können, wie mäßig die Arzneitaxe gegenüber den Tagen andrer Gewerbetreibenden ist, nehme man nur einmal die preussische Arzneitaxe zur Hand. Das Minimum eines Preises ist drei Pfennige. (In Hamburg fünf Pfennige.) Das Auflösen von Zucker, Gummi, Pulvern, Seifen u. kostet zehn Pfennige. Dabei wird ein Mörser verunreinigt, die Arbeit will auch gemacht sein. Die Anfertigung eines Salepschleimes kostet zehn Pfennige. Hierzu muß destillirtes Wasser heiß gemacht werden, dann wird der Salep in einer Flasche mit dem Wasser eine Viertelstunde lang heiß geschüttelt. Damit keine Klümpchen entstehen, bedarf es verschiedener Vorsichtsmaßregeln. Dann wird die warme Flüssigkeit kalt gestellt, und nun erst können etwaige Zusätze gemacht werden. Die Auflösung eines Salzes kostet fünfzehn Pfennige. Hierbei ist ein Trichter zu verwenden, der dann wieder zu reinigen ist, und das nötige Gemisch reine Filtrirpapier. Das Anstoßen einer Pillenmasse, oft eine sehr zeitraubende und schwierige Arbeit, kostet zehn Pfennige. Es würde zu weit führen, hier alle Ansätze der Taxe zu notiren. Die angeführten Beispiele genügen wohl, um zu zeigen, wie die ganze Taxe sich nur in Pfennigen bewegt. Der höchste Satz für eine Arbeit in derselben ist fünfundzwanzig Pfennige, nämlich bei Abkochungen (zu welchen aber das destillirte Wasser umsonst gegeben werden muß) und für Bereitung von Emulsionen. Die Sätze gelten auch für die nächstliche Arbeit, denn, entgegen aller Billigkeit, giebt es keine Nachttaxe.

Zu obigen Arbeitspreisen kommt nun die Entschädigung für die aufgewendeten Waaren. Die allermeisten sind nicht teuer und werden nur in kleinern Quantitäten verordnet, daß der Ansatz des Minimums = drei Pfennigen gegeben ist. Mitunter freilich auch vier und fünf Pfennige und noch mehr. Durch die Addition jener Arbeitspreise, jener Waarenpfennige und die Gefährtschädigung entstehen dann die sechzig bis achtzig Pfennige, welche eine ärztliche Verordnung kostet.

Da es genug Apotheken giebt, welche mit sechs bis zehn Rezepten täglich existiren müssen, so ist es kaum billiger zu machen. Die Voraussetzung aber, als werde eine Vermehrung der Apotheken auf dem Wege der „Freiheit“ dem Publikum billigere Preise bringen, ist müßig. Kein Dienstmann arbeitet für das Geld, welches heute ein Apotheker für seine Arbeit bekommt, und nur die beschränkte Anzahl der Apotheken macht dies möglich. Ja es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß obige Taxansätze, welche den heutigen Geldverhält-

nissen schon lange nicht mehr entsprechen, von den Regierungen zeitgemäß erhöht worden wären, wenn man nicht damit den Kapitalwert der Apotheken, und zwar der größten am meisten, erhöhte, und das will man vermeiden. So ist denn das Konzeptionsystem recht eigentlich im öffentlichen Interesse, indem es in guten Apotheken die billigsten Arzneipreise ermöglicht. Das heutige Konzeptionsystem, wie es sich geschichtlich in Deutschland entwickelt hat, würde mustergiltig sein, wenn die Art der Erteilung neuer Konzessionen besser geregelt wäre, und wir haben keine Ursache, uns über die Ablösung der Apothekenwerte den Kopf zu zerbrechen.



Friedrich Hebbels Tagebücher von 1842 bis 1863.



in wahrhaftes, in seiner Weise unübertreffliches Neujahrs Geschenk empfängt die deutsche Literatur, das heißt jener kleine Kreis, der sich noch ernsthaft um diese Literatur bekümmert und an ihren geschiednen wie an ihren lebenden Vertretern warmen Anteil nimmt, durch das Erscheinen des zweiten Bandes der von Felix Bamberg herausgegebenen Tagebücher Friedrich Hebbels (Berlin, G. Grote, 1887). Als vor zwei Jahren der erste Band derselben veröffentlicht wurde ließ sich die Besorgnis nicht abweisen, daß die Herausgabe dieser „Tagebücher“ hundert alte Feindschaften erwecken, die gehässige Geringschätzung einer großen Natur, eines mächtigen Talents wieder aufreizen und alle die widrige Polemik, welche sich bei Lebzeiten Hebbels an das Erscheinen der meisten seiner Dichtungen und nach seinem Tode an das Hervortreten der Biographie Emil Kuhs geknüpft hatte, neu beleben würde. Nichts von alledem ist geschehen. Das Erscheinen des ersten Bandes ist von einem kleinen Teile der deutschen Presse mit dem Ernst und dem Verständnis, welche die Sache verdienten, und von dem weit- aus größeren mit jenem kalten Stillschweigen begrüßt worden, welches eben diese Presse allen nicht „aktuellen“ Ereignissen und Erscheinungen entgegenzusetzen pflegt. Hätte es sich um Sarah Bernhardt, um Moser oder Schweighofer gehandelt, so wären die Zeitungsfeuilletons und die Sonntagsbeilagen wieder einmal zu eng gewesen. Aber um einen der Literaturgeschichte bereits angehörigen, im Sinne dieser „Aktualität“ durchaus veralteten Dichter haben sich nach der Auffassung zahlreicher Vertreter der öffentlichen Meinung nur Schulmeister und Sekundaner zu bekümmern, und die Thatfache, daß noch immer Menschen vorhanden sind, welche vor einem großen, aber vom Massenerfolg nicht gekrönten

Streben Achtung, ja Bewunderung hegen, wird als entscheidender Beweis dafür betrachtet, daß noch Querköpfe und Widerbeller gegen das Reich der allgemeinen Vernunft existiren. Unter diesen Umständen darf es, wie gesagt, als ein glücklicher Umstand angesehen werden, daß sich einige gewichtige Stimmen laut und mit Nachdruck erhoben haben, den Wert von Hebbels „Tagebüchern“ zu bezeugen, eine gewisse Gattung moderner Menschen, für welche Hebbels Dichtungen stumm bleiben, beugt sich vor einem Aussprüche, wie demjenigen Wilhelm Scherer's, daß Hebbels Tagebücher ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges seien.

Der Herausgeber, einer jener Freunde, welche lange Jahre den Lebensweg des Dichters mit tremem Anteil und tiefem Verständnis für sein poetisches Schaffen begleitet, ihm nach dem Tode ihre Verehrung ganz bewahrt haben, sagt mit gutem Recht am Schlusse des zweiten und letzten Bandes: „Das Überwuchern materieller Interessen macht den Bessern die Pflege geistiger Interessen zur Pflicht. Nichts wird die jetzige literarische Epoche Deutschlands mehr charakterisiren, als die besonders durch Sünden der Presse verursachte Teilnahmslosigkeit der Massen gegenüber einem Dichter wie Friedrich Hebel.“ Er hat sich dabei wohl selbst gesagt, daß diese Teilnahmslosigkeit durch die Herausgabe der hochbedeutenden, hochinteressanten Blätter, in denen Hebel gezeigste Zwiesprache mit seinem Genius hielt und sich über Vermögen und Schranken seiner Natur strenge Rechenschaft gab, bei den Massen nicht aufgehoben werden wird. Was „Judith,“ „Maria Magdalena,“ die „Nibelungen,“ „Mutter und Kind“ und die schönsten und unvergänglichsten der lyrischen Gedichte Hebbels nicht bewirkt haben, können auch die „Tagebücher“ nicht bewirken. Wohl aber zeugen sie mit solcher Wucht für das Vorhandensein eines echten Dichter- und großen Künstlergeistes, belegen so entscheidend den reinen Willen und die unbeugsame Hingabe Hebbels an seine idealen Aufgaben, erschließen eine solche Fülle konzentrirter Weltbeobachtung, daß sie allerdings für jeden, der sie kennen lernt, ohne bis dahin den Dichter Hebel zu kennen, Anlaß und Sporn werden müssen, dem Leben und Schaffen des vielbestrittenen Dramatikers näherzutreten. Die „Tagebücher“ mit ihrem innern Reichthum und den eigentümlichen Dichtern, welche sie auf eine Reihe von Vorgängen und Erscheinungen der vierziger und fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts werfen, enthalten auch eine Reihe Hebbelscher Briefe. Es scheint, daß der Dichter zwar nicht vollständige Abschriften seiner Briefe, aber doch eingehende Darlegungen und wichtige Aussprüche aus den eben geschriebnen Briefen in seine Tagebücher eintrug. Auch Briefe, an deren Wortlaut ihm lag, mag er durch das Tagebuch ansbewahrt haben, so finden sich gewisse Schreiben an Fürst Friedrich Schwarzenberg, an Ludwig Uhland, an W. Kaulbach, an den Großherzog von Weimar, an Varnhagen von Ense, an F. Gustav Kühne ausdrücklich zu diesem Zwecke in den Tagebüchern festgehalten; von andern an Emil Pallaske, Friedrich von Uettrich, Onslow, Wilhelm Gärtner, Siegmund Engländer, Adolf Stern, den Maler Gurllitt

sind nur Bruchstücke mitgeteilt, welche die oben erwähnte Gewohnheit bestätigen. Die betreffenden Briefstellen enthalten jederzeit eine tiefe Anschauung über künstlerische und allgemein menschliche Fragen und offenbaren das rastlose und unablässig in die Tiefe strebende Geistesleben Hebbels. Die Eigentümlichkeit Hebbels war es, daß er nur da, wo er seine Kräfte ganz ins Spiel zu setzen, die letzten Konsequenzen zu ziehen, auf den Grund der Dinge zu dringen vermochte, sich zur Thätigkeit angeregt fühlte, daß er den schweren, grübelnden Ernst seiner Natur mit in die freundschaftliche Korrespondenz und das Gespräch hinübernehmen mußte. „Sie denken vielleicht — schrieb er dem Verfasser dieser Zeilen einmal, als eine längere Pause in ihrem Briefwechsel eingetreten war — indem Sie dieses lesen, daß ich inzwischen große Heldenthaten vollbracht und zum allerwenigsten unsern Wiener Rahlenberg von der Stelle gewälzt habe. Kein Gedanke. Ich habe einmal wieder eine Zeit, wo ich nur studiren kann, was ich in meinen Jahren nicht mehr zu den Arbeiten rechnen darf, und wo ich es beklage, nicht auch in Staat oder Kirche, wie mancher andre, untergebracht zu sein. Denn Vorlesungen oder Predigten halten und Referate ausarbeiten oder Toten- und Taufregister führen könnte ich natürlich auch.“ Hebbel täuschte sich auch darüber nicht, daß diese besondrer Artung seines Geistes, dies Bedürfnis, das „selbst die Blutkügelchen noch wieder zerlegte,“ der Wirkung seines außerordentlichen Talents Abbruch that. Am 23. Januar 1847 schrieb er in sein Tagebuch: „Heute habe ich mich den ganzen Tag in der angeregtesten Stimmung befunden und doch, wie so oft, nichts gethan, sondern mich ganz einfach des erhöhten Daseins erfreut! Sicher ist das naturgemäß, aber eben so sicher ist das auch ein Grund, weshalb ich so weit hinter vielen andern zurückbleibe, was die Wirkung auf die große Masse anlangt, denn diese will nicht Tiefe, sondern Breite, und wenn man zu lange mit seinen Gedanken spielt, streifen sie alle die bunten Hüllen ab, durch die sie sich bei ihr einschmeicheln könnten, und werden zu ernst und streng.“

Aber gleichviel unter welchen schweren und strengen Bedingungen Hebbel im Besitze seiner schöpferischen Begabung war — er blieb sich dieses Besitzes bewußt und gewann aus ihm die starke und zähe Widerstandsfähigkeit gegen die Ungunst der Zeit und das häßliche Treiben der Eintagslente, welche (zum Teil mit vollkommener Überzeugung und aus der Wahrheit ihrer flachen und dürftigen Natur heraus) gegen jede Lebensäußerung und jede Wirkung seiner Kraft ankämpften. Der zweite (im Verhältnis zum ersten sehr starke) Band der „Tagebücher“ umfaßt die Reisejahre des Dichters in Frankreich und Italien (1843 bis 1845) und die Zeit seiner Niederlassung in Wien, vom Jahre 1846 bis zu seinem im Dezember 1863 erfolgten Tode. Es ist die Zeit, in welcher Hebbel sich mit einem verzweifeltsten Entschlusse von Elisa Lensing, seiner Jugendfreundin, losriß, einem Entschlusse, welcher bereits in den Tagen seines Aufenthaltes in Rom seine Schatten vorauswirft. Wenn es heißt: „Schüttle alles

ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen andern fördern," so können wir uns eines leisen Fröstelns nicht erwehren, einen fühlenden, tieferen Menschen durch eigne und fremde Schuld in eine Lage verfrachtet zu sehen, bei der nur dieses äußerste übrig bleibt. Die Wiener Jahre brachten Hebbel ein menschlich häusliches Glück seltenster Art; das große Talent seiner Frau (Christine Enghaus), welche ein festes Engagement am kaiserlichen Burgtheater hatte, gab ihm einen sichern Boden der Existenz, den er mit all seiner gewaltigen Begabung nicht hatte erringen können. Die Periode zwischen 1846 und 1863 wurde diejenige, in welcher er mit der vollen Zuversicht schuf, für den Rest seines Lebens, von gemeiner Sorge unberührt, seiner Kunst sich hingeben zu können. Immerhin brachte er aus den Jahren des heftigsten Kampfes nicht nur Narben, sondern tief in sein Wesen und seine geistige Entwicklung eingreifende Nachwirkungen mit. Die erste war die hohe Reizbarkeit seines Wesens, welche alle Liebe der Seinen, der Freunde und selbst der große Allesversöhner, der Erfolg, nicht zu beseitigen vermochte. Unter'm 23. Dezember 1843 schreibt er selbst hierüber: „Oft entfesse ich mich über mich selbst, wenn ich erkenne, daß in mir die Reizbarkeit, statt abzunehmen, immer mehr zunimmt, daß jede Welle des Gefühls, und wenn sie von einem Sandkorn herrührt, das der Zufall in mein Gemüt hineinwarf, mir über den Kopf zusammenschlägt. Da sitze ich eben im besten Behagen an meinem Tisch und schreibe ein Gedicht ins Reine, zu dem ich gestern Abend, im Palais royal spazieren gehend, die letzten Verse machte. Die Portiere tritt herein und will die Tasse, worin sie mir des Morgens die Milch, zu meinem Frühstück bringt. Nun ist das allerdings eine französische Unverschämtheit, denn sie weiß recht gut, daß ich die Tasse, da ich mir immer einen Teil der Milch bis zum Abend aufhebe, den ganzen Tag brauche. Aber statt ihr dies auf gebührende Weise zu erklären und zu diesem Zwecke all mein Wischen Französisch zusammenzuraffen, dann aber über die Sache, wie sie es verdient, zu lachen und in meiner Arbeit fortzufahren, lasse ich sie freilich ohne die Tasse wieder hinausgehen und ärgere mich, daß mir das Blut in den Kopf steigt. Woher diese schreckliche Abhängigkeit von äußern Eindrücken, deren Wichtigkeit ich ja ebenso gut erkenne wie ein andrer? Und doch wüßte ich mich ihr auf keine Weise zu entziehen, im Gegenteil, sie kriegt mich immer mehr unter die Füße, ein Lächeln auf dem Gesichte eines Menschen, der mich ansieht, ein Blick auf meine Stiefel, selbst wenn ich die zierlichsten trage, wie ich jetzt thue, alles bringt mich aus dem Gleichgewicht, und der Verstand, an dem es mir wahrhaftig nicht fehlt, kann nichts dazu thun, als daß er mich, wie es wohl dem Betrunknen begegnen mag, ausspottet und mich so die doppelte Qual, den Zustand zu durchschauen, geistig über ihm zu stehen und ihn dennoch nicht überwinden zu können, empfinden läßt. Es ist ein großes Unglück sowohl für mich selbst als für die wenigen, die sich mir an-

Ortenboten I. 1887.

schließen, und es entspringt nur zum Teil aus meiner dichterischen Natur, die allerdings an sich, da sie vermöge der bloßen Vorstellung das Geheimste menschlicher Situationen und Charaktere in sich hervorrufen soll, eine größere Receptivität als die gewöhnliche voraussetzt; zum größern ist es die Folge meiner trüben Kindheit und meiner gedrückten Jünglingsjahre, es geht mir wie einem, der ein Dezennum zwischen Fußangeln und Selbststößen umhergeirrt ist und nur die wenigsten davon vermieden hat, er wird selbst auf Pflastersteinen anders auftreten wie andre. Was hilft es mir, daß ich dagegen angehe! Das kann die Menschen, mit denen ich zu thun habe, freilich gegen mich, gegen mein Auffahren schützen, aber in mir bleibt's das nämliche!" Die Zeit und die glücklicheren Verhältnisse der zweiten Lebenshälfte milderten hieran wohl etwas, aber am 31. Dezember 1858 verzeichnet der Dichter, eine Krankheitsperiode zusammenfassend: „Der Gemütszustand war sehr finster, die Arbeitsunfähigkeit groß, und mit tiefster Reue gedanke ich so mancher heftigen Aufwallung gegen die Meinigen, die selbst durch Krankheit nicht zu entschuldigen ist und die meine teure Frau mit Engelsgeduld ertrug. Freilich war ich fest überzeugt, daß ich nie wieder gesund werden würde, und wer mir die Beine nimmt, der nimmt mir auch den Kopf.“ Und in einem (den Tagebüchern nicht entnommenen, seither ungedruckten) Briefe vom 15. Oktober 1862 heißt es: „Ich erinnere mich der diesmal wieder mit Ihnen zugebrachten Tage mit Freuden. Sie haben weniger Ursache dazu, denn ich war der finstre Saul und Sie neben mir der milde David. Aber ich stehe nun einmal unter einem so bösen Sterne, daß ich mitunter auffahre, wo ich bloß lachen sollte, und auch Sie haben sich zu meinem Bedauern davon persönlich überzeugen müssen. Nicht, als ob ich mir in der Sache Unrecht gäbe; das wird mir selten begegnen, denn ich bin eine Aristidesnatur und kreuzige mein Fleisch oft über die Gebühr. Aber in der Form; wenn sich ein Architekt mit mir zu Tische setzt und als Maurergeselle wieder aufsteht, so ist das ein Spaß und weiter nichts.“

Eine nicht minder hinderliche, ja verhängnisvolle Mitgabe als die unzählbare, leidenschaftliche Heftigkeit in gewissen Augenblicken, war die Unmöglichkeit, von seinem Wege abliegende Leistungen zu würdigen und an sie die Maßstäbe anzulegen, welche sich aus ihrer Natur und Art ergeben. Es trieb Hebbel in solchen Fällen förmlich dämonisch, den härtesten Ausdruck für seine Überzeugungen zu brauchen. Wer ohne Berücksichtigung der ganzen Anlage und der durchaus subjektiven, von seinem innersten Künstlerbedürfnis bestimmten (an lichtvollen Offenbarungen, wie an feinsten Beobachtungen überreichen) Ästhetik des Dichters sich nur an den Widerspruch vieler seiner Urteile mit dem allgemein giltigen halten will, der findet auch in dem zweiten Bande der „Tagebücher“ eine Auslese solcher kritischen Aufwallungen. Wenn Hebbel beim Vergleich Uhlands mit Rückert gelegentlich von Rückerts Zämmertlichkeit spricht, oder Wielands Oberon „eine wie aus der Luft gegriffene Märchenanedote, die so wenig in die Mysterien

der Natur als des Menschenherzens hineinführt," ein Wert „ohne allen Wert“ nennt, wenn er noch in den letzten Jahren seine Übereinstimmung mit Carlyle betont, der sich befanntlich in einer weitgehenden Geringschätzung Walter Scotts gefiel, so waren dies eben Ausflüsse der besondern Natur Hebbels. Wie zahlreiche Menschen alles fürchten, was eine Tiefe hat, fürchtete er alles, was eine Breite hat.

Am augenscheinlichsten ist die Wirkung des Sonnenscheins in Hebbels Wiener Jahren dadurch, daß die grübelnde Versenkung in gewisse äußerste Fälle, die ihm als Konsequenz der Dinge erschienen, nach und nach beinahe völlig aufhört. Wir finden in den „Tagebüchern“ der vierziger Jahre noch genug Aufzeichnungen dieser Art, während sie später immer mehr zurüdtreten. Nur ein paar Proben mögen das Wesen dieser Reflexion näher erläutern. Hebbel zeichnet auf: „Ein Maler, der für sein höchstes Kunstwerk ein schönes Mädchen als Modell gebraucht und sie dann tötet, damit kein zweiter sie gebrauchen und niemand sagen könne, es sei Porträt,“ oder: „Ob jemand wohl so durstig werden kann, daß er ein Glas Wasser trinkt, welches vergiftet ist,“ oder: „Eine Bartholomäusnacht, aber in anderm Sinne als die erste, um die Bevölkerung der Erde auf das ihrer Produktionskraft entsprechende Maß zu reduzieren, in Folge allgemeinen Volksbeschlusses.“ Das Spielen mit solchen und ähnlichen Problemen hört in der Periode, in welcher „Agnes Bernauer,“ „Michel Angelo,“ „Othello“ und sein Ring,“ die „Nibelungen“ entstanden, beinahe ganz auf. Der Dichter hatte nur noch einzelne Anwendungen, gegenüber gewissen Problemen zu vergessen, daß das Maß der menschlichen Dinge sich mit innerer Notwendigkeit, allen Abstraktionen zum Trotz, herstellt. Wenn er die Frage aufwarf, ob nicht ein Nothschild die Ernte ganzer Länder aufkaufen und zu seinem Privatvergnügen auf dem Halme verfaulen lassen könne, wobei ihn „der Staat“ als Hüter des Eigentums schützen müsse, so stellte sich der Staat dem sonst so Scharfsichtigen als ein in alle Ewigkeit unwandelbares Abstraktum dar; er vergaß, daß er eine Gemeinsamkeit von Menschen ist, die unfehlbar vom Recht des Krieges gegen den Einzelnen Gebrauch machen würde, der ihr in der angeedeuteten Weise den Krieg erklärt hätte. Aber, wie gesagt, in eben dem Maße, als Hebbel die Segnungen eines lichtern Daseins, eines frohen Gedeihens empfand und dankbar würdigte, trat die Neigung zu diesem finstern Gedankenpiel zurück. Die spätern „Tagebücher“ bezeugen eine unverkennbare Neigung, sich auch den anmutigern und erquicklichern Eindrücken des Lebens zu überlassen, der Reiz und eigentümliche Duft, welcher die lyrischen Spätlinge Hebbels auszeichnet, erfüllt auch zahlreiche kleine Bilder, die uns aus den letzten Blättern der „Tagebücher“ entgegentreten.

Überhaupt aber — und das ist wohl die Hauptsache — welche offene, männlich tapfere, pflichtstrenge, im besten Sinne ritterliche, welche große, in allen Hauptsachen edle, in schwerer Selbstzucht geläuterte Natur, welche ein

Reichtum innern Lebens, welche eine todverachtende Entschlossenheit, das einmal erkannte Ideal nicht nur zur Richtschnur des eignen Willens zu nehmen, sondern auch gegen jede gemeine Aufsechtung zu verteidigen, lebt in diesem Buche! Welche eine Vornehmheit der Gesinnung selbst in äußersten Notlagen, welche eine rührende Dankbarkeit gegen die späten und im Sinne der heutigen genüßgierigen Welt immer noch spärlichen Gaben des Geschicks! „Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten — schreibt Hebbel am 14. August 1855 —, und mir nie eingeblendet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich in frühern Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgend einen Charakter zu zeichnen wie er oder irgend eine Situation zu malen, als mir, wie er, ein Grundstück zu kaufen. Nichtsdestoweniger habe ich heute Mittag zehn Uhr einen Kontrakt unterzeichnet, durch den ich Besitzer eines Hauses am Gmundner See geworden bin.“ Doch das alles sind Momente, welche auch der gleichgiltig blätternde leicht entdecken kann; versteckter liegt, daß dieser rauhe, spröde, gewaltsame Dittmarsche ein Herz voll reichster Teilnahme an fremdem Leid und jenen Sinn in sich trug, welcher mit der höchsten Feinheit und Zartheit, gleichsam schüchtern, andern das Leben zu schmücken strebt. Wer Feinheit des Gefühls und Aufmerksamkeit genug besitzt, die kleinen Beweise von Anmut des Herzens durch das Buch hindurch zu verfolgen, wird immer mehr inne werden, daß in Hebbel die Siegfriednatur neben der Hagenatur wohnte und sich in hundert, immer wieder schönig verstellten Zügen entfaltete.

Von höchster Bedeutung und beim bloßen flüchtigen Durchblättern garnicht zu schätzendem Werte sind die „Tagebücher“ Hebbels in Bezug auf die Betrachtungen und Erkenntnisse des Dichters über die Kunst. Sie ist ihm ein unablässiger Gegenstand des Nachdenkens und eine unererschöpfliche Quelle fruchtbarer Einsichten. Der Gedankenreichtum Hebbels wird selbst den bloßen Sätzen- und Aphorismenjäger befriedigen, wieviel mehr diejenigen, welche die rastlose geistige Arbeit erkennen, die sich in den kurzen, gewichtigen Sätzen birgt, mit denen Hebbel in allen Jahrgängen der „Tagebücher“ seine Resultate festhält. Derselbe Dichter, welcher mit nachtwandlerischer Sicherheit seinen Pfad verfolgte, wenn er die „wunderlich eigensinnige Kraft, die sich jahrelang so tief verbirgt wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde wieder hervorbricht“ (letzte Tagebuchaufzeichnung Hebbels vom 25. Oktober 1863) in sich erwachen fühlte, konnte sich anderseits nicht genug thun, diese Kraft zu ergründen und das Gesetz in ihren Lebensäußerungen zu erkennen. Seinen Standpunkt charakterisirte er selbst in einem (ungebrachten) Briefe vom 6. August 1860, worin er einem jungen Dichter, der sich auch als Kritiker versuchte, ermutigend schrieb: „Ich bin zwar mit Ihrem Grundgedanken nicht ganz einverstanden, aber umsomehr mit vielen Detailbemerkungen, die von seltener Einsicht in die Natur der Kunst zeugen und mir auch dann noch Freude gemacht haben würden, wenn sie nicht, was doch

immer ein wenig besticht, bei Gelegenheit meiner ausgesprochen worden wären. Fahren Sie fort, sich in dies Mysterium, in dem alle andern, welche die Welt darbietet, mit enthalten sind, zu vertiefen, und besorgen Sie nicht, von der Austerkritik des Tages erschreckt, ihre Naivität dadurch zu verlieren. Die Phantasie bleibt ewig jungfräulich, und auch der größte Physiolog zeugt seine Kinder im Traum.“ Dieser Überzeugung entspricht auch die mächtige und bündige Auseinandersetzung, welche (an Siegmund Engländer gerichtet) Hebbel am 1. Mai 1863 im „Tagebuch“ einzeichnet und welche noch einmal sein ganzes Glaubensbekenntnis über die Poesie zusammenfaßt: „Sie werden überhaupt finden, um tiefer auszugreifen, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgendeiner seiner Phasen belauscht, und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparats für die Lösung des Grundgeheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Bundel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangenumwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre, das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Palm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er das naive Kind spielen und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitations-system inspirirt, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflektiren über den Gegenstand gegeben haben kann, während Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie es bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunkeln Waldes in kolossalen Umrissen vor der Seele aufgestiegen seien. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt.“

Wir können hier abbrechen, denn die Fülle der Anschauungen und zugleich die Tiefe, welche Friedrich Hebbel eigen waren, spiegeln sich wunderbar in diesen wenigen Sätzen. Die deutsche Literatur war von jeher diejenige der großen Individualitäten, in denen sich die ursprüngliche Macht des Talents und der unablässige Drang der Verbollkommnung begegneten. Friedrich Hebbels „Tagebücher“ sind samt seinen poetischen Werken ein Zeugnis dafür, daß diese großen Individualitäten auch in der jüngsten Vergangenheit noch gediehen. Was die verzerrte und bis zur Abgeschmacktheit „aktuell“ gewordene Literatur

der unmittelbaren Gegenwart damit anfangen kann und wie weit sie das Zeugnis beachten wird, können wir ruhig dahingestellt sein lassen. Nichts ist gewisser, als daß Hebbels Name eine Zukunft haben und genannt werden wird, wenn die Mehrzahl seiner Gegner, die ihr Unvermögen mit dem Schilde der Gesundheit und der Volkstümmlichkeit deckten, längst vergessen sein wird.



Moderne Denkmäler.

Von Adolf Rosenberg.



Das Ergebnis der Wettbewerbung um ein Lessing-Denkmal in Berlin rückt wieder einmal die Denkmälerfrage in den Vordergrund nicht bloß künstlerischer, sondern allgemein geistiger Interessen. Es handelt sich nicht um einen Fürsten oder um einen General, sondern um einen Dichter und Kritiker, und deshalb bietet sich der Erörterung ein freieres Feld. Bei einem Manne, zu dessen Charakteristik eine militärische Uniform nötig ist, hat der Künstler weit geringere Schwierigkeiten zu überwinden; die Kostümfrage ist von vornherein erledigt, die äußern Umrisse sind gegeben, und der Künstler hat, nachdem er sich über die militärische Etikette genügend unterrichtet hat, nur noch die Pflicht, sich mit dem geistigen Teil seiner Aufgabe abzufinden. Dieser ist natürlich die Hauptsache; aber der Genius, die schöpferische Kraft des Künstlers ist viel freier und ungehemmter, wenn sie sich nicht an Vorfragen abzunutzen und aufzureiben braucht, welche mit dem Hauptprozeß des künstlerischen Schaffens nichts zu thun haben.

Man wird dagegen einwenden, daß auch die militärische Uniform den Wandlungen der Mode oder des Reglements unterworfen ist, was besonders zur Geltung kommt, wenn der Mann, dem ein Denkmal gesetzt werden soll, eine lange Lebenszeit durchgemessen hat. Gewiß! Als der siebzehnjährige Prinz Wilhelm in der Schlacht bei Bar-sur-Aube den Hügel von Malépin hinaufstürmte, trug er eine ganz anders beschaffene Uniform als der dreiundsiebzigjährige König Wilhelm, während er von der Höhe bei Frénois die Schlacht von Sedan leitete. Gleichwohl wird der Künstler, welcher die geschichtliche Persönlichkeit des ersten deutschen Kaisers zur Darstellung bringen will, keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, mit welcher Uniform er seinen Helden zu bekleiden hat. Nicht bloß für gewisse Momente, sondern auch für ganze Perioden hat die Uniform etwas charakteristisches und stabiles, was man von der Hof-

Adels- oder bürgerlichen Kleidung selbst in entlegenen Zeiten nicht sagen kann. Man erinnere sich nur, wie gewisse Typen der Eisenrüstung des Mittelalters für verhältnismäßig viel längere Zeiträume bezeichnend gewesen sind, als dies mit der gleichzeitigen Ziviltracht der Fall war.

Setzt also der bürgerlichen Tracht jenes Maß der charakterisirenden Wirkung, welches der militärischen Uniform innewohnt, so läßt sie uns gänzlich im Stich, wenn wir etwa eine spezielle Frage stellen wollten: Welche Kleidung hat Goethe getragen, als er den Tasso dichtete, oder Lessing, als er den Laokoon schrieb? In einer Zeit, welche Schillerwesten und Goetheschlafröcke pietätvoll in Museen aufbewahrt und wo man mit ernstster Miene fünfundschwanzigjährige Schriftstellerjubiläen feiert, sind solche Fragen garnicht so absurd, als sie scheinen, umso weniger, als die Denkmälerkomitees nach wie vor ihren Ehrgeiz darin suchen, die Gestalten ihrer Helden oder ihrer Opfer — wie man will — in ganzer Figur und überlebensgroß darstellen zu lassen, und der historisch-archäologische Zug unsrer Zeit und unsrer Kunst auf möglichste Treue in der Wiedergabe des Kostüms dringt.

Es ist bekannt, daß die Tracht des ganzen vorigen Jahrhunderts, besonders jener Periode desselben, in welche die Blütezeit unsrer klassischen Dichtung und unsrer klassischen Musik fällt, der plastischen Behandlung große Schwierigkeiten bereitet. Wohl ist es genialen Meistern einigemal gelungen, diese Schwierigkeiten zu überwinden; aber eine Wiederholung dieser glücklichen Versuche würde zum Schematismus führen, an welchem unsre moderne Denkmälerplastik genugam krankt. Heidel mit seinem Händeldenkmal in Halle, Rietschel mit seinem Lessingstandbild für Braunschweig und Schaper mit der Figur des sitzenden Lessing für Hamburg sind die Künstler, welche die Jabots, Kniehosen und Leibröcke des vorigen Jahrhunderts den Gesetzen des plastischen Stils anbequemt haben. Schaper nahm jedoch bereits den Mantel zu Hilfe, welcher, in breiten Falten über den Stuhl des Sitzenden gelegt, dem Künstler die Möglichkeit gab, die unschönen Linien der in Strümpfen und Kniehosen steckenden Beine weniger augenfällig und störend zu machen. Das „Mantelmotiv“ ist ein allgemein angenommener Nothbehelf, mit dem am Ende jedoch soviel Unfug getrieben worden ist, daß viele unsrer Geistesheroen in ihren Statuen zu „Mantelträgern“ degradirt worden sind. Immerhin hatte Schaper das richtige Gefühl gehabt, daß mit dem üblichen Typus von Statuen für Künstler, Dichter und Gelehrte gebrochen werden müsse, und noch stärker hat sich dieses Gefühl geltend gemacht, sobald es sich um Männer handelt, deren geistige Thätigkeit in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fällt. Wir erinnern nur an die vortrefflichen Denkmäler für Liebig von Wagnmüller in München, für Beethoven von Zumbusch und für Schubert von Kundmann, beide in Wien. Aber auch dieses Mittel zur Überwindung der unkünstlerischen Eigenschaften der modernen Tracht kann leicht gemißbraucht werden und — was schlimmer ist — zur Karrikatur

ausarten. Die Leipziger wissen, was sie an ihrem sitzenden Hahnemann haben, und die Berliner sind auch nicht berechtigt, auf ihren zusammengeschnittenen Alexander von Humboldt stolz zu sein, welcher, vor der Universität hochend, trübselig nach dem königlichen Palais hinüberblickt, wo der Kammerherr heute erbleich weniger gilt als der Feldherr.

Das Berliner Lessingkomitee ist trotz der übeln Erfahrungen der letzten Jahre und ohne einige glückliche Reformversuche zu berücksichtigen, auf die wir noch zurückkommen werden, zu dem alten Denkmälertypus oder vielmehr zu dem alten Topfe zurückgekehrt. Es hat in seinem „Konkurrenzausschreiben an alle deutschen Künstler“, welches, nebenbei bemerkt, an Unklarheit in Bezug auf die Teilnahmerechtigung der Künstler nichts zu wünschen übrig läßt, die Bestimmung getroffen, daß „die Figur Lessings stehend darzustellen“ sei. Soweit unsere Erinnerung reicht, ist dies das erstemal, daß in einem allgemeinen Konkurrenzausschreiben eine Forderung von solcher Engherzigkeit gestellt worden ist. Es hat denn auch nicht an Demonstrationen gefehlt, und man erzählt sich, daß ein sehr berufener Lessingbildner seine Ansicht über diese allerdings ganz unbegründete Beschränkung dem Komitee in unverblümter Weise mitgeteilt haben soll. Hat das Komitee sich in diesem Punkte an dem alten Topfe festgeklammert, so hat es in einem andern eine Neuerung beliebt, die, wie es scheint, nicht wenige Bildhauer von der Beteiligung an der Konkurrenz abgescreckt hat. In dem Preisausschreiben vom 29. März heißt es nämlich, daß die „Herren Donndorf, Ende, Otto Lessing, Paul Otto, Siemering und Zumbusch ihre Teilnahme an der Konkurrenz zugesagt haben.“ Das setzt doch zum mindesten voraus, daß das Komitee vor Erlaß des Preisausschreibens mit den genannten Künstlern in Verbindung getreten ist, und darin liegt eine Zurücksetzung von zahlreichen andern, mindestens ebenso bedeutenden Künstlern. Vielleicht hat auch das Komitee vor dem öffentlichen Preisausschreiben private Einladungen an eine größere Anzahl von Bildhauern ergehen lassen, und jene Zusagen waren nur das Ergebnis der Einladungsbriefe. Aber in diesem Falle hätte eine Nennung derjenigen Bildhauer unterbleiben müssen, die eine Zusage gemacht hatten. Die Namen Siemering, Zumbusch, Donndorf und Ende haben diesem und jenem als Bevorzugte gegolten, und mancher hat von vornherein alle Hoffnung draußen gelassen und sich garnicht an der Konkurrenz beteiligt.

Und was ist das materielle Ergebnis des Wettbewerbes gewesen? Zumbusch und Paul Otto haben trotz ihrer Zusage — sicherlich mit triftiger Entschuldigung bei dem Komitee — keine Entwürfe eingesandt, und das Gesamtergebnis eines „an alle deutschen Künstler“ erlassenen Preisausschreibens beläuft sich auf — sechsundzwanzig Entwürfe! Deutschland besitzt etwa dreihundert Bildhauer, eine Schätzung, die vielleicht noch etwas zu niedrig ist und bei der wir auch von den Deutschösterreichern abgesehen haben. Es haben sich also ungefähr neun Prozent an der Konkurrenz beteiligt, ein Ergebnis, welches

zumal in Anbetracht des Umstandes, daß es sich um einen Leßing für die Reichshauptstadt handelt, im höchsten Grade kläglich ist.

In dieser Zurückhaltung mag sich zum Teil auch der Abscheu vor dem Konkurrenzwesen überhaupt ausdrücken. Die Entscheidungen in den Wettbewerben um die Wandgemälde für das Berliner Rathaus und um das Lutherdenkmal scheinen denn doch so nachhaltig auf die Schaffenslust der klug gewordenen Künstler eingewirkt zu haben, daß junge Leute, die nichts zu verlieren haben, nicht einmal einen Namen, die Mehrzahl in den Reihen der Bewerber bilden, und ältere, bewährte Männer Zeit und Geld sparen. In Verlegenheit kommen Juries und Komitees trotzdem nicht. Auch unter den unbrauchbarsten Entwürfen findet sich stets einer, dessen Urheber an demselben unter fremdem Beirat und befreundeter Kritik so lange herummodellt, bis eine erträgliche Skizze zustande kommt, wenn auch von der mit den Preise gekrönten keine Falte übrig geblieben ist. Ein solcher Fall hat sich kürzlich bei einem mit dem ersten Preise ausgezeichneten und zur Ausführung bestimmten Plane für eines der bedeutendsten Baudenkmäler des neuen deutschen Reiches ereignet. Nach der Preiserteilung mußte der Entwurf ein mehrfaches Fegefeuer durchlaufen, und das Ergebnis war, daß eine Kommission den Grundriß und eine zweite, aus andern Mitgliedern gebildete, deren Gutachten nicht ignorirt werden durfte, die Fassade verwarf. So soll von dem preisgekrönten Entwürfe nichts weiter übrig geblieben sein als ein Turm.

Auch das Leßingkomitee, welches sich, nebenbei bemerkt, das Recht vorbehalten hat, „unabhängig von den eingesandten Entwürfen und dem Urteil der Jury die Frage der Ausführung zu entscheiden,“ wird unzweifelhaft zu einem brauchbaren Entwürfe gelangen. Unter sechsundzwanzig Skizzen sind fünf oder sechs erster Beachtung wert, und eine, von Otto Leßing, einem Urgrößenfleh des Dichters, herrührend, ließe sich mit geringen Veränderungen ausführen. Eine zweite, ein Werk des sehr begabten und phantasiereichen Gustav Eberlein, ist eine durch poesievolle Erfindung und Behandlung der Sockelfiguren und -Reliefs ausgezeichnete Schöpfung, welche neben dem Leßingschen Entwürfe als der einzige wertvolle Gewinn aus dieser Konkurrenz zu bezeichnen ist.

Damit kommen wir auf einen zweiten brennenden Punkt in der Denkmälerfrage. Die Mehrzahl der Bewerber hat das Gefühl gehabt, daß sich die geistige Vielseitigkeit Leßings, seine literarische und kulturgeschichtliche Bedeutung nicht allein in der Porträtstatue, deren Wirkung durch eine philiströse Kleidung stark beeinträchtigt wird, ausdrücken lasse. Man hat den Sockel mit allegorischen und mythologischen Figuren umgeben, und dabei sind neben den üblichen Allegorien der Tragödie, Komödie und Lyrik ganz wunderliche Personifikationen herausgekommen. Kritik und Altertumswissenschaft, letztere durch die Laokoonmaske charakterisirt, sind noch einigermaßen erträglich. Aber Toleranz und Intoleranz, Lüge und Heuchelei, der Genius der deutschen Sprache u. dergl. m.

sind Begriffe, die sich schlechterdings nicht plastisch versinnlichen lassen, wenn man nicht in die allegorischen und emblematischen Grenel der Barock- und Zopfzeit verfallen will. Einer, und zwar ein Mann wie Siemering, hat sogar am Eingange eines von Säulen umgebenen Atriums zwei Relieftafeln aufgerichtet, auf denen ein Ausspruch von Herder und das bekannte Wort Lessings von dem unablässigen Streben nach Wahrheit durch unverständliche Handlungen von Göttern und Menschen illustriert sein sollen. In diesem Weirwerke offenbart sich jedoch im allgemeinen, trotz mancher Verirrungen und Geschmacklosigkeiten im einzelnen, eine ungleich größere schöpferische Kraft als in den Lessingfiguren, von denen nur zwei oder drei den Genius annähernd charakterisiren, während sich die Mehrzahl sogar bis in die Karrikatur verloren hat.

Soviel Idealismus steckt also immer noch in der deutschen Plastik, daß rein poetische Aufgaben die Phantasie der Künstler mehr reizen und zu glücklichen Schöpfungen befruchten als realistisch-historische. Sollte sich aus dieser schon oft gemachten Erfahrung nicht mit Notwendigkeit ergeben, daß es hoch an der Zeit sei, mit dem von der Antike abgeleiteten und durch Rauch und seine Schule zur Norm erhobenen Denkmälertypus wenigstens für Dichter, Künstler und Gelehrte zu brechen? Die Gegner einer solchen Forderung werden auf die klassischen Muster des Altertums, auf die Statuen eines Sophokles, Demosthenes und Aeschines, auf die Sitzbilder eines Menander und Posidipp hinweisen. Aber diese Figuren sind nicht öffentliche Denkmäler in unserm Sinne gewesen. Sie dienten zum Schmuck der Bibliotheken und Gärten in den Villen vornehmer und wohlhabender Römer, spielten also in dem marmorreichen Lande, in welchem auch der Einzelne mehr Platz einnehmen konnte als in unsern modernen Städten, die Rolle der Gipsabgüsse, mit denen wir unsre Studir- und Bücherzimmer schmücken. Wenn wir die Zahl der auf uns gekommenen altgriechischen und römischen Dichter-, Philosophen- und Geschichtschreiberstatuen mit der Zahl der noch vorhandenen Hermen und Doppelhermen, die unsern Büsten entsprechen, vergleichen, so ergibt sich schon für das Altertum ein Verhältnis zwischen ganzen Porträtfiguren und Köpfen oder Brustbildern, welches nicht allein durch Staatsgesetze und Herkommen, sondern auch durch ein feines ästhetisches Gefühl herbeigeführt worden ist. Mag auch einerseits der demokratische Reid der griechischen Republiken und anderseits der autokratische Wille der römischen Cäsaren die „Ehre der Statue“ zu einem Vorrecht für wenige, ganz bedorugte Persönlichkeiten gemacht haben, mögen also vorwiegend äußere Gründe auf die numerische Beschränkung von Standbildern eingewirkt haben, so läßt sich nicht verkennen, daß die Griechen, welche doch die Typen schufen, nach denen die römischen Bildhauer bis in die späteste Zeit arbeiteten, auch bereits den Zwang des Kostüms unangenehm empfunden haben. Ein Held konnte von jenem Volke, dem die Nachbildung des unbekleideten Körpers als das höchste Ziel plastischer Kunst galt, in heroischer Nacktheit dargestellt werden. Ein Helm, ein Schwert, ein

Schild, die vornehmsten Attribute des antiken Kriegers — also die „Uniform“ im modernen Sinne — genügten zu seiner Charakteristik. Der Philosoph, der Rhetor, der Dichter mußten dagegen bekleidet erscheinen, und diese Bekleidung bot im Altertum bei der Beschränkung der Tracht auf wenige Stücke viel weniger Mannichfaltigkeit als bei uns. Nachdem einmal jene Höhe in der Kunst plastischer Drapirung erreicht war, wie sie uns der Sophokles des Vaticanumuseums und die herkulaneischen Frauen in Dresden darstellen, bildete sich der konventionelle Typus aus, welchen wir kurz und bündig in den Museums-katalogen als „Gewandstatue“ bezeichnen, wenn wir den Namen des oder der Porträtirten nicht kennen. Die Zahl solcher Gewandfiguren wächst mit dem Verfall der plastischen Kunst, und während der byzantinischen und frühromanischen Kunstperiode war das Gewand sogar bei Porträts das einzige Mittel der Charakteristik, nachdem die Fähigkeit, Gesichtszüge zu individualisieren, verloren gegangen war. Erst im germanischen Norden bildete sich das Gefühl für die Notwendigkeit heraus, die starren Köpfe der auf Sarkophagen ausgestreckten Kaiser und Könige, Fürsten, Bischöfe und Ritter, der Äbtissinnen und fürstlichen Frauen zu beleben und mit individuellen Zügen auszustatten, welche anfangs dem weiblichen Urbild noch nicht entsprachen. Dann gab es eine Art von Übergangsperiode, in welcher die Freude an scharfer Charakteristik schnell emporwuchs und die Behandlung des Kostüms wieder konventionell wurde, bis beide Seiten allmählich ins Gleichgewicht kamen. Die Erzfiguren, welche in das Grabmal Kaiser Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck gruppiert sind, bezeichnen etwa den Höhepunkt dieses Ausgleichs. Zu demselben hatte aber schon das Wiederaufleben der Römerkunst wesentlich mitgeholfen. Die großen florentinischen Bildhauer des fünfzehnten Jahrhunderts hatten ihre Zeitgenossen so haarscharf in Marmor, Erz- und Thonbüsten porträtirt, daß nur wenige Antiken neben Donatello, Mino da Fiesole, Desiderio da Settignano, Antonio Rossellino u. a. aufkommen konnten. Es muß der Nachdruck darauf gelegt werden, daß die großen Realisten des fünfzehnten Jahrhunderts die Statue, das Denkmal in unserm Sinne — zwei oder drei Reiterstatuen abgerechnet — nicht kannten. Den Lebenden genügte ein Brustbild seiner Persönlichkeit, der Tote wurde in ganzer Figur auf den Deckel seines Sarkophags gelegt, weil es das Herkommen, das in diesem Punkte sakral war, so verlangte. An den Büsten sowohl wie an den liegenden Grabfiguren ist die Gewandung das schwächste, und zwar, wie wir annehmen müssen, mit Absicht das Schwächste. Künstler, die jede Falte des menschlichen Antlitzes, jeden Reflex des geistigen Lebens so scharf erfassen und wiedergeben konnten, hätten ein gleiches auch in Bezug auf die Gewandung erreichen können, wenn sie es gewollt hätten. Aber sie vernachlässigten mit Absicht die wenigen Gewandteile, welche bei einer Büste in Betracht kommen, um dem Kopfe den Hauptanteil an der Wirkung zu lassen.

Das richtige Gefühl, welches diesem Prinzip zu Grunde lag, wurde sehr

bald durch die Ruhmjucht und Eitelkeit der kleinen italienischen Dynasten des sechzehnten Jahrhunderts unterdrückt. Aber selbst die feilsten und gefinnungsloseten Künstler bewahrten sich noch so viel Idealismus — in ihrem Sinne wenigstens —, daß sie die Medicer, die Estes, die Sforzas, die Gonzagas im Kostüm der römischen Imperatoren und Feldherren darstellten, was zum Teil freilich durch die damals alle Kultur beherrschende Begeisterung für die Antike bedingt worden ist. Aber diese italienische Neigung gewann sehr bald, gestützt durch den Gang der politischen Ereignisse, die Oberhand über die nordischen Kunstbestrebungen, welche vom Typus zur Individualität emporgeführt hatten, während die Italiener nach kurzem, glänzendem Aufschwunge von der Darstellung des Individuums wieder zum charakterlosen Typus zurückkehrten.

Dieser Typus ist für das moderne Fürsten- und Heldendenkmal noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts maßgebend gewesen, wo der preussische Realismus eines Schadow und Rauch mit dem falschen Römertume der Franzosen aufräumte und in Frankreich selbst David von Angers die pseudoklassischen Theorien seines malenden Namensvetters umstieß. Als man nach den Freiheitskriegen auf den Gedanken kam, auch bürgerlichen Geisteshelden öffentliche Denkmäler zu setzen, war es selbstverständlich, auch diese in ganzer Figur, und zwar in derjenigen Tracht darzustellen, in welcher sie bei Lebzeiten auf Erden gewandelt waren. An diesem Gedanken ist mit einer Energie, die schließlich zur Gedankenlosigkeit ausartete, bis auf den heutigen Tag festgehalten worden, und nur sehr vereinzelt sind die Versuche der Künstler gewesen, von dem konventionellen Typus abzuweichen, wobei wir von dem Grabmonument absehen, welches nicht den Charakter eines öffentlichen Denkmals im eigentlichen Sinne hat. Franzosen und Italiener sind uns Deutschen in solchen Versuchen vorausgegangen, was in der größeren Beweglichkeit der romanischen Phantasie und in der feineren Ausbildung ihres malerischen Sinnes begründet sein mag. Doch haben wir auch in Deutschland einige vortreffliche Beispiele aufzuweisen, mit welchen neue Wege eingeschlagen worden sind. Wir nennen nur das Nietzsche-Denkmal von Schilling auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden und das Goethedenkmal von Domborf in Karlsbad. Zwei andre Versuche, die genialsten vielleicht, welche nach dieser Richtung gemacht worden sind, sind nicht zur Ausführung gelangt. Es sind die Entwürfe, die Reinhold Vega's zur Konkurrenz um die Denkmäler für die Brüder von Humboldt in Berlin einlieferte, die aber vom Komitee abgelehnt wurden, weil es, wie jedes reguläre Komitee, nur Stand- oder Sitzbilder haben wollte. Vega's hatte die Köpfe der Gefeierten auf Pilaster gesetzt, die er mit lebensvollen, von sprühender Genialität durchströmten Figuren umgab, welche die geistige Thätigkeit der beiden Gelehrten fein und sinnreich charakterisirten. Gleichwohl führten diese Entwürfe eine so beredete Sprache, daß sich das Komitee dieser Demonstration nicht zu entziehen vermochte und dem Künstler wenigstens den Alexander von Humboldt als Sitzbild in Auftrag gab.

Es ist bekannt, in wie grausamer Weise der Versuch, künstlerische Genialität in die soliden Bahnen kleinbürgerlicher Porträtplastik zurückzudrängen, bestraft worden ist. Aber eine Lehre hat sein später zusammengetretenes Denkmälerkomitee aus diesem Falle gezogen. Auch das Lessingkomitee nicht. Berlin wird einen sehr wohlgekleideten und anständigen Lessing erhalten, das Bataillon seiner Standbilder wird um einen gut gewachsenen Rekruten vermehrt werden.

Man könnte mit Rücksicht auf die oben zitierten Beispiele aus Dresden und Karlsbad den Einwand machen, daß Stand- und Sitzbilder mehr für öffentliche Plätze geeignet seien, während sich malerische Kompositionen, die etwa aus Büsten, allegorischen Figuren, Genien und Fontänen bestehen, besser in Garten- und Parkanlagen fügen. Dieser Einwand erscheint auf den ersten Blick stichhaltig. Aber schon seit geraumer Zeit macht sich überall das Bestreben geltend, auf öffentlichen Plätzen errichtete Denkmäler durch Gebüsch, Blumenbeete und kleinere Gartenanlagen von dem Straßenverkehr abzusondern. Wo es sich also um Denkmäler für Geisteshelden handelt, können die Künstler ihre Skizzen von vornherein auf das Zusammenwirken mit einem kleinen Landschaftsbilde oder gärtnerischen Schmuckplätze berechnen. Bei dem Lessingdenkmal für Berlin war auf die landschaftliche Umgebung schon in dem Konkurrenz-ausschreiben hingewiesen worden.

Es ließe sich zu dem Thema „Moderne Denkmäler“ noch unendlich viel mehr kritisches Material beibringen, als in diesen aphoristischen Bemerkungen versucht worden ist. Wir wollen jedoch nur noch mit einigen Worten die moderne Denkmälerwut streifen. Sie ist bei uns noch nicht in ein so gefährliches Stadium getreten wie in Frankreich, wo der in den Jahren 1870 und 1871 so tief verletzte Patriotismus darin einen Trost sucht, daß er dem Dämon der nationalen Eitelkeit wahre Hekatomben von Denkmälern weihet. Aber auch bei uns sucht der Lokalpatriotismus bereits hie und da mit der Laterne nach verschollenen Größen, deren Gedächtnis die dankbare Nachwelt mit einem Monumente belasten kann. Zur Befähigung dieser Denkmälerwut dürfte ein Vorschlag sehr geeignet sein, der kürzlich aus den Kreisen der Berliner Kommunalverwaltung gemacht worden ist. Man geht nämlich mit der Absicht um, auf einem öffentlichen Platze Berlins — vielleicht auf dem Neuen Markte — eine Halle zu erbauen, in welcher Büsten von Männern, die in Berlin gewirkt oder sich um das Wohl der Stadt verdient gemacht haben, aufgestellt werden könnten. Wenn dieser Gedanke zur Ausführung gelangte, würde die Denkmälerwut einigermaßen befähigt werden, und die Stadt würde sich durch bestimmt geregelte, periodisch wiederkehrende Aufträge an Künstler ein größeres Verdienst um die allgemeine Förderung der Kunst erwerben, als wenn sie seltener, aber desto tiefer in den Säckel greift und Beiträge zu einem Goethe-, Luther- oder Lessingdenkmal giebt.

Seit Jahr und Tag befinden sich die deutschen Künstler, wenige Aus-

nahmen abgerechnet, in einer drückenden Lage. Ob ihre Zahl in keinem Verhältnis zur Leistungsfähigkeit der Staats- und Kommunalbehörden und zur Kaufkraft der privaten Kunstfreunde steht, oder ob die unklare und unsichere politische Lage die Schuld an der allgemeinen Zurückhaltung gegen die Künstler trägt, wer weiß es? Aber die Thatfache steht fest, und sie legt den maßgebenden Faktoren die Verpflichtung auf, die verfügbaren Summen möglichst gleichmäßig zu verteilen. Wenn man in solchen Zeiten einem Künstler ein Lessingdenkmal in Auftrag giebt, macht man einen glücklich, während hundert darben. Viele hunderttausend Mark stehen dem Berliner Lessingkomitee zur Verfügung. Was könnte mit einer solchen Summe erreicht werden, wenn man sich auf eine einfache Büste und eine allegorische Figur beschränkte und den Rest für andre Kunstzwecke verwendete!

Es kommt uns natürlich nicht in den Sinn, mit solchen Vorschlägen allgemeine Grundsätze aufzustellen. Wir haben uns deutlich genug gegen jedes Generalisiren in der Kunst und in der Kunstverwaltung ausgesprochen. Aber besondere Zeitverhältnisse fordern auch eine besondere Beurteilung, und Denkmalkomitees sind ebensowohl der Reform bedürftig und fähig wie jede andre mit autoritativen Rechten ausgestattete Körperschaft.



Zur Jahreswende.



Die Weltlage ist einer festlichen Stimmung wenig günstig, und wie so oft schon, hat sich die Reichstagsmajorität verpflichtet gefühlt, dem Vertrauen, daß es in deutschen Dingen vorwärts gehe, schnell noch einen Stoß zu versetzen. Man kann es dem Vaterlandsfreunde nicht verargen, wenn er sich entmutigt abwendet mit der Klage: Diesem Geschlecht ist nicht zu helfen! Und doch ist er im Unrecht. Wer den Blick nicht ausschließlich auf den Ereignissen des Tages haften läßt, sondern das Heute mit dem Gestern und dem Vorgestern vergleicht, der muß zugestehen, daß es besser wird, langsam, aber stetig.

Denken wir nur um fünf bis sechs Jahre zurück. Die politische Partei, welche in ihrem Namen das Bestreben ausdrückt, nationale und liberale Gesinnung zu verschmelzen, war zersprengt. Die Angehörigen derselben hatten sich schon lange nicht mehr verstanden, die Trennung war daher notwendig, wohlthätig. Aber für den Augenblick war der Vorteil auf seiten der Partei der liberalen Phrase, für welche der wenig denkende Teil der Bevölkerung jederzeit sehr empfänglich gewesen ist. Dieser Partei fiel nun alles zu, was sich durch die Wirtschaftspolitik in persönlichen Interessen bedroht sah oder bedroht wähnte; die dem ursprünglichen Programm treu gebliebenen schienen allen Boden

und auch den Glauben an sich selbst verloren zu haben. Gegenwärtig hat sich das Verhältnis bereits wieder ganz anders gestaltet. Die damals von der nationalen Sache abgefallenen, die doch eigentlich nicht abgefallen sein wollten, mußten rasch auf dem abschüssigen Boden immer weiter nach links geraten. Die zu eitel waren, um der Führung des Reichskanzlers zu folgen, gehören nun zu den Mannen eines Eugen Richter und scheinen kaum zu ahnen, wie sehr sie ihrer selbst spotten, wenn sie stolz mitzingen: „Ein freies Leben führen wir!“ und mitleidig auf alle sehen, die nicht die Ehre haben, in derselben — Truppe zu dienen. Um einzelner Personen willen kann es uns leid sein, aber sie sind ihrem Schicksal verfallen; und wenn eben sie in dem Chor die Stimme besonders laut erheben, um die Stimme im Innern nicht zu hören, die Welt täuschen sie nicht über ihr trauriges Loos.

Dagegen wächst zusehends rechts und links die Zahl der Männer, welche erkennen, daß für unsre Zeit das erste Gebot sein muß, unererschütterlich den nationalen Boden zu behaupten, Einzelmeinungen und Einzelwünsche zu opfern oder doch zurücktreten zu lassen hinter der Sorge um das Reich. Das ist der einigende Gedanke, der sieghaft fortschreitet, in dem sich endlich eine große, starke Partei zusammenfinden muß und wird. National oder international? das ist die entscheidende Frage. Wer deren Beantwortung ausweicht, zwar auch deutsch, auch patriotisch sein will, jedoch erst in zweiter Linie, ausdrücklich oder zwischen den Zeilen lesen läßt, daß ihm die Doktrin der liberalen Partei, oder die katholische Kirche, oder die kommunistische Genossenschaft höher steht als das Vaterland, mit dem kann keine Gemeinschaft bestehen. Wir sind stolz auf die Unüberlegbarkeit unsrer Worte Gemüt und gemütlich. Aber in der Politik hat die Gemütlichkeit nichts zu schaffen, kein andres Volk läßt sie dort walten, und es ist ein Glück, daß der Deutsche endlich auch Sinn für den nationalen Egoismus gewonnen hat. Keine noch so dick aufgetragene Entrüstung, keine noch so feierliche Beteuerung darf uns darin irre machen. Man ist deutsch, oder man ist es nicht; innerhalb dieser Grenze volle Gewissensfreiheit in politischen, religiösen, wirtschaftlichen, ästhetischen Angelegenheiten, aber kein Weltbürgertum, wie es sich auch ausstaffieren und maskieren möge.

Daß diese Anschauung größeren Boden gewonnen hat, erkennen wir schon an der Angstlichkeit, mit der fast alle vom Internationalismus angesteckten diese Krankheit ableugnen. Sie wissen recht gut, daß ihre Anhänger ihnen sofort den Rücken kehren würden, wenn sie ihr Gebrechen einmal unverhüllt zeigen ließen. Sie wissen besser als irgend jemand sonst, daß die kosmopolitische Presse, welche sich anstellt, als gäbe sie die Meinung des Volkes wieder, tatsächlich den Giftstoff erst ihren Lesern einimpft. Aber auch diese Presse, geschrieben von Leuten, welche nicht dem deutschen Stamme entsprossen sind, oder solchen, die ihre Nationalität abgestreift haben, hat nicht mehr den früheren Einfluß, weil sie selbst dazu beiträgt, die Geheimnisse ihrer Küche zu enthüllen.

Ob wir so weit wären, wenn nicht gleichzeitig von zwei Seiten das Selbstgefühl der Nation kräftige Anregung erhalten hätte, ist fraglich. Das konzentrische Vorgehen gegen das Deutschtum an allen seinen Grenzen, die Gewaltthätigkeiten, welche sich Völker erlauben, die noch bei dem Aße der Kultur stehen und auch dies nur in der Schule der Deutschen erlernt haben, erschöpfte endlich unsere Langmut und brachte den Reichsangehörigen die Pflicht in Erinnerung, die in andern Staaten lebenden Stammesgenossen in ihrem ungleichen Kampfe um die Nationalität zu unterstützen. Und wie in diesem Falle, so war es im allgemeinen die Jugend, welche durch die eigne Begeisterung auch die der Ältern neu entzündete. Kein besseres Zeugnis kann wahrlich der heutigen Jugend ausgestellt werden, als daß der vulgäre Liberalismus über ihre „Entartung“ keuzt. Freilich ist sie besser daran als die vorangegangenen Generationen,

Die störet im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Sie ist nicht in einer trüben und schweren Atmosphäre aufgewachsen, aus welcher der lebendige Mensch sich heraussehnen mußte „ins Freie,“ sondern in frischer, bewegter Luft, welche anregt und jeder Kraft gestattet, sich zu regen. Sie braucht nicht zu träumen von Kaiser und Reich, sie erfreut sich der wiedererstandnen Herrlichkeit, seitdem sie sehen und verstehen gelernt hat. Sie beneidet nicht mehr Engländer und Franzosen um das Recht, über alles zu reden und zu schreiben, denn sie hat erfahren, was Reden wert sind und was Thaten. Sie hat nicht das Gefühl, einem Pariaivolk anzugehören, das bescheiden zuschaut, wenn andre Völker über das Schickal der Welt entscheiden, sondern sie weiß, daß im Räte der Völker kein Volk vor dem andern den Vorrang einnimmt. Sie ist nicht gezwungen gewesen, sich durchzuarbeiten durch Manchesteri, Weltbürgerei, Weltchmerzerei, Kraftstofferei, Pessimisterei und wie diese Sencken alle heißen, die wir zu bestehen hatten. Ihr ist vergönnt, sich des Lebens auf dieser Erde zu erfreuen, die kein Paradies ist und keine Hölle. Sie liebt diesen Boden, der sich nichts abgewinnen läßt ohne volle Anspannung aller Kräfte, sie liebt ihn, weil es der Heimatboden ist, und möchte ihn gegen keinen freigebigern vertauschen. Sie hängt am Vaterlande mit der Treue, welche zu jedem Opfer bereit ist und auch in schwerern Zeiten nicht wanken würde, nicht mit unklarer Schwärmerei, welche in ernster Prüfung sich so rasch zu verflüchtigen pflegt. Sie tritt wieder, unbekümmert um das Gemüsel der Vaterlandslosen, ein für deutsche Sprache, deutsche Art und Sitte, sie blickt voll Ehrfurcht zur Größe empor. Auf diese Jugend dürfen wir unser Vertrauen setzen; je mehr sie handelnd in das Leben eintritt, desto mehr werden die Überlebten und die Böswilligen, die Worthelden und die Schleicher vom Schauplatz verdrängt werden. Darau wollen wir in der Sylvesternacht die Gläser klingen lassen!



Die heilige Magdalena von Witscht.

Don Benno Rüttenauer.

I.



berhalb der Dörfer Verlichingen und Jarthausen, zweier ebenso bescheidnen, ja fast armjeligen, als dem Namen nach weit berühmten Orte, liegt, ebenfalls an der Jagt, die ehemdem reichsfreie Cistercienserabtei Schönthal. In der Kirche dieses, jetzt in ein württembergisch-protestantisches Seminar verwandelten Klosters ist Götz von Verlichingen begraben, und ihm zu Häupten steht sein Bild in Stein gehauen, ein Bild so derb, so wenig anmutig wie seine Lebensbeschreibung, als Kunstwerk derselben würdig, auch nicht weniger charakteristisch. Dieses Grab wird viel besucht, nicht von Touristen, denen es außer dem Wege liegt, sondern von Landleuten der Umgebung, von Wallfahrern, die oft vier und fünf Stunden weit herkommen. Wenn sie in der ein Viertelstündchen entfernt gelegnen elenden, feuchtkaligen Waldkapelle vor einer possenhast aufgepußten Puppe von Muttergottesbild ihren Rosenkranz abgebetet haben, versäumen sie fast nie, auch dieses Heiligtum so ganz anderer Art zu besuchen. Dann stehen sie, denen der Name Goethe so fremd ist wie der irgendeines chinesischen Dichters, entblößten Hauptes um die Grabplatte mit der unter den Fußtritten von Jahrhunderten verlöschten Inschrift. Und: Seht — sagen sie wie mit religiös-scheuem Murmeln zu ihren mitgelaufenen Jungen, indem sie mit den Fingern auf das Standbild hinweisen — seht, das ist der Ritter Götz mit der eisernen Hand! Ist diese Doppelwallfahrt nicht seltsam? Also lebt wirklich das Gedächtnis ihres ehemaligen kühnen und hochherzigen Anführers nach drei Jahrhunderten noch in diesen Bauern sagenhaft fort? Doch wohl nur durch die Macht solcher an einen äußern Gegenstand geknüpften Tradition. Denn das Landvolf dieser fränkischen Gegenden, im sechzehnten Jahrhundert der Hauptherd der großen

Bauernrevolution, ist sehr fromm und sehr zahm geworden; es betet heute an, was es einst verbrannt hat, im wörtlichsten Sinne gesprochen.

Von Schönthal führt ein herrlicher Weg nach Wittsch. Er ist nicht das, was man romantisch nennt, aber von großem poetischen Zauber. Durch ein Seitenthälchen der Jagt, das in Mischelkalk ausgewaschen ist und dessen nicht hohe, aber steile Wände mit Eichwald bedeckt sind, geht ununterbrochen durch Wiesen ein schmaler Fußpfad, nicht breiter als ihn der im Geleis bleibende Fuß in Grasnarbe zu bahnen pflegt. Zwischen Wald und Himmel muß hier in der heißen, zitternden Sommerluft der einsame Wanderer sich wie in ein menschen- und weltfernes Märchen verirrt vorkommen. Zwei Stunden lang keine Straße, keine Hütte oder Mühle, nur einmal zwei hohe, über den Wald herüberblickende Schloßtürme. Wahrhaftig, wenn auf irgendeinem, so muß man auf einem solchen Wege zu den Wohnungen von Feen oder Heiligen gelangen.

Aber noch liegt eine ganze Stadt dazwischen, keine große zwar, doch eine mit sehr unheiligen Erinnerungen. Ballenberg heißt sie, und sie kann sich, wenn sie gleich nicht im Meyerschen Lexikon steht und auch nur vierhundert- und siebenundachtzig Einwohner zählt, rühmen, eines berühmten Mannes Geburts- und Wohnort gewesen zu sein, jenes Georg Meßler nämlich, der im Goethischen Böß vieles gar nicht Ergößliche thut und sagt, und der in den Darstellungen der Geschichtschreiber kaum wesentlich anders erscheint. Er war hier Schenkwirt, und die Bauern ließen sich gern klaren Wein von ihm einschenken. Später wurde er der Danton oder Robespierre seiner Zeit und seines Landes, wenn auch nur insofern, als die Raze eine Art von Tiger ist, was die Zoologen ganz ungerechterweise umgekehrt ausdrücken. Meßlers größte Liebhaberei, die Aristokraten Spießruten laufen zu lassen, war in Wahrheit ein rechtes Razenvergnügen, seine französischen tigerartigen Bettlern des achtzehnten Jahrhunderts spaßten nicht so lange mit ihrer Guillotine. Lexikonpopularität scheint der Mann übrigens heutzutage so wenig zu besitzen wie seine Vaterstadt. Und doch ist diese ehrwürdige Stadt Ballenberg noch dazu der Vorhof oder wenigstens Vorplatz zu dem Geschichtstempel und Legendenheiligtum der heiligen Magdalena und des heiligen Josephs von Wittsch. Hier wohnte und wirkte der große Prophet Ambrosius Dschwald.

Die Vaterstadt der heiligen Magdalena aber ist ungefähr eine halbe Stunde nordwärts von Ballenberg am Haselbach gelegen. Offiziell heißt der Ort nicht Wittsch, sondern Wittstadt; jenes ist nur sozusagen sein Kosename, den ich, weil er viel kürzer ist und mir vertraulicher im Ohr klingt, auch künftig für den andern beibehalten möchte.

Als ich vor einiger Zeit wieder einmal einen kurzen Sommeraufenthalt in Wittsch hielt, waren gerade große Manöver in der Umgegend. Täglich marschirten Truppenmassen von Ballenberg herauf, und viel gaffendes Volk sammelte sich dann an der Straße. Dabei konnte es dem zufälligen Zuschauer

nicht entgehen, daß ein über dem Dorfe auf einem Hügel, dem sogenannten Kirilberg aufragendes, anscheinend noch neues und für die Gegend auffällig reiches Gebäude die Aufmerksamkeit der Krieger, und besonders ihrer Führer, auf sich lenkte, wiewohl dasselbe kaum für eine Zitadelle oder auch nur ein Fort oder etwas ähnliches gehalten werden konnte. So neugierterregend war das Ding, daß kaum einer der Offiziere, die höchsten Spitzen und die ältesten Knafterbärte nicht ausgenommen, die Frage unterließ, was denn das da broben für ein Schloß sei. Immer und immer wieder richtete sich diese Frage an die umstehenden Landleute. 's heilige Madlenschlößle, war dann jedesmal die rätselhafte Antwort.

Damals faßte ich den ehrgeizigen Entschluß, der Geschichtschreiber der heiligen Madlene von Witscht zu werden. Die Geschichte des heiligen Josef von Witscht mußte dabei, wie es in der Natur der Sache lag, nebenherlaufen. Und so begann ich denn von Stunde an, mich in die Acta sanctorum novorum zu vertiefen.

 2.

Im Jahre 1848 erschienen „Ambrosius Dschwalbs Mystische Schriesten oder das große Weltgericht vor und nach der zweiten Ankunft Jesu Christi auf Erden u. s. w.“ zwei Bände. Ambrosius Dschwalb ist der Vorläufer der großen Heiligen von Witscht, die Vox clamantis in deserto, die vor ihr herging, um ihr die Wege zu ebnen. Und es scheint mehr als ein bloßer Zufall zu sein, daß die mystisch-romantische Herbstzeitlose dieses Geistes gerade in den Jahren achtundvierzig und neunundvierzig sichtbar aufschöß. Denn so sonderbar es klingt, diese Vox clamantis in deserto und die andern bekannteren Propheten und Helden von Anno acht- und neunundvierzig, welche einige ja auch voces clamantes — zu Deutsch wüßte Schreier — nennen möchten, haben mehr als eine Ähnlichkeit mit einander.

Dschwalb wahr sagte: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe, oder um es bestimmter auszudrücken: Aufgepaßt, der Antichrist ist Fleisch geworden. Aber seine Tage sind gezählt, das Menetekel ist ihm auf die Stirn gebrannt, und nicht mehr ferne ist der Anfang des „tausendjährigen Reiches.“ Dieses „tausendjährige Reich“ ist das Schlagwort Dschwalbs und seiner Anhängererschaft. Der Prophet erneuerte damit in sich und seinen Jüngern jene hoffnungs- und glaubensvolle Sehnsucht der Christenheit nach einer Zeit des Friedens und der Glückseligkeit, welche man sich als die letzten tausend Jahre vor dem jüngsten Gericht dachte.

Dieses Reich wäre in der That die Erfüllung des schönsten Traumes der mittelalterlichen Welt, durch welche sich, wie James Bryce in The Holy Roman Empire so anschaulich darstellt, gleich einem roten Faden der große

Schmerz hinzieht, die beiden obersten Prinzipien der christlichen Weltordnung und deren geheiligte Träger, Kaiser und Papst, in selbstvernichtendem, ewigem Kampfe sehen zu müssen, während doch die Christenheit von ihnen allein Ordnung, Frieden und Heil empfangen zu müssen meinte. Dschwald glaubte also an einen allmächtigen, neuen germanischen Kaiser und weisagte, daß derselbe bald kommen werde, und das thaten auch deutsche Burschenschaftler, Volksmänner und Parlamentsredner. In der Satz Dschwalds: „Da nun durch die Wieergeburt Europas das sogenannte Herrenjoch gebrochen, der Aristokratismus gestürzt, die Privilegien entkräftet, die Bevormundung durch das Polizeiwesen aufgehoben, was zur Unterdrückung der Völker gehört, beseitigt und, was zu einer falschen Politik gehört, ausgerottet sein wird, so werden die Menschen in diesem Staate eine Freiheit genießen, wie sie den Kindern Gottes zukommen muß,“ könnte, vielleicht mit Ausnahme der letzten Worte, in der Paulskirche gesprochen worden sein, und zwar von einem Rabitalen.

Auch das Martyrium, das dem Propheten natürlich nicht fehlen durfte, und das in obrigkeitlicher Verfolgung und Verbannung nach Amerika bestand, stellt den Mann in seltsame Parallele mit den andern Enthusiasten.

Dschwald war ein Asket. Wie ein zweiter Franz von Assisi, sprach er vor seinen Zuhörern in Verzückung halbe und ganze Tage lang, um zum Schlusse mit den Hungrigen eine dürre Brotkruste zu teilen und ihnen den nackten Boden zum Lager anzubieten. Aber je strenger er war, desto mehr Zulauf fand er. In allen Orten, wo er einmal pastortir hatte, und in der ganzen Umgegend hatte er Anhänger, die, wenn er versetzt wurde, jährlich wenigstens einmal bis zu hundert Stunden weit, mühsam zu Fuß, ihm nachreisten.

Das wurde natürlich von den andern Geistlichen nicht gern gesehen. Noch mehr mochten ihnen Dschwalds übernatürliche Gaben und Kräfte, deren er doch als Prophet nicht gut entbehren konnte, ein Dorn im Auge sein. Doch diese Dinge konnte man noch auf geschickte Weise nicht nur unschädlich erhalten, sondern sogar im Dienste der Kirche und Priesterschaft verwenden.

Aber Dschwald sprach und schrieb als Schüler Susos, Taufers und des Thomas von Kempen auch gegen das unnütze leere Beichten und Kommuniziren, gegen geistflämende und geisttötende Werke, äußerliche Übungen und ängstliche Gesetzhlichkeit. Alle dergleichen Sachen hasset meine Seele, sagte er; denn dadurch kommt man zu keinem freien Geiste. Das war schon sehr schlimm, und man sieht daraus, daß der Mann nicht nur ein Prophet war, sondern auch alles Zeug zu einem richtigen Ketzer hatte, für einen katholischen Priester ein gar gefährliches Talent. Doch verzeihlich waren auch diese Äußerungen. Die Kirche konnte sagen und hat dies im Verlaufe ihrer Geschichte oft gethan, daß solche Lehren, wenn sie nur richtig verstanden würden, ganz die ihrigen seien.

Aber Dschwald hatte sogar die Kindlichkeit, zu verlangen, die katholischen Priester sollten in Armut leben, ihren göttlichen Beruf nicht zu gewinnbringendem Amt und Handwerk herunterwürbigen, sondern nur das Nötigste zur Erhaltung des Leibes annehmen oder noch besser mit ihrer Hände Arbeit verdienen, alle Unwürdigen aber sollten ausgestoßen werden.

Das letztere geschah ihm, und er ging nach Amerika.

3.

Als Dschwald dem unvollkommenen Diesseits den Rücken zu kehren beschloß, verkauften viele seiner Jünger „alles, was sie hatten“ und zogen mit ihm hinweg; viele andre mußten zurückbleiben. Unter den letztern waren die von Ballenberg und Witscht und überhaupt jener ganzen Gegend am tiefsten gerührt, am schmerzlichsten ergriffen. Und den Propheten „erbarmte die Verlassenheit des Volkes.“ Seid getrost, ich lasse euch die Magdalena zurück, sprach er feierlich.

Ähnlich hatte Christus der Herr gesprochen von dem Tröster, dem heiligen Geiste. Die Parallele war deutlich. Wie ein Lauffeuer ging das Wort durch die verschiedenen Gemeinden, es war wie ein heiliges Testament. Mit einem Schlage war die Magdalena als Statthalterin des Propheten im Ozeans-Diesseits allgemein anerkannt und hieß von Stunde an die heilige Madlene, und nicht nur bei den Ausgewählten. Diese nannten sie so in der Heimlichkeit des Herzens mit ehrfurchtsvollem Ernst, die Weltkinder dagegen gebrauchten den Namen laut, wenn sie dabei auch nicht die Schauer der Ehrfurcht und Anbetung der Eingeweihten empfanden. In Witscht piffen die Späzen auf den Dächern den Namen, und die Kinder wußten gar keinen andern.

Wer und was war nun die Heilige, ehe sie zu dieser außerordentlichen Würde gelangte, in der sie später so Großes vollbracht hat?

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Lieder der Freiheitskriege, für den Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. Paul Gläßer, Oberlehrer am königl. Gymnasium in Leipzig. Leipzig, P. Froberg, 1886.

An unsern Gymnasien und Realschulen besteht die Vorschrift, daß im deutschen Unterrichte in einer der mittlern Klassen, wohl gewöhnlich in der Obertertia, ein volles halbes Jahr auf die Dichter der Freiheitskriege verwendet werde. Diese

Vorschrift setzt alle Lehrer des Deutschen, die genöthigt sind, ihr nachzugehen, in nicht geringe Verlegenheit. Was die an Schulen eingeführten Gedichtsammlungen an poetischen Erzeugnissen aus der Zeit der Freiheitskriege enthalten, läßt sich im Unterrichte bequem in vier Wochen abthun. Um also den Stoff auf ein halbes Jahr breitzuziehen, greift man zu allerhand Auskunftsmitteln: man erzählt die Lebensgeschichte Arndts, Körners, Schenckendorfs mit solcher Ausführlichkeit, daß, wenn man später Lessings, Goethes und Schillers Leben mit der entsprechenden Breite behandeln wollte, man gut und gern zehn Schuljahre darauf verwenden könnte; man liest Gedichte vor, die nicht in der eingeführten Schulsammlung stehen; man verbreitet sich über die Geschichte der Befreiungskriege; man zieht die gleichzeitige Volksdichtung, die sich bei Ditzfurth gesammelt findet, mit heran; man schmuggelt den Dramatiker Körner mit ein, an den die ministerielle Vorschrift ganz gewiß nicht gedacht hat, u. s. w. Dieser Verlegenheit will nun das vorliegende Buch abhelfen. Es enthält etwas über hundert chronologisch geordnete Lieder aus den Freiheitskriegen, und der Herausgeber meint, daß im Unterrichte eine, wenn auch knappe, so doch immer zusammenhängende Erzählung der Ereignisse den fortlaufenden Faden bilden müsse, an welchem die Lieder aufzureihen seien.

Wir halten dieses Auskunftsmitglied für ebenso verfehlt wie die ganze Vorschrift, deren Ausführung es erleichtern will. Wenn man sich fragt, wie viele von diesen mehr als hundert Gedichten wert sind, von den Jungen kennen gelernt und in der Schule gelesen zu werden, so muß man, wenn man ehrlich sein will, sagen: kaum zwei Duzend; diese stehen aber in unsern Schulsammlungen, die andern sind Ballast. Und diesen Ballast sollen die Jungen nun wieder kaufen, um ihren ohnehin mit Leitfäden, Handbüchern, Lehrbüchern u. s. w. vollgepfropften Känzen noch mehr anzufüllen!

Die Schule mag darauf hinarbeiten, daß die verkehrte Vorschrift, die unsers Wissens ziemlich jung ist, wieder beseitigt werde. Das ist das Nichtigste. Der Deutsche Unterricht hat in unsern höhern Schulen wahrlich nöthigeres zu thun, als dem Geschichtsunterricht die Erzählung der Freiheitskriege abzunehmen und die Zeit mit dem Erklären und Einprägen unbedeutender Gedichte hinzubringen. Der immer mehr um sich greifenden Verwilderung unsrer Sprache, die von der Tagespresse ausgeht, mit aller Macht entgegenzuarbeiten durch einen zusammenhängenden, gründlichen und geschmackvollen grammatischen Unterricht in den mittlern und obern Klassen, damit die Jugend gefestigt und gefeit gegen alle Sprachsudelei aus der Schule hinaustrete, dies scheint uns augenblicklich die dringlichste Aufgabe des deutschen Unterrichts zu sein, und eine mindestens ebenso patriotische, als die Jungen mit allen Onkeln und Tanten von Ernst Moritz Arndt bekannt zu machen.

Vor Zeiten. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Paetel, 1886.

Theodor Storm gehört zu den wenigen auserlesenen Dichtern, die man um so lieber gewinnt, je öfter man ihre Werke liest. Seine Art ist nicht eigentlich populär, sie reißt nicht bei der ersten Bekanntschaft, die man mit ihr macht, gleich hin, sie kommt nicht pilant, verlockend entgegen. Im Gegenteil, sie will einen ganz und gar gleichgestimmten Leser, einen, der andächtig und mit gespanntem Ohre lauschen kann; dann aber fesselt sie ihn auch mit Kraft. Man kann nicht treffender diese kausche, einsame und auch eigenwillige, in sich selbst eingespinnene Muse bildlich darstellen, als es in jener bekannten Titelbignette geschieht, welche die einzelnen Bände der Gesamtausgabe der Schriften Storms ziert: ein junges,

zartes, jedoch keineswegs schwächliches, ungemein liebenswürdiges Mädchen sitzt im tiefen Waldesdunkel, selbst aber hell beleuchtet, verborgen und bläst auf einer Doppelflöte, ganz verloren, ganz selbstvergessen in ihr Spiel; zu ihren Füßen sitzt ein kleiner Amor, mit hotemem Staunen lauschend. Es ist so bezeichnend für Storms Wesen, daß er seine Erzählungen gern mit der Geschichte des Zufalls oder des erregenden Motivs einleitet, die ihn auf dieselbe geführt haben. Er berichtet von dem Funde eines alten Manuskripts (womit zumeist auch die altertümelnde Sprache der Erzählung begründet wird), oder er führt uns zu den noch vorhandenen Trümmern jenes Schlosses, welches der Schauplatz seiner Geschichte war, oder er geht in seine eigne Jugendzeit zurück, da er alte, verschollene Sagen gehört hat — lauter Vorbereitungen für die Stimmung des Halbdunkels, welche seine Kunst liebt. Man wird in der That bei Storms Erzählungsweise an die Kunst eines Rembrandt gemahnt. Im Unterschiede von der Theorie und Praxis Paul Heyses sind Storms Novellen eigentlich immer Miniaturromane: nicht eine einzige Handlung wird entwickelt und durchgeführt wie bei Hehle, sondern das Schwergewicht fällt auf die Charakteristik. Diese Novellen erhalten einen biographischen Charakter, ein ganzes Lebensschicksal, von der Geburt bis zum Tode, wird vorgeführt, und an historischem Kolorit, an Streiflichtern auf die allgemeinen sozialen Zustände wird nicht gespart. Allein, und dies ist bezeichnend, alle diese Dinge werden kurz, beiläufig vorgebracht, ein Halbdunkel lagert darüber, dagegen werden einzelne Anstritte, um die es eben dem Dichter zu thun war, in reicherer Beleuchtung ausgeführt und mit einer Fülle des Gefühls ausgestattet, welche eben Storm zum Meister der Stimmungspoesie gemacht haben. Diese Sparsamkeit in der Darstellung, welche kein überflüssiges Wort zuläßt, diese künstlerische Oekonomie, welche alle Züge einem einzigen Zwecke unterordnet, machen die Novellen Theodor Storms zu einer Lektüre, welche erst bei genauer Bekanntschaft ganz gewürdigt werden kann. In einer Kunstperiode, welche mit den stärksten Mitteln auf unsere Nerven einzuwirken liebt, erscheint die Kunst Theodor Storms so vornehm zurückhaltend, so kühl und abgeklärt, daß sie uns zuweilen ganz fremd anmuten kann. Es geht in den Handlungen dieser Novellen oft gar wild her, Verbrechen, Rohheit, Sinnlichkeit treten überall auf — aber nicht der Dichter ist leidenschaftlich, nicht er ist wild, er bewahrt immer die edle Ruhe und Güte.

Dies im allgemeinen der Kunstcharakter der fünf ausgezeichneten Novellen, welche der neue stattliche Band „Vor Zeiten“ vereinigt. Es sind historische Novellen; sie führen uns alle, mit Ausnahme der letzten, in das letzte Drittel des siebzehnten Jahrhundert und natürlich wieder in die Heimat des schleswig-holsteinischen Dichters. Das Kolorit der Zeit wird mit genauer Kenntnis und Sorgfalt gegeben. Es war die traurig-frohe Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Man war des Friedens froh, hatte aber viel unter den Nachwehen des Krieges zu leiden: wie die Acker vernachlässigt, die Wälder unkultivirt waren, wie sich der Wildstand so vermehrt hatte, daß die hungrigen Wölfe dem Bauer in die Fenster sahen, so waren auch die Menschen verwildert. Von Schweden her kam böser Einfluß; französische Mode beherrschte die Sitten; in hochmüthigem Ständedunkel verloren die Adlichen den Zusammenhang mit dem eignen Volke, das schwer unter den Lasten der Leibeigenschaft litt. Der Aberglaube war noch überall mächtig, kaum begann der Kampf gegen den Hexenglauben, der Kampf, der die vielen Fortschritte des Jahrhunderts der Aufklärung vorbereitete. So farbenreich und lebensvoll indes das historische Bild ist, welches wir durch die vier Novellen dieses Bandes gewinnen, so hat der Dichter doch mit wohlbegründeter Entschlei-

dung sein Buch nicht eigens als eine Sammlung „historischer“ Novellen bezeichnet, denn wie kunstvoll auch das historische Kolorit hier gezeichnet wurde, so ist doch die Kulturgeschichte ganz und gar Nebensache in diesen Novellen. Das ist eben Storms ganz besondere Meisterschaft. Das rein menschliche Motiv, der Charakter, die stimmungsvolle, gefühlsreiche Situation sind überall poetisch im Vordergrund. „Eelenhof“ giebt das Charaktergemälde eines gewaltthätigen, genußsüchtigen und zugleich geizigen Junkers, der mit seinem bösen Willen seine Weiber und eignen Kinder unglücklich macht; das Schauspiel der bösen Menschennatur. „Zur Chronik von Grieshuus“ erzählt von einem edel angelegten, aber jähzornigen Manne, der seinen Bruder im Streite erschlagen hat; die Art seiner schweren, sich selbst verleugnenden Buße wird ausführlich geschildert. „Kenate“ erzählt von einem Pastor, der ein geliebtes Bauernmädchen nicht zu heiraten den Mut hat, weil es im Geruche der Hege steht; erst am Ende seines Lebens überwindet er den Wahn. *Aquis submersus*, das Meisterstück des Buches, bringt wieder die traurigen Folgen der Standesvorurtheile, welche die Verbindung des Malers Johannes mit der Adlichen Katharina verhindern. Und endlich „Das Fest auf Haderslebhuus“ ist eine in den süßesten Zauber der Minnepoesie getauchte Liebestragödie. Die Reihe von liebenswürdigen Mädchengestalten, die man in diesen Erzählungen an sich vorbeigehen sieht, ist herrlich; mensche, hingebungsvolle Wesen, die ungebrochene Natur selbst, verschlossene Geschöpfe, die mehr fühlen als sprechen und Ideale der Treue sind. Die wild begehrende Fran Wulfsild der letzten Novelle steht ganz abseits. Doch genug für diesmal. Der Kritiker muß an sich halten, will er nicht mit den Beobachtungen, die sich bei Storms Kunst aufdrängen, Bogen füllen.



Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Quartal ihres 40. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schnelle Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im Dezember 1880.

Die Verlagshandlung.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die englische Ministerkrisis.



ie Tories am Steuerruder des britischen Staatsschiffs haben sich nicht lange ruhiger Fahrt erfreut. Aus ihrer eignen Mitte entwickelte sich Unheil, welches den obersten Führer zu dem Versuch nötigte, den Kreis seiner Amtsgenossen durch Elemente zu ergänzen, welche den Charakter des Ministeriums wesentlich umgestalten müssen. Lord Mandolph Churchhill, der Heißsporn, der Feuerbrand, und bei alledem in verschiedenen Beziehungen das bedeutendste toryistische Mitglied des Kabinetts nach Salisbury, nahm plötzlich seinen Abschied, unbekümmert darum, daß er damit die Vorherrschaft seiner Partei in der Regierung erschütterte, ja die Möglichkeit herbeiführte, daß dieselbe ganz in die Hände von Liberalen gelangte. Denn man durfte sich bei seinem Rücktritte an Lord Russell erinnern, der 1855 wie Churchhill ministerieller Führer des Unterhauses war und ebenfalls plötzlich ein Koalitionsministerium verließ. Russell erfreute sich nicht des Ansehens, welches Churchhill bisher genoß, und er ließ in der Regierung Männer wie Palmerston und Gladstone zurück, aber demungeachtet verursachte seine Sezession den halbigen Fall des Kabinetts Aberdeen. Und dabei befindet sich Großbritannien jetzt in einer Lage, welche eine Spaltung in der Regierung und eine Schwächung derselben besonders gefährlich erscheinen läßt. In Betreff Irlands fragt es sich noch immer, ob man eins der drei Königreiche an die halb irische, halb amerikanische Verschwörung ausliefern soll, welche sich dormalen in offenem Kriege mit der Regierung der Königin Viktoria befindet. Auswärts aber verdunkeln zwei große Schatten das europäische Festland, der schwer zu berechnende Wille eines Selbstherrschers im Osten und die Revanchebegier einer Republik im Westen, die, wenn sie zusammenwirkten, einen Krieg so groß und furchtbar, wie er noch nicht dagewesen ist, über die Welt bringen würden.

einen Krieg, dem England nicht gleichgiltig zusehen könnte, ohne sein eigenes Interesse aufs schwerste zu gefährden. Es bedarf daher an der Spitze seiner Angelegenheiten nicht bloß staatskluger und thatkräftiger Minister, sondern leitender Staatsmänner, die stark sind durch die Unterstützung eines vollkommen einigen Kabinetts, einer harmonisch gestimmten Partei und einer öffentlichen Meinung, die in allem, worauf es zunächst ankommt, fest zu ihnen steht. Statt dessen haben wir bis auf weiteres in London ein Ministerium vor uns, welches schon bei seinem Amtsantritte nicht stark war, weil es im Unterhause nicht über eine Parteimehrheit gebot, und welches nunmehr eines seiner angesehensten Mitglieder, dasjenige verloren hat, welches ihm in seiner Eigenschaft als Lord mit liberalen und selbst radikalen Neigungen den guten Willen und den Beistand eines großen Theiles der übrigen Parteien vermittelte. Es steht, wenn es sich nicht passend ergänzen kann, vermehrtem Risiko in den Kreisen der auswärtigen Politik und einer schwerer gewordenen Aufgabe im Bereiche der innern mit verminderten Kräften und unter ungünstigern Aspekten gegenüber. Wenn es darüber zu Falle kommt und Gladstone wieder zur Leitung der Geschäfte gelangt, so wird die Selbstsucht und der Eigensinn Churchills dafür verantwortlich zu machen sein.

Von den Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den übrigen Ministern, welche schließlich seinen Rücktritt zur Folge hatten, werden vorzüglich zwei genannt. Der eine betrifft die Forderungen für die Verstärkung des Heeres und der Flotte, welche Churchill beschränkt wissen wollte, der andre die beabsichtigte neue Ordnung der Selbstverwaltung in den Grafschaften und Gemeinden Englands und Schottlands. Hinsichtlich des erstern Punktes ist zu bemerken, daß England dringend der Befestigung der Kohlenstationen für seine Kriegsschiffe und ebenso dringend der Beschaffung besserer Gewehre für seine Infanterie bedarf, und daß es viel reicher als seine Nachbarn und Nebenbuhler ist, welche in den letzten Jahren weit höhere Summen für militärische Zwecke verwendeten. Sparsamkeit in diesen Dingen war der stete Ruf Cobdens, der immer wiederholte, das gesamte Budget Großbritanniens dürfe von Rechtswegen fünfzig Millionen Pfund nicht übersteigen, und der Kriegsminister und sein Kollege vom Marineministerium „müßten sich den Rock nach dem ihnen bewilligten Stück Tuch zuschneiden.“ Man versuchte es mit seinem Plane von 1832 bis 1854, und der Erfolg war die geradezu erbärmliche Art, in welcher das englische Heer sich am Krimkriege beteiligte. Wenn Churchill also jetzt in die Fußstapfen Cobdens getreten ist, so hat er damit bewiesen, daß er ein Staatsmann ohne Gedächtnis und ohne Augen für eine nahe Zukunft ist. In Bezug auf den zweiten Punkt hat das Ministerium Salisbury die Absicht, die Mitglieder der neuen Verwaltungsbehörden nur zum Teil unmittelbar aus der Wahl der Steuerzahler hervorgehen zu lassen, die übrigen sollen aus Richtern, welche die Regierung ernennt, und aus schon vorhandenen Beamten bestehen. Churchill

dagegen, der neulich in Dartford sagte, das Ministerium könne sich für seine Aufgaben in Irland und auswärts die Unterstützung der öffentlichen Meinung nur durch „Einführung offenkundig demokratischer Maßregeln“ gewinnen, trat für einen noch unter Gladstone von den Demokraten Dilke und Chamberlain ausgearbeiteten Gesetzentwurf ein, nach welchem die Verwaltungsbehörden lediglich von den Steuernden gewählt werden sollen. Er mag damit richtig gesehen haben; denn Englands öffentliche Meinung ist in den letzten Jahrzehnten entschieden demokratischer geworden, und ein Ministerium, das sich halten will, hat darauf Rücksicht zu nehmen. Die konservative Partei besteht nicht mehr aus Landeulleuten, sie stützt sich zum guten Teil auf die städtische Demokratie und auf die Möglichkeit, auch die ländliche zu gewinnen, und wenn Lord Salisbury den Mißgriff begehen wollte, einen Gesetzentwurf einzubringen, der weniger liberal wäre als die seiner Vorgänger im Amte, so wäre sein und seiner Kollegen Schicksal entschieden. Das ist nicht erfreulich, aber Thatsache. Ein konservatives Ministerium in England, welches am Ruder zu bleiben wünscht, muß sich zu Zugeständnissen an den von Amerika herübergewehten demokratischen Geist entschließen. Bereits scheint Chamberlain, der Vertreter dieses Geistes, Churchills Rücktritt als „Zeichen zu betrachten, daß die alten Tory-Einflüsse im Kabinet die Oberhand gewonnen haben, und daß man einer Tory-Regierung Auge in Auge gegenüber stehen werde, deren Vorschläge kein gesinnungstüchtiger Liberaler unterstützen kann,“ woran er die Andeutung knüpfte, man werde sich dann wieder Gladstone zuwenden müssen.

Außer den genannten beiden Punkten hat ohne Zweifel auch Churchill Stellung zur irischen Frage zu seinem Rücktritte beigetragen. Er hatte sich mit den Irländern mehr eingelassen, als es den Gegnern des *Home Rule* gefallen und passen konnte, und wenn das Kabinet sich jetzt mit der Absicht trug, den „Feldzugsplan“ der Parnelliten mit Gewaltmaßregeln zu vereiteln, so hat es damit sicherlich beim Erzkassanzler lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Nicht wahrscheinlich dagegen ist die Vermutung, daß auch Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der auswärtigen Politik den Letztern zur Fahnenflucht bewogen haben könnten. Vielmehr dürfen wir annehmen, daß die Meinung, die trotz aller kriegerischen Gesichter, welche gelegentlich von den offiziellen Blättern in London gemacht werden, in allen Schichten der englischen Bevölkerung weitaus vorherrscht, sowohl von Salisbury als von Churchill geteilt wird. Diese Meinung aber lautet kurz gefaßt folgendermaßen: Es ist die Pflicht und das Interesse Englands, die bulgarische Frage so lange unangetastet zu lassen, bis Osterreich und Deutschland Farbe bekannt haben. Wir dürfen nicht zuerst, auch nicht an zweiter Stelle ausspielen und nur äußerstenfalls an dritter. Geht ihr voran, ihr auf dem Festlande, und siegt für uns, oder laßt euch schlagen statt unser. In beiden Fällen werden Handel und Industrie bei uns insofern profitieren, als sie bei euch stoßen und leiden.

Was wird nun geschehen? so durfte man sich in der ersten Stunde fragen, und die Antwort der Presse lautete verschieden. Die einen rieten, das Kabinet Salisbury solle mit gebrochener Schraube seine Fahrt fortsetzen. Andre gingen soweit, zu behaupten, der Rücktritt Lord Randolphs sei, genau besehen, kein Verlust, sondern ein Gewinn für das Kabinet, denn er sei doch eigentlich keine Stärkung, sondern eine Schwächung desselben gewesen, da sein exzentrisches Wesen und seine demokratischen Bestrebungen die Partei beunruhigt und das Land mehr in Erstaunen versetzt als erfreut und gewonnen hätten. Befreit von seinen hochfliegenden Ideen und seiner verlegenden Art, sich zu äußern, werde die Salisbury'sche Verwaltung eine konservativere sein können als bisher. Das hatte manches für sich. Der abgegangene Schatzkanzler hat eine Irlanderin zur Mutter und infolge dessen etwas von dem Temperament des Iren, er ist nervös, vorlaut und formlos, und er ist damit oft recht unbequem geworden, ja es ging ein Zug von Lächerlichkeit durch sein Auftreten, der ihm bei nicht wenigen Leuten schadete, indem man ihn nicht recht ernst nehmen zu dürfen glaubte. Während er die Vorschläge Gladstones in Betreff Irlands zwar heftig bekämpfte und die irischen Protestanten geradezu aufforderte, ihrer Ausföhrung mit den Waffen Widerstand zu leisten, erklärte er sich als Minister gegen die Absicht seiner Amtsgenossen, die irische Aktionspartei mit Gewaltmitteln zu bekämpfen. Gladstone schleuderte er im Parlament die größten Worte zu. Nicht sparsam war er mit solchen gegen Rußland, als die afghanische Frage auf der Tagesordnung stand. Als am 8. Juni 1885 Gladstone im Unterhause in der Minderheit blieb, sprang der kleine Lord mit dem großen Schnurbarte auf eine Bank und schwenkte seinen Hut. Kurz, es fehlt ihm an Konsequenz und Selbstbeherrschung, und das entfremdete ihm manchen Freund. Indes hatte es sich mit diesen Mängeln seiner Sturm- und Drangperiode in der letzten Zeit gebessert, und wenn seine Lebhaftigkeit auch jetzt nicht immer die Regeln der Höflichkeit und des guten Geschmacks innehielt, so gefiel sie doch dem Hause und dem Lande als etwas Ungewöhnliches, Neues und Frisches. Dazu kam, daß er auch als Parteimann nichts Gewöhnliches, kein Konservativer der alten Schule, sondern einer von den modernen Konservativen war, welche rasche Abstellung eingestandener Mißstände für die beste Art des Konservatismus halten. Was dann die Idee betrifft, sein Abgang werde die liberalen Unionisten in den Stand setzen, in die Regierung einzutreten, so scheint uns das sehr zweifelhaft zu sein, obwohl Salisbury den Lord Hartington, der in Rom verweilt, aufgefordert hat, zu Verhandlungen nach London zurückzukehren, und dieser der Aufforderung nachgekommen ist. Churchill trat aus dem Kabinette, weil ihm dessen Führer zu sehr Tory war. Kann dieser jetzt erwarten, daß Hartington ohne Verzug die Lücke mit seiner Person ausfüllen werde? Wenn die Unionisten mit Einschluß Chamberlains sich schon außer stande sahen, sich mit den Konservativen bei der Bildung des Ministeriums zu vereinigen — wie werden sie

jetzt, wo das liberalste Mitglied desselben sich zurückgezogen hat, dazu Neigung empfinden? Und doch würde, wenn Salisbury seinen Posten niederlegte, was sehr wenig wahrscheinlich ist, Hartington es nicht wagen können, mit nur sechs- und siebenzig zu seiner Unterstützung bereiten Stimmen im Unterhause die Ministerpräsidentenschaft zu übernehmen. Gladstone aber bleibt wohl kalt gestellt, solange Irland existirt und auf der einen Seite Parnell, auf der andern die Unionisten ihn bedrohen. Das Ende der Ministerkrisis wird also wohl darin bestehen, daß ein konservatives Kabinet, moralisch und persönlich geschwächt, weiter bestehen wird, weil die Verwaltung des Landes von einer Zentralbehörde fortgeleitet werden muß und niemand anders vorhanden ist, diese Arbeit zu thun. Das wäre dann die neueste und schlimmste Leistung des englischen Systems mit seiner Parteiregierung.

Wer als Ergebnis der Krisis ein Koalitionsministerium erwartet, zieht unsrer Meinung nach nicht alles in Rechnung, was die dermalige politische Lage in London bezeichnet. Man spricht, als ob die liberalen Unionisten nur den Lord Hartington und eine Anzahl von Whigs umfaßten, welche sich, wenn überhaupt, wenig von den Konservativen unterscheiden. Die Unionisten bilden aber eine Partei für sich, die in der irischen Frage zu gutem Kampfe zusammengehalten und den Staat durch Fallenlassen der sie von den alten Gegnern trennenden Meinungen und ebenso der sie untereinander scheidenden Glaubenssätze vor der von Gladstone betriebenen Zerstückelung bewahrt haben. Nehmen wir an, daß Hartington mit Salisbury in allen Hauptsachen sich verständigen und zusammenwirken könnte — was keineswegs sicher ist, da der Erbe des Hauses Cavendish zwar maßvoll in seinen Äußerungen und billigdenkend gegenüber Andersdenkenden, aber trotzdem ein entschieden liberal gesinnter Politiker, selbst in Landfragen ist, wo man ihn wegen seiner Stellung und seines großen Grundbesitzes auf konservativer Seite vermuten sollte. Aber dürfen wir auch glauben, er werde sich bewegen lassen, die zweite, oder wie Salisbury ihm angeboten haben soll, die erste Stelle im Kabinet anzunehmen, so müssen wir uns doch derer erinnern, welche seine politische Gefolgschaft bilden, und unter denen Chamberlain der bedeutendste ist. Derselbe gab kurz vor den letzten Wahlen zu Gunsten einer großen Sache, der Reichseinheit, seine unabhängige Stellung auf und erkannte in aller Form Hartington als seinen Führer an. Dieser General der Unionisten wird sich jetzt mit seinen Stabsoffizieren beraten, und es wäre fast als ein Wunder anzusehen, wenn sich der radikale Chamberlain bewegen ließe, sich mit Salisbury zu verbinden, es wäre wie eine Vereinigung von Feuer und Wasser. Dasselbe gilt von Trevelyan, der vermutlich lieber sein ganzes Leben hindurch ohne eine ministerielle Stellung bliebe, als daß er sich einem konservativen Kabinet einfügen ließe. Nicht ganz mit derselben Sicherheit läßt sich die Haltung Goschens und Henry James' voraussetzen, obwohl man keinen Grund hat, sie nicht als echte und feste Liberale zu be-

- trachten. Gewiß dagegen ist, daß sich unter den Politikern geringern Ranges, welche unter der unionistischen Fahne marschiren, noch wenigstens zwanzig Kadifale reinsten Wassers befinden. Was hätte also ein Übereinkommen Hartingtons mit Salisbury zu bedeuten? Den Abfall derer, die im letzten Feldzuge seine besten Gehilfen waren, und seinen Abzug ins Lager der Konservativen mit einem Häuflein von etwa vierzig Getreuen. Das aber wäre durchaus kein Ergebnis, welches hinreichte, um die Zerreißung des Bandes zu rechtfertigen, welches die Unionisten der verschiedenen Schattirungen zusammenhält. Schließlich ist an die Wählererschaften zu denken. Es giebt in England viele Tausende von Liberalen, welche bei den letzten Parlamentswahlen ihre Stimmzettel mit Namen von Unionisten als Gegnern der Losreißung Irlands in die Urne warfen, welche diese Kandidaten aber gewiß nicht mehr unterstützen würden, wenn sie daran dächten, nur den linken Flügel der Torypartei bilden zu helfen; und wenn auch Hartington und andre dazu bereite Leute zum Ausgleich solcher Verluste konservative Voten zu hoffen hätten, so würden sie durch diesen Umstand für immer an ihre alten Gegner gebunden sein.

Es scheint somit nur ein Ausgung der Krisis im Interesse der liberalen Partei Englands wünschenswert, aber derselbe ist ebenfalls nahezu unmöglich. Wenn Salisbury nicht imstande zu sein scheint, die Verwaltung im Geiste der konservativen Partei fest und erfolgreich fortzuführen, und wenn Hartington Chamberlain und Trevelyan, seine demokratischen Adjutanten, nicht verlassen kann, so bleibt nur ein dritter Weg offen: die Bildung eines Kabinetts, das rein aus liberalen Unionisten zusammengesetzt ist. Es fehlt nicht an Männern zur Ausfüllung der verschiedenen Posten, und es läßt sich aus den Parteiführern, welche an der Spitze des Widerstandes gegen die irischen Pläne Gladstones standen, ein recht ansehnliches Ministerium zusammensetzen. Leider aber gebieten sie allesamt nur über eine Gefolgschaft von etwa siebenzig Mann, und es ist keineswegs ganz sicher, daß sie sich bei den nächsten Wahlen alle der Unterstützung ihrer letzten Wähler erfreuen werden. In der englischen Geschichte aber findet sich kein Beispiel, daß jemand mit einer solchen Minorität gewagt hätte, ein Ministerium zu übernehmen, selbst wenn er des Beistandes einer andern Partei sicher gewesen wäre. Allerdings trat Robert Peel 1845 wieder ins Amt, als sich unter den Konservativen, die ihm angingen, nur etwa achtzig zum Freihandel befehlt hatten. Aber sein Ministerium dauerte auch nur etwas mehr als fünf Monate und fiel vor den Angriffen einer Koalition von Liberalen und Schutzöllnern. Lord John Russell, der ihm folgte, verfügte zwar über keine Mehrheit im Unterhause, hatte aber hinter sich eine eigne Partei, die wenigstens dritthalbhundert Mitglieder zählte, und konnte auf die Unterstützung Peels rechnen. Lord Hartington würde als Premierminister keine so große Gefolgschaft liberaler Parteifreunde besitzen und von Tag zu Tag von dem guten Willen der mächtigen konservativen Partei abhängig sein, welche fast die

Hälfte der Bänke im Hause der Gemeinen einnimmt. Allerdings würde sich trotzdem, wenn die Engländer von heutzutage nicht durch die leidige Wirtschaft eines auf die Spitze getriebenen Parlamentarismus zu Sklaven von Namen und Parteien geworden wären, aus den Worthaltern der unionistischen Liberalen ein Kabinet bilden lassen, das leistungsfähig wäre und alle guten Patrioten auffordern könnte, ihm seine Arbeit durch Beistand zu erleichtern. Aber Hartington und seine Parteifreunde sind in England, nicht in Utopien, und so geschieht es, daß guter Rat für sie teuer geworden ist, wie für die Konservativen, und daß die Lebensinteressen des Staates aufs Spiel gestellt werden konnten, als ein schnell denkender und rücksichtsloser junger Staatsmann seinen Willen durchsetzen wollte und, als das nicht ging, die Flinte rasch entschlossen ins Korn warf.



Sind die deutschen Gewerkvereine politische Vereine?



Is vor kurzem das Amtsgericht zu Rixdorf gegen die dortigen Vorstände der sogenannten Hirsch-Dunderschen Gewerkvereine auf Grund des Vereinsgesetzes ein verurteilendes Erkenntnis fällt, erregte dies selbst in weiteren Kreisen ein gewisses Aufsehen und schien den eigentlichen Interessenten, welche dadurch eine heikle Seite ihrer Organisation wider Willen an die Öffentlichkeit gezogen sahen, am allerwenigsten zu behagen. Da die soziale Frage heute mehr denn je die politischen Parteien beschäftigt, und die deutschen Gewerkvereine bei Lösung dieser Frage sich zu einer bedeutenden Rolle berufen glauben, so dürfte eine Erörterung der oben gestellten Frage, d. h. eine Darlegung der Beziehungen der Gewerkvereine zu den vereinsgesetzlichen Bestimmungen, von allgemeinerem Interesse sein.

Hierbei kommt, da der Verband der deutschen Gewerkvereine in Berlin seinen Sitz hat und dieses den Ausgangs- und Mittelpunkt der ganzen Bewegung bildet, zunächst das preussische Vereinsgesetz vom 11. März 1850 in Betracht, welches bestimmte Arten von Vereinen gewissen Vorschriften unterwirft. Die allgemeine und weitere derselben besteht in der sogenannten Anzeigepflicht; Vereine nämlich, welche eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezwecken, haben zur Vermeidung der Bestrafung der Vorsteher der Polizeibehörde Statuten, Mitglieder und Versammlungen innerhalb gewisser Fristen anzuzeigen. Die andre, engere besteht in einer besondern Beschränkung für „politische“ Vereine; Vereinen,

welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern, ist zur Vermeidung der Schließung der Vereine und Bestrafung der Beteiligten die Verbindung unter einander und die Zulassung von Frauen unterlagt.

Um über die eigentliche Bedeutung und die praktische Tragweite dieser Bestimmungen klar zu werden, bedarf es vornehmlich einer richtigen Erklärung der beiden Begriffe „öffentliche Angelegenheiten“ und „politische Gegenstände,“ wofür das Gesetz keine Definition giebt. Nach der einschlägigen Judikatur*) begreifen „öffentliche Angelegenheiten“ nicht bloß die der Gesamtheit, sondern auch engerer, politisch oder sozial begrenzter Kreise, selbst wenn sie zugleich Privatinteressen mitberühren, d. h. alle über den Rechtskreis bestimmter (physischer oder juristischer) Personen hinausgehende Verhältnisse, namentlich die sozialen Interessen, sowohl der Gesamtheit als einzelner Berufsstände, wie z. B. die sittliche und materielle Hebung des Arbeiterstandes (sei es insgesamt oder in einzelnen Gewerben) gegenüber den andern Ständen. „Politische Gegenstände“ dagegen begreifen alle den Staat als Inbegriff der Gesamtheit in seinen innern und äußern Beziehungen berührende Interessen, insbesondere die sozialen Fragen, sofern sie zum Staate in praktische Beziehung treten (also z. B. eine Änderung der bestehenden Staatseinrichtungen oder Gesetze bezwecken oder voraussetzen), d. h. alle sozialpolitischen Fragen.

Hiernach ergibt sich, daß zwar alle politischen Angelegenheiten zugleich öffentliche sind, aber nicht alle öffentlichen politische. Es wird daher genügen, den politischen Charakter der Gewerkvereine nachzuweisen, um ihre Unterwerfung unter das Vereinsgesetz nach beiden Richtungen hin als rechtlich begründet zu erachten. Dieser Nachweis soll aus den Statuten und dem tatsächlichen Verhalten der gedachten Vereine geführt werden.

Indem wir uns betreffs der allgemeinen Entwicklungsgeschichte der deutschen Gewerkvereine auf unsern Artikel „Die moderne Arbeiterbewegung“ in Nr. 41 und 42 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift beziehen, mögen zum bessern Verständnis des Folgenden vorweg noch einige Bemerkungen über die Organisation der Gewerkvereine gestattet sein, wie sich dieselbe nach dem Generalstatut d. h. dem Statut des „Verbandes der deutschen Gewerkvereine,“ und den sogenannten Berliner Musterstatuten, d. h. den für die einzelnen Gewerkvereine maßgebenden Statuten, darstellt. Darnach baut sich die gesamte Organisation von unten her in der Weise auf, daß die Genossen desselben Berufs an jedem Orte zu „Ortsvereinen“ zusammentreten, alle Ortsvereine desselben Berufs sich zu dem über ganz Deutschland reichenden „Gewerkverein“ zusammenschließen, und endlich sämtliche Gewerkvereine zusammen den „Verband der deutschen Gewerkvereine“ bilden. Die innere Organisation gestaltet sich im allgemeinen dahin, daß die Mitglieder- oder Abgeordnetenversammlungen (Ortsversammlung,

*) Vergl. Lisso, Die deutschen Vereinsgesetze (Berlin).

Generalversammlung und Verbandstag) als beschließende, die Vorstände (Ortsauschuß, Generalrat und Zentralrat) als ausführende und die Sekretäre (Ortssekretär, Generalsekretär und Verbandsanwalt) als geschäftsführende Behörden wirken. Daneben giebt es noch die „selbständigen Ortsvereine,“ d. h. solche, welche es bis zur Bildung eines Gewerksvereins noch nicht gebracht haben, und die aus sämtlichen Ortsvereinen desselben Ortes zusammengesetzten „Ortsverbände,“ welche beiderseits unmittelbar unter dem Verbands stehen, sodaß also der letztere nicht bloß nationale, sondern auch lokale Organisationen umfaßt. Hiernach stellt sich der Verband als der abschließende Gesamtbund dar, dem die Vertretung der gemeinsamen Interessen des ganzen Arbeiterstandes obliegt, während die Wahrnehmung der Sonderinteressen der einzelnen Berufe den entsprechenden Gewerksvereinen überlassen bleibt. Als Publikationsorgan und allseitiges Bindemittel dient dabei das in Berlin erscheinende Wochenblatt „Der Gewerksverein,“ welches Eigentum des Verbandes ist und unter Mitwirkung der Verbands- und Vereinsvorstände vom Verbandsanwalt herausgegeben wird; außerdem stehen die einzelnen Gewerksvereine mit dem Verbands in enger, fortlaufender Verbindung durch Einsendung statutarisch vorgeschriebener Berichte, durch Entsendung von Abgeordneten zum Verbandstage und Zentralrat, durch die vielseitige Vermittlung des Verbandsanwaltes u. s. w.

Kommen wir nun auf unser Beweissthema zurück, so finden wir gleich an der Spitze der Verbandsstatuten den Zweck des Verbandes, wie folgt, angegeben:

Der Verband der deutschen Gewerksvereine bildet den sofort bei Gründung der Gewerksvereine geplanten, auf dem Pfingstkongreß 1869 errichteten dauernden Bund aller deutschen Gewerks- und Ortsvereine, welche gemäß den Berliner Musterstatuten die Hebung der Arbeiterklasse zu Selbständigkeit und Gleichberechtigung mit allen andern Klassen auf dem Wege der gesetzlichen Reform, insbesondere durch Berufsorganisation, Bildung von Genossenschaften erstreben. Der Verband bezweckt hauptsächlich die gegenseitige Förderung und Unterstützung der deutschen Gewerksvereine durch Gründung und Verwaltung einer gemeinschaftlichen Zuvalidentasse, einer Frauenstrebekasse, einer Unterstützungskasse für Reisende und Arbeitslose und anderer Hilfsklassen, eines der Gewerksvereinszwecke dienenden Verborgens, und durch Vertretung der gesamten Gewerksvereinsbewegung gegenüber der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Gesellschaft im allgemeinen.

Dies wird an einer weitem Stelle der Statuten, wo die Aufgaben des Verbandstages als der obersten Instanz für alle Verbandsangelegenheiten und des Verbandsanwaltes als des eigentlich geschäftsführenden Beamten und Vertreters des Verbandes wie der Gewerksvereinsbewegung aufgezählt werden, ausdrücklich dadurch bestätigt, daß auch die Vertretung der allgemeinen Interessen der Gewerksvereine gegenüber den Arbeitgebern, den Behörden, insbesondere der Gesetzgebung und dem Publikum dahin gerechnet wird.

Ferner wird den Ortsverbänden als integrierenden Teilen des Verbandes die Besprechung der allgemeinen Verbands- und Arbeiterangelegenheiten, Auf-

klärung über die Prinzipien der Gewerksvereine, sowie der andern sozialen Parteien, Agitation für die ersten und Abwehr gegen Angriffe andrer Parteien, Förderung der örtlichen Gewerbe- und Arbeiterinteressen wie der sozialen und Arbeiterstatistik, und Aufklärung über die soziale Frage und die einschlägigen Tagesfragen ausdrücklich zur Pflicht gemacht.

Endlich ist auch in den sogenannten Musterstatuten den einzelnen Gewerksvereinen der Schutz und die Förderung der Rechte und Interessen ihrer Mitglieder auf gesetzlichem Wege, insbesondere durch Vertretung der Mitglieder gegenüber den Arbeitgebern, dem Publikum und den Behörden, und durch gegenseitige Verbindung zur Aufgabe gemacht.

Lassen hiernach schon die Statuten den politischen Charakter des Verbandes unzweideutig zu Tage treten, so bietet seine bisherige Wirksamkeit, wie sie uns aus verschiedenen von ihm ausgehenden Schriften entgegentritt, weitere derartige Belege. Diese haben aber für unsre Beweisführung eine umso größere Bedeutung, als die vereinsgesetzliche Judikatur längst den Grundsatz festgestellt hat, daß für die Beurteilung, inwieweit ein Verein den vereinsgesetzlichen Bestimmungen unterliegt, nicht bloß der Inhalt der Statuten, sondern vornehmlich sein thatsächliches Verhalten maßgebend ist. Der Kürze halber wollen wir hier nur auf das eingehen, was uns einige neuere, vom Verbandsanwalt verfaßte und vom Zentralrat herausgegebene Schriften in dieser Beziehung bieten.

Schon in der ersten derselben*) wird die Frage: Was bezwecken die Gewerksvereine für Recht und Interessen der Arbeiter im allgemeinen? dahin beantwortet:

Die Gewerksvereine bezwecken die Vertretung der Arbeiterrechte bei der Gesetzgebung und Verwaltung, wie in der Öffentlichkeit überhaupt. Wer wüßte nicht, wie gewisse mächtige Richtungen und Parteien fort und fort gegen die schwer errungene Freiheit und Selbständigkeit der Arbeiter wühlen oder Sturm laufen, je nachdem die Zeitläufte sind, und wie oft volle Sachkenntnis bezüglich der Arbeiterverhältnisse bei den einflußreichen Ständen und Personen zu vermissen ist. Wie notwendig ist daher ein fester und ausdauernder, aber zugleich besonnener Widerstand der Arbeiter, stets auf der Wacht, um die Gefahren zu wittern, die Freunde zu informieren, die Gegner zu widerlegen, statistische Erhebungen und Massenkundgebungen zu veranstalten, bei den Wahlen einzuwirken und günstige Momente zur Abhilfe von Beschwerden, zur Erringung weiterer Vorteile zu benutzen. Diese ganze überaus mühsame und schwierige Thätigkeit kommt mit der Gesamtheit jedem einzelnen Arbeiter zu Gute — aber kann der einzelne Arbeiter oder können lose zufällige Vereinigungen solche Thätigkeit leisten? Nicht im entferntesten; das vermag nur eine große, dauernde Widerstandsorganisation, d. h. nur die Gewerksvereine und ihr ganz Deutschland umfassender Verband mit einem gesetzkundigen, angesehenen Sozialpolitiker als Anwalt. Was seit mehr als einem Jahrzehnt die deutschen Arbeiter an Rechten und Vorteilen gewonnen, was sie in den letzten

*) Was bezwecken die Gewerksvereine? Ein Merk- und Mahnwort für alle deutschen Handwerker und Arbeiter. 8. Auflage. Berlin, 1885.

Jahren an Rückschritten und Schädigungen abgewendet haben, das verdanken sie größtenteils unserer Organisation und deren Freunden. Von den Errungenschaften seien hier nur die Gleichstellung der Arbeiter in der Gewerbeordnung, die Strafe gegen Gefährdung von Leben und Gesundheit, die Bresche in das Zwangsklassensystem, die gesetzliche Anerkennung der freien Kassen, die Abwendung der Zwangsarbeitsbücher erwähnt. Soviel haben die Gewerksvereine schon in ihrer Kindheit vermocht; in eurer Hand liegt es, Arbeiter, durch namhafte Verstärkung an Zahl auch den Einfluß zu erhöhen, ihn schließlich, wie in England, zum maßgebenden in der Arbeitergesetzgebung zu machen.

In einem andern, als Flugblatt in 60 000 Exemplaren herausgegebenen Schriftchen*) heißt es über denselben Gegenstand:

Alle Gewerksvereine sowie einige selbständige Ortsvereine bilden zusammen den Verband der deutschen Gewerksvereine, welcher die verbrüderte Gesamtkraft der Organisation darstellt und hauptsächlich die gegenseitige Aussprache und Förderung, die Ausbreitung, die Vertretung nach außen, insbesondere bei der Gesetzgebung (nach allen Richtungen, namentlich der des Arbeiterschutzes), den Behörden und der öffentlichen Meinung, und das gemeinsame Streben nach den idealen Zielen der Arbeiterbewegung zur Aufgabe hat.

Nähere und bemerkenswerte Aufschlüsse über die eigentlichen Ziele und Zwecke der Gewerksvereine giebt insbesondere die im Mai 1886 erschienene Agitationschrift: „Die hauptsächlichsten Streitfragen der Arbeiterbewegung,“ welche ihrem Vorwort nach in erster Linie den Mitgliedern und Freunden der deutschen Gewerksvereine für den Kampf in Versammlung und Presse bereite Waffen gegen die Angriffe der Sozialdemokratie bieten soll. Da heißt es zunächst auf S. 20:

Insbondre haben die Gewerksvereine einen wohlorganisirten Rechtsschutz für alle die Arbeiter als solche betreffende Schädigungen und Streitigkeiten geschaffen. Aber nicht nur auf das private Gebiet beschränkt sich die schirmende Thätigkeit. Auch der Gemeinde, dem Staate, der großen Öffentlichkeit gegenüber, wo der einzelne Arbeiter wie ein Atom verschwindet, tritt der Gewerksverein und viel wirksamer noch der Verband der Gewerksvereine, der ihre materielle und geistige Gesamtkraft darstellt, mit Petitionen, Beschwerden, Gutachten, Verbesserungs- und ganzen Gesetzesvorschlägen für die wichtigsten Interessen des Rechts und der Wahrheit ein und hat dadurch schon wiederholt das Nützliche angebahnt und gefördert, das Schädliche abgewehrt. Die Gewerksvereine sind zweitens Arbeiter-Unterstützungs- und Versicherungsvereine bei Krankheit, Invalidität, Tod, Arbeitslosigkeit und außerordentlichen Notfällen, und auch hier bieten sie wiederum das zweckmäßigste, wenn nicht das einzige Mittel. Sie allein bieten den Arbeitern Sicherheit ohne Bevormundung, und Hilfe ohne Abhängigkeit und Druck, wie bei den Zwangskassen und Staatsanstalten. Die Beiträge müssen doch auch bei den letztern die Arbeiter aufbringen, direkt oder indirekt; nun, dann gebührt ihnen auch die volle Selbstverwaltung, denn „wer thatet, der rätet.“ Auch auf diesem Gebiete der Arbeiterfürsorge haben die Gewerksvereine Großartiges und Vortreffliches geschaffen. Drittens und leztens sind die Gewerksvereine Arbeiterbildungs- und Reformvereine

*) Vergangenheit und Zukunft der deutschen Gewerksvereine. Berlin, 1886.

in wahren umfassenden Sinne, hauptsächlich nach der wirtschaftlich-sozialen Seite. Damit haben Sie in möglichst kurzen Zügen das Wesen und die Ziele der deutschen Gewerkvereine. Sie ersehen daraus, daß es sich nicht um Kleines handelt, sondern um eine an Umfang wie an Inhalt gleich große Organisation, welche alle Hauptseiten der Arbeiterfrage in Angriff nimmt . . . und insbesondere die Ergänzung und Förderung der genossenschaftlichen Selbsthilfe durch die Gesetzgebung anstrebt.

Besonders charakteristisch für die politische Stellung der Gewerkvereine und das wenn auch vergebliche Bestreben, den politischen Charakter derselben zu verhüllen, ist folgende Stelle S. 30:

Nach dieser sachlichen Darlegung werden Sie es nun wohl begreifen, weshalb zwar nicht die Gewerkvereine — die als solche laut Statut und strenger Praxis keine Politik treiben, sonst wären sie doch gewiß schon längst dem Vereinsgesetz zufolge aufgelöst! —, wohl aber die Mehrzahl ihrer Mitglieder bei den Wahlen mit der Fortschrittspartei gegangen ist. Diese stand eben ihre politischen und auch sozialen Ueberzeugungen am nächsten; für die Sozialdemokraten konnten und können wir schon wegen der tiefgehenden Unterschiede in den Grundanschauungen nicht stimmen, und noch weniger für Parteien, welche nicht nur wie die Sozialisten der freien Persönlichkeit und Selbstbestimmung, sondern auch der politischen, gewerblichen und sozialen Gleichberechtigung der Arbeiter entgegenstehen und sie mit immer neuen Steuern belasten. Daß aber die Gewerkevereiner mit der deutsch-freisinnigen Partei keineswegs durch dick und dünn gehen, erhellt u. a. unwiderleglich aus ihrer Stellung zum Arbeiterschutz, da unsre gesamte Organisation unter Führung des Anwalts energisch das gänzliche Verbot der Kinderarbeit und den zehntündigen Maximalarbeitstag nebst Verbot der Sonntags- und Nachtarbeit für die Arbeiterinnen fordert. Andererseits ist es nur zu bekannt, daß eine Richtung innerhalb der Fortschrittspartei und deutsch-freisinnigen Partei schon seit 1868 den Gewerkvereinen nur geringe Sympathie zollt und nichts für deren Förderung gethan hat. Wer solchen langjährigen Thatsachen gegenüber noch jetzt die deutschen Gewerkvereine als Anhängel einer politischen Partei hinstellt, der ist ein verleumderischer Denunziant.

Hier wird also in einem Atem politische Selbständigkeit für die Gewerkvereine beansprucht und gleichwohl ihr politischer Charakter mit der sophistischen Erklärung, daß nicht die Gewerkvereine, sondern nur die Gewerkevereiner Politik trieben, abgeleugnet!

Weiter wird dann S. 42 den Gewerkvereinen das Verdienst zugeschrieben, zuerst und in wirksamster Weise den freien, national-geeinten Kranken- und Begräbniskassen die Bahn gebrochen zu haben — sowohl praktisch durch die Begründung, solide Verwaltung und Vervollkommnung solcher Kassen seit 1869, als auch gesetzgeberisch und juristisch durch die in unaufhörlichem Kampfe erungene und behauptete Duldung, dann sogar Anerkennung der früher gänzlich verbotenen freien Kassen (mittels des „hauptsächlich durch die Bemühungen des Verbandsanwalts erkämpften Hilfskassengesetzes von 1876“).

Endlich bildet der Verband — so heißt es gegen Schluß (S. 56) der Schrift — die Vertretung der Gesamtinteressen nach außen, vor allem bei der

Gesetzgebung und Verwaltung. Nur durch diese Konzentrierung der Kräfte aller einzelnen Vereine ist es den deutschen Gewerkvereinen möglich geworden, das Ansehen und den bedeutenden und heilsamen Einfluß bis in die Hallen des Parlaments zu gewinnen, welcher in so mancher Gesetzesbestimmung im Sinne des gleichen Rechts für alle, der freien Bewegung und des notwendigen Schutzes sich ausgedrückt hat. Dank diesem gemeinsamen Vorgehen unter Führung des Verbandsanwalts hat unsre Organisation von unsrer Gründung bis heute mutig und ausdauernd auch das Eintreten des Staates für das Arbeiterwohl nicht als Strebepfeiler und Gewölbe, denn diese erbaut die genossenschaftliche Selbsthilfe, wohl aber als schützendes Dach begehrt und nicht selten in der wünschenswerten Art erreicht, und der Verband ist damit zum Stimmführer derjenigen noch immer überwiegenden Arbeiterzahl geworden, welche die Besserstellung der Arbeiter umfassend, aber ohne Utopie und Umsturz herbeiführen will. Von der unablässigen Thätigkeit des Verbandes nach dieser Richtung zeugen die zahllosen Versammlungen, die Petitionen, Beschwerden und ganzen Gesetzesvorschläge bezüglich der Gewerbeordnung, der Haftpflicht, der Hilfskassen-, Kranken- und Unfall-Versicherungs-gesetze, der Zoll- und Steuerreform, der Zuchthausarbeit, des Arbeiterschutzes, besonders des Verbots der Kinderarbeit, der Schutzvorkehrungen für Leben und Gesundheit, sowie der wirksamen Aufsicht durch die Fabrikinspektoren, der gesetzlichen Anerkennung der Berufsvereine. Und als im Jahre 1882 die „Arbeiterfreunde“ Adermann und Genossen den deutschen Arbeitern als Weihnachtsgeschenkung die obligatorischen Arbeitsbücher im Reichstage brachten, da war es die Verbandsleitung, welche in wenigen Tagen durch großartige Versammlungen in der Reichshauptstadt und im ganzen Reiche die gewaltigste und wirksamste öffentliche Bewegung der deutschen Arbeiter hervorrief, mit jener energischen Massenpetition, wodurch bekanntlich die ungerechte Zwangsmaßregel, dies Attentat gegen die Gleichberechtigung und Würde des Arbeiterstandes, zu Falle gebracht wurde! Sie wissen, daß damals selbst die Sozialdemokraten dem mächtigen Impuls des Verbandes folgten und der Petitionsbewegung desselben sich anschließen mußten — zugleich die schlagendste Widerlegung der üblichen trivolen Anklage, daß die deutschen Gewerkvereine nur dem Kassenwesen huldigten, für die große Arbeiterbewegung aber nicht vorhanden seien. Im Gegenteil, gerade die Gewerkvereine bilden und vertreten die wahre unverfälschte Arbeiterbewegung der Gegenwart, die erst dann zum Ziele dauernder wirtschaftlicher und geistig-sittlicher Hebung führen kann, wenn ihre Ausartungen in Sozialdemokratie und Staatssozialismus auch bei uns wie in England durch die bessere Einsicht der Arbeiter beseitigt sein werden.

Wir können diese Betrachtungen nicht abschließen, ohne noch des letzten Verbandstages der deutschen Gewerkvereine (Halle a. S., 22. Juni 1886) zu gedenken, welcher im wesentlichen nur auf eine erneute Bekräftigung der vorher bezeichneten Ziele und die fernere Verbeibehaltung der Gesamtorganisation des Verbandes hinauslief. Gleich im Anfange charakterisirt der von dem Verbandsanwalt daselbst erstattete Thätigkeitsbericht*) die Gewerkvereine ihrem wahren innersten Wesen nach als wirtschaftlich-soziale Reformvereine, deren hohe und

*) Grundsätze und Leistungen der deutschen Gewerkvereine, Thätigkeitsbericht für den Zeitraum 1883—1886. Berlin, 1886, und Verhandlungen des 9. ordentlichen Verbandstages der deutschen Gewerkvereine. Berlin, 1886.

bedeutsame Kulturaufgabe die Hebung des ganzen Arbeiterstandes zum ebenbürtigen Mitwirken und Mitgenuß an der nationalen und menschheitlichen Kultur sei; er nimmt dann für dieselben die Initiative auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung, insbesondere „die mit einer Anzahl liberaler Abgeordneten nach siebenjährigem Kriege (1869—76) erkämpfte gesetzliche Anerkennung der freien Klassen“ und den Schutz derselben gegenüber der neuern Kranken- und Unfallversicherungsgesetzgebung in Anspruch, und spricht sich über die Stellung der Gewerkvereine zu dem neuerdings so vielfach behandelten Arbeiterschutz in folgender bemerkenswerten Weise aus:

Die deutschen Gewerkvereine sind auf dem Boden der genossenschaftlichen Selbsthilfe erwachsen und werden ihr Grundprinzip niemals verlegen. Wo immer die freie Genossenschaft ausreicht, und das ist in der Arbeiterfrage überwiegend der Fall, da halten wir fest an ihr. Aber wir waren von jeher auch darüber klar, daß es Aufgaben so eigner und schwerer Art giebt, daß das mächtige Soll des Staates zu ihrer Lösung nicht entbehrt werden kann. Schon seit Menschenaltern denkt in Deutschland niemand daran, die Volksschule dem Staate zu entziehen, und ganz gleichartig wie mit diesem Schutze gegen geistige Verwahrlosung des künftigen Geschlechts verhält es sich mit dem Schutze der Unmündigen und Schwachen gegen rücksichtslose Ausbeutung im Arbeitsverhältnis. Darum haben die Gewerkvereine, nicht etwa erst von irgend einer sozialistischen Strömung mitgerissen, sondern aus eigenster Initiative seit 1868 auch den reichsgesetzlichen Arbeiterschutz auf ihre Fahne geschrieben, nicht in Widerspruch, sondern als notwendige Ergänzung der genossenschaftlichen Selbsthilfe. Auch in den sozial-politisch stillen Jahren haben wir, wo irgend Anlaß war, für die Verbesserung der Schutzbestimmungen gewirkt, und besonders war der Anwalt im Reichstage vielfach in dieser Richtung thätig. Als daher im Herbst 1884 im neuen Reichstage fast alle Parteien mit großen Anträgen auf verschärften Arbeiterschutz hervortraten und der große Anlauf zum Schutze der Schwachen, diesmal freilich ohne die Sanction der Reichsregierung, geschah, da zögerten die Gewerkvereine unter Führung des Verbandes nicht, eine klare und feste Stellung zu nehmen und durch überaus zahlreiche Versammlungen in der Hauptstadt wie in den Provinzen mit Resolutionen und Petitionen dafür einzutreten. Als Hauptprinzip halten wir daran fest — so faßt unsere letzte Petition zutreffend das Arbeiterschutz-Programm der deutschen Gewerkvereine zusammen —, daß auch auf diesem Gebiete die persönliche und Arbeitsfreiheit, welche die Grundlage aller Freiheit und Wohlfahrt ist, möglichst gewahrt werde. Wir unterscheiden daher zwischen dem gesetzlichen Schutze der Unmündigen, welcher ebenso sehr prinzipiell wie wirtschaftlich gerechtfertigt ist, und dem Schutze der erwachsenen Arbeiter, welcher im wesentlichen diesen selbst und ihren Vereinigungen zu überlassen ist. Mit diesem Programm scheiden wir uns gleichmäßig von den beiden Extremen: von der Richtung, alles gehen zu lassen, wie es geht, wie von der Richtung, alles durch den Staat zu erzwingen und zu bevormunden, welche beide die Natur des Menschen verkennen und nur zu Katastrophen führen können, während unser maßvoller Standpunkt die Grundlage einer durchführbaren heilsamen Reform bildet. Derselbe dürfte gerade in diesem Augenblicke eine erhöhte Beachtung verdienen. Wir hatten bei der Insetzung der großen Arbeiterschutzbewegung im Reichstage nicht allzuviel erwartet; auf einen so kläglichen Ausgang, wie er thatsächlich erfolgt ist, waren wir aber nicht gefaßt.

Zwei lange Sessionen hindurch hat sich der Reichstag unter lautem Enthusiasmus der herrschenden Parteien mit der Arbeiterschutzgesetzgebung beschäftigt, dem deutschen Arbeiterstande sind die glühendsten Liebeserklärungen, die glänzendsten Versicherungen gemacht worden, und der seit zwei Jahren kreißende Berg hat das Mäuslein einer Resolution für Vermehrung der Fabrikinspektoren geboren, und selbst dieses eine ungläublich bescheidene Mäuslein war dem Bundesrate noch zu groß; unmittelbar vor Pfingsten hat er die Ausführung der Reichstagsresolution, die doch dem dringendsten Bedürfnis wirksamer Beaufsichtigung entspricht, dem bekannten großen Papierkorb einverleibt. So tief bedauerlich es ist, daß, während die Gesetzgebung für die Interessen der Reichen und Vornehmen mit Hochdruck arbeitete, für den notdürftigen Schutz der Arbeiter nicht das Geringste geschehen ist, so enthält dieser Vorgang doch eine höchst wertvolle Lehre für alle die, welche die ganze Hoffnung der Arbeiterreform einseitig auf den Staat bauen. Derselbe bestätigt eindringlich unsern Gewerksvereins- Standpunkt, zwar die Staatseinwirkung, wo sie notwendig ist, zu beanspruchen, aber die Sicherung und Hebung der Arbeiter vor allem von der Kraft und genossenschaftlichen Thätigkeit der Arbeiter selbst zu erwarten.

Der Bericht, mit dessen Inhalt und Anschauungen sich der Verbandstag in allen Punkten ausdrücklich einverstanden erklärt hat, schließt dann (S. 29) mit dem Hinweis, daß für die Organisation der deutschen Gewerksvereine, um das Bisherige fortführen und Größeres erreichen zu können, hauptsächlich zwei Voraussetzungen nötig seien:

Die eine ist die baldige Beseitigung des nahezu rechtlosen Zustandes, in welchem die Gewerksvereine trotz ihrer gemeinnützigen Wirksamkeit und offenen, soliden Verwaltung sich heute noch in Deutschland befinden, während in den andern großen Industrieländern die Arbeiterverbände unter dem Schutze des Gesetzes stehen. Die ganze Gefahr unsrer Lage haben gerade in letzter Zeit die Maßregeln der Rixdorfer Polizei gegen die dortigen Orts-Gewerksvereine dargethan. Diese Rechtlosigkeit, selbst der gemäßigten Arbeiterorganisation, steht in merkwürdigem Widerspruch mit den immer neuen Rechten, ja Vorrechten und obrigkeitlichen Befugnissen der Meisterinnungen und vieler andern Unternehmervereine! Wir verlangen keinerlei Privilegien, wir beanspruchen nur das gleiche Recht für alle, den gesetzlichen Schutz für unser gesetzliches Wirken. Zu diesem Zwecke hat der Anwalt mit voller Zustimmung des Centralrates eine eingehend begründete Petition mit vollständigem Gesehentwurfe behufs der gesetzlichen Zulassung der Berufsvereine im November 1885 dem Bundesrat und Reichstag unterbreitet. Mit seltener Begeisterung haben fast alle Vereine dies Vorgehen begrüßt und unterstützt; der Reichstag aber hat noch keine Zeit gefunden, sich damit zu beschäftigen. Doch die Anerkennung, die wir verlangen, ist nur eine Frage der Zeit; sie kann den Arbeitern auf die Dauer nicht versagt werden. Die zweite Voraussetzung aber, noch weit wichtiger und notwendiger als die erste, ist die Fortdauer der Einigkeit, des festen brüderlichen Zusammenhaltens aller einzelnen Gewerksvereine in der höhern Gemeinschaft des Verbandes!

Von den weitern Verhandlungen des Verbandstages, welche mehrfach die Arbeiterpolitik, im wesentlichen aber innere Angelegenheiten zum Gegenstande hatten, mögen hier nur noch zwei Beschlüsse Erwähnung finden, von denen der

eine die Lohnbewegung und Koalitionsfreiheit, der andre den Fortbestand des „Verbandes“ betrifft; dieselben lauten:

Die Lohnbewegung ist im allgemeinen berechtigt, da die heutigen Lohnsätze nicht ausreichen zum kräftigen Unterhalt des Arbeiters und seiner Familie mit Einschluß der Versicherung gegen jede Art von Arbeitsunfähigkeit sowie der nötigen Erholung und humanen Bildung. Sofern die Lohnbewegung sich in gesetzlichen Schranken hält, sind alle gegen die Koalitionsfreiheit der Arbeiter gerichteten Bestrebungen mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen und zu verurteilen. Zur Beseitigung der aus den Lohnbewegungen resultirenden Streiks werden Einigungsämter in Verbindung mit den Berufsorganisationen empfohlen. Es ist notwendig, daß zur Vermeidung bez. Verhütung der ungeheuern volkswirtschaftlichen Nachteile, welche die Arbeitseinstellungen im Gefolge haben, auf dem Wege der Gesetzgebung Vorkehrungen getroffen werden. Hierzu erscheint als wirksames Mittel die Errichtung von Einigungsämtern, welche die ausbrechenden Lohnkämpfe auf friedlichem Wege zu schlichten haben. Der Verband der deutschen Gewerkvereine, als der seit sieben Jahren bestehende dauernde Bund aller deutschen Gewerk- und Ortsvereine auf Grund der Berliner Musterstatuten, ist für die gedeihliche Entwicklung, insbesondere die Sicherheit und das Ansehen der Gewerkvereine nach außen und für die Erreichung der gemeinsamen Ziele zum Wohle der Mitglieder und der deutschen Arbeiter, unter Erhaltung seiner bisherigen wesentlichen Befugnisse und Einrichtungen, eine Nothwendigkeit. Die Forderung, Beschränkung und Schwächung des Verbandes würde nicht nur die Einigkeit des Ganzen, sondern auch die einzelnen Gewerkvereine schwächen und zurückbringen.

Kommen wir nun zu unsern Schlußfolgerungen, so ergibt sich aus den vorstehenden Aufzeichnungen klar und deutlich, daß die deutschen Gewerkvereine nicht allein „politische“ Vereine sind, sondern mittels der föderativen Institution des „Verbandes“ sogar eine eigne Arbeiterpolitik betreiben, welche die genossenschaftliche Selbsthilfe zum leitenden Prinzip hat und nur zu dessen Ergänzung eine staatliche Mitwirkung zuläßt, also — ganz im Gegensatz zu der auf Grund der kaiserlichen Vorschäft vom 17. November 1881 begonnenen Sozialreform — jede staatliche Einmischung und jeden staatlichen Zwang, insbesondere den Versicherungszwang, grundsätzlich verwirft.

Die Gewerkvereine würden also zunächst der vereinseigentlichen Anzeigepflicht unterliegen, d. h. für jeden „Gewerkverein“ wären von Rechtswegen der Polizeibehörde des Ortes, wo der Verein seinen Sitz hat, und daneben für jeden dazugehörigen „Ortsverein“ der entsprechenden Ortspolizeibehörde Statuten und Mitgliederverzeichnisse einzureichen, auch die Vereinsversammlungen anzumelden. Wenn die Befolgung dieser Vorschriften im Vergleich zu der bisher den Gewerkvereinen gewährten Ungebundenheit als eine gewisse Belästigung empfunden werden sollte, so wäre damit doch noch keineswegs die Existenz der deutschen Gewerkvereine an sich irgendwie in Frage gestellt, wie dies in übertriebener Weise aus Anlaß der Nizdorfer Prozesse von beteiligter Seite bereits behauptet worden ist. Ein solcher Einwand würde erst bei der weiteren Frage nach dem vereinseigentlichen Verbot der gegenseitigen Verbindung politischer Vereine eine

gewisse Berechtigung haben; denn in dieser Beziehung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Bund der deutschen Gewerksvereine, wie er sich in Gestalt des „Verbandes“ darstellt, jenem Verbot direkt zuwiderläuft. Schon durch den bloßen Anschluß an diese Organisation, deren politischer und föderativer Charakter auch auf dem Hallischen Verbandstage mehrfach betont worden ist, nehmen die Gewerksvereine den Charakter politischer Vereine an, selbst wenn sie für sich als Einzelvereine gar keine Politik treiben sollten.

Wenn die Gewerksvereine gleichwohl den vereinsgesetzlichen Beschränkungen, wie in den Nizdorfer Prozessen behauptet worden ist, von den Behörden bisher nicht unterworfen worden sind, so dürfte dies seine Erklärung darin finden, daß der öffentlich-rechtliche, insbesondere politische Charakter dieser Vereine ursprünglich nicht so deutlich hervortrat, und von ihrer ungehinderten Entwicklung vielleicht ein wertvolles Gegengewicht gegen die sozialdemokratische Agitation, insbesondere gegen die von dieser Seite geförderten „Gewerkschaften,“ erwartet wurde. Haben die Gewerksvereine diese Erwartungen, wie wir in unserm frühern Artikel nachgewiesen haben, gründlich getäuscht, ja sich den reißenden Fortschritten der Sozialdemokratie gegenüber als völlig machtlos erwiesen, und andererseits unter der Ära der sozialen Reform ihren politischen Charakter unzweideutig zu Tage treten lassen, so dürften sie damit auch den Schein eines Anrechts auf ihre privilegierte Stellung zum Vereinsgesetz verwirkt haben, und dies umso mehr, als ihre oppositionelle Haltung zu der auf Grund der kaiserlichen Botschaft begonnenen Sozialreform das Interesse und Verständnis dafür in den Arbeiterkreisen jedenfalls nicht fördern kann. Sollten aber die Nizdorfer Prozesse, welche sich zunächst nur mit der Anzeigepflicht, aber nicht mit dem politischen Charakter der Gewerksvereine befaßt haben, auch zur Lösung dieser letztern Frage den Anstoß geben, so würde die föderative Organisation, d. h. der „Verband“ der deutschen Gewerksvereine, welcher übrigens nach der Ansicht einer erheblichen Minorität des Hallischen Verbandstages deren Entwicklung eher hindert als fördert, nach Lage der gegenwärtigen Gesetzgebung — zumal da andre deutsche Vereinsgesetze zum Teil noch enger sind als das preussische — allerdings nicht weiter zulässig erscheinen und seine Auflösung unvermeidlich sein, es sei denn, daß die mehrfach erwähnte und neuerdings beim Reichstage wieder eingebrachte Petition des Zentralrates der deutschen Gewerksvereine auf gesetzliche Zulassung der Berufsvereine thatächlichen Erfolg haben sollte. Dies würde freilich nichts geringeres bedeuten als die Organisation des deutschen Arbeiterstandes — eine Frage, die uns vielleicht in einem andern Aufsätze näher beschäftigen wird.



Gymnasialunterricht und Fachbildung.

Von Ludwig von Hirschfeld.

1.



Es kann als ein günstiges Zeichen für die Abwesenheit ernster Gefahren betrachtet werden, wenn sich die öffentliche Meinung eines Landes von den wirtschaftlichen Tagesfragen ab und solchen Fragen zuwendet, die nicht lediglich durch materielle Interessen oder Parteirücksichten aufgeworfen werden. Dogmatische Streitigkeiten, konfessionelle Zwiste, Meinungsverschiedenheiten über die Volkserziehung finden nur in friedlichen Zeiten die Beachtung und das Verständnis der Menge. Die letzten fünfzehn Friedensjahre haben auch in Deutschland solche für Bildung und Sittlichkeit bedeutende Fragen wieder in den Kreis öffentlicher Besprechung gezogen, und unter diesen taucht die Kritik unseres Schulwesens neuerdings mit einer Beharrlichkeit auf, durch welche teils die Allgemeinheit des Interesses bekundet, teils aber auch die Thatsache festgestellt wird, daß das Problem einer allen Ansprüchen unseres Gesellschaftslebens genügenden Organisation des gelehrten Unterrichtes noch nicht gelöst ist. Zweifel an der Zweckmäßigkeit des herrschenden Schulsystems und namentlich an den Vorzügen einer ausschließlich humanistischen Bildung sind schon in frühern Jahrzehnten aufgetaucht; aber dieser Streit wurde mehr in philologischen und pädagogischen Fachkreisen ausgefochten, und die zu Anfang unsers Jahrhunderts durch verschiedenartige politische und soziale Umwälzungen auf den Thron erhobene klassische Richtung ist in diesen Kämpfen bis auf den heutigen Tag Siegerin geblieben. Auch der Ansturm, den die Vertreter eines mehr realistischen Bildungsganges in den sechziger und siebziger Jahren wiederholt unternommen haben, hat die Grundlagen des humanistischen Schulsystems noch nicht erschüttert. Aber das Gebäude hat doch einige Sprünge und Risse bekommen, welche die Frage nahelegen, ob nicht in früherer oder späterer Zeit ein Neubau nötig werden wird. Daß bei der materialistischen Richtung unsrer Zeit hierbei weiter und energischer vorgegangen werden könnte, als vorläufig in den Absichten der berufenen Baumeister liegt, ist Gegenstand der Besorgnis aller dorer, welche das herrschende System auch unter Einräumung gewisser Mängel verteidigen. Aus dieser Befürchtung schöpfen sie vor allem die Kraft ihres Widerstandes gegen jeden Versuch einer Neuerung. Bei ihnen heißt es von den Gymnasien: sint ut sunt. Die Abneigung gegen jeden Kompromiß bietet denn auch zur Zeit das wesentliche Hindernis zur Verständigung und entsprechenden Reform.

Wer den mannichfachen Äußerungen der Kritik gefolgt ist, die sich neuerdings in der Tagespresse, in Zeitschriften, Versammlungen oder Privatgesprächen überall Luft machen, dem fällt zunächst die eigentümliche unlogische Vermengung der verschiedenartigsten Ausstellungen auf, welche sich gegen das herrschende Schulsystem richten. Mangel genügender Vorbereitung zum Beruf, Belastung mit unnötigen Kenntnissen, falsche Lehrmethode, Überbürdung der Schüler, gesundheitschädliche Einrichtung der Klassen, eigensinniges Festhalten an einem unzweckmäßigen Lehrplane, äußerliches Abrichten zum Examen, Übermaß der Penfa, Abwälzung der Lehrthätigkeit auf die häuslichen Arbeiten, auf Nachhilfe und Privatunterricht — alles das wird in einen Topf geworfen, und die Anzufriedenen schöpfen daraus nach Belieben, wenn es gilt, ihrem Mißmuth über die bestehenden Einrichtungen Luft zu machen. Enttäuschungen der Eltern, persönliche Reibungen, kleine lokale Zwistigkeiten treten hinzu, und die daraus entspringenden Klagen subjektiver Natur tragen nicht wenig dazu bei, das Gesamtbild zu trüben. So macht sich denn schon in dem Streite der Meinungen eine gewisse Erbitterung geltend, unter der vor allem die Schüler selbst leiden, indem der Widerspruch zwischen den herrschenden Grundsätzen der Schule und den im Elternhause oft geäußerten Anschauungen nachtheilig auf die Lernbegier und die Disziplin einwirkt. Wenn wir alle Übertreibungen und die vielen ungerechtfertigten Vorwürfe von unsrer Untersuchung ausscheiden, so bleibt noch Stoff genug für die Erörterung übrig. Auf alles einzugehen, liegt nicht in meiner Absicht. Die Gesundheitspflege, die Überbürdungsfrage und die Kritik der Lehrmethode lasse ich zunächst beiseite und wende mich der großen prinzipiellen Streitfrage zu, mit deren Lösung die Beseitigung auch vieler der andern Mißstände wird erzielt werden können. Diese Frage läßt sich kurz so zusammenfassen: Sollen die Anstalten des gelehrten Unterrichts dem Schüler nur eine allgemeine Bildung auf den Lebensweg mitgeben, oder fällt ihnen auch schon die Aufgabe zu, vorbereitend für die spätere Berufsthätigkeit zu wirken? Die Anstalt, welche hierbei natürlich in erster Linie gemeint wird, ist das Gymnasium. Die Realschule ist bereits auf dem letztern jener beiden Standpunkte begründet, und es kann sich dabei nur etwa um die Art und Weise handeln, wie viel noch von dem geringen Maße humanistischer Bildung bei den überwiegend realistischen Studien erhalten werden soll.

Man kann die Alleinherrschaft der humanistischen Richtung nur verstehen und würdigen, wenn man sich ihre Entstehungsgeschichte vergegenwärtigt. Diese Würdigung aber ist unbedingt nötig für den, der eine Entscheidung darüber treffen soll, ob der Weg archaischer Bildung ganz oder teilweise zu verlassen sei. Die Feinde dieser Richtung würden ihr Urtheil wesentlich abändern, wenn sie einen Einblick in das Schulwesen früherer Zeit thäten und darin Zustände kennen lernten, deren Wiederkehr keineswegs unmöglich ist. Der Formalismus jener Zeit, der die Ausbildung des Verstandes durch lediglich rationale Studien

zu bewirken trachtete und infolge dessen die Schüler vor allem auf das Gebiet der Grammatik, Logik, Mathematik zc. führte, wich mit der Wende des Jahrhunderts der historischen Forschung, deren Reichtum und Mannichfaltigkeit von der gebildeten Welt sehr bald erkannt wurde und ein weites Gebiet für literarische, philologische und antiquarische Untersuchungen erschloß. Die jüngeren Gelehrten, befreit von dem verknöcherten Doktrinarismus der alten Schule, warfen sich mit Begeisterung auf das Studium der antiken Welt. In alle Fächer, nicht bloß in das philologische, sondern auch in das Gebiet der Philosophie, der Rechtswissenschaft und selbst der Theologie, drang der Geist der neuen Richtung ein, wirkte belebend und erfrischend, förderte neue Anschauungen zu Tage und verband sich mit der Kunst zu archäologischen oder kulturgeschichtlichen Forschungen. Es lag daher in der Natur der Dinge, daß die Werthschätzung derjenigen beiden Sprachen sich außerordentlich steigern mußte, welche als unentbehrliches Hilfsmittel für die Erschließung des wichtigsten historischen Stoffes dienten. Die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen empfahl sich somit schon wegen ihrer praktischen Nützlichkeit. Einen noch stärkern Anreiz zum Studium dieser Sprachen aber gab die sich immer mehr verbreitende Meinung, daß ein Einleben in die Anschauungen und die Bildungsmittel des klassischen Altertums einen veredelnden Einfluß auch auf die moderne Gesellschaft ausüben werde. Die erzieherische Wirkung, die man sich von diesen klassischen Studien versprach, hatte in den Augen vieler einflußreichen Schulmänner noch einen höhern Wert als die Ansammlung von Sprach- und Geschichtskennntnissen. Die politischen Umgestaltungen, die Deutschland in den beiden ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts erschuf und die fast überall eine neue Organisation des Schulwesens nötig machten oder doch thatsächlich bewirkten, verschafften der neuen Richtung umso leichter Eingang, als die Regierungen Preußens und Baierns auf diesem Wege voranschritten. In Berlin, wo die Begründung der Universität gerade einen neuen Mittelpunkt für die gelehrte Welt geschaffen hatte, bildete sich unter Wolf und Schulze, ebenso in München unter Thiersch ein Kreis begeisterter Anhänger des klassisch-philologischen Bildungswesens, und der Antrieb, der von diesen Hauptstädten ausging, pflanzte sich bald in den kleinern Staaten fort. Auch die moderne Philosophie machte sich zum Träger dieser mächtigen Zeitströmung. Fichte, Hegel und Schelling waren die begeisterten Verfechter des klassischen Studiums. Aber wie jeder wissenschaftliche Streit durch das Hinzutreten schwärmerischer Kundgebungen aus dem Gesichtskreise objektiver Beurteilung gerückt wird, so führte auch damals der übertriebene Eifer der einen, die Neuerungssucht der andern eine Spaltung der Meinungen herbei, die mit den Jahren immer bestimmter hervortrat. Während nämlich ein Teil der Schulmänner und akademischen Lehrer das altsprachliche Studium nur soweit befürwortete, als es dazu dienen konnte, in den Geist des Altertums einzudringen und sich die Schätze seiner

Literatur anzueignen, legte der andre den Nachdruck auf die grammatischen Übungen und die durch sie gesteigerte Entwicklung des Denkvermögens. Letzterer führte somit, vielleicht unbewußt, den Formalismus einer überwundenen Zeit wieder in das Lehrsystem ein und bewies damit, wie schwer es für manchen war, ganz mit den alten Überlieferungen zu brechen. Dieser Gruppe schloß sich Fichte an, welcher die in den alten Sprachen niedergelegte Begriffsbildung als das vorzüglichste, wenn nicht gar einzige Mittel zur Schärfung der Denkfähigkeit betrachtete. Gerade die von den modernen Sprachen weit entlegene Begriffsgestaltung der klassischen Sprachen erschien ihm von besondrer Bedeutung, und dabei räumte er dem Griechischen noch den Vorzug vor dem Lateinischen ein. Auch Hegel legt auf diese Sprachübung großen Wert. Seiner Meinung nach lohnt sich die Erlernung der alten Sprachen an und für sich selbst; das grammatische Studium derselben macht den Anfang der logischen Bildung aus, ja kann als elementarische Philosophie angesehen werden. In ihm „fängt der Verstand an selbst gelernt zu werden.“ Daneben freilich pries er auch in den überchwänglichsten Ausdrücken die veredelnde Wirkung des klassischen Studiums. „Eine allgemeine äußere Bekanntschaft mit den Alten — bemerkte er 1809 in einer Rede — ist nicht hinreichend, sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben, um ihre Luft, ihre Vorstellungen, ihre Sitten, selbst, wenn man will, ihre Irrtümer und Vorurteile einzusaugen und in dieser Welt heimisch zu werden, der schönsten, die je gewesen ist. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß, wer die Werke der Alten nicht gefannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen. Ich brauche an die Großheit ihrer Gesinnungen, an ihre plastische, von moralischer Zweideutigkeit freie Tugend und Vaterlandsiebe, an den großen Stil ihrer Thaten und Charaktere, das Mannichfaltige ihrer Schicksale, ihrer Sitten und Verfassungen nur zu erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in dem Umfange keiner Bildung so viel Vortreffliches, Bewundernswürdiges, Originelles, Vielfeitiges und Lehrreiches vereinigt war.“

Was Hegel in diesen Worten zusammenfaßt, wurde und wird seitdem in allen Tonarten wiederholt. Bei dem großen Einflusse, den er lange Zeit in akademischen Kreisen ausübte, kann es nicht Wunder nehmen, daß der Zweifel, ob denn dieses Sicheinleben in den Geist des Altertums auch wirklich die sittlichen Früchte trage, die man davon erwartete, erst allmählich und schüchtern in der gebildeten Welt auftrat. Man begann zu fragen, ob der Hellenismus für die Entwicklung eines deutschen Nationalgeistes fördernd wirken könne, ob er unerläßlich sei für die Kräftigung des sittlichen Bewußtseins und bürgerlicher Tugenden, ob das alles nicht auch auf anderm Wege zu erreichen wäre. Ja es wurden Stimmen laut, welche in der Ablenkung des jugendlichen Geistes nach einem dämmerigen und von den Aufgaben des deutschen Volkswesens so weitab liegenden Kulturgebiete die Gefahr einer kosmopolitischen Verflachung

erblickten. Die politische Zerfahrenheit des Vaterlandes erfordere nicht Träumer und Denker, sondern thatkräftige Männer. Die Kulturentwicklung eines Volkes könne sich nicht nach berühmten Mustern oder durch Einimpfen fremder Gesittung, sondern nur aus sich selbst heraus bilden.

Es ist wohl keine Frage, daß der griechische Befreiungskampf der zwanziger Jahre und der moderne Philhellenismus, der die Augen der politischen Kreise nach den alten Kulturstätten lenkte, sehr viel zu der Begeisterung beitrug, mit welcher man damals das klassische Studium wieder aufnahm, und es ist nicht minder wahrscheinlich, daß die lange Friedenszeit, welche in Deutschland bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus währte, ebenso wie das Fehlen eines nationalen Antriebes damals diese Richtung begünstigte. Das Ringen um die deutsche Einheit und der endliche Sieg dieser Bestrebungen haben andre Bahnen gezogen, andre Ziele gesteckt, den Volksgeist nach langem Traume aufgerüttelt und greifbare Forderungen an ihn gestellt. Heutzutage würde sich auch wohl der begeistertste Humanist nicht mehr zu dem Aussprüche des berühmten Philologen Passow versteigen, daß die Wiederherstellung des deutschen Volkstumes nur „durch das Medium des Griechischen möglich sei.“ Vor allem, meint Passow, komme es darauf an, die deutsche Sprache von dem fremdartigen, wälschen Wust zu reinigen. Hierzu genüge nicht das Studium des Lateinischen. Die römische Sprache selbst sei wenig mehr als ein Schatten der griechischen, die Töchter Sprachen der ersteren nun gar seien nur „Schutt und Moder von diesem Schatten.“ Um den Deutschen zu einer deutlichen und lebhaften Empfindung seines reinen Volkstumes zu führen, müsse man ihm zum klaren Gefühl seiner Muttersprache verhelfen. Dies geschehe aber am sichersten durch Erlernung der griechischen, die als eine Normal Sprache vor allen übrigen den Vorzug verdiene. Der außerordentliche Reichtum ihrer Entwicklung, die strenge Gesetzmäßigkeit in der Ableitung der Formen, die knappe Bezeichnung der mannichfachen Schattirungen des Ausdrucks durch kurze Silben oder einzelne Vokale — alles dies sei vorzüglich geeignet, eine schnelle und sichere Auffassung verschiedenartiger Verhältnisse zu bewirken und den Geist an Zucht, Ordnung und Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Mit diesen Vorzügen verbinde sich dann noch der Wohlklang, die rhythmische Gliederung, der Wortreichtum, um den Sinn für das Schöne und Künstlerische zu wecken.

Diese Anschauung Passows wurde von vielen geteilt. Die Meinung, daß die Wiedergeburt des deutschen Volkstums nur durch den Läuterungsprozeß des Hellenismus möglich sei, ist charakteristisch für den Mangel politischen Selbstvertrauens jener Zeit, und der Gedanke, diese Verjüngung am sichersten auf dem Wege der Sprachreinigung zu bewirken, konnte eben nur dem Kopfe eines Philologen entspringen. Daß die Racheiferer Jahns, die Tugendbündler und Patrioten jener Zeit den Einfluß der französischen Herrschaft auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur abzuschütteln strcbten, war ebenso

natürlich als dankenswert, und daß man auf die Quellen unsers Kulturlebens zurückging, konnte immer als ein Fortschritt auf dem Wege der Befreiung angesehen werden. Aber man erwartete zuviel von dem neuen Bildungssystem. Was die Renaissance in der Kunst geleistet hatte, konnte nicht auf dem Gebiete abstrakter Wissenschaften, noch weniger aber auf dem exakter Forschung erwartet werden. Diese Täuschung hat lange nachgewirkt. Sie führte dahin, daß die Blüten jeder spätern, nicht von klassischem Altertum beeinflussten Kultur mißachtet wurden. Um diese Einseitigkeit zu begreifen, müssen wir uns gegenwärtig halten, daß es eben die Philologen waren, die in allen diesen Fragen den Grundton angaben, und daß der neue Weg unter ihrer fast ausschließlichen Führung betreten wurde.

Die Philologie war eben erst in den Sattel gehoben. Aus einer Hilfs- wissenschaft der andern Disziplinen war sie zu einem selbständigen Lehrfach von höchster Bedeutung geworden. Sie hatte der Theologie nicht nur die Leitung des Schulwesens entwunden, sondern, als Altertumswissenschaft — wie ihr Begründer Wolf sie mit Stolz nannte —, als Vertreterin einer das ganze antike Kulturleben umfassenden historisch-philosophischen Forschung griff sie selbstbewußt auf das Gebiet der andern akademischen Lehrfächer hinüber. Die unbestreitbaren Erfolge, welche namentlich die von ihrer Hand geleitete Archäologie errang, steigerten ihr Ansehen. Aber mit ihm wuchs auch ein Selbstvertrauen, das an die Grenzen der Anmaßung führte. Für die dienende Rolle, die man ihr so lange zugewiesen hatte, rächte sich jetzt die Philologie, indem sie sich als die Lehre von dem Höchsten und Wichtigsten ausgab, dessen der Mensch bedürfe. Die Kenntnis des Altertums galt ihr als das letzte Ziel der Erkenntnis. Sie allein vermochte „den Sinn für Wahrheit zu schärfen, das Urteil über das Schöne zu verfeinern, der Phantasie Maß und Regel zu geben, die gesamten Kräfte der Seele durch anziehende Aufgaben und Behandlungsarten zu wecken und ins Gleichgewicht zu bringen.“*) Und dieser Bildungsprozeß wurde nun als unerläßlich betrachtet für das wahre Verständnis auch der andern akademischen Lehrfächer. Für die Theologie und die Jurisprudenz erschien neben der Sprachkenntnis, welche den Zugang zu den Quellen erschloß, auch das Einleben in den Geist des Altertums geboten. Das Sprachstudium floß hier mit dem geschichtlichen zusammen. Aber auch an die exakten Wissenschaften konnte nach Meinung der Philologen nur dann mit wahrem Vorteil herangetreten werden, wenn der Verstand durch die geistige Gymnastik der grammatikalischen Übungen den erforderlichen Grad von Spannkraft erreicht hatte. Zudem erweiterte die Beschäftigung mit den literarischen Schätzen der klassischen Zeit den Blick, veredelte die Geistesrichtung und verhinderte ein Sichverlieren in das materielle Berufsleben, eine prosaische Verflachung und ein Preisgeben höherer Wahrheiten und

*) Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig, 1885.

Interessen für die Rücksichten des gemeinen Broterwerbes. Durch den ökonomischen Geist, welcher die Blicke der Jugend auf ein Materielles und Nahes beschränkte, erklärte Jacobs, werden „die Gemüter herabgezogen, die Einbildungskraft erstickt, und das Götzenbild des Vortheils auf den Altar der Tugend erhoben.“ Und Wolf faßt die Bedeutung der Philologie und ihrer erziehlischen Kraft in dem Ausspruch zusammen: „Niemand, der unsre Studien ein wenig kennt, wird glauben, daß das, was durch historische Untersuchungen des Altertums und durch Bekanntschaft mit den Sprachen und den unssterblichen Werken desselben zur harmonischen Ausbildung des Geistes und Gemüths gewonnen wird, ebenso vollkommen auf irgend einem andern Wege könne erreicht werden.“

Ich habe hier einige der bedeutendsten Philologen jener Zeit nur angeführt, um die Geistesrichtung zu veranschaulichen, welche die Begründung des heutigen Schulwesens damals so wesentlich beeinflusst hat. Die Zeit der praktischen Verwendung jener Gedanken begann in Preußen mit der Einführung des Normallehrplans vom Jahre 1816, der so umfassend angelegt war, daß die Forderungen selbst von Wolf als übertrieben bezeichnet wurden. Die Verordnungen über die Lehrprüfung von 1810, die Reifeprüfung von 1812 bilden im Vereine mit den Festsetzungen des Lehrplans die Grundlagen des heutigen preussischen Gymnasialunterrichtes. Die Abänderungen, die er später nach dem Eintritt Schulzes in das Kultusministerium erfuhr und die in verschiedenen Verordnungen der dreißiger Jahre zum Ausdruck gelangten, betrafen nicht das einmal angenommene System, sondern enthielten Einzelbestimmungen, die den Grundgedanken nur noch mehr befestigten. Wie fest man in Regierungskreisen von der Vorzüglichkeit der getroffenen Einrichtungen überzeugt war, beweist recht deutlich ein Rundschreiben vom Oktober 1837, welches den Abschluß der damaligen Schulgesetzgebung bildet. Dasselbe war hauptsächlich durch die von einem Arzt erhobene Anklage veranlaßt, daß der Gymnasialunterricht durch zu hochgepannte Anforderungen die geistige und leibliche Gesundheit der Schüler untergrabe. Die Klage der Überbürdung ist also nicht neu, und wir können annehmen, daß der Druck schon lange vor dem Zeitpunkte empfunden wurde, an welchem die Kritik den Weg der Öffentlichkeit betrat. Das Ministerialschreiben lehnte die Einmischung nicht-berufener Stimmen ab, erklärte die bestehenden Zustände für vernünftig und notwendig und bemerkte, daß die festgesetzten Lehrgegenstände, und zwar in der ordnungsmäßigen, dem jugendlichen Alter angemessenen Stufenfolge und in dem Verhältnis, worin sie in den verschiedenen Klassen gelehrt würden, die Grundlage jeder höhern Bildung ausmachten. „Die Erfahrung von Jahrhunderten und das Urtheil der Sachverständigen, auf deren Stimme ein vorzügliches Gewicht gelegt werden muß, spricht dafür, daß gerade diese Lehrgegenstände vorzüglich geeignet sind, um durch sie und an ihnen alle geistigen Kräfte zu wecken, zu entwickeln, zu stärken und der Jugend zu einem gründlichen und gedeihlichen Studium der Wissenschaften die erforderliche, nicht bloß formelle, sondern auch

materielle Vorbereitung und Befähigung zu geben. Sie sind nicht willkürlich zusammengehäuft, vielmehr haben sie sich im Laufe von Jahrhunderten als Glieder eines lebendigen Organismus entfaltet, indem sie, mehr oder minder entwickelt, in den Gymnasien immer vorhanden waren. Es kann daher von diesen Lehrgegenständen auch keiner entfernt werden, und alle dahin zielenden Vorschläge sind nach näherer Prüfung unzumutbar und unausführbar erschienen.“

An diesem Standpunkte hat die oberste Schulbehörde denn auch bis zum Jahre 1856 festgehalten, wo zuerst wieder eine, übrigens wenig durchgreifende Prüfung des höhern Unterrichtswesens stattfand. Veranlassung zu der letztern gab der Stimmungswechsel, welcher sich von dem politischen Gebiete auch auf das pädagogische übertragen hatte und sowohl eine stärkere Konzentration des Unterrichtes, als auch eine Verlegung des Schwerpunktes auf die Ausbildung staatsbürgerlicher Eigenschaften forderte. Man hob hervor: nicht auf das Wissen, sondern auf das Können komme es an, und der Umfang der Kenntnisse müsse hinter der gründlichen Verarbeitung derselben zurückstehen. Wichtiger als die antiquarischen Forschungen der Philologen sei die Beschäftigung mit den Staatswissenschaften — die durch den Zutritt der Nationalökonomie eine wesentliche Erweiterung gefunden hatten —, mit den Naturwissenschaften, theologischer Kritik und moderner Literatur. Die Romantik der Dichter lenkte auch das Augenmerk der Gelehrten auf die deutsche Vorgeschichte. Die germanistischen Studien zogen Schätze ans Tageslicht, welche dem hochmütigen Blicke der Philologen bisher entgangen oder aber ihnen wertlos erschienen waren; mit dem Bekanntwerden der indischen Literatur und den sich daran knüpfenden linguistischen Forschungen erschloß sich ein weites Gebiet von ungeahnter Bedeutung. In dem Maße, wie der Stoff wuchs, vermochten auch die Philologen seiner nicht mehr Herr zu werden, die Fülle des Materials schuf Spezialisten, welche sich in Einzel Forschungen verloren, ihre Mitteilungen weniger an die Menge, als an verständnisvolle Fachgenossen richteten und damit ihren pädagogischen Wirkungsbereich einschränkten. Aus den ehemaligen Aposteln der Humanität waren Gelehrte geworden, welche die Früchte ihres Studiums weniger gern im Vortrag oder im Lehrfach, als in schriftstellerischer Verarbeitung verwerteten. Durch alle diese Wandlungen zog sich natürlich auch der alte Streit um die formale oder materielle Bedeutung der klassischen Bildung, zu dem sich nun noch ein Schwanken in der Werthschätzung der beiden in Frage kommenden alten Sprachen gesellte. Den Sieg trug vorübergehend die lateinische davon, indem sie 1856 zur Grundlage des neuen Lehrplans bestimmt wurde. Man glaubte, daß hierin am leichtesten eine gewisse Vollkommenheit erreicht werden könnte, und erblickte in dem Grade der Fertigkeit den Maßstab für Blüte und Verfall der Gymnasien. Dementsprechend blieb denn auch das vielfach geäußerte Verlangen nach größerer Berücksichtigung der

Ordnungen I. 1887.

realen Fächer unbeachtet, und erst der Lehrplan von 1882, dessen Bestimmungen gegenwärtig in Kraft sind, stellte den naturwissenschaftlichen Unterricht durch zwei Stunden wöchentlich in allen Klassen wieder her. Überhaupt kann derselbe als eine Rückkehr zu der Organisation der dreißiger Jahre betrachtet werden, wobei es aber als Fortschritt bezeichnet werden darf, daß das Verständnis der literarischen Erzeugnisse in den beiden alten Sprachen nach ihrem Gedankeninhalt und in ihrer Kunstform als das eigentlich Bildende betont wird. Der französische und mathematische Unterricht ist etwas begünstigt worden, und zwar auf Kosten des griechischen, dessen Beginn von Quarta nach Tertia verlegt worden ist. Den Angelpunkt des ganzen Gymnasialunterrichtes bildet aber nach wie vor das Studium der klassischen Sprachen. Ähnlich wie in Preußen hat sich auch das Schulwesen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten gestaltet. Kleine Schwankungen abgerechnet, hat man überall an den alten Grundfäßen festgehalten, welche die Begründer der philologisch-humanistischen Richtung zu Anfang des Jahrhunderts aufgestellt haben. Überall ist das Ziel das gleiche, und auch Lehrmittel, Methode, Schulzeit und Penjum weichen nicht wesentlich von einander ab. Von den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen, von den Fortschritten der realen Fächer, die unser Jahrhundert zu verzeichnen hat, ist das Gymnasium unberührt geblieben.

2.

Wenden wir uns nun der Gegenpartei zu. Hier herrscht keineswegs Übereinstimmung der Ansichten. Man kann zwei Gruppen unterscheiden, die radikale, welche das ganze Schulwesen umgeformt und als Vorbereitung zum spätern Berufsleben eingerichtet sehen möchte, und die gemäßigtere, die nur das Übermaß altsprachlicher Studien zu beseitigen wünscht. Unter beiden verteilt finden sich diejenigen Eltern und Freunde der Jugend, welche nebenher noch eine Entlastung und daher eine Verringerung des gesamten Arbeitspensums befürworten. Die Opposition gegen das herrschende System wäre stärker, wenn sie nicht uneinig wäre. Die Gemäßigten bilden wohl die Mehrheit, aber es fehlt ihnen, wie allen Vertretern von Kompromissen, die Thatkraft zur Geltendmachung ihrer Forderungen. Sie haben kein Stichwort, das auf die Massen wirkt. Sie wollen keine Berufsleute erziehen, die Schule soll nicht zur praktischen Dressuranstalt herabsinken, das Altertum mit seinen Heroen und Göttergestalten, seinen unvergänglichen Kunstschöpfungen und literarischen Reichthümern hat für sie seinen bestrickenden Zauber keineswegs verloren. Aber das Versenken in diese Welt erscheint ihnen als ein kostspieliger Luxus, dem die gebieterischen Forderungen des öffentlichen Lebens entgegenstehen. Dennoch möchten sie der Jugend den Eintritt in jene Welt offen halten und nur das Maß an Zeit be-

schränken, welches in der Schule auf das altsprachliche Studium verwendet werden soll.

Die radikale, die eigentlich realistische Gruppe ist weit bestimmter in ihren Forderungen, die sie aus den wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart ableitet. Sie folgert so: Mit der Entwicklung der Industrie und der Technik, mit den ungeahnten Erleichterungen des Verkehrswesens und des Waarenaustausches ist in allen Ländern der Nationalwohlstand gewachsen. Dies hat die Verteuerung der Lebensmittel und eine ungewöhnliche Steigerung des Luxus in allen Ständen bewirkt. Der standard of life ist höher als vor siebenzig Jahren. Daher das Ringen nach höhern Einkünften, die allgemeine Jagd nach Gewinn, die Bevorzugung einträglicher Berufswege. Das ausschließliche Vertreiben einer Wissenschaft erheischt viel Ausdauer und den Verzicht auf Ehrgeiz oder materielle Vorteile. Daher ist der Andrang dazu jetzt weniger stürmisch. Außerdem ist ein solches berufsmäßiges Studium kostspielig und verlangt fast vollständige Unabhängigkeit. Dadurch sind viele davon ausgeschlossen. In Deutschland endlich erwartet man von jedem Staatsangehörigen aus den höhern Ständen, daß er etwas sei oder gewesen sei. Die Berufslosigkeit gilt nicht als Empfehlung, mag auch ernste, stille Arbeit dahinter verborgen sein. Bei uns soll jedermann, wenn auch nicht ein Amt, so doch ein Fach bekleiden. Aus allen diesen Gründen macht sich auch in den höhern Ständen ein Drängen zu gewinnbringenden Berufsweigen geltend. Das Nützlichkeitsprinzip überwiegt in den meisten Fragen des Staats- und Gesellschaftslebens. Mit dieser Thatsache muß gerechnet werden. Die Erziehung der Jugend sollte diesen Anforderungen angepaßt werden, und nicht bloß auf die Anhäufung weitausgreifender und für das spätere Leben größtenteils nutzloser Kenntnisse Bedacht nehmen, sondern neben der zweckmäßigen Auswahl vorbereitender Übungen auch die Bildung des Charakters ins Auge fassen.

Aus diesen Bestrebungen erwuchs das Bedürfnis nach besondern Lehranstalten. Da die Gymnasien zu keinerlei Zugeständnissen bereit waren, entwickelten sich aus den Bürgerschulen der größeren Städte allmählich die Realschulen, welche die oberste Schulverwaltung ursprünglich nicht als zum höhern Schulweigen gehörig betrachtete. Erst allmählich und unter schweren Kämpfen vermochten sich diese Anstalten eine gewisse Stellung zu erringen. Dieselbe entspricht aber noch keineswegs dem, was die Anhänger der realistischen Richtung von der zukünftigen Einheitschule erwarten. Erst im Jahre 1832 wurde den Abiturienten der preussischen Realschule die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienste zuerkannt und der Eintritt in das Post-, Forst- und Baufach und in die Büreaus der Provinzialbehörden gewährt. Das Latein spielte in diesem Reisezeugnisse noch eine untergeordnete Rolle. Später, unter dem Ministerium Eichhorn, wurde es als Zwangsfach eingeführt und das Maß der Ansprüche für die Zulassung zur Bauakademie gesteigert; 1855 wurde die letztere

sogar den Realschulen gänzlich entzogen. Die wachsende Zahl dieser Anstalten — es gab deren im letztgenannten Jahre bereits dreiundvierzig — reizte die Eiferfucht der Philologen, und sie trugen nicht wenig dazu bei, den realistischen Bildungsgang in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Aus diesem unbefriedigenden Zustande wurde das Realschulwesen erst im Jahre 1859 erlöst, wo ein neuer Lehrplan ihm eine feste gesetzliche Grundlage gab. Durch diesen wurden die Realschulen den Gymnasien an die Seite gestellt, mit einer den Gymnasien entsprechenden Klasseneinteilung ausgestattet und von der Regierung ausdrücklich als Anstalten bezeichnet, die es mit allgemeinen Bildungsmitteln und grundlegenden Kenntnissen zu thun hätten. Doch blieb der realistischen Gelehrtenschule das Recht verschlossen, für die wissenschaftlichen Fächer der Univerſität vorzubereiten, und damit wurde ihr mittelbar doch wieder der zweite Rang angewiesen, aus welchem sie emporzuheben die Schulverwaltung bemüht gewesen war. Sie blieb im Grunde, was sie gewesen war: eine zweckmäßige Vorbereitungsanstalt für die technischen Hochschulen, das Fortſach u. Durchführbar war aber jener Rigorismus nicht, da doch das akademische Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften und der neuern Sprachen durch den Realschulunterricht ebenso, wenn nicht besser, vorbereitet wurde als auf dem Gymnasium. So machte denn die Verfügung von 1870 dieses Studium den Realabiturienten in der gleichen Weise und mit der gleichen Aussicht auf Anstellung im Staatsdienste zugänglich, wie den Gymnasialabiturienten. Dies ist der bedeutendste Erfolg, den die Anhänger der realistischen Richtung errungen haben. Durch ihn wurde die bisherige organische Verbindung zwischen Gymnasium und Univerſität gesprengt. Es führte jetzt auch noch ein anderer Weg in die akademischen Hörsäle, als der durch das caudinische Foch einer philologischen Abgangsprüfung. Wichtiger aber noch war die sich daraus ergebende Folge, daß das Lehrpersonal, das bisher nur aus den Gymnasien hervorgegangen war, nun durch Elemente mit realistischer Bildung durchſetzt wurde. Die weitem Folgen dieser Vermischung werden sich erst in der Zukunft fühlbar machen können, da die Zahl der realistisch gebildeten Lehrer, die etwa seit 1873 oder 1874 Anstellung im Staatsdienste gefunden haben, noch gering ist und von den philologischen Kollegen überstimmt wird. Daß indessen die realistische Gruppe im Publikum wächst und ihre Forderungen einem tatsächlichen Bedürfnisse entsprechen, beweist das jüngste Zugeständnis von 1882. Die veränderte Lehrverfassung verstärkt darin den lateinischen Unterricht der Realschulen und ordnet die Lehrgegenstände in den untern Klassen der beiden wetteifernden Anstalten derart, daß der Bildungsgang des Schülers bis zur Tertia in beiden fast der gleiche ist. Daß den Realschulen erster Ordnung die Bezeichnung „Realgymnasien“ verliehen wurde, ist von keiner sachlichen Bedeutung, zeugt aber von der wohlwollenden Absicht, den bisherigen schroffen Gegensatz nach außen hin abzuschwächen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine christliche Ästhetik.

Don Karl Borinski.



agegen dürfte in der Aufnahme und Verbreitung des Buches auch im Auslande allerdings ein Beweis liegen, daß es an Handbüchern der Ästhetik, die für Christen brauchbar sind, einigermaßen fehlt. — Wir finden das nicht gerade. Auf evangelischer Seite wird gleich mit Luther das ästhetische Gebiet der weltlichen Wissenschaft ein beliebter Tummelplatz nicht bloß für christliche, sondern sogar für zelotische Geister, auf katholischer haben wir die Romantiker, wir haben den alten Stolberg und Schlegel, wir haben Schelling, Eichendorff und was sich daran anschließt. Aber eine Ästhetik cum approbatione superiorum, die hatten wir noch nicht, die fehlte allerdings. Josef Jungmann in Innsbruck*) hat sie uns gegeben, und gleich in so achtungs- und beachtungswerter Weise, daß wir gestehen müssen, die Oberen haben sich ihren Mann gut gewählt. Sie hätten keinen bessern finden können.

Die oben im Eingang angeführten Zeilen sind der kurze, rein geschäftlich gehaltene Vorrede des fast tausend Seiten starken Bandes entnommen. Aber mehr als die längste Vorrede sagt selbst dem Unkundigen die kurze, inhaltsschwere Widmung: „An August Reichensperger.“ Man kennt August Reichenspergers Stellung zur modernen Kunst, man kennt seine oft sehr berechtigten Philippiken gegen den Kultus des Nackten, man kennt aber auch seine oft sehr unberechtigten Kapuzinaden gegen die Antike in der neuern Kunst und alles, was damit zusammenhängt, gegen die Renaissance, gegen die Säulen, gegen die antiken Heldenstatuen auf der Berliner Schloßbrücke, gegen Kalibes' Bacchantin u. s. w. Und wenn die Grenzboten bereits 1856 ihm „nachsagten,“ „er behaupte, daß die Kunst von der Kirche nicht getrennt werden könne, und daß alle ächte Kunst katholisch sei“ (S. 370), so werden sie heute nach einem Menschenalter in Verlegenheit sein, für die von seinem Gesinnungsgeossen in ein System gebrachten Behauptungen einen andern zusammenfassenden Ausdruck zu finden. Um jedoch nicht wieder dem Vorwurfe ausgesetzt zu sein, „daß man zu Widerlegungen (?) solcher Art zu greifen pflegt, wenn man, um der Wahrheit zu widerstehen, kein andres Mittel mehr findet,“ so wollen wir es wenigstens redlich versuchen.

*) Ästhetik von Josef Jungmann, Priester der Gesellschaft Jesu, Doktor der Theologie und ordentlichem Professor derselben zu Innsbruck. Freiburg i. Br., Herbersche Verlags-Handlung, 1884.

Die systematische — Kant würde vielleicht nur sagen „schematisierende“ — Ästhetik ist bekanntlich keine alte Wissenschaft. Wir drücken uns absichtlich negativ aus, wir sagen nicht „eine junge Wissenschaft.“ Eine junge Wissenschaft ist eine solche, deren Geburtsstunde wirklich erst vor kurzem geschlagen hat, die erst eingetreten ist, als überhaupt die Bedingungen für ihr Keimen und Leben vorhanden waren. Junge Wissenschaften sind die Eisenbahn- und Maschinenkunde, die Elektrotechnik u. s. w., man könnte im Hinblick auf die Volksverhältnisse der modernen Welt vielleicht auch sagen die „Nationalökonomie,“ Ärzte würden auch etwa die „Bakteriologie“ so nennen. Aber die Ästhetik könnte bereits so alt sein, wie die erste Erschließung des keimenden Kunstlebens im Menschengeschlecht zur vollen Blüte, und die liegt über zwei Jahrtausende hinter uns. Der Grund ist sehr wichtig für unsern Versuch, dem christlichen Ästhetiker gerecht zu werden. Beleuchten wir ihn ein wenig.

Es war uns sehr merkwürdig, als wir beim Aufschlagen des Buches gleich von jenem berühmten Platonischen Dialog empfangen wurden, in welchem der eitle Sophist Hippias von dem großen Ironiker auf Grund einer maßlos selbstgefälligen Äußerung über die Schönheit seiner Vorträge so lange mit scheinbar unweisen Fragen herumgehetzt wird, bis er einsehen muß, daß die Schönheit eben eine Ansichtssache sei. Am Schlusse des belustigend resultatlosen Wortgesprächs läßt nun Sokrates anscheinend ganz nebensächlich das Korrektiv für den lächerlichen Prahlschwan einfließen, nämlich die bedeutsame Äußerung, er glaube jetzt den Sinn des Sprichwortes zu verstehen: „Alles Schöne ist schwer.“ Im Platon und in diesem Sprichwort liegen für uns schon all jene unabweislichen Schwierigkeiten, welche die Begründung der Ästhetik so lange hinausgeschoben, welche noch jetzt ihre Existenz in den Augen der strengen Wissenschaft so problematisch und in denen empfindsamer Geister und schöner Seelen so wert und anziehend machen, in ihnen liegen zugleich Wurzel und Verteidigungsmittel des vorliegenden Buches. Wir wollen versuchen, sie gleich in eine Formel zusammenzufassen, und wir bitten, sich durch das fremde Aussehen derselben vorläufig nicht stören zu lassen; sie beruhen auf dem berechtigten Streben, das Schöne der Empfindung mit dem Schönen in der Erscheinung in Einklang zu bringen.

Das Schöne der Empfindung ist ein wesentlich Einfaches. Es ist wohl definierbar, aber letzten Endes ein Unausdrückliches, welches mit dem Allgemeinwort „Gefallen“ in allen Sprachen ziemlich gleichmäßig bezeichnet wird.*)

*) Wir wollen hierbei gleich rühmend anerkennen, daß die vorliegende „Ästhetik“ auf den psychologischen Faktor in ihrer Wissenschaft äußerlich wenigstens mehr Gewicht legt als ihre dialektischen Schwestern. Wir glauben in der ausführlichen Berücksichtigung und Beleuchtung der Willenssphäre bereits eine Einwirkung der in dieser Hinsicht heilsamen Schopenhauerschen Philosophie zu erkennen. Nur hätte der Verfasser, der eine besondere Abhandlung über „Das Gemüt und das Gefühlsvermögen in der neueren Psychologie“ geschrieben hat, in der Ausübung dieser Partien, auf deren eigentümliche Wichtigkeit er so energisch hin-

Dasjenige aber, was dieses Schöne der Empfindung erregt, ist seiner Wesenheit nach verschieden, es wirkt entweder durch seine Erscheinung an sich, oder durch die Art des „in Erscheinung tretens“ oder durch das seiner Erscheinung zu Grunde liegende (seine Voraussetzung). Trotzdem bezeichnet der Sprachgebrauch alles, was schöne Empfindung erregt, als „schön,“ denn er legt mit gutem Rechte den Ausdruck für die gleiche Empfindung zunächst allen sie erregenden Erscheinungen bei. Erkennt nun hinterher der sichtigende Verstand deren wesentliche Verschiedenheit, so werden Verwirrungen und Einseitigkeiten nicht ausbleiben können. Wir haben daher dem Schönen der Empfindung das Schöne in der Erscheinung (wir betonen das Vorwort „in“) vor der Hand scharf entgegengesetzt, trotzdem aber auf Grund ihrer ursprünglichen gemeinsamen Beziehungen das Streben, sie in Einklang zu bringen, gleich von vornherein als berechtigt bezeichnet.

Man erkennt aus diesen Formulierungen leicht die Schwierigkeiten, die sich der Ästhetik als gesonderten Wissenschaft in den Weg stellten und mit denen sie sich noch immer — der skeptisierende Forscher wird vielleicht sagen für immer — herumzuschlagen hat: die Gegensätze zwischen formaler und sensualistischer Ästhetik, die ungewisse Stellung des Stofflichen und Inhaltlichen in der rein schematisierenden (kritischen) Ästhetik und Hand in Hand damit der verwirrende Einfluß des „Guten“ auf die Beurteilung des „Schönen,“ und umgekehrt.

Treten wir dem „Schönen in der Erscheinung“ so weit nahe, als es uns für unsre allgemeinen Ordnungsbestimmungen hier in Frage kommt. 1. Das Schöne wirkt durch seine Erscheinung an sich. Hier scheiden wir den Moment des Reizes (das „Angenehme“) auf allen, auch den höhern sinnlichen Gebieten alsbald aus und beschränken uns auf das, was unser christlicher Ästhetiker als „kaleologischen Genuß“ bezeichnet, indem wir die Entwicklung jenes Prinzips, als einer Vorstufe des ästhetischen „Gefallens,“ der Evolutionistif überlassen, die in diesen Grenzen sehr nützlich, jedenfalls weniger schädlich wirken könnte, als durch das Hineintragen ihrer unzureichenden Axiome auf das höhere Gebiet. Gesicht und Gehör kommen also allein in Frage, aber nicht als „höhere“ Sinne an sich — die Freude an dem bloßen Ton, der reinen Farbe sowie ihr Gegenteil ist nicht ästhetisch im höhern Sinne, und wir wollten mit der Beseitigung des tierischen Kunstpublikums leicht fertig werden —, sondern rein als Vermittler des Erkennens. Ließen sich aus der Aufeinanderfolge verschiedener Düfte oder derjenigen von Speisen und Getränken irgendwie tiefere

weist, mehr und Besseres leisten müssen. Seine vis aestimativa (sinnliche Urteilskraft, von Kants Urteilskraft nicht weniger als diametral verschieden) ist jedenfalls die schlechteste Frucht, die dabei hätte herauskommen können, und unterscheidet sich mit ihrem „niedern Erkenntnisvermögen“ wirklich in nichts von den „untern Seelenträften“ des von ihm so vornehm übersehenen Baumgarten.

ursächliche Bedingungen erkennen als die der rein äußerlichen Abwechslung oder des Gegensatzes, so ließen sich freilich Duft- oder Tafelsymphonien zusammenstellen. So aber hat die Thätigkeit des überfeinen Friseurs oder Kochs mehr ein kunst-
 affisches als künstlerisches Gepräge, und die freudige Anerkennung ihrer Leistungen, deren Wert durchaus nicht geschmälert werden soll, beruht nicht auf dem Überriechen oder Überkochen der gesamten Duft- und Speisefolge, sondern auf dem guten Appetit bei den einzelnen Düften und Gerüchen, der eben durch die rein physiologischen Erwägungen des Riech- und Eßkünstlers stets aufrecht erhalten wird. Man vergegenwärtige sich, um sich den Unterschied von den höhern sinnlichen Kunstgenüssen zu verdeutlichen, die Wirkung, welche die odoratische und gastronomische Dissonanz, nämlich der Gestank und der Ekelgeschmack, in den betreffenden „Symphonien“ haben würden. Ihre Einführung würde einem solchen Monteverde der Parfüm- und Kochkunst offenbar nichts weniger als Ruhm einbringen. Damit vergleiche man nun die Wichtigkeit, welche die optische und akustische Dissonanz, das Häßliche und Übelklingende, bei der höhern Ausbildung der betreffenden Künste erringen. Die höhern sinnlichen Thätigkeiten sind eben von physiologischen Zwecken viel mehr losgelöst, und wie sie infolge dessen erst zur reinen Erkenntnis verwendet werden können, so erscheinen sie schon bei deren sinnlichster Form, dem Kunstgenusse, vollständig gelöst von physiologischen Bedingungen. Alle Evolutionisten, welche uns bei Entwicklung musikalischer und malerischer Schönheit noch mit Voktönen, geschlechtlicher Auswahl und dergleichen Papageiengeschwätz kommen, können dem Künstler und Kunstgelehrten nur ein tiefes Bedauern über ihr musikalisches und malerisches Verständnis entlocken. Wir erklären daher auch sogleich unserm christlichen Ästhetiker, der durch hierhergehörige Erwägungen auf die Festsetzung einer „hedonischen“ Kunst im Gegensatz gegen die „wahre“ Kunst geraten ist, daß wir eine „hedonische“ Kunst nicht kennen oder daß wir, allerdings in einem ganz besondern Sinne des „Hedonischen,“ alle Kunst so nennen möchten. Zu dieser ersten Kategorie der Erscheinung des Schönen außer uns rechnen wir demnach alles, was schlechthin durch sich selbst gefällt, und zwar ist es für uns nur so lange schön im ästhetischen Sinne, als es ohne Reiz gefällt. Denn der Reiz ist der Grenzpunkt des von uns als „Schönes der Empfindung“ bezeichneten Gefallens. Dieses hört alsbald auf, sobald jener einsetzt. Es ist das Kennzeichen für die ästhetische Unverwendbarkeit der Wahrnehmungen der sogenannten niedern Sinne, daß der Reiz bei ihnen sofort eintritt, daß sie ihn zur Voraussetzung haben. Bei Katarrhen werden uns die liebsten Gerüche (Tabak, gewisse stark riechende Blumen) fatal, bei mangelndem Appetit lassen uns die größten Lederbissen gleichgiltig. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch auf dem Gebiete der höhern Sinne, und zwar in der Kunstsphäre, Reize eintreten können, denn auch sie sind ja nicht bloß für das Erkenntnisvermögen, sondern in erster Linie für das animalische Leben vorhanden. Der haupt-

sächlichste dieser Reize ist natürlich die schöne Menschengestalt. Aber es wäre widersinnig, deshalb behaupten zu wollen, die schöne Menschengestalt gefalle nur durch den Reiz, oder auf der andern Seite — wie die „christliche Ästhetik“ schon in vorchristlichen Zeiten — die „bloß schöne“ (?) Menschengestalt ganz ans der Kunst zu verbannen, sie und alles, was mit ihr zusammenhängt, als unkünstlerisch oder asterkünstlerisch (satanisch) zu verbannen. Die schöne Menschengestalt kann ebensogut reizlos gefallen, nein, muß ebensogut reizlos gefallen können wie die schöne Säule, der wohl angeordnete Tempelbau, sie ist nicht bloß ein fortpflanzungswürdiges Gattungsexemplar für uns, sie ist zugleich — insofern wir uns als rein erkennend über die Gattung erheben — wie jene ein vollkommener Ausdruck der innern Zweckmäßigkeit in der sichtbaren Erscheinungswelt. Erfahrungsmäßige, ungeheuchelte, sichere Beweise dafür? Nun, wir wollen die homerischen Greise mit ihrem Wohlgefallen an der Helena nicht inkommodiren, wir können auch zur Abwehr der gegenteiligen Meinung nicht cynisch werden, weil uns das zunächst schon die Rücksicht auf eine immerhin mögliche, ästhetische schöne Leserin verbietet. Aber hinweisen wollen wir die ungläubigen Thomase, gleichviel ob der Evolutionistk oder des Journal amusant, hinweisen wollen wir sie doch auf ein ästhetisches Wohlgefallen dieser Art unter Geschwistern (natürlich von höherer Kultur), wo nicht bloß der abstumpfende Familienverkehr, sondern Gefühle heiligerer Art als die bloße Gewohnheit den Reiz entweder ganz ausschließen oder doch nicht ankommen lassen, das ästhetische Wohlgefallen aber gleichwohl in ungeschwächtem Maße stattfindet. Was aber den angreifbarsten und angegriffensten Punkt dieser Frage betrifft, die Wirkung des Nackten, so können wir als berufenste Zeugen für dessen ästhetische Wirkungen die Künstler selbst herbeiziehen, die nach einmütigem Geständnisse (das der Laie sehr wohl an sich kontrolliren kann) bei seiner Anschauung und Nachbildung so wenig Reiz empfinden, als etwa der in sein Problem vertiefte Anatom oder der verantwortliche Operateur empfinden dürfen, denn es ist bekannt und wohl zu verstehen, daß im gegenteiligen Falle nichts als Stümperwerk herauskommt. Und das, was während des Schaffens eines Kunstwerkes möglich ist, soll bei seiner Betrachtung unmöglich sein? Und wenn es beim Kunstwerke möglich ist, sollte es dann nicht auch beim Urbilde unter Umständen stattfinden können? Werden wir nicht den lebensfichtigen, gymnastisch ausgearbeiteten, ästhetisch so leicht erreglichen Alten, wenigstens solange sie das waren, bei ihrer Freude am Nackten nicht ein starkes Maß auch moralischer Berechtigung zusprechen müssen? Es geschah unter einem weniger ästhetischen, mehr dem bloßen Reize und seinen Gefahren ausgesetzten Volke, daß man das Nackte mit dem Bann belegte und den „Leib als Erbteil der Sünde“ ansah, den man daher „nach Möglichkeit verhüllen“ müsse. Wir wollen nicht im mindesten die glänzenden moralischen Verdienste dieser heiligen Idee in den Schatten setzen oder gar ihre theologische und politische Berechtigung anzweifeln.

Aber ihre künstlerische müssen wir in dieser Unbedingtheit entschieden leugnen, eben weil sie auf die Kunst des Nackten, soweit sie wirklich Kunst ist, gar keine Anwendung findet, weil diese sehr wohl neben jener Idee bestehen kann. Freilich die Ausnutzung des Nackten für den Reiz, gleichviel in welcher Form und auf welchem Kunstgebiete, ist unbedingt zu verwerfen, aber nicht vom theologischen oder politischen, sondern in erster Linie vom künstlerischen Standpunkte, denn die Kunst hört, sowie das Schöne der Empfindung, das ihr zu Grunde liegt, beim Reize auf; es ist also für sie ein Lebensgebot. Aber die herrlichsten Leistungen nicht bloß der christlich emanzipirten Malerei, sondern auch der unschuldigen, naiven, wunschlos reinen und klaren Antike in ihrem Kunstwerte tief herabzusetzen oder ganz zu verwerfen, bloß weil sie unheilige Empfindungen anregen können oder weil unheiligen Augen nur ihr sinnlicher Reiz faßlich ist, das ist zum mindesten — wir gebrauchen ein Lieblingswort des christlichen Ästhetikers — sehr unwissenschaftlich. Und es wird so lange unwissenschaftlich bleiben, so lange noch ein einziges schönheitsfrommes Gemüt in reiner, unschuldiger Freude vor diesen herrlichen Gestalten zugleich der Schöpfung und Nachschöpfung andächtig und bewundernd verharret, ohne sich verletzt oder benruhigt zu fühlen, das heißt so lange die Kunst überhaupt besteht.

Wir gelangen zu dem zweiten Bestimmungspunkte, über den wir uns verständigenden wollen, bevor wir zur Würdigung und Kritik der uns hier entgegen tretenden Gesamtanschauung übergehen können: das Schöne wirkt durch die Art seines „in Erscheinung tretens.“ In jener ersten Kategorie tritt uns die eigentlich sogenannte Schönheit entgegen, der wir meist jene Anzahl veräukter Definitionen verdanken, welche Schuld daran sind, daß ein erneutes Herantreten an den Gegenstand selbst immer wieder notwendig wird. Sonst spricht man in diesen Dingen gewöhnlich an einander vorüber und verständigt sich daher nie. Dem Verfasser dieser Ausführungen ist von der Lektüre des ersten ästhetischen Buches, das in seine Hände fiel, eine unbefriedigte Empfindung ganz besonders haften geblieben; sie hat ihn nicht verlassen, so oft er auch wieder unter mehr oder minder berufener Führung dies spezielle Gebiet betrat. Sie gründete sich auf die Unbefangenheit, mit der die Definierer jener „Schönheit“ voraussetzen, daß man ihre Generaldefinition bei allen einzelnen Punkten ihres Gebietes einsetzen könne und werde. Oder setzt man vielleicht nicht voraus, daß diese Definition von „Freiheit in der Erscheinung,“ von „Identität des Unendlichen und des Endlichen, des Idealen und Realen, der Notwendigkeit und der Freiheit in sinnlicher Erscheinung angeschaut“ — wir greifen nur die wichtigsten heraus —, setzt man etwa nicht voraus, daß dieselbe für das ganze Gebiet Geltung haben müsse? Der ehrfurchtsvolle Neuling setzt es sicher voraus, und wundert sich nun, trotz seiner oder vielmehr gerade mit seiner philosophischen Leuchte immerfort stolpern zu müssen, nicht bloß über das Häßliche, das Komische, nein, schon über das Anmutige, das Erhabene. Überall findet

er neue Verhältnisse, neue Verfassungen! Und doch ist er im Reiche der Schönheit. Ist dies Reich etwa nur ein Scheinreich, und ist es etwa nur jene eine Provinz, die sich ohne jede Berechtigung anmaßt, dem Ganzen den Titel zu geben? Oder giebt es hier gar keine wirkliche einheitliche Regierung, die dafür sorgt, daß man ihr Wappen nicht bloß äußerlich überall an den Thoren angehängt finde? Freilich, die Führer sind so ungeheuer sicher; sie stolpern nie, mit einem tüchtigen Sprunge und einem neuen Kapitel sind sie sofort auf andern Gebiete und fangen sofort wieder an zu definiren, mitunter sehr geistreich und treffend, aber ohne das allermindeste Bedenken, daß sie damit ihrer frühern Wegweisung und somit sich selbst ins Gesicht schlagen. Der Neuling aber will seinen Weg kennen; stolpern kann er allein. Und so mag es kommen, daß er meist lieber auf eigne Hand im Reiche der Schönheit herumspringt und seine eignen Votäsprünge als Cicerone ausgeben zu können glaubt. Wenigstens zum großen Teile mag es daher kommen. Sicherlich beruht auf der geringen Einheitlichkeit und Geschlossenheit, auf der oft leider so hervorstechenden Zerfahrenheit und Vielfarbigkeit ihrer Methode der geringe Kredit der ästhetischen Führer.

Wir zählen zu unsrer zweiten Kategorie alles dasjenige, was eigentlich mißfallen sollte und doch gefällt, oder genauer: was als Erscheinung mißfällt, durch die Art des „in Erscheinung tretens“ aber gefällt. Das schlechthin Wohlgefällige der ersten Kategorie konnten wir leicht als „schön“ bezeichnen. Die wohlgefällige Gestalt (im weitesten Sinne, ob in Natur oder Abbild, bedeutet hierfür gleichviel) ist schön; eine wohlgefällige, durch keinen, auch nicht den geringsten unbefriedigenden Fortschritt unterbrochene Reihe von Tönen, oder eine solche von lauter reinen Harmonien ist schön; eine befriedigende Folge gefälliger Bilder und Empfindungen in wohlklingender Sprache ist schön. Aber die Mißgestalt, die Schreckensgestalt, ist sie schön? Ein jäher Sprung von Ton zu Ton, eine Dissonanz, sind sie schön? Unangenehme Bilder und Empfindungen, in abgebrochenen, stammelnden Lauten ausgedrückt, wirken sie schön? Hier haben wir sie, unsre urgründliche Verlegenheit. Das ist, was uns stets aus dem Gleichgewicht brachte, wenn wir in den Kompendien der Schönheit vom Kapitel des Schönen zu denen des Tragischen, Erhabenen, Anmutigen, Komischen, Grotesken u. s. w. hüpfen mußten. Ist das alles nun schön oder ist es nicht schön? Ist es nicht schön, sondern eben „erhaben,“ „tragisch,“ „komisch“ u. s. f., wie kommt es zur Schönheit? Warum fassen wir es, wenn wir nicht Ästhetiker sind, schlicht zusammen unter dem Gemeinbegriff „schön“? Und wenn es wieder schön ist, was ist dann das Schöne daran, was hat es gemein mit der Schönheit?

Thatsächlich muß nach unsrer Voraussetzung alles, also auch das gewöhnlich Nichtgefällende, schön genannt werden, sobald und solange es gefällt. Die Möglichkeit hiervon wollen wir uns zunächst an Beispielen klar machen.

Eine Kröte ist ohne Frage eine für uns durchaus häßliche Gestalt. So häßlich, daß sie trotz ihrer zweifellosen Ungefährlichkeit — sei es nun, evolutionistisch gedacht, infolge eines Atavismus, der uns hierbei vorsündflutliche Grauensgeschöpfe ahnen läßt, oder infolge ihrer klebrigen, schmutzigen, sumpfigen Gemeinheit, theologisch gedacht — daß sie uns nicht bloß Mißfallen, sondern Schrecken erregt, wenn sie uns unvermutet über den Weg kriecht. Nun denke man sich aber, es werde uns von jemand, den wir als Feind aller Pöbeln und Mäz- und Morixstreiche kennen, gesagt, er besitze die plastische, naturgetreue Nachbildung einer Kröte von so täuschender Ähnlichkeit, daß man sie selbst bei genauester Betrachtung für eine wirkliche halten könnte; man denke sich, er brächte dies Kunstwerk herbei und gäbe es uns zur Prüfung seiner Unwirklichkeit in die Hand — wir würden nicht umhin können, mindestens für einen Augenblick die Mißgestalt wohlgefällig zu betrachten. Und zwar wird dies Wohlgefallen gerade so lange andauern, als uns die Erkenntnis aufgeht von einer hier in Erscheinung getretenen, mit höchster Zweckmäßigkeit oder Geschicklichkeit arbeitenden Kraft. Genau dieselbe Erkenntnis, die nach dem übereinstimmenden Urteil der verständigsten Kunstphilosophen auch dem Wohlgefallen an der schönen Gestalt u. s. w. zu Grunde liegt. Aber allerdings das Wohlgefallen wird alsbald wieder gestört werden, sobald wir der für unser gewöhnliches Erkennen natürlichen Häßlichkeit des Gegenstandes wieder inne werden. Hierbei ist zu bemerken, daß der physische Reiz bei der Häßlichkeit ebenso ausgeschlossen ist wie bei der Schönheit. Ekel, physischer Widerwille sind auch hier als „Reiz“ Grenze für das Wohlgefallen. Ein Schwelgen in diesem negativen Reiz ist Grausamkeit, wie jenes Wollust, zwei Leidenschaften, deren oft hervor gehobene Gemeinsamkeit vielleicht auf diesem Bedürfnis nach un- oder besser überästhetischer Reizung beruht. Ein Wink für die „Naturalisten“ aller Künste! (Schluß folgt.)



Ein Kapitel deutscher Lyrik.



u seinem kürzlich erschienenen Büchlein von der schwarzen Kunst, Stizzenblätter aus der Welt der Tinte und der Druckschwärze (Stuttgart, Adolf Bonz und Comp.), spricht Edwin Vornann neben allerhand lustigen auch ein paar recht bittere Wahrheiten aus. In dem hübschen Sinngedicht „Das Wohlthätigkeitsgedicht“ setzt er auseinander, daß mit der Herausgabe unzähliger Gedichte niemand eine Wohlthat erwiesen wird als dem Dichter, der sich endlich einmal gedruckt sieht, und in dem „Buchbinder-Hymnus“ feiert er den wahren

modernen Unsterblichkeitsüberleiber. Daneben aber verwahren sich der Dichter und sein Verleger auf der Rückseite des Titels gegen den Nachdruck auch einzelner Gedichte — mit allem Recht. Denn die paar Bogen des Büchleins würden von unsern Zeitungen unter der Rubrik „Verschiedenes“ bald genug rein ausgeplündert sein, und da neunundneunzig Zeitungen das herausschneiden, was sie in der hundertsten gefunden haben, so würden die besten Einfälle die Runde machen, ohne dem Verleger einen klingenden und dem Autor einen stillen Dant der Leser einzutragen. Es ist genau wie Vormann sagt: die Lyrik gilt in der modernen deutschen Literatur als das überflüssigste, ja sie findet allenfalls Käufer, aber keine stimmungsvollen Leser. Nur bei besondern Anlässen, wo es die Menschen wie mit innerer Gewalt überkommt, daß der Dichter das erste und letzte Wort sprechen muß, lauscht man etwas aufmerksamer und andächtiger, und dann will es das Unglück, daß in zehn Fällen einmal der Dichter und neunmal sein Narr, der Dichterling, das Wort hat.

Trotz alledem, wie unausrottbar erscheint der Trieb zur lyrischen Dichtung, der Glaube daran bei uns Deutschen! Selbst die Naturalisten vom reinsten Wasser mögen ihre Kellnerinnen und ihre Mädchen der Halbwelt nicht unbesungen lassen und können des Verses nicht entraten, die Sozialisten feiern in schwungvollen oder holprigen Rhythmen den Untergang unsrer Lügenkultur, das Blutreich der Herrschaft des vierten Standes, welcher in Zukunft der erste und einzige sein wird, selbst die Albernheiten der Spiritisten nehmen lyrische Form an und stellen sich dar als Klänge Heines oder Lenaus, deren Talent sich in der bessern Welt unglaublich vergrößert und verwässert hat. Drei oder vier Zeitschriften sind in den letzten Jahren entstanden, die sich ausschließlich oder doch vorwiegend der Pflege der Lyrik widmen, und wie es auch immer zugehen mag, sie bestehen und in ihrem Schatten gedeihen Dichternamen, von denen die Welt sonst wenig oder nichts weiß. Fast müssen wir fürchten, daß der Widerspruch zwischen der unleugbaren Gleichgiltigkeit gegen die Lyrik und der Unmasse lyrischer Gedichte für die Existenz einer Art von Sport spricht, der ohne innern Anteil Proben deutscher Dichtung mit immer neuen Namen sammelt, wie man ehemals Mäden in Bernstein oder Siegel sammelte. Es wäre noch eine günstigere Lesart, daß die Dichter, wie im siebzehnten Jahrhundert, selbst ihr bestes Publikum bildeten — denn was im engsten Kreise noch wahrhaften und lebendigen Anteil weckt, kann eines Tages diesen Kreis sprengen und wieder im großen Leben wirken. Die Gefahr für die deutsche lyrische Dichtung liegt nur darin, daß während dieser Periode esoterischer Existenz sich ein allzugroßes Gleichheits- und Brüderlichkeitsgefühl herausbilde. Wie vor Zeiten die Stillen im Lande ihre Erkennungszeichen im Däumeln und Traumbeuten hatten und darüber beinahe vergaßen nach der Wahrheit und Innerlichkeit der gemeinsamen Frömmigkeit zu fragen, so erkennen sich die Genossen in Rhythmus und Reim und verlernen Herz und Nieren zu prüfen, die beim Dichter doch immer

nur in der Stärke und Lebendigkeit der Phantasie, in der Wärme und Tiefe des Gefühls bestehen können. Eine Neigung zur Abschleifung, zur bedenklichsten Gleichartigkeit der Empfindung und des Ausdrucks, ein gewisses Etwas, das mit einer alles durchhauchenden Luft die größte Ähnlichkeit hat, raubt den meisten neuern Gedichten die Fähigkeit zu tieferer Wirkung, der Glanz und Hauch der Individualität schwebt nur selten über ihnen. Freilich hat sich auch die Kritik angewöhnt, in so allgemeinen Redensarten über neuere Lyrik zu berichten, daß man meinen müßte, es beständen gar keine Unterschiede mehr, und jene unglücklichen Dilettanten, welche sich durch besonders ungeschickte Bilder und besonders klägliche Verse hervorthun, seien die einzigen selbständigen Naturen. Daß es dieser Kritik gelungen ist, die lyrischen Stammelein, welche, als „Gedichte von Friederike Kempner“ gedruckt, im bittersten Ernst geschrieben sind und „zum Spaß“ gekauft werden, um über den Blödsinn der Wendungen und die Trivialitäten der Sprache lachen zu können, zu vier oder fünf Auflagen hinaufzuscherzen, gehört auch zu den charakteristischen Zeugnissen von der Stellung der Lyrik in der Gegenwart.

Gleichwohl muß immer wieder der Versuch gemacht werden, die richtigen Maßstäbe anzulegen und die ausgeprägtern und liebenswürdigern Dichtersindividualitäten hervorzuheben und sie, wenn auch ohne viel Hoffnung auf Erfolg, dem verehrlichen Publikum zu empfehlen. Am leichtesten erscheint dies gegenüber jenen Lyrikern, welche durch lokale Beziehungen oder literarische Arbeiten, die ganz außerhalb der Lyrik liegen, einen Freundeskreis und eine gewisse Verbreitung gewonnen haben. So gleichgiltig sich auch das große Publikum zweiten, dritten und vierten Auflagen gegenüber verhält (und was wollen denn auch ein paar hundert Exemplare mehr oder weniger angesichts des Massenverkaufs von Scheffels „Trompeter“ und „Gaudeamus“ bedeuten!), so erhebt die bloße Thatsache des öftern Erscheinens einen lyrischen Dichter über diejenigen seiner Genossen, die einmal anstauhen, um alsbald wieder zu verschwinden. Zu den Dichtungen, welche bereits zum drittenmale vorliegen, gehören in erster Reihe die Plattdeutschen Gedichte in ditmarscher Mundart von Johann Meyer (Kiel, Lipsius und Tischer), in deren lyrischem und namentlich in deren epischem Teil sich einige ganz vorzügliche Stücke finden und die alles in allem von einer echten, wenngleich nordisch-schwerflüssigen Dichternatur Zeugnis ablegen. Die wunderfame Ditmarscher Landesgeschichte lebt in Meyers Balladen wieder auf, bis zu ihrem tragischen Schlusse, dem Lehnseid vom 20. Juni 1559, den, nicht viel über ein halbes Jahrhundert nach ihrem großen Siege bei Hemmingsted, die nun besiegten Bauern schwören mußten:

Se leegn dar to slapen so still un so bleet
 Öwer't Feld, als de dalhauten Böm;
 Un de Lurken, de sungn ehr den Graffgefang,
 Un de Summer, de streu ehr de Blöm.

Dat Land weer erobert; in Trümmer leeg Heid;
 Un de dar an't Leven noch weern,
 Bi Loh op de Koppel, dar dreeben se se hin —
 Beer dusend — un leeten se swer'n.

Se weern so ruhig — se sä'n keen Wort;
 Un doch so vull Kummer un Weh!
 Un als de Prester dat Teeken ehr geev,
 Dar saden se all in de Kneer.

Dar gung wul de Boffen, dar slog wul dat Hart,
 Dar stunn wul de Ogen vull Thran!
 Dar wünsch sid wul mennig Een niz, als den Dod
 Un nümmermehr optostahn.

Un se wanken na Hus hin, so still als se keemu;
 So still, als se kneet harrn bi Loh;
 Un se bröcken ehr doden Bröders to Ger —
 Un de Frieheit — de Frieheit darto!

Auch die Gedichte von Richard Leander (Leipzig, Breitkopf und Härtel) treten zum drittenmale hervor. Der liebenswürdige Gelehrte, der sich hinter dem Pseudonym „Leander“ birgt und dessen reizende „Träumereien an französischen Kaminen“ in vieler Händen sind, schlägt mit Glück in seinen Gedichten bald den Ton des fahrenden Schülers an, auf dessen Lippen das deutsche Volkslied allezeit wieder lebendig wird, bald den des gereiften Mannes, der sich nicht nur für alles, was zu gleicher Zeit schlicht und schön ist, den Blick und das Herz bewahrt hat, sondern auch einen Klang zu seinem Preise findet. Es ist ein hübscher Weg von dem übermütigen Studentenliede vom alten Galilei, das längst in den neuern Kommerzbüchern prangt, bis zu dem reizenden Gedicht „Munemarie,“ in dem der Dichter die großen dunkelblauen Weisenaugen seiner jüngsten Tochter besingt, die ihm den Jugendfrühling wieder ins Herz duften, und es spricht nichts an diesem Wege, das nicht lebendig und blühend wäre. Und wenn Leander im Eingangsgedicht „Stilles Wasser“ klagt:

Wellen des Stroms im Fluge
 Wollt' ich zu schöpfen wagen;
 Stilles Wasser im Krüge
 Hab' ich nach Haus getragen.
 Nieder sand ich im Herzen,
 Duftend wie Blumen, sprießen:
 Worte sah ich mit Schmerzen
 Über die Lippen fliehen —

wenn viele seiner volksliedähnlichen Gedichte ungefähr dieselben Eindrücke hinterlassen, wie ähnliche Gedichte von Geibel oder Keimig, so trifft er in andern den tiefsten und reinsten Ton, so im Nachtslied „Von dir, die du der Friede bist,“ in den ledern Liedern „Wer gießt auch Wasser untern Wein“ und „Gleich und gleich“ oder in dem reizenden Bilde „Der Bettler.“

Wenden wir uns zu Gedichten, die zum andern oder erstenmale im Hörer und Leser werben, so begegnen wir zunächst dem Büchlein Deutsche Elegien von Stephan Milow (Stuttgart, Adolf Bong), die schon früher als Elegienzyklus „Auf der Scholle“ erschienen sind und gegenwärtig vielfach vermehrt und verändert vorliegen. Offen gesagt, würde uns der ursprüngliche Titel besser behagen, der neue kehrt eine unberechtigte Spitze gegen Goethes „Römische Elegien,“ denen doch Milow in Form und Vortrag genug abgelaußt hat, um dankbar bleiben zu müssen. Der Gegensatz liegt darin, daß Milow das Glück an der Seite seines Weibes und Kindes besingt:

Schweiset jedoch mein Blick weitaus in die blühenden Fluren,
 Macht mich die Fülle verwirrt, welche die Kunde mir zeigt.
 Alles verschwimmt mir im Kreise, ein Wallen und Weben nur seh' ich,
 Welchem die Klarheit fehlt, ob es auch mächtig bewegt,
 Und dann wend' ich das Auge zurück in die Schranke des Hauses,
 Wie aus verlodendem Traum heim in ein sicheres Glück.

Das einfache Glück, dem der Dichter so lebendige und farbige Bilder abgewinnt und so sinnige Worte leiht, sei ihm von Herzen gegönnt, und auch das Büchlein seiner Elegien sei gebührend hervorgehoben, ohne daß uns darum diese deutschen die „Römischen Elegien“ verleiden sollen.

Eine frische, zuversichtliche Natur und ein entwicklungsfähiges Talent spricht aus den Gedichten Troy alledem von Johannes Proelß (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer). Zwar will sich in den „Zeit- und Streitgedichten“ dem jungen Dichter die klangvolle Rhetorik nicht überall in wirkliche Poesie verwandeln, es bleibt vielfach ein Rest von Prosa, der nicht ganz in Empfindung, Bild und Klang aufgeht. Auch kräftige, gute Gedanken werden durch Rhythmus und Reim allein noch nicht zu poetischen Gedanken, und selbst die echte poetische Empfindung kann durch eine einzige rein rednerische Wendung gefährdet werden. Viele der kleinen Proelßschen Gedichte klingen auch allzu sehr an Heine an. Aber wo der Dichter ganz er selbst ist, wo er entweder einer allgemeinen Jugendschneidung glühenden und frischen Ausdruck giebt, wie in dem Gedichte „Unter den Rosen,“ oder ein Stück völlig eignen Erlebens poetisch festhält, wie in dem prächtigen Ständchen „Lösch das Lichtlein, Träumerin,“ in den Dolce far niente überschriebenen Liedern von der Hochzeitsreise, in dem echten Liede „Die Liebe will gegeben, nicht nur empfangen sein,“ in dem schalkhaften „Nur ein Mädchen,“ in dem von blühendem Leben und wehmütiger Erinnerung durchhauchten Gedichte „Am Stammtisch Hornsecks,“ da findet er Bilder und Weisen, die völlig neu sind; auch in den Lebensbildern und Balladen regt und rührt sich ein Geist, der das Leben auf seine besondere Weise erfassen und gestalten will.

Ein Neues Buch der Lieder von Paul Baehr (Bad Deynhausen, Ibershoffsche Buchhandlung) gewinnt uns durch die unzweifelhafte Wahrheit der subjektiven Empfindungen des Verfassers, der, ein Leidender und Schweregeprüfter, dank einer glücklichen Häuslichkeit einer durchaus lichten und dank-

baren Auffassung des Lebens zugewandt erscheint. Der Ausdruck dieser Empfindung aber erhebt sich selten zu einer vollen Eigentümlichkeit; Bachr hat offenbar noch allzusehr den Drang, jedem Augenblick ein Lied zu weihen, und schlägt demzufolge leicht Töne an, die ihm wohl aus dem Herzen quellen, aber den Leser an tausendmal gehörte mahnen. Dem Dichter soll nicht nur die Stimmung, sondern auch der Ausdruck der Stimmung gehören. Nicht alles gewinnt durch die poetische Form. Wer Bachrs Gedicht „Der Husar“ mit der knappen, gedrängten Erzählung von Heinrich von Kleist, welcher der Stoff entnommen ist, auch nur flüchtig vergleicht, der wird nicht anstehen, die derb-realistische Prosa der Poesie vorzuziehen. Auch den Gedichten Erde und Eden von Ernst Harmening (Zenau, Maufe) fehlt der individuelle Gehalt und die Eigenart der poetischen Sprache, durch welche der schöpferische Lyriker sich von dem poetischen An- und Nachempfänger unterscheidet. Wie auch das Kapitel von der Lyrik der Gegenwart anheben mag, es schließt unvermeidlicherweise beim Übergange von der poetischen Kunst zum poetischen Dilettantismus. Dabei sehen wir von jenen zahlreichen auf unserm Büchertische angehäuftem Einsendungen ganz ab, von denen das bedenkliche Goethische Wort gilt, daß die Leute mitunter recht artig pfeuschen, wenn man einmal zugeben will, daß gepfeuscht werden soll und muß.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

21.



aß ich in der Wolle freisinnig gefärbt bin, brauche ich nicht erst zu beteuern, aber ihre Grenze muß auch die Preß- und Redefreiheit haben. Wohin soll es kommen, wenn ganz gewöhnliche Menschen sich heransnehmen, in Zeitungen und Versammlungen das Verhalten der Staatsmänner von Volkes Gnaden zu bekritlein? Haben wir nicht ein Recht, von Verrohung unsrer Sitten zu sprechen, wenn der Unsinn, den ein Volksvertreter geredet hat, in der lieblosesten Weise öffentlich als Unsinn bezeichnet wird? Wenn alles nach dem Kopfe der Sachverständigen gehen sollte, wozu wären dann ich und meinesgleichen da? Jetzt kann die Regierung zeigen, ob sie gleiches Recht walten lassen will. Ich richte deshalb die Aufforderung an den Minister des Innern, unverzüglich dafür zu sorgen, daß jede Versammlung aufgelöst und jede Zeitung konfisziert wird, in welcher ungehörige Bemerkungen über die Majorität der Militärkommission und des Abgeordnetenhauses gemacht werden.

Außerdem bin ich in der Lage, zu beweisen, daß Kollege Richter gut unterrichtet war, als er die Gefahr der politischen Situation leugnete. Ich habe bei einer Autorität, gegen welche niemand etwas einzuwenden haben wird, Erkundigungen eingezogen, und die beruhigendsten Versicherungen erhalten. Herr Wippchen — ihn meine ich nämlich — schreibt mir . . . ich übergehe den Eingang als zu schmeicheltast für mich, folgendes: „Ihre sehr geehrten Zweifel

vom gestrigen Tage kann natürlich niemand besser lösen, als der diplomatische Korrespondent der Freisinnigen, der Bossischen, des Berliner Tageblattes und anderer Organe, welche ihre Feder nur in die Milch der frommen Wahrheitsliebe tauchen. Erfahren Sie denn, daß das Schwert noch keineswegs im Hintergrunde der Wagschale schlummert. Angesichts Ihres Wertes begab ich mich zu meinem Freunde Boulanger, schlug ihn nach französischer Manier auf den Bauch und sagte: Ohne Umstände, General, bergen Sie Krieg oder Frieden in den Falten Ihres Paletots? Sie begreifen, daß ich für den ersten Fall Mundvorrat einkaufen und meinen Revolver puken lassen müßte. Er lächelte fein und sagte: Kommen Sie, alter Schwabe (vieux Suédois). Darauf führte er mich in das Arsenal, öffnete eine große Kiste mit der Aufschrift »Munition« und ließ mich hineinschauen. Was sah ich? Nichts als Cigaretten. Ich hielt sie zuerst für eine neue Art von Patronen, aber er sagte: Greifen Sie unbesorgt zu (Etendez à sans peur, fumons la cigarette de paix). Und richtig, es war Laferme. Dann trat er an eine Mitrailleurse, drehte die Kurbel und fragte: Riechen Sie nichts? Ich schnupperte und sagte erstaunt: Ich wittere eher Eichorien als Pulver. Ganz recht, antwortete der Minister, wir haben durch einen einfachen Mechanismus die Geschütze in Kaffeemühlen verwaubelt und malen täglich den Vorrat für ganz Paris. Das giebt eine ganz nette kleine Einnahme, besonders da wir tüchtig Fichtenrinde darunter mischen. — Also ist es garnichts mit der Kriegsbereitschaft? — Garnichts (assez cuit rien). — O, brechen Sie dies rätselhafte Reden, bat ich, alle Welt behauptet doch, Sie wollten des Kanonenballs fürchterlichen Pfad entjesseln. — Alter Freund, ich möchte wohl, aber es geht nicht. Eure Generale sind uns über (sur). Wenn es lösginge, würde Mr. Rictère bei seinem glühenden Patriotismus nicht umhinkönnen, den Oberbefehl zu übernehmen; dazu Mr. Birchaud (er meinte Birchow) als Generalstabs-Chef, Mr. Bindorst an der Spitze der schweren Kavallerie, Mr. Grillberger mit der Artillerie. . . Ah, mon ami, wenn die anfangen zu reden, sind wir geliefert (fournis). Was Sie hier gesehen haben, dürfen Sie nicht weiter erzählen, denn wenn Rochefort erführe, wie es in unsern Zeughäusern steht, gäbe es wieder einen Nordbyettafel (spectacle d'assassinat). Doch gehe ich jetzt auch offiziell mit der Abrüstung vor. Ich hatte ein Paar neue Reittiefel bestellt, weil meine alten etwas drücken, habe aber die Bestellung rückgängig gemacht. Morgen kommt es in die Zeitungen. Will nun Bismarck nicht als Friedensstörer dastehen, so muß er unserm Beispielen folgen. — Und was erwarten Sie in diesem Falle von Deutschland, General? — Daß es seine halbe Armee entläßt und die andre Hälfte nach Kamerun schickt; wir sind bereit, Transportschiffe dazu zu leihen. Sind diese beiden Maßregeln ausgeführt, so können Rußland und Frankreich auch ihre Verfügungen treffen, aber bis dahin sehen sie sich fortwährend von Deutschland bedroht. — Ich danke tief bewegt dem Minister für seine Aufklärungen und empfahl mich. Sie sehen also: noch rast nicht der See, das Strahlende zu schwärzen, womit ich die Ehre habe u. s. w.“

Was sagen Sie nun, meine Herren Konservativen und Nationalliberalen? Jetzt müssen Sie zugestehen, daß unsre Quellen besser waren als die Ihren, und mit der nationalen Entrüstung ist es nichts, dafür kommt die Abrüstung. Wenn sie sich überhaupt nur nicht damit befassen wollten, öffentliche Meinung zu machen, das verstehen wir besser.



Die heilige Magdalena von Witscht.

Von Benno Rüttenauer.

(Fortsetzung.)



Büßelfranzens Madlene hieß sie in Witscht mit ihrem profanen Namen, und der sogenannte Büßelfranz, ihr Vater, der als ein stiller, träumerischer, fast tiefsinniger Mensch geschildert wird, verstand verschiedene Künste; er war Bauer, Weber und Schuster. Dieser den Leuten von Witscht bereits merkwürdige Mann hinterließ drei noch merkwürdigere Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Am wenigsten ausgezeichnet war die Tochter Franziska, am meisten der Sohn Sebastian, der freilich im Laufe der Zeit von seiner Schwester Madlene, die er von vornherein am Geniesternhimmel weit zu überstrahlen schien, tief in den Schatten gestellt wurde. Das auffälligste Verdienst an Franziska bestand darin, daß sie nicht leicht mit andern ihres Geschlechts verwechselt werden konnte. Die Leser kennen wohl alle die drollige Geschichte von den vier Hausknechten, die sich alle vier vergeblich anstrengten, ein Licht auszublasen; sie hatten nämlich sämtlich so krumme Mäuler, daß ihr Hauch in allen Richtungen herauskam, nur nicht in gerader gegen das vorgehaltene Licht. Büßelfranzens Franziska hatte eines von diesen Mäulern, und zwar eines von den seitlichen.

Weniger einfach liegt die Sache mit Sebastian. In diesem steckte zunächst ein Jakob Böhme, denn die Tiefsinnigkeit des Vaters war in ihm vervielfacht. Er hieß im Dorfe allgemein nur der Simulorum oder Simulorem, ich denke mir, weil er ein „Simulirer“ war — die Witschter haben zum geringsten Teile Latein studirt; doch wird der Name gewöhnlich anders erklärt, was später erörtert werden soll. In dem Simulorem lag aber auch ein Zielmann Niemschneider oder wenigstens ein Weit Stoß verborgen. Ohne äußere Anleitung, nur aus dem innern Triebe heraus, schnitzte er die schönsten Wilber in Holz. Aus allerlei

Alöhen, wie sie ihm gerade zur Hand waren, schnitt er mit seinem einfachen Taschenmesser Madonnen mit dem Jesuskind, und echt genial verchweuderisch mit den Schöpfungen seines Geistes und seiner Hand, beschenkte er ganz Witsch mit diesen Kunstwerken. Viele derselben sind noch hier und da sichtbar und werden von den Kindern als Puppen benutzt.

Aber der stärkste Genius Sebastians ist damit immer noch nicht bezeichnet. Auch ein Palästrina oder Bach rumorte in ihm. Wenn der Simulorem, der lang und hager war, schleppenden Ganges, die Beine lässig nachschleifend, mit einem gerade fertig gewordenen Kunstwerk durchs Dorf schleuderte, um sich einen auszusuchen, den er durch die Beschenkung mit seinem Werke glücklich machen könnte, ereignete sich hundertmal folgender seltsame Auftritt. Der Bastian blieb plötzlich stehen und winkte jemand, und wenn dieser nicht zu ihm kommen wollte, so begab sich der Prophet zum Berge. Horch! sagte er und tippte mit dem Knöchel seines Zeigefingers an seine Statue. Was hörst du? Gelt, nichts! Das ist stumm und tot, das hat keinen Klang. Und traurig ging er seines Weges, seine Beine noch schlaffer nach sich ziehend als zuvor. Daß seine Bilder so stumm und tot waren, machte ihn tief unglücklich. Auch half es ihm nichts, daß er ein Erzgießer ward, seine Statuen aus Thonerde formte und in Blei umgoß. Das war noch stummer und toter als Holz. Doch machte ihn eine Entdeckung eine kurze Zeit glücklich. Er formte große Thonbilder, höhlt sie sorgfältig aus und brannte sie im Backofen. Er brauchte lange, bis ihm diese Kunst so gelang, daß seine Bildungen keine Sprünge mehr bekamen. Da tippte der Simulorem wieder mit seinem Knöchel daran, und siehe, das klang! Der gute Bastian hatte nun eine süßliche Freude, aber es ging ihm wie allen seinen Kollegen. Wie jeder, der etwas schafft, war er im Augenblicke entzückt. Doch mit der Zeit fand er die eigne Leistung schwach und ungenügend. Einige Wochen lang ging der Bastian mit dem tönenden Bilde freudestrahlenden Blicks von Haus zu Haus, und jedermann mußte seine Statue nicht sowohl sehen als hören. Da, eines Tages, während er in Wonne schwamm, himmelhoch jauchzend, brachte so ein cynischer Lasterer und Gottesverächter einen alten Topf herbei, dessen nähere Bezeichnung man dem Berichtersteller erlassen möge, hielt ihn dem Bastian ans Ohr und tippte auch mit dem Zeigefinger daran. Hörst du, Simulorem, sagte er höhnißch, das tönt so gut wie deine Mutter Gottes, noch besser, du hättest dir nicht so viele Mühe zu geben brauchen. Da fuhr dem Bastian ein jäher Schreck in die Glieder, daß die tönende thönerne Muttergottes seinen Händen entfiel und in tausend Scherben zerbarst.

Wenn ihn nun jemand fragte: Wie geht's, Bastian, warum so finster? so nahm sein Gesicht einen noch trüblicheren Ausdruck an. Das ist ein stumpfer Klang, antwortete er traumhaft, und die Seele zittert nicht, wenn sie ihn hört.

Dann verfiel der Simulorem wieder auf etwas andres. Was er nicht selber vermochte, nämlich tönende Gebilde zu schaffen, hatten andre gethan,

und der Simulorem wurde ein Quasimodo Secundus. Ganze Tage und Nächte saß er auf dem Glockenstuhle des Dorfkirchturmes. Den Glocken waren auch Muttergottesbilder eingegossen. Die betrachtete der Bastian mit heiliger Andacht. Von Zeit zu Zeit tippte er mit dem Fingerringel an den Glockenrand, und wenn dann, einer Welle im Ocean gleich, ein mächtig-tönendes Summen über das eiserne Gebilde hinlief, erfüllte es ihn mit freudigem Schauer. Und die Dämonen seines Inneren wurden allmählich so aufgereggt, daß er alle Besinnung verlor und die Glocke in Schwingung, das ganze Dorf aber in Aufruhr versetzte, wofür er öfter eingesperrt werden mußte. Er weinte dann wie ein kleines Kind und versprach, ein solches Unheil nie wieder ausrichten zu wollen. Doch begegnete es ihm noch öfter, und wenigstens drei bis vier mal im Jahre. Zur Strafe dafür muß er seit seinem Tode als Geispenst auf der großen Glocke rittlings sitzen von Abends an, wenn der letzte Klang des Aveläutens verklungen ist, bis zum Morgen, wenn es das Frühglocken läutet. Das mag kein Vergnügen für ihn sein, besonders im Winter. Da friert es ihn so sehr, daß der alte Nachtwächter Stephan Stech, wenn er am Turme vorbei geht, oft das Gerippe des Unglücklichen vor Frost klappern hört.

Als der Bastian noch lebte und im Fleische wandelte, fragte er eines Tages seinen Nachbar, den Ochsenwirt, ob der Mann mit dem Simulor nicht angekommen sei. Was soll denn das sein, dein Simulor? fragte der. Ei, wißt Ihr das nicht? antwortete er lächelnd. Simulor, das klingt, das tönt heller als Gold und Silber; wenn der Mann kommt, will ich eine Muttergottes daraus machen, und wenn es reicht, auch eine Glocke für den Kirchturm. Simulor! Geheimnisvolles Wort. Wer mag es deuten und seinen Ursprung sicher erklären? Die einen sagen, das Wort sei im Munde des Böhmerfranzens Sebastian eine Weissagung gewesen, eine innerliche Offenbarung, und Simulor heiße das noch unentdeckte Metall, welches, reiner und edler als Gold, einst zur Prägung der kaiserlichen Münzen des „tausendjährigen Reiches“ werde verwendet werden. Andre behaupteten, der Rentamtmanu Zänkel, ein alter Schalk, habe dem guten Bastian das Wort zugeflüstert und dabei ein rechtes Märchen aufgebunden. Wie dem auch sein mag, der Bastian fragte von da an jeden Tag und jeden ihm begegnenden Menschen nach dem Manne mit dem Simulor, und noch auf dem Totenbette mit seinem letzten Hauche fragte er nach dem Manne mit dem Simulor. Der arme Simulorem!

4.

Wer nun meint, daß das Wesen des Simulorem deshalb hier so eingehend dargestellt worden sei, um die natürliche Grundlage, quasi die natürliche Natur im Wesen seiner heiligen Schwester daraus zu erklären, ist leider im Irrtum. Ganz im Gegenteil, diese Darstellung soll zeigen, wie unerforschlich und ge-

heimnisvoll die Wege der Gnade sind, und wie es wahr ist, was geschrieben steht, daß der Geist weht, wo er will. Nicht der mit den günstigsten Talenten dazu ausgestattete geniale Sebastian wurde zur Heiligkeit erwählt, auch nicht die Schwester Franziska, deren krummes Maul nach menschlichen Begriffen dazu sehr förderlich hätte sein müssen, sondern die Jüngste mit rötlichen Haaren, mit röstigen Sommerprossen in dem blassen Gesicht, die Madlene, ein ganz gewöhnliches Mädchen, ein hübsches Ding, wenn man will, aber von allem außerordentlichen so weit entfernt, als ihrer Zeit die noch berühmtere Heilige dieses Namens von der Keuschheit. Ein sanfter, schwärmerischer Glanz lag in ihren bläßblauen Augen. Aber dieser eine Umstand macht das Wort des Propheten: Ich lasse euch die Magdalena zurück! nicht begreiflich.

Die Wirkungen dieser Worte wurden bereits angebeutet, sie waren doppelter Art, innerliche und äußerliche. Innerlich, d. h. im Geiste und Denken aller Schwabianer, vollzogen sie sich wie ein Schlag. Seitdem war Büßel Franzens Madlene noch ein Bauernmädchen wie hundert andre, vielleicht ein bißchen hübscher und zarter, aber sonst nichts mehr und nichts weniger; heute war sie eine Auserwählte Gottes und seines Propheten, eine im Geiste Gesalbte des Herrn.

Äußerlich ging die Metamorphose langsamer. Von Schwab's Weggang in ein besseres Ozean-Jenseits, worauf die Magdalena zuerst anfang, sich durch bessere Kleidung und bald darauf durch besseres Essen und Trinken von ihrer Umgebung zu unterscheiden, bis zu dem Augenblicke, wo sie auf erhabenen Throne sitzend, mit dem Permelin bekleidet, in Anwesenheit einer großen Schaar von Anhängern sich vom heiligen Josef feierlich die zu Frankfurt am Main, dem letzten Krönungsorte des weiland Heiligen Römischen Reiches, geschmiedete goldene Krone aufs Haupt setzen ließ, vergangen Jahrzehnte.

Diese Krönung fand wirklich statt, und bei der spätern Erbschaftsangelegenheit erregte das Diadem, für welches ein ungeheurer Preis bezahlt worden war, unter den damit beschäftigten Personen das meiste Aufsehen. Wenn ich nicht zu ermüden befürchtete, würde ich eine vom Notar B. in K. gemachte Abschrift der ins einzelne gehenden Goldschmiedsrechnung hier einrücken. Und als was ließ die weiland Büßel Franzens Madlene sich krönen? Ich muß gestehen, ich weiß es nicht. Sie betrachtete sich zwar als Hauptmitbelferin bei der bevorstehenden Gründung des „tausendjährigen Reiches“; aber nicht eine Frau sollte darin die höchste Würde bekleiden, sondern Papst und Kaiser. Doch vielleicht fühlte sie sich als die mystische, nur von wenigen Erleuchteten anerkannte Bewahrerin und Verweserin der Kaiserwürde in der Zeit des einstweiligen Interregnums. Vielleicht sollte die Krone auch nur ein Symbol der Aureole sein.

Die heilige Madlene hatte unterdessen ihre Sommerflecken verloren, ging auch an Werttagen in Samt und Seide und als Jungfrau in den hellsten Farben. Aber sie war nicht schöner, sondern nur dicker und fetter geworden, und dies nach und nach so sehr, daß sie kaum mehr gehen konnte und in einer Sänfte getragen werden mußte. Zu verwundern war es nicht, sie arbeitete nichts, machte sich wahrhaftig nicht allzutiefe Gedanken und aß und trank als mystisches Symbol des ganzen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Und ihre Mittel erlaubten ihr das, wenn anders diese banale Redensart in Beziehung auf so heilige Dinge gebraucht werden darf. Und das kam so.

Schwald hatte die Armut als wesentlichste Bedingung zur Heilsvollkommenheit aufgestellt, und die heilige Madlene hielt an dieser Lehre natürlich fest. Es folgte daraus, daß die heftigsten Anhänger der Heiligen, in dem Ernst ihrer

Gefinnung an den Tag zu legen, alles hergeben mußten, was sie hatten. Da mochte denn die heilige Madlene ihnen zweierlei zu bedenken geben. Einmal, daß seine irdischen Güter den Armen zu geben eigentlich ein egoistisches Werk sei, weil, indem man sich selber den Weg zur Vollkommenheit öffnet, man ihn den andern damit versperrt — eine Handlungsweise, die in weniger schwerer Zeit verzeihlich und selbst von heiligen Männern als löblich erfinden werden konnte, jetzt aber unter der Herrschaft des Antichrists fast ein geistiges Verbrechen gewesen wäre. Zum andern mochte sie daran erinnern, daß auch Jesus gesagt hatte: Arme habt ihr immer unter euch! Auch ihre Anhänger führten diesen Ausspruch gern im Munde. Was derselbe im Sinne der heiligen Madlene heißen sollte, ist klar. Sie wollte sagen: Arme habt ihr immer, aber eine zur Gründung des „tausendjährigen Reichs,“ des vollkommenen Reichs Christi auf Erden berufene Heilige nebst ihrem großen Zwecke kann es nur einmal geben, so lange die Welt steht, wie es nur einen Abraham, einen David, eine Mutter Gottes, einen Jesus gab. Der letzte große Moment in der Geschichte des Reiches der Kinder Gottes ist angebrochen und in meiner durch die Gnade auserwählten und geheiligten Person dargestellt. Ich bin seine Fleischwerdung. Ihr habt das unschätzbare Glück, diesen großen Moment nicht nur mit zu erleben, sondern selber zur Mitwirkung berufen zu sein durch euer Gebet und euern heiligen Wandel, ja sogar durch die euerm Heiligungszweck hinderlichen irdischen Güter, deren wir, die Streiter Gottes, nicht entrauen können, weil dieselben zur Wegräumung äußerlicher Hindernisse dienen.

Man muß sich die dicke, fette Person vorstellen in ihren seidnen, nicht gerade geschmackvoll farbigen Kleidern, im rotausgeschlagenen Sessel sitzend, die Schwurfinger der rechten Hand gleich einem Papste zum Segen erhoben, ihre Worte kaum hörbar aus sich heraus lispelnd. Und dazu muß man sich diese andächtigen Jünglinge und Jungfrauen, diese Frauen, Männer und Greise denken, welche alle die heilige Madlene vor kurzer Zeit als Bauernmädchen gesehen hatten, und nun an ihrem nur halb verständlichen Gelispel als an unmittelbaren Aussprüchen des heiligen Geistes hingen. Man muß im Geiste diese Physiognomien sehen, den Ausdruck von Schwärmerei und ekstatischer Begeisterung, nicht ohne poetischen Anflug in einigen, die erschreckende, fast nicht mehr menschliche Blödsinnigkeit in andern, die stereotyp gewordene dummsinnige Betbrüdermienen in den meisten, verbunden mit mehr oder weniger groben Zügen, mehr oder weniger Gutmütigkeit oder Berechnung! Wenn die Zuhörer die Idee nach der Waise und Fetztheit des Fleisches, in welcher sie dieselben dargestellt sahen, bemessen, so kann es nicht verwundern, wenn sie Respekt davor bekamen. Diese Fleischwerdung war geglückt, sie war im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht mager ausgefallen.

Sebenfalls war es felsenfeste Überzeugung aller Gläubigen der heiligen Madlene, daß nicht Speise und Trank sie so dick gemacht habe, sondern das Prinzip oder, sagen wir lieber, das Mysterium des „tausendjährigen Reichs,“ welches in ihrer Person Fleisch geworden sei, das schon vorhandene also reichlich vermehrend. Äußerungen dieses Sinnes konnte man vielfach hören.

So entwickelten sich in den Gehirnen die Ideen. Im Raume aber verliefen die Sachen folgendermaßen. Da kamen drei Jahrzehnte lang wohl täglich aus mehr als hundert Orten in Franken, Oberbayern, Rheinbayern und der Pfalz Madlenengläubige nach Witscht, um die Heilige zu sehen, zu hören, um Geschenke in Gold, Weihrauch und Myrrhen darzubringen. Von den dreien

waren aber nur die beiden letzten reine Symbole, und nur bei ihnen war als solchen die Quantität unerheblich. Es kamen zwar keine Könige, weder aus dem Morgen- noch aus dem Abendlande. Aber viele sehr vermögende Leute, ledige und verheiratete, verkauften wörtlich alles, was sie hatten, mit Haus und Hof, um den Erlös der heiligen Madlene zu Füßen zu legen und als arme Tagelöhner weiter zu leben. Eine gute Anzahl derselben muß jetzt, nachdem sie alt und gebrechlich geworden sind, von der Gemeinde Witscht erhalten werden. Es sind noch dazu keine Witschter, sondern Fremde; in Witscht selbst glaubten nur einige hysterische Jungfrauen, welche von der Welt in mehr als einer Beziehung vernachlässigt worden waren, an die heilige Madlene.

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Darum mußte auch zuerst der Franzose Graf Montalembert das Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen schreiben, während gewisse deutsche katholische Grafen mit Vorliebe nach Lourdes wallfahren; so mußte der Pariser Freigeist Sainte-Beuve, der alle Chafreitage beim Prinzen Napoleon Cervelatwurst aß, in seinen Lundis eine wohlwollende, eingehende und geistreiche Besprechung über Katharina Emmerich und Clemens Brentano bringen; so haben nicht die Schweden, sondern die Deutschen einen Gustav-Adolf-Verein; so wurde Jesus nach und nach von allen Völkern des römischen Reiches anerkannt, aber niemals von seinem eignen u. s. w.

In gewissem Sinne mußte die heilige Madlene natürlich auch die Bewohner von Witscht interessiren, unter denen sie einst in ihrer gemeinen Weltlichkeit als ihresgleichen gewandelt und für die sie nun unnahbar geworden war. Einen gewissen Nimbus besaß sie auch für diese, selbst für die Ungläubigsten unter ihnen, hatte sie doch großen, ja außerordentlichen Erfolg, und das ist ein Ding, welches immer wirkt. Die Leute fragten sich: Was wird nun geschehen, was sollen wir noch erleben? Die Madlenianer ließen nichts verlauten, und wenn die Heilige selbst gesagt hatte, daß mit den gesammelten Mitteln „die äußerlichen Hindernisse bei Gründung des tausendjährigen Reiches weggeräumt“ werden sollten, so ließ sich dabei für einen Witschter Bauer nicht viel denken.

Einstweilen sahen die Leute die immer reichlicher zufließenden Mittel zu allerlei verwendet, zu seidnen Kleidern und samtnen Mänteln, zu weichen Sofas und Polsterstühlen, zu vielen Reisen nach Frankfurt, Köln, Wien und München, überhaupt zu einem in jedem Sinne üppigen Leben, wie die ungläubigen Witschter Weltkinder meinten. Freilich waren das nur Vermutungen, niemand von ihnen allen war ja dabei. Der einzige aber, dem das außerordentliche Glück zu Theil ward, war seit seiner Erhebung zu der neuen Würde für profane Witschter Weltkinder ebenso unzugänglich, vermied ebenso jede Berührung mit denselben wie die heilige Madlene selbst. Das war der heilige Josef.

(Schluß folgt.)





Die böhmische Frage.

(Aus Oesterreich.)



ährend wir unverwandten Blickes und sorgenvoll das Gewölk am östlichen Himmel beobachteten, welches in stündlich wechselnder Gestalt uns doch immer zu bedrohen scheint, entlud sich plötzlich in nächster Nähe eine Gewitterwolke, die schon zu lange über uns gehangen hatte, um noch besondere Beunruhigung zu verursachen. Längst erwartet und nun wieder unerwartet traf die Nachricht von dem Anstritte der deutschen Abgeordneten aus dem böhmischen Landtage ein. Die Tschechen hatten ein Recht, über den Beschluß zu erstaunen, denn es war nichts ungewöhnliches vorgefallen. Sie hatten, wie unzähligemale, ihre Stimmenmehrheit brutal gemißbraucht, von vornherein die Beratung eines Antrages abgelehnt, durch welchen eine Schutzwehr für das Deutschthum angeführt werden sollte: konnte etwas andres von ihnen erwartet werden? Ganz naiv sprachen sie in der ersten Überraschung aus, daß sie sich ja dazu herbeigelassen haben würden, den Antrag erst in der zweiten Lesung zu verwerfen, wenn die Deutschen rechtzeitig mit ihrem Anstritt gedroht hätten. Auf mehr als ein formelles Zugeständnis zu rechnen, muß ihnen sonderbar vorkommen. Was der Antrag verhüten wollte, soll ja geschehen, die Deutschen sollen aus allen Gerichten und allen Verwaltungsstellen verdrängt werden, sie sind ja Fremde, die man nicht länger dulden will; Fremde ist noch die glimpflichste Bezeichnung für sie. Und gewiß haben auch die deutschen Abgeordneten kaum erwartet, daß die Mehrheit im Landtage ihren Antrag auf Zweiteilung des Oberlandesgerichtes und Abgrenzung nationaler Gerichts- und Verwaltungsbezirke unparteiisch prüfen und demnach, wenn auch nur teilweise, annehmen werde; aber dem frechen Hohn

gegenüber, welcher als Echo der jungtschechischen Presse aus der Abweijung herausklang, riß ihnen endlich die Geduld.

Jedermann wird diese Empfindung begreifen. Ob der Austritt politisch richtig gewesen ist oder nicht, das kann erst die Zukunft lehren, und mit Exemplifikationen ist dabei wenig gethan, da in jedem derartigen Falle die Dinge verschieden liegen. Die Passivitätspolitik der württembergischen Liberalen im Jahre 1819 und der preussischen Demokraten im Jahre 1850 stellte sich nachträglich als ein Fehler heraus, den Magyaren und Tschechen hat die ihrige zum Siege verholfen. Aber gerade diese beiden Beispiele lehren, daß nicht von der Konsequenz der Streikenden allein, wie die „Krenzzeitung“ anzunehmen scheint, der Erfolg abhängt. Eine entgegenkommende Haltung zu Anfang der fünfziger Jahre und zehn Jahre später eine thatkräftige Politik würde der österreichischen Regierung die vollständige Kapitulation von 1867 erspart haben, und was die Tschechen betrifft, so waren sie bereits mürbe, entschlossen, ohne Bedingung, ohne Vorbehalt, sich wieder an der politischen Arbeit zu beteiligen, als die Verfassungspartei in unerhörter Verblendung die Führung der Geschäfte selbst aus den Händen gab und den Grafen Taaffe förmlich zwang, sich auf die föderalistischen Parteien zu stützen. Andererseits ist zu bedenken, daß ohne die Tschechen Oesterreich regiert werden kann, ohne die Deutschen nicht, und daß die deutsch-böhmischen Abgeordneten sich in voller Übereinstimmung nicht allein mit ihren Wählern, sondern mit allen entschiedenen Deutschgesinnten im Reiche befinden. Die böhmische Frage ist die deutsche Frage in Oesterreich, ist mit einem Worte die österreichische Frage: wer könnte sich darüber täuschen? Böhmen ist nun einmal das prädestinirte Schlachtfeld, dort muß sich entscheiden, ob dem unholden Wahnwitz, der sich des Slaventums bemächtigt hat, zunächst die deutsche Ostmark zum Opfer werden soll oder nicht. Diese Überzeugung spricht auch aus den täglichen Kundgebungen deutscher Städte außerhalb Böhmens.

Wird aber der nationale Sinn der Bevölkerung die gesamte Linke des Reichsrates mit fortzureißen imstande sein? Deren Lage der Rechten gegenüber ist dieselbe, wie die ihrer Gesinnungsgeoffenen im böhmischen Landtage, und der Schritt der letztern, darin müssen wir dem obengenannten Berliner Blatte durchaus beistimmen, wird eine volle Wirkung nicht erzielen, wenn er nicht den gleichen Schritt der Reichsratsminorität nach sich zieht. Jetzt ist im böhmischen Landtage noch immer die Mehrheit der Bevölkerung des Kronlandes vertreten; aber wenn im Reichsrat aus Böhmen und Mähren nur Tschechen, aus allen kern-deutschen Ländern nur einige Klerikale säßen, wäre derselbe bei formeller Beschlußfähigkeit ein Rumpfparlament und könnte von niemand für etwas andres angesehen werden. Aber die permanenten Ministerkandidaten, welche ihre Ungebuld gar nicht mehr verheimlichen, werden höchst wahrscheinlich alles aufbieten, um ein entschlossenes Auftreten zu verhindern, und ihnen wird die Scheu vieler „Deutsch-Oesterreicher,“ die erste Silbe dieses Parteinamens nach-

drücklich zu betonen, dabei zu statten kommen. Die Herren, welche eine Art Erbberechtigung auf die Regierungssitze zu haben meinen, fürchten offenbar das, was bei der herrschenden Verwirrung allein möglich und wünschenswert ist, die Berufung eines sogenannten Geschäftsministeriums. An geschäftsfundigen Beamten von echter altösterreichischer Gesinnung fehlt es nicht, und recht zur Zeit kommt in Veufs's Memoiren die Erzählung, daß er bei der Aktion gegen Hohenwart nur von einem Kollegen, von diesem aber aufs kräftigste unterstützt worden sei, keinem Parlamentarier, keinem Liberalen, sondern einem alten Finanzbeamten, Holzgethan, dessen sachmännische Bedenken gegen föderalistische Experimente ihren Eindruck nicht verfehlten.

Vor allem giebt es aus den böhmischen Wirren keinen andern Ausweg. Die tschechische Partei hat manche Ähnlichkeit mit der Zentrumsparthei in Deutschland. Für sie gelten Verfassung und Gesetze nur, insofern sie mit dem mystischen „böhmischen Staatsrecht“ in Einklang zu bringen sind, und sie ist aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt: Junkern, Merikalen, gemäßigten Nationalen und Radikalen; doch wird die Mischung noch etwas pikanter durch den Beisatz des Hussitentums. Das einst von dem Grafen Clam-Martinič verfaßte Programm der feudalistischen Partei, in welchem auch der rote landständische Frack seinen Platz hatte, war in dem „Verstärkten Reichsrat“ des Jahres 1860 durchgedrungen; als Schmerling es wieder beseitigte, etablierten die Herren sich als nationale Opposition im Landtag und im Reichsrate. Damals konnte man darüber spotten, daß die Sprachkenntnisse der tschechischen Corps gerade hinreichten, um bei der Abstimmung *ano* oder *ne* (ja, nein) zu sagen, seitdem haben sie oder ihre Nachfolger so viel dazu gelernt, daß sie sich „Martinič“ und „Svarcenberk“ schreiben können; aber was mehr ist, unter ihrer Ägide ist mit Hilfe der liberalen Gesetze kräftig tschechifirt, und in ihren Händen ist das wilde Demagogentum zu einer bequemen Waffe geworden, mit der man im rechten Momente drohen, die man geeignetenfalls verleugnen kann. Die Bundesgenossen hassen einander gründlich, können sich aber gegenseitig nicht entbehren, und rechnen wohl darauf, nach dem Siege einer den andern um den Kampfpfeil zu pressen. Stünde nicht mehr auf dem Spiele, so wäre das günstigste, sie ungestört miteinander wirtschaften zu lassen, wo dann Feudale und Alttschechen wohl bald sich unter den Schutz der österreichischen Waffen begeben würden wie im Sommer 1848. Daß man aber mit der ganzen Gesellschaft fertig werden kann, ohne es zum äußersten kommen zu lassen, das hat General Koller bewiesen, der nicht so viel von Gleichberechtigung sprach und gleichzeitig im Sinne der Tschechen handelte, wie der jetzige Statthalter, sondern einfach Gesetz und Ordnung aufrecht erhielt nach allen Seiten. Wem jetzt die Aufgabe zufiele, der hätte allerdings einen viel schwierigeren Stand, da der tschechische Übermut förmlich gezüchtet worden ist. Nun würde es ohne Züchtigung nicht abgehen, dafür hätten die Massen des Volksstammes, welche so lange Zeit mit

den Deutschen freundschaftlich zusammengelebt haben, sich bei den Schreibern und Högern zu bedanken, die, wenn sie Ernst sähen, ohne Zweifel schnell bereit sein würden, nach alter Tradition der Polizei ihre Dienste anzubieten oder auf ihre Art germanisieren zu helfen.

So lange der Nationalitätenstreit in seiner jetzigen Gestalt nicht so oder so geschlichtet ist, befinden wir uns im Kriegszustande, das müßten endlich auch die Deutschösterreicher sich klar machen. Sie kämpfen um die Erhaltung des Staates Österreich, also dürfen sie auch nur dies eine Ziel vor Augen haben, nicht Bundesgenossen verschmähen, welche ihnen zu deutsch oder zu katholisch oder zu antisemitisch sind. Die Existenz steht auf dem Spiele, und da lassen sie sich verfeinden durch Fraktionspolitik, oder durch die Frage, ob die Schule konfessionell oder konfessionslos sein solle, ob es einen deutschen Schulverein mit oder ohne jüdische Mitglieder geben dürfe u. s. w. Nicht bloß, Sagunt ist bedroht, und Rom deliberirt! Ein parlamentarisches Ministerium wird, die Ansicht hat sich ziemlich allgemein befestigt, der Schwierigkeiten nicht Herr werden, aber überhaupt keine Regierung, welcher das Parlament nicht aufrichtig Unterstützung leiht, ohne doktrinaire Haarspaltereien, Fraktionsrankünen und Portefeuillehunger zur Geltung kommen zu lassen.



Landwirtschaft und Bodenmonopol.

Von J. G. Weiß.



enn von der gesunkenen Rentabilität der Landwirtschaft die Rede ist, so hören wir neben andern Ursachen, auf die dieselbe zurückgeführt werden soll, nicht in letzter Linie die hohen Bodenpreise nennen. Die Bodenpreise, sagt man, stehen außer allem Verhältnis zu jedem vernünftigerweise aus dem Boden zu erwartenden Ertrage, und wenn man in eine Rentabilitätsberechnung den Boden mit seinem Kaufwerte einstellt und für diesen auch nur eine mäßige Verzinsung verlangt, so wird nicht nur für den Unternehmergewinn wenig oder nichts übrig bleiben, sondern es wird selbst der Lebensunterhalt des Wirtes nicht einmal gedeckt werden. Das heißt mit andern Worten, wie ein sehr interessanter Artikel in Nr. 36 ff. der Grenzboten 1886 („Die deutsche Landliga und ihre Bestrebungen“) ausführt: die zu hoch angelegte Grundrente drückt auf die Wirtschaft. Der angeführte Artikel sagt nun, man müsse derart rechnen, daß der Betrieb den angemessenen (dem standard of life entsprechenden) Lebensunterhalt des Wirtes als einen Teil der Produktionskosten zu liefern habe, und daß erst

dann sich zeige, was für die Grundrente übrig bleibe. Die Bodenrente habe, vorausgesetzt, daß gut gewirtschaftet worden und nur der angemessene Aufwand für den Lebensunterhalt des Wirtes gemacht, auch das Schwanken zwischen guten und schlechten Jahren durch Reserven ausgeglichen worden sei, den Rückgang der Gutserträge zu tragen.

Den Kern dieser Aufstellung, nämlich die Behauptung, daß der angemessene Lebensunterhalt des Wirtes vorweg zu den Produktionskosten gerechnet werden müsse, wird jedermann gern annehmen, wenn auf der andern Seite auch die hieraus sich ergebenden Folgen angenommen werden. Wird dem Wirt sein Lebensunterhalt vorweg verbürgt, so ist er nicht mehr Unternehmer, sondern nur Lohnarbeiter und kann als solcher nichts von dem etwa sich ergebenden Unternehmergewinn beanspruchen, der dem Grundherrn zufallen muß, da dieser nunmehr Unternehmer ist und das Risiko eines solchen trägt. Daß Wirt und Grundherr oft eine Person sind, thut natürlich nichts zur Sache.

Der erwähnte Artikel, wiewohl er einmal beiläufig von dem Wirt als dem Unternehmer redet, widerspricht dieser Voraussetzung nicht eigentlich, da er aus den Erträgen eines Gutes nur die Deckung der Betriebskosten, des Lebensunterhaltes des Wirtes und der Bodenrente verlangt; von einem Unternehmergewinn aber, wie solchen unter der Herrschaft der seitherigen Anschauungsweise der Wirt beanspruchen zu dürfen glaubte, nicht spricht, wonach es scheint; daß der Unternehmergewinn, soweit er vorhanden ist, für alle Fälle mit der Bodenrente untrennbar verknüpft sein, d. h. in ihrer größern Höhe zum Ausdruck kommen soll.

Gleichwohl muß ich eine Grenze für die Bodenrente zu finden suchen, um zu erfahren, ob nach Deckung derselben ein Unternehmergewinn übrig bleibt. Denn wenn das Schwanken der Bodenrente im allgemeinen nur das Schwanken des wirtschaftlichen (nicht des Kauf-) Wertes des Bodens ausdrückt, so liegt die Entscheidung der Frage, ob die Wirtschaft an sich noch ohne Schaden arbeite, darin, ob ein Unternehmergewinn erzielt wird; d. h. ob die Wirtschaft auf dem denkbar schlechtesten kulturfähigen Boden, nämlich auf solchem, der ohne Bewirtschaftung gar keinen Ertrag gäbe, gerade noch auf ihre Kosten läme. Die Sache liegt ungefähr so, wie wenn ein Kapitalist sein Geld auf Zinsen anlegte, und sich den Schwankungen des Zinsfußes wie auch des Kapitalwertes unterwürfe, auf der andern Seite aber sich ohne Einverleibung von Kapital, nur durch ganze oder geteilte Übernahme des Risikos, an einem Geschäft als Unternehmer beteiligte. Verluste, die er in letzterer Eigenschaft erlitt, müßte er freilich schließlich aus den Zinsen seines angelegten Kapitals decken, aber dennoch müßte er, um seine Verhältnisse überblicken zu können, seinen Kapitalzins einerseits und seinen Gewinn oder Verlust als Unternehmer auf der andern Seite als gesonderte Dinge betrachten. So müssen auch wir die Grundrente und den Unternehmergewinn von einander trennen.

Zur Verwirklichung dieser Trennung können wir, indem wir uns im allgemeinen an die Ricardosche Lehre anlehnen, etwa folgendermaßen verfahren:

Ein Gut von 200 Morgen soll einen Rohertrag abwerfen von	6000	Mark	—	ℳ.
Hiervon kommt auf die gesamten Produktionskosten einschließlich des angemessenen Lebensunterhaltes des Wirtes ein Betrag von	3900	„	—	„
Dann bleibt ein Vaarüberschuß von	2100	Mark	—	ℳ.
Nun soll nach den totalen Verhältnissen 1 Morgen neu in Bewirtschaftung genommen, geringsten, doch nicht kulturunfähigen Landes beim Zueinanderrechnen verschiedener Kulturarten und nach Vergleichung langjähriger Erfahrungen durchschnittlich einen Rohertrag geben von	20	Mark	50	ℳ.
Dieses Land hat aber schon ohne alle Bewirtschaftung als Weide so viel getragen, daß sich Käufer oder Pächter für den Ertrag gefunden haben zum Preise von	—	„	50	„
Somit werden auf dem Morgen durch Bewirtschaftung erzeugt	20	Mark	—	ℳ.
Auf 200 Morgen wären dies	4000	Mark	—	ℳ.
Davon ab die Bewirtschaftungskosten, wie oben	3900	„	—	„
bleibt Rest	100	Mark	—	ℳ.

Diese 100 Mark sind als derjenige Teil der 2100 Mark betragenden Wirtschaftsüberschüsse zu betrachten, welcher durch die Bewirtschaftung erzielt wurde, während der Rest mit 2000 Mark als ein lediglich durch die natürlichen Eigenschaften des Bodens hervorgebrachtes Produkt zu betrachten ist, somit die Bodenrente darstellt. Durch Multiplikation der Bodenrente mit einer geeigneten Zahl — über deren Ermittlung gleich zu reden sein wird — ergibt sich derjenige Wert, den der Grund und Boden als Wirtschaftsfaktor hat.

Ich glaube nun, daß wir, wenn wir den Grund und Boden nach seinem wirtschaftlichen Werte nehmen wollen, also nach einem sehr schwankenden und vielerlei Zufällen ausgefetzten Werte, mindestens rechnen müssen, daß er denselben Zins trägt wie andre Kapitalien, deren Anlage einer ähnlichen Unsicherheit bezüglich der Höhe ihres Wertes ausgefetzt ist. Es wären dies nach gegenwärtigen Verhältnissen mindestens vier Prozent.

So hätten wir bei dem obigen Beispiele, in welchem sich auf 200 Morgen eine Bodenrente von 2000 Mark ergibt, diese 2000 Mark mit 25 zu multiplizieren und dann durch 200 zu dividieren, um für das betreffende Gut den durchschnittlichen wirtschaftlichen Wert für den Morgen mit 250 Mark zu finden.

Ich habe in mein Beispiel absichtlich Zahlen eingestellt, die für den Unternehmergewinn nicht zu einem negativen Ergebnis führen, weil die Sachlage dadurch übersichtlicher wird. Wie verhält es sich nun aber, wenn wir einen geringern Rohertrag einstellen oder erhöhte Produktionskosten?

Setzen wir einen geringern Rohertrag ein, etwa fünf Sechstel des oben eingefetzten Betrages, also 5000 Mark, so vermindert sich der Wirtschaftsüberschuß auf 1100 Mark und die Berechnung über den Unternehmer-Gewinn oder Verlust

ergiebt einen Ausfall von 567 Mark, der aus der Grundrente gedeckt ist, die somit eigentlich um den gleichen Betrag höher ist als der wirkliche Wirtschaftsüberschuß. Es beläuft sich also die Grundrente auf 1667 Mark oder, gegenüber dem ersten Beispiele, 333 Mark weniger, während der Unternehmergewinn 100 Mark und 567 Mark = 667 Mark weniger beträgt, woraus sich im ganzen die 1000 Mark ergeben, um welche der Rohertrag geringer angenommen wurde.

Nehmen wir aber erhöhte Produktionskosten an, etwa 200 Mark mehr als im ersten Beispiele, so vermindern sich die Wirtschaftsüberschüsse auf 1900 Mark und der Unternehmerverlust beträgt 100 Mark, welche wiederum, weil aus der Grundrente entnommen, dem Wirtschaftsüberschusse zuzuschlagen sind, um die wirkliche Grundrente zu erhalten, die nun ganz wie beim ersten Beispiel 2000 Mark beträgt. Es ist auch in der That nicht ersichtlich, weshalb die Grundrente hier einen Teil des Ausfalles tragen sollte, der lediglich in den erhöhten Aufwendungen des Unternehmers begründet ist, während Preis und Menge der Erzeugung sich gleichgeblieben ist.

Es bleibt noch die Thatsache festzustellen, daß ein Grundbesitzer für denjenigen Betrag, um welchen der Kaufwert seines Bodens den nach obigen Mustern berechneten wirtschaftlichen Wert überschreitet, schlechterdings keine Verzinsung beanspruchen kann.

Dem jeweiligen wahren wirtschaftlichen Werte eines Gutes haben wir aber ein für allemal eine angemessene Verzinsung gesichert. Er verzinst sich zu drei, vier, fünf Prozent, wie wir es gerade haben wollen, denn wir finden ihn ja eben durch die Multiplikation der Bodenrente mit einer beliebigen, nach den augenblicklichen Verhältnissen des Zinsfußes für andre Kapitalien uns passend erscheinenden Zahl.

Damit ist natürlich sehr wenig gewonnen. Es ist nämlich dabei immer noch möglich, 1. daß der derzeitige wahre wirtschaftliche Wert des Bodens (somit auch die Grundrente) gegenüber den sonstigen wirtschaftlichen Verhältnissen eines Landes zu niedrig genannt werden muß; sowie 2. daß der Unternehmerverlust die Grundrente, sei sie an sich genügend oder ungenügend, aufzehrt.

Was ersteres anlangt, so glaube ich, daß eine darauf bezügliche Beschwerde von den Grundbesitzern nicht erhoben werden kann. Wenn wir einerseits den wirtschaftlichen Wert und die Bodenrente eines Grundstückes, andererseits den Wert und die Verzinsung eines mobilen Kapitals nehmen, wie dieselben etwa zu Anfang unsers Jahrhunderts waren, und verfolgen alle Schwankungen des Wertes und der Verzinsung bis in die neueste Zeit, so werden wir finden, daß Wert und Verzinsung des Grundstückes mit Wert und Verzinsung des mobilen Kapitals annähernd Schritt gehalten hat.

Was die Grundbesitzer meinen, wenn sie über den Rückgang der Grund-

rente klagen, ist nicht die Grundrente in unserm engerm Sinne, sondern die Grundrente mit dem Unternehmergewinn.

So kommen wir zu der zweiten Möglichkeit, zu der Möglichkeit, daß die Grundrente durch den Unternehmerverlust aufgezehrt wird. In der Gefahr, daß dies geschehe, schweben die Grundbesitzer jederzeit, und gegenwärtig sind sie — wenn ihre Klagen begründet sind, worauf wir noch zurückkommen müssen — nicht nur in der Gefahr, sondern thatsächlich in der Lage, ihre Grundrente auf diese Art einzubüßen. Ein Mittel, dies abzuwenden, haben sie nicht.

Ich komme also in der Praxis zu demselben Schlusse wie der Artikel Nr. 36 ff., denn wenn ich auch nicht sage, daß die Grundrente als solche den Rückgang der Gutserträge zu tragen habe, so sage ich doch, daß ihr Besitzer es thun muß, weil nach der nun einmal angenommenen Anschauungsweise der Wirt nur noch Lohnarbeiter und der Besitzer unter allen Umständen Unternehmer ist.

Ich muß mir hier eine Absehwefung erlauben, um zu untersuchen, wie diese letzterwähnte Anschauungsweise zu den thatsächlichen Verhältnissen stimmt. Denn wenn in der Wirklichkeit der Wirt das Unternehmerrisiko trüge, so würde es ihm wenig helfen, daß wir ihn als Unternehmer nicht anerkennen. Er wäre vielmehr erst recht in übler Lage, denn er müßte den Unternehmerverlust aus einem sauer verdienten Lohne zahlen, während er sich außer Stande sähe, auf den Unternehmergewinn Anspruch zu erheben, den der nun einmal als Unternehmer anerkannte böse Grundherr für sich beanspruchen und samt der Grundrente ruhig in die Tasche stecken würde. Wo Wirt und Grundherr eine Person sind, macht es nichts aus, wie wir die Sache betrachten; und wo der Wirt einen festen Gehalt vom Grundherrn bezieht, liegt die Unternehmereigenschaft des Grundherrn klar zu Tage. Anders ist es schon beim Zeitpacht. Freilich verpachtet der Grundherr, um sich auf eine gewisse Zeit dem Unternehmerrisiko zu entziehen, und er verpflichtet sich nicht, den Pächter zu entschädigen, wenn dieser nicht auf seinen angemessenen Lebensunterhalt kommt. Somit hat die bisherige Anschauungsweise, nach welcher der Pächter als Unternehmer galt, in der That einen gewissen Grund. Aber für die Dauer überträgt sich das Risiko dennoch auf den Grundherrn, der am Schlusse jeder Pachtperiode einsehen muß, daß er sich selbst getäuscht hat, wenn er geglaubt hat, sich dem Einflusse der Rentabilitätschwankungen entziehen zu können. Der Pächter, der seinen angemessenen Lebensunterhalt trotz guter Wirtschaft nicht gefunden hat, bietet einfach bei der nächsten Erneuerung des Vertrages weniger; ganz ebenso wie ein bezahlter Verwalter, der erkannt hat, daß die ihm gewährte Besoldung für den angemessenen Unterhalt nicht ausreicht, bei der nächsten Vertragserneuerung eine Erhöhung beansprucht. In gleicher Weise eignet sich infolge des Wettbewerbes der Pachtliebhaber unter normalen Verhältnissen der Grundherr die Früchte steigender Rentabilität bei Gelegenheit der nächsten Ver-

pachtung an, soweit sie nicht durch ein allgemeines Steigen des standard of life in der Pächterklasse etwa aufgezehrt werden. Es ist auch hier wieder wie bei der Bewirtschaftung des Gutes durch einen Verwalter, wo der Grundherr das höhere Erträgnis selbstverständlich für sich in Anspruch nimmt, aber das Begehren des Verwalters, bei so beschaffenen Verhältnissen auch etwas besser gestellt zu werden, nicht unbillig findet und nicht abweist. Man wird vielleicht dies alles zugeben, wird aber sagen, der große Wettbewerb der Pachtliebhaber hindere die Einzelnen, wirklich so billig zu pachten, wie es wünschenswert wäre. Nun das ist wieder ganz das gleiche wie bei der großen Masse der Bewerber um Verwalterstellen, die das Steigen des Gehaltes über eine gewisse Grenze hindert. Auch der Umstand, daß oft ein anderer Pächter den Vorteil des gesunkenen Pachtzinses genießt, als derjenige, der zuerst erkannt hat, daß sein Pachtzins ihm den Unterhalt nicht mehr übrig ließ, kann einen Unterschied zwischen Pächter und Verwalter nicht begründen, denn es ist ja auch nicht gesagt, daß ein Steigen der Gehalte denselben Männern stets noch zu Gute komme, die deren Unzulänglichkeit zuerst an sich erfahren haben. In jeder Beziehung läßt sich also der Pächter mit dem Verwalter vergleichen. Vielleicht wäre es gut, wenn diese Erkenntnis sich allgemein Bahn bräche. Es würden vielleicht in einzelnen manche Härten gegen unverschuldet in Verlegenheit geratene Pächter vermieden werden, wenn der Grundherr immer im Auge behielte, daß er es an dem Pachtzins der nächsten Pachtperiode büßen muß, wenn der Pächter in der laufenden seinen Lebensunterhalt*) nicht verdient hat, und daß Leistungen, durch welche er das Guterträgnis steigert, ihm in der nächsten Pachtperiode zu Gute kommen.**)

Ebenso würden viele Pächter, die heute unzufrieden sind, sich mit ihrem Loos begnügen müssen, wenn es zum feststehenden Satz erhoben würde, daß sie auf irgend welchen Unternehmergewinn nicht den geringsten Anspruch haben, sondern nur auf ihren Lebensunterhalt und auf einen Ausgleich dessen, was sie diesem Anspruche gegenüber in schlechten Jahren zu wenig empfangen haben, durch einen Mehrempfang in guten Jahren.

Hindert uns nach dem Gesagten auch das Bestehen des Zeitpachtes nicht, den Satz aufzustellen, daß der Besitzer als Unternehmer betrachtet werden solle,

*) Einschließlich einer Vergütung für Abnutzung seiner Kräfte, die der Ansammlung eines Sparfennigs für das Alter dienen soll.

**) Ich kann hier nicht unterlassen, ausdrücklich zu bemerken, daß nach meinen Erfahrungen die Härten der Grundherren gegen die Pächter, wiewohl sie ja in vielen einzelnen Fällen vorkommen mögen, im allgemeinen mehr auf dem Papier der Enquetesberichte bestehen als in der Wirklichkeit. Ich habe mich schon früher in den Grenzboten (1884, III. S. 498 ff.) hierüber ausgesprochen. Die meisten Grundherren haben die Erfahrung, daß ein Rückwärtswirtschaften des Pächters schließlich auf sie selbst fällt, schon so oft gefostet, daß sie selbst leichtsinnige und schlecht wirtschaftende Pächter stützen und halten, so lange es geht, damit nicht die falsche Meinung aufkomme, der zu hohe Pachtzins habe den Pächter zurückgebracht und das Gut sei einen so hohen Pachtzins nicht wert.

so bleibt nur der Erbpacht noch zu betrachten. Aber auch hier finden wir kein Hindernis, denn der Erbpächter, der allerdings zweifellos Unternehmer ist, darf wirtschaftlich als ein Besitzer betrachtet werden, auf dessen Gute eine ständige Last ruht.

Haben wir nun in Übereinstimmung mit dem Artikel in Nr. 36 ff. den Wirt von einer Verpflichtung zur vollen oder geteilten Tragung des Rückganges der Gutserträge freigesprochen, haben wir ferner, darüber hinaus, nachgewiesen, daß er auch thatsächlich den Ausfall nicht trägt oder höchstens (beim Zeitpacht) ihn gewissermaßen vorschiebt, und haben wir endlich auch die Grundrente als solche (in unserm engern, nicht im gewöhnlichen Sinne) freigesprochen, so bleibt uns nur noch der Unternehmer, der alles tragen muß. Was machen wir mit dem Unglücksmenschen?

Es ist ein Glück, daß er stets der Besitzer der Grundrente ist. Er giebt diese teilweise oder vollständig hin, um seinen Verlust zu decken (wenn sie dazu ausreicht). Meist thut er dies, ohne es zu wissen, weil er Grundrente und Unternehmergewinn oder -Verlust nicht zu trennen weiß und so über seine Lage selbst im Unklaren ist.

Wenn nun aber auch bei dieser Sachlage der Unternehmer, selbst nachdem er schon längst mit Verlust gearbeitet hat, noch lange ausharrt, ehe er die Flinte ins Korn wirft, so darf uns dies doch nicht hindern, seine Lage mit allem Ernst ins Auge zu fassen.

Welchen Wert das Gedeihen der deutschen Landwirtschaft für die deutsche Nation hat, brauche ich hoffentlich hier nicht zu erörtern. Das Gedeihen der Landwirtschaft steht und fällt aber mit dem Gedeihen des Unternehmers. Daß wir den Wirt sichergestellt haben, will nichts sagen, denn daß der Wirt seinen Lebensunterhalt findet, zeigt ebensowenig, daß der Betrieb blüht, wie der Umstand, daß das Erträgnis einer Fabrik nicht nur zur Bezahlung der Arbeiter, sondern auch zur Bezahlung des Direktors ausreicht, zeigen kann, daß das Fabrikgeschäft blüht. Selbst wenn die Grundrente noch erzielt und nicht durch Unternehmerverlust ganz oder teilweise aufgezehrt wird, ist von einem eigentlichen Blühen der Landwirtschaft noch nicht die Rede. Die Fabrik, die ueben den Produktionskosten gerade noch die übliche Verzinsung des Anlagekapitals herausbringt, wird ja auch nicht als blühend bezeichnet werden. Von einem Blühen ist nur die Rede, wenn noch ein eigentlicher Unternehmergewinn herauskommt.

Daß letzteres in der Regel der Fall wäre, wird kein Unbefangener behaupten wollen. Alle Klagen der Grundbesitzer müßten dann falsch sein, und die Rentabilitätsnachweise der verschiedenen Enqueteberichte müßten in der Absicht zusammengesucht sein, dem Publikum die Lage der Landwirtschaft schlimmer darzustellen, als sie ist, was ganz gewiß niemand behaupten kann. Die Ziffern, welche die Enqueteberichte liefern, zeigen, an der Hand der oben angeführten

Berechnungsformeln geprüft, deutlich, daß ein Unternehmergeinn meist nicht erzielt wird, und daß selbst die Fälle, in denen die Grundrente, und mehr als diese, von dem Unternehmerverlust aufgezehrt wird, erschreckend häufig sind. Einzelne Beispiele hier anzuführen hat keinen Wert, da sie ja nichts beweisen würden, und ich überdies glaube, daß niemand die Thatsache in Abrede stellen wird. Ein Notstand ist also vorhanden, und zwar nicht ein Notstand der Grundrentenbesitzer als solcher, sondern ein Notstand der landwirtschaftlichen Unternehmer, also der Landwirtschaft selbst. (Schluß folgt.)



Gymnasialunterricht und Fachbildung.

Von Ludwig von Hirschfeld.

(Fortsetzung.)



er kurze Rückblick auf die Entwicklung unsers Schulwesens war notwendig, um darzulegen, welcher Art die Fehler sind, die ihm anhaften, namentlich auch durch welche Einflüsse sie ihrerzeit hineingetragen wurden. Dabei erkennen wir zugleich den Standpunkt, den die Gesetzgebung festgehalten hat. Die Schulverwaltung — so haben wir gesehen — hat das philologische Gymnasium in seiner ursprünglichen Organisation unberührt gelassen und allen Forderungen, von dem Pensum etwas preiszugeben, entschiedenen Widerstand geleistet. Gleichzeitig hat sie in der Realschule eine Pflanzstätte moderner Bildung herangezogen, die der neuen Zeitströmung Rechnung tragen soll, aber nur einen Teil der häufig wiederholten Wünsche befriedigt. Wir stehen nun vor der Frage: Ist diese Schulpolitik die richtige und wird sie sich durchführen lassen? Genügt das Vorhandensein von Realschulen, um den Böglingen, welche auf das altsprachliche Studium aus Gründen der Zweckmäßigkeit verzichten müssen, diejenige allgemeine Bildung zu geben, die wir auch ohne Rücksicht auf den Veruf von den Mitgliedern der höhern Gesellschaftsklassen erwarten? Wäre dies der Fall, so würden wir zweifellos alle diejenigen Schüler dieser Anstalt zuströmen sehen, die nicht als Theologen, Philologen, Juristen u. s. w. eine Anstellung im Staatsdienste erstreben. Mathematiker, Physiker, Offiziere, Künstler, Volkswirte, moderne Philologen und alle Arten von Technikern würden die Realschule als die passendere

Vorbereitungsanstalt wählen, und in den Gymnasien bliebe nur derjenige Rest von Schülern zurück, denen das Altertumsstudium noch als unerläßliche Vorbedingung für die spätere Zulassung zur Staatsprüfung vorgeschrieben ist.

Aber eine solche Sonderung ist nicht eingetreten, und die Gründe dafür liegen auf der Hand. Erstens sind nur wenige Väter geneigt und in der Lage, ihren Söhnen schon beim Eintritte in die Tertia einen festen Beruf vorzuschlagen. Die Altersstufe von zwölf bis dreizehn Jahren ist nicht geeignet, eine Entscheidung für das ganze Leben zu treffen. Geht der Knabe aber auf die Realschule, so ist ihm der Weg zu den humanistischen Fächern der Universität verschlossen. Um ihm Zeit zur Wahl eines Berufes zu lassen, werden daher viele Eltern das Gymnasium wählen, von welchem der Übertritt zu einem realen oder technischen Fache oder Vorstudium aus jeder höhern Klasse erfolgen kann, während das Umgekehrte nicht zulässig ist. Zweitens darf man nicht verkennen, daß das humanistische Gymnasium auch äußerlich den Vorrang hat, und daß es neben dem materiellen Vorteile, den es in der Erschließung aller staatlichen Anstellungen gewährt, auch noch als die vornehmere, im eigentlichen Sinne gelehrte Bildungsanstalt gilt. Daß hierbei das soziale Element unter den Schülern wesentlich mitpricht, wird niemand verkennen. So lange also die Söhne der höhern Stände das Gymnasium bevorzugen und anderseits den Realschülern nicht der Zugang zu allen akademischen Lehrgebieten eröffnet wird, so lange werden auch die humanistischen Gymnasien fortfahren, die stärkere Anziehungskraft auszuüben, so lange werden auch die Realschulen als Bildungsanstalten zweiter Ordnung betrachtet werden. In ihrer gegenwärtigen Gestalt also, und namentlich in ihrer Stellung neben der vornehmeren Schwesteranstalt, genügen die letzteren den Anforderungen der Gegenwart keineswegs. Die Realisten glauben, es sei nur eine Frage der Zeit, wann sie sich eine ebenbürtige Stellung erobern und als vollberechtigte Konkurrenten der humanistischen Gymnasien auftreten würden. Aber ist denn die Beförderung dieses Zweikampfes wünschenswert? Ist nicht die Verschmelzung beider Arten von Unterrichtsanstalten möglich? Ließe sich nicht ein Auskunftsmitglied finden, das eine Vereinigung der Lehrkräfte zu einem gemeinsamen Ziele herstellte? Dieses Ziel müßte dann dasjenige Maß allgemeiner Bildung sein, welches ein Schüler auf den Lebensweg mitnehmen soll, gleichviel welchen Beruf er erwählt. Bis zur Einsetzung der Realschulen, besonders bis zur Verfügung von 1870, war dieses Maß in den Anforderungen der Reifeprüfungen geregelt. Seitdem ist der Begriff schwankend geworden. Also schon dieses Ziel müßte, wenn wir eine einheitliche Bildung der höhern Stände überhaupt anstreben, fester bezeichnet werden. Aber selbst wenn wir uns auf den philologischen Standpunkt stellen und das bisherige Bildungsmaß des Gymnasialabiturienten als das erforderliche bezeichnen, ist die Frage erlaubt: Wird denn das vorgesteckte Ziel thatsächlich erreicht? Wird hier nicht oft Bildung mit einer Anhäufung von Kenntnissen

verwechselt? Ist denn die Lehrmethode immer die richtige? Hierüber werden namentlich neuerdings von vielen Seiten Zweifel laut. Sehen wir zu, wieweit dieselben berechtigt sind.

Die philologischen Begründer hatten den großen Fehler begangen, die Grenzen des auf der Schule zu erobernden Gebiets viel zu weit zu stecken. Vielleicht täuschte sie die eigne Begeisterung, die zeitweilige Lernbegierde der Schüler, welche der Reiz der Neuheit anfeuernte. Vielleicht entschuldigte sie der Mangel realistischer Lehrstoffe. Thatsächlich gingen sie in ihren Anforderungen an die physische Leistungsfähigkeit und die moralische Energie der Schüler zu weit. Aber noch ein anderer organischer Fehler trat sehr bald zu Tage. Es war dies der Zwiespalt über die Verwendung des altsprachlichen Lehrstoffes: das Schwanken zwischen seiner formalen Nützlichkeit und seinem ethischen Werte. Bald sollte der grammatikalische Unterricht nur zum Klettergerüst dienen, an dem die geistige Gymnastik des Verstandes zu den höchsten Leistungen gesteigert werden konnte, bald wieder kam es nur auf den Inhalt der Lektüre, auf den Verebnungsprozeß an, den der Schüler in dem innigen Verkehr mit dem Altertume durchmachte. Von den Vertretern dieser Richtungen zertrte jeder den Schüler nach seiner Seite. Dabei wuchs das Pensum und erlahmte naturgemäß die Freudigkeit am Lernen. Diese Spaltung im philologischen Lager giebt den realistischen Gegnern die stärkste Angriffswaffe in die Hand. Sie zeigt, daß es ein unbedingt richtiges und durch die Erfahrung erprobtes Lehrsystem auch bei den Humanisten nicht giebt, und man sich überhaupt über das zu erstrebende Ziel nicht im Klaren ist. Denn entweder sollen die alten Sprachen nur die Denkfähigkeit steigern; dann aber kann dies auch auf anderm Wege, durch Mathematik, Logik oder neuere Sprachen geschehen. Oder es handelt sich um historische Erkenntnis der klassischen Kulturperiode, dann kann diese auch durch Übersetzungen gewonnen werden. Der Einwand, daß das wahre Verständnis für die Literatur der Griechen und Römer nur durch Beherrschung ihrer Sprachen erzielt werden könnte, ist hinfällig, denn diese Beherrschung wird — wenigstens auf der Schule — nicht erreicht. Das Gymnasium hält nicht, was es verspricht, und das ist der gewichtigste Vorwurf, den man ihm machen kann. „Oder sollen wir uns — bemerkt Paulsen in seinem schon oben zitierten Werke — mit der Hoffnung trösten, der Schüler, den wir zwar vom Gymnasium mit einer nur notdürftigen Kenntnis der Sprache entlassen, werde später die Dynamis leicht in Energie umsetzen und die erforderliche Lesefertigkeit sich erwerben? Es mag sein, daß sie leicht zu erwerben ist; ich glaube, wer auf der Unversität auch nur ein paar Monate ununterbrochen einen Schriftsteller, wie etwa den Platon, liest, dem wird, vielleicht zu seiner Überraschung, bald deutlich, daß Griechischlesen gar keine so schwierige Sache ist, wie es dem Abiturienten schien. Aber wie viele sind in dieser Lage? Ist es ein Zehntel unsrer Abiturienten, also ein Dreißigstel derer, welche durch unsre Schulord-

nungen genötigt werden, die Elemente der griechischen Sprache zu erlernen? Oder will man sich noch immer mit der Rede täuschen, daß mancher Beamte oder Arzt sein Lebenlang immer wieder die Alten zur Hand nehme, um sich an ihnen zu erbauen, daß Homer, wie man gesagt hat, die Bibel der Gebildeten sei? Über den Gebrauch, der nach dem Abiturientenexamen von den Klassikern gemacht wird, möchten die Antiquare vielleicht die zuverlässigste Auskunft geben können, und was Homer und die Bibel anlangt, so fürchte ich sehr, daß ihre Vergleichbarkeit darauf hinauskommt, daß Homer ebenso selten als die Bibel in den Händen der Gebildeten zu finden ist.“

Selbst wenn man sich die letztere etwas pessimistische Behauptung nicht aneignet, so ist doch wohl so viel außer Zweifel, daß das Gymnasium den Grad von Lesefertigkeit — und man könnte hinzufügen, auch von Verständnis des Altertums — seinen Abiturienten nicht mit auf den Weg giebt, den es in seinem Programm verheißen hat. Die Philologen werden vielleicht sagen: Zugegeben! dies beweist eben nur, daß dem altsprachlichen Unterricht noch nicht genug Zeit gewidmet ist, daß noch ein Lebensjahr, eine Art von Selektta, dem Kurjus hinzuzufügen wäre. Diese sachlich begründete Folgerung spricht am deutlichsten für das Vorhandensein eines organischen Fehlers in der jetzigen Einrichtung. Denn daß einer noch weitergehenden Bevorzugung des altsprachlichen Unterrichts in Zukunft Rechnung getragen werden könnte, werden auch die begeistertsten Humanisten nicht erwarten. Wenn also — und das ist das Ergebnis dieser Erörterung — die humanistisch-philologische Bildung, wie sie seit 1816 vielen als Ideal vorschwebt, mit dem verwendbaren Maß an Zeit und Kräften doch nicht erzielt werden kann, so ist es besser, darauf zu verzichten, und einen Bildungsgrad anzustreben, der schon deshalb den Vorzug verdient, weil er erreichbar ist.

Wir sehen, daß weder die Realschule noch das Gymnasium, jedes auf seinem Wege, den Forderungen des Programms entspricht. Die Anhänger der humanistischen Richtung sind gezwungen, zuzugeben, daß der altsprachliche Unterricht nicht gründlich genug, ihre Gegner behaupten, daß zuviel davon getrieben werde. Da eine prinzipielle Einigung nicht möglich und jeder Kompromiß eine halbe, beide Parteien unbefriedigende Lösung ist, so bleibt nichts übrig, als die Aufstellung eines neuen Lehrprinzips und, damit verbunden, eine Umwandlung des Schulwesens überhaupt. Die bisherigen Vorschläge, die alle mehr oder weniger darauf hinauslaufen, den altsprachlichen Unterricht zu Gunsten der realen Fächer zu beschränken, oder aber eine der beiden klassischen Sprachen ganz oder teilweise zu opfern, können nicht durchdringen, weil sie den gelehrten Schulen damit unmittelbar oder mittelbar den Charakter von Fachschulen aufdrücken. Sie ihres ethischen Bildungszweckes zu entkleiden, kann aber nicht in der Absicht einer einsichtsvollen Schulverwaltung liegen. Auch wünscht das im Grunde niemand, mit Ausnahme vielleicht der extremsten Realisten.

Die Begünstigung der einen Richtung gegenüber der andern, des altsprachlichen Lehrgebietes oder des mathematisch-naturwissenschaftlichen, ließe sich noch allenfalls rechtfertigen, wenn die auf dem einen gewonnene Förderung formalen Denkens auch später der Forschung auf dem andern Gebiete zu statten käme. Dies ist aber nur bis zu einem gewissen Grade der Fall, und es ist einleuchtend, daß mit der Grenze, wo diese gegenseitige Ergänzung aufhört, auch eine abwägende Entscheidung über die Verteilung des Lehrstoffes eintreten muß. Die allgemein grundlegenden Übungen der Grammatik und Logik, welche den altsprachlichen Unterricht und die Mathematik insoweit verbinden, als sie Klarheit und Gewandtheit in der Anwendung von Anschauungskategorien entwickeln wollen, verlieren ihren allgemeinen Wert mit dem Zeitpunkte, wo ein tieferes Eingehen in den Stoff anhebt. Es wird niemand behaupten wollen, daß auf der Oberstufe des Gymnasiums der altsprachliche Unterricht heute in der Weise gehandhabt werde, daß er auch den Nichtphilologen später in gleichem Maße zu Gute komme, und das gleiche kann für Theologen, Juristen und Historiker von den mathematischen Lehrgegenständen der Prima gesagt werden. Manches, was zum Verständnis der griechischen und lateinischen Syntax und ihrer Feinheiten gelehrt werden muß, wenn die schwierigeren Klassiker überhaupt mit Nutzen gelesen werden sollen, hat nur für den spätern Philologen Wert, und wenn auch die Forscher auf humanistischem Gebiete sicher nicht der grundlegenden Kenntnisse von den Gesetzen der Zeit und des Raumes auch zum Verständnis ihrer Wissenschaft entzogen können, so sind doch ebenso gewiß die Kenntnisse in der höhern Algebra und Trigonometrie für sie entbehrlich. Merkwürdigerweise wird die Erweiterung des mathematischen Unterrichts gerade am heftigsten von den Philologen bekämpft, und der Ausspruch des Professors Dubois-Reymond: „Kegeleschnitte — keine griechischen Skripta mehr!“ hat von dieser Seite sehr scharfe Entgegnungen erfahren. Ich sage merkwürdigerweise, weil doch gerade die Mathematik die Entwicklung logischen Denkens in noch abstrakterer Weise befördert, als die Grammatik der toten Sprachen. Wenn die Philologen die geistige Gymnastik als den wesentlichen Gewinn ihrer Methode anpreisen, so können sie folgerichtig ein ebenso wirksames Zuchtmittel des Verstandes nicht verwerfen oder doch verdrängen. Auch ist bekannt, daß die Mathematik, sobald die Elementarstufe überwunden ist, sehr lebhaft auf die Einbildungskraft einwirkt und dabei den Forscher häufig so weit der realen Welt entrückt, daß der Vorwurf, diese Wissenschaft stehe im Dienste der Technik und gehöre zu den realen Fächern, vollkommen unbegründet ist.

Der Betrieb sowohl des grammatischen, als des mathematischen Studiums unserer Prima geht sicher weit über die Grenze des allen Wissensgebieten gemeinsamen und deshalb unentbehrlichen, kategorialen Wissens hinaus. Diejenigen, welche den Realschülern erster Ordnung auch die Thüren der Hochschulen öffnen wollen, müssen also der Ansicht sein, daß die methodische Fertigkeit

in den realen Fächern genüge, um für spätere humanistische Studien vorzubereiten, und wenn die Philologen diese Auffassung mit aller Entschiedenheit bekämpfen, so liegt darin das Zugeständnis, daß auch ihre grammatische Methode den Mathematikern und Physikern für deren Fachstudium nicht unbedingt zu Gute kommt. (Nur von der formalen Logik ließe sich allenfalls behaupten, daß sie beiden Wissensgebieten gemeinsam zur Vorbereitung dienen könne.) Die Forschungsthätigkeit des späteren Gelehrten beruht sehr wesentlich auf dem Herausfinden der Analogie, und es kann nicht bestritten werden, daß diese Gedankenoperation leichter auf demjenigen Gebiete vollzogen wird, auf dem der Forscher durch langjährige Beobachtung der Erscheinungen sich zu Hause fühlt. Noch wichtiger ist die eingehende Bekanntschaft mit dem Stoffe für die Kritik, für die Aufdeckung von Irrtümern und Aufstellung neuer Gesetze auf dem Wege der Kombination. Wenn nun auch die Sprachlehre wie die Mathematik, die Naturwissenschaft wie die Ästhetik alle in ihren ersten Anfängen von der Beobachtung der Erscheinung ausgehen, so verschlingen sich doch die Fäden einer methodischen Induktion in dem Maße, wie man tiefer in die Gänge des Forschungsgebiets hinabsteigt. Es ist nicht gleichgültig für den Gelehrten, ob er seine Vorschule vorwiegend auf einem andern Gebiete durchgemacht hat, als dasjenige ist, dessen tiefere Erkenntnis ihm später Lebenszweck wird. Nur so weit wird er den Weg mit seinen Studiengenossen gemeinsam zurücklegen wollen, als es sich um eine allgemeine Vorbereitung oder um die Erwerbung derjenigen Kenntnisse handelt, die als Minimum für den Eintritt in die Reihen der sogenannten „gebildeten Gesellschaft“ erfordert werden. Weiter sollte daher das Gymnasium in der Aufstellung seines Lehrplans nicht gehen, wenn es die Beeinträchtigung einzelner Schüler auf Kosten der andern vermeiden will.

3.

Die Lösung der Schulfrage kann meiner Ansicht nach gar nicht auf dem Gebiete gefunden werden, auf dem sich bis jetzt der Streit der Meinungen fast ausschließlich bewegt hat, nämlich auf dem Gebiete des Lehrstoffes und seiner Auswahl. Sie erscheint viel leichter, wenn man sie innerhalb der natürlichen Grenzen der Zeit und des Raumes sucht, der Grenzen, welche gesetzlich dem Lehrkursus und den räumlichen Anordnungen des Unterrichtswesens gezogen sind. Mit andern Worten: die Schulzeit und die Schülerzahl der Klassen müssen in den Kreis der Untersuchung gezogen werden. Wir haben da mit ganz bestimmten Verhältnissen zu rechnen, welche den Entwicklungsstufen der männlichen Jugend entsprechen. Die untere Altersgrenze, welche den Knaben für die Aufnahme in die Schule gezogen ist, wird teils durch die Vernähigkeit, teils durch die Notwendigkeit einer pädagogischen Disziplin bedingt. Sie ist so ziemlich in allen Kulturländern die gleiche. Hieran läßt sich nichts ändern

Weniger fest begrenzt erscheint auf den ersten Blick die Ausdehnung der Schulzeit nach der obersten Altersstufe hin. Besondere Geistesanlagen, Fleiß, Ausdauer, verschiedenartige Charaktereigenschaften, sowie körperliche Dispositionen können für den Einzelnen diese Grenze verschieben. Dennoch wird ein Durchschnittsalter auch für den Abiturienten angenommen werden müssen, und thatsächlich setzt die Klasseneinteilung mit ihren bestimmten Zeitmaßen die Dauer eines Normalkurses fest. Außer der gesetzlichen Grenze, welche die Militäraushebung mit dem ein- und zwanzigsten Lebensjahre zieht, beschränken auch noch Einzelverfügungen in den deutschen Staaten die Aufnahme zu alter Schüler oder deren Verbleiben über eine bestimmte Zeit hinaus. Wenn nun das Unterrichtspensum innerhalb dieser den Normalkursus umfassenden Schulzeit nicht bewältigt werden kann, wenn der Lehrstoff durch die neuere Entwicklung der Naturwissenschaften so angewachsen ist, daß schon hiernach, wie die Realschulen beweisen, eine frühzeitige Sonderung der Schüler nach Maßgabe des bevorzugten Forschungsgebietes nötig wurde, so erscheinen nur zwei Auswege möglich: entweder die Schulzeit muß verlängert, oder das Pensum muß verringert werden. Den erstern Weg können wir wohl ohne weitere Motivierung als ausgeschlossen betrachten. Daß schon jetzt die Schuldisziplin von den ältern Primanern peinlich empfunden wird, wäre an sich noch kein Grund dagegen, wohl aber die Verlängerung eines Zustandes der Unselbständigkeit, die schon zu lange dauert und dahin führt, daß die Abiturienten, wenn sie, vom Schulzwang befreit, ins Leben hinaustreten, oft große Unbeholfenheit und Mangel an den notwendigsten Charaktereigenschaften zeigen. Es bleibt demnach nichts übrig, als das Pensum für den einzelnen Schüler dadurch zu verringern, daß unter den verschiedenen Disziplinen eine Auswahl getroffen wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus eröffnen sich der Reform wiederum zwei Wege. Man kann erstens den Lehrstoff in den beiden obern Klassen derart teilen, daß nur der eine Teil obligatorisch ist, und die Schüler ein und derselben Anstalt beim Eintritt in die Sekunda zu wählen haben, welchem Stoffe sie ihr Studium zuwenden wollen, ob dem humanistisch-philologischen oder dem realistisch-naturwissenschaftlichen. In beiden Fällen wird die Rücksicht auf den spätern Beruf hierfür entscheidend sein. Oder man kann zweitens die Einheitlichkeit des Lehrkurses festhalten und die ganze Schulzeit um ein oder zwei Jahre abkürzen. Das Reifezeugnis für die Universität würde dann schon einem Unterprimaner oder Obersekundaner nach befriedigendem Verlauf der bisherigen Studien erteilt werden, und derselbe um soviel früher die Universität beziehen. Der Ausfall muß dann natürlich auf der Universität eingebracht werden, wobei aber die Wahl der Kollegien, gleichviel, ob mit oder ohne Rücksicht auf den spätern Beruf, dem Studenten überlassen wird.

Die zuerst genannte Umgestaltung des Unterrichts ist schon von verschiedenen Schulmännern vorgeschlagen und befürwortet, die zweite meines Wissens

noch nicht öffentlich zur Diskussion gestellt worden. Ich will hier gleich vorausschicken, daß ich der letzteren den Vorzug gebe, und will versuchen, dies näher zu begründen.

Mit dem Plane einer Spaltung des Lehrstoffes in den obern Gymnasialklassen sind die Namen hervorragender Gelehrten und erfahrener Schulmänner verknüpft. Ihre Vorschläge erheischen daher volle Beachtung, sorgfältige Prüfung. Sie laufen im ganzen darauf hinaus, daß auf der Oberstufe kein Lehrgegenstand in seiner ganzen Ausdehnung und in seinem charakteristischen Getriebe obligatorisch sein und es den Schülern dieser Kategorie überlassen bleiben soll, diejenigen Fächer zu wählen, welche sie vorzugsweise auf ihren spätern Studiengang hinweisen. Die Vertreter dieser Theorie begründen dieselbe in der schon angedeuteten Weise damit, daß einige der jetzt betriebenen Lehrgegenstände für das spätere Berufsstudium ganz oder teilweise wertlos sind. Dieser Voraussetzung kann ich mich unbedingt anschließen, nicht aber dem daraus abgeleiteten Vorschlage. Bei aller Achtung vor der wissenschaftlichen Bedeutung und sachmännischen Erfahrung seiner Verfechter vermag ich doch den Grundsatz nicht preiszugeben, daß das Gymnasium eine einheitlich organisierte, allgemein propädeutische Anstalt für alle höhern Stände ist, und jede Rücksicht auf die verschiedenen Berufsinteressen bei der Aufstellung des Lehrplanes ausgeschlossen bleiben muß. Durch eine Spaltung des letztern in einzelne Fachdisziplinen würde der Fehler, den wir an dem jetzigen Gymnasium tadeln, daß es vorzugsweise Philologen ausbildet, nicht aufgehoben, sondern vervielfältigt werden. Aber auch die von anderer Seite vorgeschlagene Sonderung der Schüler der obern Klassen in zwei Gruppen, die philologisch-historische und die mathematisch-naturwissenschaftliche, muß ich aus dem gleichen Grunde beanstanden. Nach dieser Theorie wären die den wesentlichen Unterschied ausmachenden Fächer für jede dieser Gruppen obligatorisch, die weniger charakteristischen fakultativ, und beide Schülerkategorien könnten an diesen gemeinschaftlich teilnehmen. Man stützt sich dabei auf die in andern Ländern, wie z. B. in Dänemark, erzielten und, wie es scheint, sehr befriedigenden Ergebnisse. Dort umfaßt in der zweiten Oberklasse der sprachlich-historische Unterricht wöchentlich achtzehn, der mathematisch-naturwissenschaftliche fünfzehn, der gemeinschaftliche zwölf Stunden; der letztere besteht aus Geschichte, neuern Sprachen und Dänisch. In der letzten Oberklasse stellen sich die Ziffern wie 17:15:13. Auch in Norwegen soll eine ähnliche Schlußordnung bestehen. Es mag sein, daß man in diesen Ländern mit der Zweiteilung im höhern Unterrichte befriedigende Resultate erzielt hat; für deutsche Verhältnisse paßt dieselbe nicht. Durch sie würde der Gegensatz zwischen realistischer und humanistischer Bildung, den wir ja auszugleichen bestrebt sind, geradezu in die Gymnasien hineingetragen werden. Die Schüler würden sich in zwei Gruppen sondern, welche durch den gemeinschaftlichen Unterricht doch nur lose zusammengehalten wären. Außerdem tritt bei diesem

System auch das wieder als Übelstand auf, was wir gerade vermeiden wollen, daß nämlich schon während der Schulzeit eine Wahl für den spätern Beruf getroffen werden muß. Das Nützliche dieser Entscheidung, das sich auch jetzt in der frühzeitigen Wahl zwischen Realschule und Gymnasium manchem Vater fühlbar macht, bliebe alsdann keinem erspart. Beim Eintritt in die Sekunda würde schon das Fachstudium beginnen. Das Gymnasium soll aber keine Fachschule sein; daß es eine solche in gewissem Sinne für Philologen und Theologen geworden ist, bildet gerade die wesentliche Unterlage für die heutigen Angriffe.

Ich kann daher dem Verfasser eines durch die Nummern 169 bis 174 der Kreuzzeitung vom vorigen Jahre laufenden Artikels nicht zustimmen, der als einen Ausweg die Teilung des Gymnasiums in ein Pro- und ein Obergymnasium vorschlägt, und in dem letztern — das etwa die zwei Schuljahre der Prima umfassen würde — den Unterricht in vier verschiedene Cötus geteilt wissen will. Diese Cötus, deren Lehrstoff durch die Bezeichnungen: theologischer, philosophischer, mathematischer und naturwissenschaftlicher Cötus erkennbar wird, würden unbedingt zu Kollegien reinen Fachstudiums werden und das Ziel einer einheitlichen Ausbildung völlig aus dem Auge verlieren. So beherzigenswert auch die von dem Verfasser jener Artikel gegebenen Ratschläge in andrer Hinsicht sind, namentlich in Bezug auf die rationellere Methode des neusprachlichen Unterrichts und der körperlichen Ausbildung, so wird doch die vorgeschlagene vierfache Spaltung der Oberklasse schwerlich das bewirken, was sie anstrebt: eine zweckmäßigere Verteilung des Arbeitspensums. Sie ist vielmehr eigentlich nur eine Vorwegnahme der auf der Hochschule stattfindenden Sonderung nach Fakultäten. Sind aber schon die Universitäten jetzt als Fachschulen anzusehen, da doch durch sie allein der Weg zu den Staatsämtern jeder Berufsart führt, so müssen wir ängstlich Sorge tragen, daß den Mittelschulen, namentlich aber den Gymnasien, alles fern bleibe, was auch ihnen den Stempel der Fachbildung aufdrücken könnte, und daß nicht schon hier der Schüler den Unterricht vom Standpunkte der Nützlichkeitsfrage auffasse und beurteile. Will man schon auf der Oberstufe des Gymnasiums eine größere Selbstbestimmung, wie dies u. a. die von Dr. Steinmeier*) vorgeschlagenen Dispensationen bewirken sollen, so ist es besser, gleich noch einen Schritt weiter zu gehen und den jungen Mann zur Hochschule zu entlassen, wo das Recht der Berufsfreiheit bereits besteht.

Zweck des Gymnasiums kann niemals sein, eine abgeschlossene Bildung zu geben, sondern nur das Verlangen nach Erweiterung des Wissens zu erregen und zu selbständiger Forschung fähig zu machen. Der Abiturient wird daher immer, mögen die Ansprüche bei der Reifeprüfung noch so hoch gestellt werden, mit unfertigem Wissen ins Leben hinaustreten. Für die Charakterbildung aber

*) Halbbildung und Gymnasium. Grünberg i. Schl., 1886.

muß ein fester Grund gelegt sein. Willensstärke, Ausdauer, Selbstverleugnung und Gewissenhaftigkeit müssen in dem jugendlichen Gemüte schon feste Wurzeln geschlagen haben, ehe der Kampf ums Dasein beginnt. Wenn daher in letzter Zeit häufig Klage darüber geführt wird, daß unsre Primaner abgearbeitet und unlustig von der Schule abgehen, nur befeelt von dem Verlangen, den Büchern für einige Zeit den Rücken zu kehren, so fordert dies unsre Aufmerksamkeit in hohem Grade heraus und wirft einen dunkeln Schatten auf das bestehende Lehrsystem.

Ich glaube, daß das Gymnasium sich seine Aufgabe nicht weiter stecken soll, als bis zur Grenze einer allgemeinen Vorbereitung für den Eintritt in die gebildete Gesellschaft. Über den Grad und Umfang dessen, was unter dieser allgemeinen Bildung verstanden wird, mag man streiten. An dem Grundsätze aber, daß diese Bildung eine für alle spätern Lebensverhältnisse passende, deshalb allgemeine und nicht auf das Berufsinteresse zugeschnittene sei, sollte man unter allen Umständen festhalten. Selbstverständlich handelt es sich nicht um ein Maß von Wissen, nicht um die Anhäufung von Kenntnissen. Was wir Bildung nennen, stellt sich als eine Klärung nicht nur des Verstandes, sondern auch des Gemüths dar. Sie ist Frucht nicht nur des Lernens, sondern auch der Erziehung. Und diese letztere, wichtige Aufgabe hat sich die Schule, erdrückt von der Wucht des Arbeitsstoffes, leider allzuleicht entwenden lassen oder allzu nachlos selbst preisgegeben. Es ist mißlich, das Wort „Ideal“ auf unsre Lebensverhältnisse und deren Forderungen anzuwenden. Daß aber dem Gymnasium im Gegensatz zu andern Elementar- oder Fachschulen die Pflege einer dem Zwange gemeiner Nützlichkeit entzogenen und ideale Ziele anstrebenden Geistesrichtung als wichtigste Aufgabe zufällt, wird nur dann geklugnet werden können, wenn die Wertschätzung einer auf solchem Wege erzielten Bildung einem Volke verloren gegangen ist. Der Keim des Strebens nach Wahrheit, der in die jugendliche Seele gelegt ist, wird auch später für den erweiterten Blick des gelehrten Forschers seine Früchte tragen. Die Pflege der Wissenschaft mit ihren höchsten Zielen verlangt Uneigennützigkeit und Hingebung. Praktische Tüchtigkeit, wie sie die Amerikaner ihrer Jugend anerziehen, ist für diese hohe Aufgabe allein nicht ausreichend. Wir wollen in der Jugend, die später berufen ist, thatkräftig in das öffentliche Leben einzugreifen, die sittlichen Anschauungen wecken und fördern, die zu einer von Selbstsucht und Leidenschaft möglichst freien Schätzung idealer Güter führt. Diese Objektivität, diese unbefangene Erkenntnis der höchsten Aufgaben des Menschen und die Fähigkeit, frei von persönlichen Wünschen und Interessen im Gemeinwesen dafür zu wirken, diese Eigenschaften sind Kennzeichen der höhern Bildung. Das Wesen des humanistischen Unterrichts soll diese sittlichen Anschauungen hervorrufen, und das ist sein unbestreitbarer Vorzug vor dem realistischen Nützlichkeitsprinzip. Die preussische Unterrichtsverfassung von 1816 hat diese Ziele gekennzeichnet, indem

sie als „Zweck der Gymnasialerziehung“ die Erziehung der „Sinnes- und Empfindungsweise einer verebelten Menschheit“ darstellte. Ob dies nur auf dem Wege zu erreichen ist, den Wolf, Böckh und andre damals vorzeichneten, ob nur das archaische Studium diese Früchte zeitigt, ob nicht auch das Eindringen in die Geheimnisse des Naturlebens, das erweiterte Verständnis für kosmische Erscheinungen und physikalische Gesetze als passendes Bildungsmittel anzusehen sei, darüber kann heutzutage wohl Zweifel bestehen. Vergessen wir aber nicht, daß auch der naturwissenschaftliche Lehrstoff von der Schule nur in propädeutischer Methode geboten werden darf, daß das Gebiet der Forschung ihr nicht zufällt, und sie die Schüler eben nur dazu anleiten soll, sich auf diesem Gebiete später frei und selbständig zu bewegen. Noch weniger darf der Realismus, wenn wir diesen Ausdruck für die Bevorzugung nützlicher und praktischer Bildungsmittel anwenden wollen, zum Materialismus führen. Die Eiferer für die Bevorzugung naturwissenschaftlichen Unterrichts würden demnach sehr bald an die Grenze des dem jugendlichen Alter der Lernenden angemessenen Lehrstoffes angelangt sein, wenn man ihnen das ganze Feld freigäbe. Viele Gegenstände: alles, was auf Fortpflanzung, Geschlechtsunterschied Bezug nimmt, die Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte der Erde, nicht minder die komplizierteren Disziplinen der höhern Mathematik, Chemie u. s. w. eignen sich überhaupt nicht für den Schulunterricht. Sie würden nur Unklarheit, unreifes Urteil und den Verlust der für die Jugend notwendigen Unbefangenheit erzeugen. Der Irrtum, daß bezüglich des Nährwertes der verschiedenen Disziplinen kein Unterschied bestehe, daß ein Knabe den einen Lehrstoff so gut bewältigen und verdauen könne wie den andern, ist wesentlich Schuld an dem Mißerfolge der heutigen Realschulen. Die geringe Zahl ihrer Primaner und der Widerstand, welchem — nach einem Ausspruche des preussischen Kultusministers — die Regierung an vielen Orten bei dem Versuche der Gründung neuer Realschulen begegnet, beweisen, daß diese Anstalten das vorgesteckte Ziel: eine allgemeine Bildung im eigentlichen Sinne zu geben, nicht erreicht haben. Die Gymnasien ihrerseits haben dieses Ziel, das ihren Begründern vorschwebte, mehr und mehr aus dem Auge verloren. Damals, als der Begriff eines Gebildeten sich mit dem eines Gelehrten noch ziemlich deckte, als die Philosophie für die erste Lehrmeisterin galt, und ihre Eingeweihten für jedes höhere Amt des öffentlichen Lebens besonders tauglich erschienen, war es natürlich, daß man den Schwerpunkt des Unterrichts in das formale Denken verlegte. Durch ein starres, fast eigensinniges Festhalten an diesem System ist die Reaktion, welche die Erschließung ganz neuer, in das tägliche Leben tief eingreifender Wissensgebiete in den letzten Jahrzehnten hervorrief, nur umso schärfer aufgetreten.

Es ist Zeit, daß das Gymnasium sich seiner ursprünglichen Bestimmung wieder bewußt werde, daß es aus einer Gelehrtenschule oder Vorbereitungsanstalt für die Universität wieder zur Pflanzstätte der allgemeinen höhern

Bildung werde. Daß wir unter dieser Bildung heutzutage etwas anderes verstehen, als was zu Anfang des Jahrhunderts damit bezeichnet wurde, wird wohl nicht bestritten werden. Weit schwieriger dürfte es sein, genau zu bestimmen, welches Maß von Wissen, welcher Grad von Gedankenschärfe und Urteilsfähigkeit dazu gehört. Und doch muß diese Linie, die den wahrhaft Gebildeten vom Ungebildeten oder Halbgebildeten trennt, gefunden werden, ja sie muß so genau bezeichnet werden, daß sie sich bei einer Prüfung abmessen und sich ein Urteil über die Befähigung des zu Prüfenden in einem Zeugnis aussprechen läßt. Zu der Natur dieser Prüfung liegt es, daß sie nur das Minimum bezeichnet dessen, was der Abiturient an allgemeiner Bildung besitzen muß. Niemand wird behaupten, daß das Bildungswerk damit abgeschlossen sei und nicht vielmehr unablässig daran weitergearbeitet werden müsse. Aber das Minimum muß festgestellt sein, wenn wir von einem Stande der Gebildeten reden wollen, und wenn der Befähigungsnachweis, wie dies nun einmal in unserm Staatsleben der Fall ist, für die Erlangung gewisser Ämter verlangt wird.

Bei der Festsetzung eines Maßes von allgemeiner Bildung wird es sich in erster Linie um die intellektuelle Bildung handeln, und hierfür die Verteilung des Lehrstoffes bestimmend sein. Die Kunst, einen geeigneten Lehrplan aufzustellen, würde also nur darin bestehen, die einzelnen Unterrichtsstoffe so zu verteilen, daß sie der Fassungsgröße der verschiedenen Altersstufen angepaßt wären. Aber hieran gerade haftet der Streit der Meinungen, und er wird sich noch mehr verschärfen, wenn die Ermittlung dessen, was das Minimum der höhern, allgemeinen Bildung ausmacht, in Angriff genommen werden sollte. Ich würde sogar bezweifeln, daß eine Einigung darüber in den Reihen der Fachmänner sowohl wie des Laienpublikums jemals erzielt werden könnte, hätte nicht der Staat bereits hierin die Initiative ergriffen und in der Befähigung zum einjährigen Freiwilligendienst ein Bildungsmaß angesetzt, das immerhin als Anhaltspunkt dienen kann und jedenfalls schon heute als Norm für die Bildungsgrenze zweier Mannschajtsklassen gilt. Es ist durch diese Bevorrechtung einer intelligenten Klasse gesetzlich anerkannt, daß die Leistungen ihrer Mitglieder auf wissenschaftlichem oder dem höhern technischen Gebiete, nicht aber in der mechanischen Arbeit erwartet werden, und damit die Grenze gezogen zwischen einer höhern und niedern Bildungsstufe. Diese Grenze ist bestimmt worden durch die Rücksichten auf die wissenschaftlichen Berufszweige, denen man die Militärpflicht erleichtern wollte, andererseits aber auch durch die Bedürfnisse der Armee, welcher ein geeignetes Personal für die Reserveoffiziersstellen zugeführt wird. Tatsächlich stellt sich mithin heraus, daß der Bildungsgrad, den das Abgangszeugnis von der Untersekunda nachweist oder doch nachweisen soll, als ausreichend für den Eintritt in ein Offizierkorps angesehen wird und auf diesem Wege die Mitgliedschaft einer Korporation der höhern und gebildeten Stände gewonnen werden kann. Denn die militärische Befähigung zum Reserveoffizier bleibt für

das Bemessen der Schulbildung natürlich außer Betracht. So zweckmäßig nun das System der einjährigen Dienstpflicht auch an und für sich ist, so hat es doch für das Gymnasium den Übelstand im Gefolge, daß der Bildungsplan für die Berechtigungsgrenze in zwei Teile geschnitten und damit für einen großen Teil der Schüler der Anlaß geboten wird, nach Erlangung des Reifezeugnisses für Obersekunda von der Schule abzugehen. Der dem Lehrplan innewohnende Gedanke einer systematischen und in gewissem Sinne abgeschlossenen Bildung gelangt also für diesen Teil der Schüler, der noch durch die Unfähigen verstärkt wird, nicht zum Ausdruck. Die Vorzüge dieses Lehrplans kommen nur denjenigen zu Gute, welche den ganzen Bildungsgang bis zur Reifeprüfung durchmachen. Dies ist aber der bei weitem kleinere Teil. Allerdings konnte der Schulplan nicht für sie bemessen werden, aber die Thatsache, daß mehr als die Hälfte der Schüler vor dem Eintritte in die Prima davonläuft, und ein großer Teil schon vor der Obersekunda nach Erlangung des Freiwilligencheines abschwimmt — diese Thatsache verdient doch volle Beachtung, zumal da sich an den gegebenen Verhältnissen sobald nichts ändern wird. Es ist deshalb auch schon von fachmännischer Seite oft beklagt worden, daß die von der Obersekunda abgehenden Schüler mit einer Art von Halbbildung ins Leben treten, die dadurch erzeugt wird, daß der Lehrplan des Gymnasiums auf sie keine Rücksicht nimmt; und es ist andererseits die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht zur Abwehr dieser Klasse von Schulbesuchern zweckmäßiger sei, die Berechtigungsgrenze um eine Jahresklasse höher hinauf zu verlegen. Man glaubt, daß sich durch die damit verbundene Verlängerung des Schulbesuches manche Eltern veranlaßt sehen würden, ihre Söhne lieber der Realschule als dem Gymnasium zu überweisen, und andererseits die Verschärfung der Prüfungsbedingungen eine Sichtung der jungen Bewerber zur Folge haben würde. Es kann dies als Wahrscheinlichkeit zugegeben werden, allein eine abgeschlossene Bildung würde für die abgehenden Obersekundaner damit auch nicht erzielt werden. Diese ist eben nur zu erreichen, wenn die Anordnung des Studienplans darauf zugeschnitten wird und die Berechtigungsgrenze für den einjährigen Dienst mit dem Abschlusse der ganzen Schulzeit zusammenfällt. Kann nun aus naheliegenden Gründen diese Grenze nicht bis zum Ablaufe einer neunjährigen Schulzeit hinaufgerückt werden, so muß, wenn die Einheitlichkeit des Bildungsstandes den leitenden Gesichtspunkt abgeben soll, die Schulzeit dem entsprechend verkürzt werden.

(Fortsetzung folgt.)



Eine christliche Ästhetik.

Don Karl Borinski.

(Schluß.)



Wie das Bild des Häßlichen, so wird auch das Bild des Schrecklichen (das Erhabene) mit dem Schönen durch das Band des Gefallens zusammengehalten. Das Schreckliche in Wirklichkeit gefällt nie, ist auch nicht erhaben, wie nach den weiten Begriffen der Ästhetiker angenommen werden muß. Romanhelden sind vielleicht imstande, wenn der Tiger seine Pranken auf sie schlägt, die Empfindung des Erhabenen in der Erscheinung des schrecklichen Feindes zu haben, oder dann, wenn der Gießregen auf sie einschüttet, Bliß auf Bliß blendet, der Donner sie betäubt. Wirkliche Menschen werden sich dabei einfach höchst elend befinden. Nur der, für den das Schreckliche keine Wirklichkeit hat, kann es als erhaben empfinden. Hierzu zählen wir auch das wirkliche Schreckliche, das als erhaben empfunden wird. Es hat in dem Augenblicke jenes Gefallens am Schrecklichen, welches wir als erhabene Empfindung bezeichnen, für uns die Bedeutung eines Bildes, des Bildes der uns aus Erfahrung als so furchtbar bekannten Naturerscheinung. Treffend ist die Bezeichnung des Gewitters (vonseiten der geschützten Beobachter!) als Naturschauspiel. Sie ist aus der Empfindung des Erhabenen entstanden, als der täuschenden Vergewärtigung für uns schrecklicher Dinge durch eine mit höchster Gesetzmäßigkeit wirkende Macht, deren sinnliche Erkenntnis gefällt. So ist es zu erklären, daß sowohl das Häßliche als das Schreckliche ohne weiteres (im Abbild!) mit dem Schönen verbunden auftreten kann, zu seiner Belebung, zur Erhöhung seiner Wirkung nicht nur unentbehrlich ist, sondern ihm fast gleichberechtigt zur Seite steht. Wir haben also nicht nötig, zum „Blick der ewigen Weisheit“ unsre Zuflucht zu nehmen, nachdem „alles schön sey, was sie gemacht hatte.“ Denn wir haben doch nun einmal diesen Blick nicht. Wie bedenklich für den christlichen Ästhetiker gerade dieser Punkt geworden ist, beweist die trotz aller Verkläuterungen dabei hervorlugende pantheistische Grundansicht, die hierüber hinweghelfen muß. Der Leser verliert hierbei oft die reservata aus den Augen und fragt sich, ob es denn nun die „göttliche Weisheit“ oder unser „endlicher Blick“ sei, nach denen dies und das „rückfichtlich“ oder „schlechtthin“ häßlich genannt wird. Er fragt sich, ob auch für uns der Teufel „immer noch rückfichtlich schön“ ist und demnach eigentlich nur das „Nicht-Seyende“ häßlich; und er denkt an eine stark vom „unwissenschaftlichen Pantheismus“ eingegebene Stelle im himmlischen Prolog zum „Faust.“

Hat der Vertreter des ästhetischen Einheitsgedankens bisher Ursache gehabt, mit unsrer vorgeblichen Unterstützung desselben — in seinem Sinne — ziemlich unzufrieden zu sein, so wird er vielleicht umso willkommener unsern dritten und letzten Bestimmungspunkt begrüßen, der ihm einen völligen Triumph zu verheißen scheint. Das Schöne gefällt durch das seiner Erscheinung zu Grunde liegende, durch seine Voraussetzung. Ja, ist denn das noch „schön,“ was nicht durch sich selbst gefällt? Kann man eine Bestimmung auf etwas nicht vorhandenes gründen? Doch wohl; in irgend welcher Weise muß es möglich sein. Sonst hätten nicht die ersten Geister der Menschheit, die doch gerade in diesem Fache bereits mindestens so berufene Richter waren wie unser erleuchtetes Geschlecht, sonst hätten nicht gerade diese jene Bestimmung bei der Erklärung des Schönen und seiner Wirkungen herbeigezogen. Ja, wir stehen nicht an, dem „Guten“ eine grundlegende Beziehung zum „Schönen“ einzuräumen, den alten Platonischen *καλόν*-Begriff in seine ihm durch die Ästhetik geraubten Rechte wieder einzusetzen.

Es ist wunderbarlich, daß bei einer der vielen „Revisionen,“ die eine Spezialität der Ästhetik zu sein scheinen, noch niemals die Frage aufgeworfen wurde, ob denn die vielberühmte Begrenzung des formalen Schönheitsbegriffes nach seinen früheren „Vermischungen“ der Wissenschaft des Schönen mehr genützt oder geschadet habe. Genützt hat sie sicherlich: sie hat zu einigen unschätzbaren Grundbegriffen verholfen, durch die das Schöne sozusagen emanzipirt worden ist, Begriffen, mit denen wir heutzutage spielen, die wir aber der Ästhetik und vor allem freilich ihrem großen zweiten (und doch eigentlich ersten) Vater, Kant, verdanken. Daß aber damit die eigentliche Arbeit auf dem Felde des lebendigen Schönen erst anfinge, leugnete die Ästhetik. Froh ihrer ererbten Begriffe, fing sie gründlich an, deren Besitz zu erwerben, tummelte ihr damit befrachtetes Schiffelein auf dem flachen Gewässer ihrer Abstraktionen herum, bis sie ganz auf dem Hegelschen Sande festfuhr und froh sein mußte, sich auf die Herbart'sche wüste Insel zu retten, wo sie fern von den blühenden Gestaden der Kunst ein ebenso wohlgeordnetes als dürftiges Leben fristet. Dort drüben aber hat man sie, nachdem man sich eine Zeit lang über ihre Demonstrationen weidlich gärgert hatte, fast völlig vergessen, und es geht trotzdem; nicht bloß in praxi, auch in theoria. Merkwürdig, auf den Gebieten der Architektur und Musik hat sie noch verhältnismäßig das meiste Ansehen. Auf denen der übrigen bildenden Künste und der Poesie steht letzteres bekanntlich leider unter Null. Wir brauchen die Erklärung nach dem, wovon wir ausgingen, nicht lange zu suchen. Sie liegt in der unzureichenden Verwendbarkeit des einseitigen Schönheitsbegriffes der Ästhetik in Künsten, deren Vorwurf vorzugsweise der Mensch ist, der Mensch und seine That.

Nur in verschwindend seltenen Fällen unterliegt der Mensch und sein Thun dem Maßstabe einer rein ästhetischen Wertschätzung. Die bloße sogenannte Grenzboten I. 1887.

schöne Larve sagt uns gar nichts, so wenig, daß höher kultivierte Menschen dem Gefallen daran kaum den Ehrentitel eines „ästhetischen“ (im früher ausgeführten Sinne) einräumen möchten. Wenn die antiken Bildwerke nichts weiter wären als dies — worauf allerdings das vulgäre Geschwätz von der „Kälte und Ruhe der Antike“ hinzuzielen scheint —, so stünde es allerdings schlimm um den Wert der Antike. Berufene Kunstforscher haben an der Hand treuesten Handwerksverständnisses über die allgemeinen Schönheitsverzückungen hinweggeführt. Von den poetischen Künsten gilt dies leider noch nicht in dem Maße wie von den bildenden. Hier predigt noch auf Schritt und Tritt die Kritik — vorzugsweise freilich die dadurch auf den äußersten Punkt der Bedeutungslosigkeit herabgedrückte Rezensionsmaschinerie — mit allgemeinen ästhetischen Schätzungen unbelegtester Art die einstige Herrschaft der „Ästhetik.“ Wahrhaftig, wenn man zu wählen hätte zwischen der beschränkten Handwerkskritik früherer Zeiten und der stupiden Wortmacherei des Durchschnitts der heutigen, wir zögen die Beschränktheit der Stupidität vor. Ehre der Literaturgeschichte und vorzugsweise jenen Vertretern derselben, welche gerade in diesen Blättern ihres kritischen Amtes walteten, daß wir nach und nach wieder andre Maßstäbe für unsre poetischen Erzeugnisse erhielten, als die des

Schön ist schön und wirkt durch sich selbst, und wirkt es nicht selber
Als schön wirkend, nun gut, hab' ich ein Nicht-Schön gewirkt.

Man empfand seinen Zwang vorhin wohl deutlich genug, als wir behufs genauer Schematisierung genötigt waren, das Schöne und seinen Gegenfuß „an sich“ zu betrachten. Dies Schema war unentbehrlich zur Orientierung. Es soll uns bald nicht mehr binden.

Auch unsre dritte Kategorie in der Erscheinung des Schönen kann wie die beiden ersten für sich gesondert betrachtet werden. Der Einwurf, daß das „der Erscheinung zu Grunde liegende“ garnicht zur Erscheinung komme, daher für das „Schöne der Erscheinung“ weienlos sei, ist — apodiktisch auftretend — nur eine scholastische Finte. Denn die Erscheinung ist bestimmt von ihrem Grunde; sie ist von ihm nicht zu trennen, wäre nicht vorhanden ohne ihn. Nun gefällt sie, und zwar infolge dieser ihrer innern Eigenschaft. Das Gefallen scheidet und sondert nicht, und nennt die Erscheinung, die ohne ihre innere Eigenschaft für das Gefallen garnicht vorhanden wäre, mit vollem Rechte „schön.“ Wir halten es nicht für einen Mangel, sondern für eine Erleuchtung der sonst eifrig scheidenden sokratischen Philosophie, diesem Grundsatz nicht widersprochen zu haben. Wir haben seine übeln Folgen nicht mehr zu fürchten, was hält uns ab, ihn wieder in Gnaden anzunehmen?

Die sinnliche Erscheinung des Guten (denn dies in all seinen Formen als moralisch Bedeutendes, als Edles, Barmherziges, Tüchtiges u. s. w. ist unser „zu Grunde liegendes“) und seine sinnliche Erscheinung macht es ästhetisch verwendbar. Das „Gute“ an sich, das abstrakt erkannte Gute kann freilich nicht

ästhetisch wirken. Es „gefällt“ nicht. Aber ebensowenig gefällt das abstrakt erkannte Schöne, überhaupt nicht das Wahre. Das bestätigt nur zu sehr die verbreitetste aller Erfahrungen. Aus unserm restituirten Grundbuche folgt keineswegs die „Sitten- und Erbauungskunst.“ Er berücksichtigt nur wieder mit Bewußtsein eines der wichtigsten Momente aller Kunst. Das „Gute,“ sinnlich erkannt, „gefällt“ und somit gehört es ohne Frage zum „Schönen,“ dessen Kriterium (das Gesetzmäßige in Erscheinung) es ebenfalls teilt.

Wir überlassen für diesmal die wichtigen und tiefgreifenden Ergebnisse dieser Folgerungen im einzelnen sich selbst. Wir haben schon angedeutet und brauchen wohl kaum im besondern auszuführen, daß die einzelnen Kategorien des „Schönen in der Erscheinung“ nur in den seltensten Fällen getrennt auftreten. Ebensovienig werden natürlich die Erklärungen der einzelnen Wirkungen für gewöhnlich auf diese allgemeinen Normen zurückzuführen sein. Der einzelne Fall ist meist zu mannichfach zusammengesetzt, zu sehr in kausaler und historischer Beziehung (mit „vor“ und „nach,“ mit „warum“ und „wofür“), als daß man sich mit einer herbeigequälten Schematisierung zufrieden geben könnte. Ist man von der Notwendigkeit einer solchen Betrachtungsweise überzeugt (und Überzeugung ist bei ihr am ehesten wissenschaftlich, denn sie giebt einer unendlichen Entwicklung Raum), so muß man über die Unbefangenheit staunen, mit der man es dereinst versuchte, die Grundwirkungen „aus sich heraus“ dialektisch zu „entwickeln.“ Was sagen sie uns eigentlich, diese „Negationen der Negation,“ der „an den drei Schlußketten hin- und wiedertanzende Verstand“? Da knackt jemand Nüsse ohne Kern! möchten wir immer dabei ausrufen, bloß um zu zeigen, daß er gute Zähne hat. Wie ganz anders könnte hier der philosophische Sinn die Einzel-erkenntnis beleben, wenn er sich zu ihr herabließe und sich mit ihr verbrüderete, statt in einem selbstgeschaffenen Ather souverän auf sie herabzusehen. Aber allgemeine Normen werden sich trotzdem erzielen lassen, und es wird ihrer Bedeutung nichts abbrechen, daß der unbefangene erste Blick eines schon auf der Höhe des Erkenntnismaterials stehenden Alten sie bereits festsetzte oder doch ahnte. So hat die von uns befürwortete Verbindung des Reiches des „Guten“ und „Schönen“ (in der Form des „Nicht-Schlechten“ und „Nicht-Ekelhaften“) den Aristoteles bereits zu der besten Erklärung des „Komischen“ geführt, die wir noch immer besitzen. Ähnlich ließe sich verfahren in den Fragen des Tragischen, der verschiedenen Arten des Erhabenen u. s. w.

Man wird jetzt erkennen, weshalb es einer so umständlichen Auseinandersetzung bedurfte, um dem christlichen Ästhetiker gerecht zu werden. Weit entfernt, jene von ihm durchgeführte Verbindung als antiquirt zu übersehen oder als verwirrend und umstürzend schlechtthin zu verwerfen, können wir ihr nun im Gegenteil mit vollem Nachdruck eine neue wissenschaftliche Bedeutung zusprechen. Nur müßte sie aufhören, christlich sein zu wollen, ohne daß sie deshalb aufzuhören brauchte, christlich zu sein. In der treuen, entsagenden, gewissermaßen

unpersönlichen Erforschung des Seienden, ob gut oder schlecht, liegt nichts unchristliches; sonst hätte auch er sein Buch ungeschrieben lassen müssen. Denn viele der darin behandelten Dinge werden in seinem Sinne doch nicht besser dadurch, daß er sie verdammt. Im Kreise der Forschung gilt es, sie zunächst zu verstehen. Oder sollte diese Meinung dem wohlunterrichteten Vater auch schon etwas „pantheistisch“ vorkommen? Aber wir machen uns anheischig, nachzuweisen, und haben es zum Teil schon nachgewiesen, daß eine ganze Reihe künstlerischer Erscheinungen, die er verdammt, nicht schlecht sind, eben weil sie künstlerisch sind, und unsre Kriterien der Kunst haben wir ausführlich dargelegt. Die seinigen aber sind nicht immer bloß künstlerisch, sondern, wie wir zeigen werden, vorzugsweise religiös.

Die Religion als zum Teil sinnliche (symbolische) Darstellung des Wahren, des transzendental und ethisch Wahren, hat manche Verührungspunkte mit der Kunst. Namentlich die katholische Religion, in welcher diese symbolische Darstellung mit starkem äußern Pomp vermittelt wird. Dieser Pomp ist seiner Idee nach nichts weniger als Prunk und Sinnenfidel, wie dies von Feinden der katholischen Religion behauptet wird. Die großen Organisatoren der letztern haben eben mit feinem Blicke jene Beziehungen zwischen Kunst und Religion erkannt und die eine für die andre zu verwerten gewußt. Die schöne Religion ist unzweifelhaft im Vortheile gegen die nicht oder weniger schöne; die Wahrheit muß verteidigt werden, Schönheit spricht für sich selbst. Der beste Beweis dafür ist der, daß selbst die Reformation (welche doch die Kirche deutlich genug darauf hinwies, daß sie Gefahr lief, die Religion über der Kunst zu verlieren), daß gerade sie nicht imstande war, das Band zwischen Kunst und Religion zu zerreißen. Im Gegenteil, es wurde (nach kurzen, vorübergehenden Revisionen) noch inniger. Es erstreckte sich auf Gebiete der Kunst, welche die Religion offenbar ausschließen. Man fühlte das nicht, man lebte in dem guten Glauben, daß die Kirche alles heilige, und daß es nichts Kostbares und Wirkames gebe, was man nicht für ihren Triumph verwenden dürfte. Erst in einem kritischen Zeitalter, als die Waffen aller Kirchenfeinde mit Vorliebe aus diesem Stoffe geschmiedet wurden, erst in einem kunstgläubigen Zeitalter, als man von einem möglichen Erlasse der Religion durch die Kunst zu träumen begann, kurz, erst in der Zeit, als es nicht mehr galt, die Keckreligion im Schwach zu halten, sondern die Religion überhaupt zu schützen, erst da wurde auch auf diesem Gebiete aus der *ecclesia triumphans* eine *ecclesia militans*. Da man die Kunst, die nun einmal schon organisch mit der Kirche verwachsen war, unmöglich aufgeben konnte, so resolvirte man sich kurz und erklärte, um hier von vornherein jede Blöße zu decken, kurzweg alle wirkliche Kunst für religiös. Man bewirkte dies dadurch, daß man das Schöne einfach mit dem Guten eins setzte, und zwar mit dem spezifisch religiös Guten, ja noch mehr: mit dem kirchlich anerkannten Guten.

Nun ist aber die Kunst, wie etwa der Staat (zu dem die katholische Kirche ja in ähnlicher Beziehung steht, und bei dem daher ähnliche, wenn auch nicht so weitgehende Grenzstreitigkeiten unausbleiblich sind) eine ganz besondere, auf sich selbst gegründete Erscheinung. Jede Kirche bedarf gewisser staatlicher Organisationen (wenn auch nicht so weitgehender wie die katholische). Aber deshalb ist der Staat nicht kirchlich. Eine jede Religion und besonders die katholische bedarf der Kunst. Aber deshalb ist die Kunst nicht religiös. Sicherlich beruht auf der Verbindung des höchsten Guten (als welches uns das „Heilige“ erscheint) mit dem höchsten Schönen, dem „Vollendetem,“ die höchste Wirkung der Kunst. Aber diese Verbindung braucht erstens nicht durchaus religiös zu sein, und zweitens ist die Kunst damit keineswegs erschöpft. Die christliche Ästhetik befestigt dies, ohne es zu wollen, selbst. Wir sollten meinen, ein Kunstwerk, welches in dem Grade der Kunst und Religion gemeinsam ist wie die sizilianische Madonna, wäre nie geschaffen worden. Trotzdem liegt bereits in der Nacktheit des Kindes ein Trennungspunkt. Das Religiöse kann dies tabeln — vom christlichen Standpunkte. Der christliche Ästhetiker aber tadelt es vom ästhetischen. Schärfer können seine Übergriffe nicht gekennzeichnet werden. Das Kölner Dombild steht ihm höher. Das ist natürlich. Aber es steht ihm ästhetisch höher — das ist widernatürlich. Der Gregorianische Kirchengesang und die Palästrinische Messe sind gewiß auch höchste künstlerische Erscheinungen. Aber das Mozartsche Requiem ist es nicht minder, trotzdem daß es aus dem Kreise des rein Religiösen herantritt. Und wie das Schöne selbst in Verbindung mit dem Guten unnachsichtlich verworfen wird, sobald nur die geringste Möglichkeit vorliegt, daß es — gleichviel wen! — weltlich reizen könnte, so wird auch das Gute gebannt, sobald es aus dem kirchlichen Kreise heraustritt oder außerhalb desselben liegt. Goethe (der übrigens aus Hermann Baumgart zitiert wird!) ist „unsittlich“ wohl nicht bloß aus jenem, sondern hauptsächlich aus diesem Grunde, die Antike ist sündhaft, nicht bloß als „nackt,“ sondern vornehmlich als „heidnisch.“ Das Nazarenertum und die Romantik wird empfohlen und gefördert, aber nur insoweit es kirchlich ist. Groß ist die Kunst, mit der hierbei zu Wege gegangen wird. Der naive Präparator könnte staunen über die Menge und das Gewicht der Autoritäten, die sich stets und ausschließlich zur christlichen Ästhetik bekannt haben. Das „Wann, wo, wie“ wird weislich verschwiegen oder in den Hintergrund gedrängt. Schiller wird gern zitiert, aber unter Namensnennung stets — auch bei ganz unverfänglichen Fragen, wie der, daß jedes Drama als Dessin für die (erst eigentlich künstlerische) Aufführung gedacht sei — mit Ideen und Szenen, welche den Katholizismus feiern. Herder wird gegen Kant ins Treffen geführt, aus „Oberätzen Wagners“ und „Unterätzen Hanslicks“ werden sehr unwaguerische und wenig Hanslicksche Schlüsse gezogen. Die modernen Dichter der christlichen Ästhetik sind nicht Rovalis und Eichendorff, sondern Kardinal Wiseman

mit seiner Jugendschrift „Fabiola“ (die für den Verfasser dieses Aufsatzes einst etwas ungemein Angstliches hatte) und der Zentrumsmann Weber hauptsächlich mit „Dreizehnlinden.“ Und alles, was außerhalb dieser Sphäre liegt, muß sich nun mit den Gnadeniteln „zivil“ und „hedonische“ Kunst gegenüber der „wirklichen“ Kunst begnügen, und wer weiß, was auch darauf überhaupt Anspruch erheben kann!

Auf Beweise kommt es der christlichen Ästhetik nicht an. Wir haben gleich im Eingange darauf vorbereitet: ein „rüstiger Ritter“ betritt hier jenen von Kant gekennzeichneten „dialektischen Kampfplatz, wo jeder Teil die Oberhand erhält, der die Erlaubnis hat, den Angriff zu thun.“ Unserer „Methode, einem Streite der Behauptungen zuzusehen oder vielmehr ihn selbst zu veranlassen, nicht um endlich zum Vorteile des einen oder des andern Teiles zu entscheiden, sondern um zu untersuchen, ob der Gegenstand desselben (hier „die absolute Schönheit“ der Ästhetik) nicht vielleicht ein bloßes Blendwerk sei, wonach jeder vergeblich haschet“ — uns ziemt es nicht, ihm hierbei im einzelnen zu folgen und zu den glänzenden Stößen und Paraden den schuldigen Beifall zu klatschen. Ob die „Schönheit“ „Liebe“ erwecke oder nicht (Frage der interesselosen Schönheit), kann uns gleichgültig sein, so lange wir nicht bis ins einzelste genau wissen, was unter „Schönheit“ und unter „Liebe“ zu verstehen sei — und wir können uns auf diesem Gebiete mit theologischen Deduktionen nicht zufrieden geben.*) So lange müssen wir aber auch noch an dem vielverleumdeten und vielfach mißverstandenen Grundsatz: *L'art pour l'art*,**) der Errungenschaft einer beispiellos sichern philosophischen Kritik, unverbrüchlich festhalten. Die Frage nach der „Realität der schönen Dinge,“ sowie die spitzfindigen Voraussetzungen des (als Stillehrer vernünftigeren) alten Kardinals Pallavicini — daß man sich einbilden (!) könne, eine garnicht vorhandne Sache wirklich genießend (!) zu besitzen — verweisen wir, statt sie zu beleuchten und zu widerlegen, dorthin, wohin sie gehören, in das Reich der scholastischen Logik. Aus

*) Wir haben uns daher auch nicht dazu verstehen können, den vom Verfasser so kategorisch geforderten Ersatz des Ausdrucks „das Schöne,“ „das Gute“ durch „Schönheit“ und „Gutheit“ anzunehmen. Das „Schöne“ bedeutet in unsrer Sprache niemals *τὸ καλόν*; in diesem Sinne werden Schriftsteller, die auf „Wissenschaftlichkeit“ Anspruch machen — und solche scheint er ja nur im Auge zu haben —, stets den Ausdruck „die schönen Einzeldinge“ oder „der schöne Gegenstand“ verwenden. Die deutsche Sprache hat im Gegenteil darin mit der griechischen Ähnlichkeit, daß sie im philosophischen Vortrag das synonymische Adjektivum dem abstrakten Substantiv (so die lateinische!) vorzieht. In diesem Falle so sehr, daß sie letzteres wie jene (*τὸ καλλόν*) auffällig vermeidet, schon weil es oft komisch verwendet wird („eine stolze Schönheit“). Der Ausdruck „Schönheit“ ist aus der — lateinischen — Mythik überseht und eignet sich allerdings vortrefflich für Operationen, wie sie der Verfasser mit ihm vornimmt.

**) Eine unbewußte Anerkennung desselben entschlüpft dem Verfasser z. B. Seite 704, Anmerkung.

der „schwierigen“ Stelle des Thomas von Aquino: Pulchra enim dicuntur quae visa placent lesen wir weder eine Unterstützung der idealistischen noch der realistischen Ästhetik heraus, sondern einfach die Tatsache, daß der große Kirchenlehrer seinen Aristoteles wohl inne hatte. Daß übrigens das Sinken des Geschmacks, der Kunst und damit der Kunstlehre zu der Vernachlässigung der Werke des großen Aquinaten in irgendwelcher Beziehung stehe, haben wir bei aller Bewunderung für den doctor mirabilis und aller Skepsis gegenüber dem künstlerischen oder vielmehr unkünstlerischen Zuge der Zeit nicht zu ergründen vermocht. Die Auseinandersetzungen mit den Ästhetikern sind im Sinne unsrer oben bezeichneten Methode oft sehr lehrreich. Nur möchten wir dagegen protestiren, daß der philosophische Pantheismus mit dem Junghegelianer Bischof in eins gesetzt wird, und was schließlich bei Beurteilung des „national-liberalen Ästhetikers“ Carriere der Nationalliberalismus zu thun hat, ist uns ganz unverständlich geblieben.

„Alles Schöne ist schwer.“ Wir schließen mit dem bedeutamen Worte, mit dem wir in die Erörterung des August Reichensperger gewidmeten Systems der Ästhetik eintraten. Sein Autor wird uns kaum vorwerfen können, daß wir es uns leicht gemacht haben. Und gerade weil wir in jenem sokratischen Sinne das Schöne für schwer zu beurteilen halten, kann auch unsrer philosophische Ergründung des „Schönen“ nicht so einfach und einheitlich ausfallen wie die seine. Freilich, wenn man, den Doppelsinn jenes Sprichwortes benutzend, das Schöne völlig gleich dem Guten setzt, so kann man allerdings sehr leicht mit ihm fertig werden. Denn das Gute ist wohl schwer zu üben und auszuführen, aber zu beurteilen ist es stets sehr leicht, und zwar gleichermaßen für feinere und gröbere Geister. Hier werden also keine Meinungsverschiedenheiten zu schlichten, keine entgegengesetzten Auffassungen zu einen sein. Beschränkt man vollends seine Anschauung vom Guten auf das allerhöchste Gute, wie es im weltüberwindenden „Heiligen“ entgegentritt, und nennt dies „Schönheit,“ so wird man in seiner Ästhetik sehr bald dogmatisch auftreten können. Ist man überdies klug und geschickt in der Anwendung des Dogmas, und wählt man die Beispiele für diese Art von „Schönheit“ zweckentsprechend, so wird man auch den Anschein erwecken können, als sei dies ihr unverkürzlicher Kanon. Freilich, unter diesen Voraussetzungen ist es ein Kanon, über den garnicht zu streiten ist, und es ist wirklich erfreulich, welche geringe Rolle der bekannte ästhetische Reker, der „Geschmack,“ bei demselben spielt. Er erscheint beziehungsweise ganz am Schluß und wird sehr vornehm abgefertigt. Aber leider ist damit wenig gewonnen. Für ein beschränktes Gebiet durch eine Reihe feiner und richtiger Bestimmungen seiner Willkür beraubt, weist er uns für sein ganzes übriges Reich, das sich doch nun einmal trotz Dogmen und Voraussetzungen nicht hinwegdisputiren läßt, auf seine licht- und ordnungswidrigen Tendenzen hin. Ihnen gilt es auch dort zu begegnen, auch dort, wenn auch nicht Dogma und

Kanon, so doch möglichst sichere Gesetze und Muster zur Anerkennung zu bringen; und dazu reicht eine „christliche Aesthetik“ nicht aus.

Es sind nun bald vierhundert Jahre her, da erschien an demselben Orte, an dem diese ihre letzte und sicherlich mit bedeutendste Äußerung wie so viele andre das Licht der Öffentlichkeit begrüßte, nämlich zu Freiburg im Breisgau die erste jener künstlerischen Bußpredigten in Deutschland, in denen mit einseitiger Empfehlung der religiösen die gesamte profane Kunst in Grund und Boden verdunnert wird. Ihr Autor ist an Gewicht, sie selbst an Geist und Gelehrsamkeit nicht mit der unsrigen zu vergleichen; denn es ist der in der deutschen Literatur hinlänglich bekannte Dr. Thomas Murner, und sein Opus heißt, jedem Eingeweihten verständlich: Hieronymiana Augustinianaque pudicorum poematum commendatio, impudicorum vero miranda castigatio. Aber ein Umstand liegt doch vor, der uns diese Inkunabel der christlichen Aesthetik gerade bei dieser Gelegenheit in die Erinnerung zurückruft. Wie diese „Aesthetik“ nämlich, wendet sich jenes poesiefreudliche Libell an die Kunstfreunde überhaupt, und niemand geringeres als seine frühern poetischen Freunde, die Straßburger Humanisten selbst, sollten dem bekehrten Musesohne dazu helfen, seine nunmehrigen künstlerischen Ansichten zu empfehlen. Die guten Humanisten waren sicher in nicht geringer Verlegenheit. Was der Autor da sagte von den heidnischen und weltlichen Unsitte in der damaligen religiösen Poesie, das war ja wahr, und ihre Rüge verdiente alles Lob. Aber es war so gewendet, als wäre die religiöse Poesie die Poesie überhaupt, und als beginge die eben wieder kunstfroh gewordene Welt eine Todsünde mit ihrer harmlosen Auszierung derselben durch die schönen Kunstmittel des heidnischen Altertums. Sie beschränkten sich also darauf, die Tendenz der Schrift soweit zu erwähnen, als sie den Geistlichen auf heilige Dinge verweist. Nur der wackere Ulricus Zasius ging weiter. Nachdem er wie die übrigen sein Gefährlein aufgesagt, schließt er mit der vielbedeutigen Meinung: Quicquid praeterea religiosus sapit, desipit. Nun, in der sichern Überzeugung des Dichters, daß das desipere auch dem Weisen unter Umständen wohl anstehe, können wir uns wirklich kaum zurückhalten, dem Werke des geistreichen und gelehrten Vaters mit der wärmsten Zustimmung aller Kunstfreunde zu seinen Ausführungen über religiöse Kunst das Sprüchlein des alten Humanisten mit auf den Weg zu geben: Quicquid praeterea religiosus sapit, desipit.*)

*) Am Schlusse des ersten Theiles dieses Aufsatzes in der vorigen Nummer ist ein Satzfehler übersehen worden. Es muß statt überästhetischer Reizung heißen: überästhetischer Reizung.



Erich Schmidts Charakteristiken.



nachdem Erich Schmidt mit einem Werke großen Stils, seiner zu drei Vierteln vollendeten Lessingbiographie, sich seinen Platz in der Wissenschaft gesichert hat, hat er, auch nach der strengeren Auffassung der akademischen Kreise, welche nicht gleich gesammelte Feuilletons als ein „Buch“ gelten lassen wollen, sich das Recht erworben, seine bisher zerstreuten kleineren Schriften vereinigt herauszugeben. Dies ist in dem stattlichen Bände von 500 Großoktav-Seiten geschehen, der unter dem, freilich nicht überall zutreffenden, kurz angebundenen Titel „Charakteristiken“ alle Essays, Studien, Kritiken und Vorträge bringt, welche Erich Schmidt in den letzten zehn Jahren veröffentlicht hat.*) Wird auch dieses Buch vermöge seiner strengen, eine mehr als gewöhnliche literarische Bildung voraussetzenden Eigenart schwerlich in breitere Bildungskreise dringen und wohl am wenigsten in die der Frauen, obgleich der Verfasser, welcher das Werk vier Wiener Damen auf einmal gewidmet hat, diese Hoffnung zu hegen scheint, so wird es jedenfalls dazu beitragen, daß die Bedeutung seiner Methode und seines Könnens rückhaltlos anerkannt wird.

Das wichtigste ist, daß sich Erich Schmidt jener großen Strömung in den Wissenschaften anschließt, welche das Ziel hat, daß jede Einzelwissenschaft möglichst auf die eignen Beine gestellt werde, Hilfsmittel, Methoden der Forschung nicht minder als den letzten Zweck derselben nirgends anders als in sich selbst suche und von dem mit der größten Sorgfalt durchackerten Boden der That-sachen in streng empirischem Fortschritte aufsteige zu jenen allgemeinen Ideen, welche den Schlußstein aller Wissenschaft bilden sollen. Am allerwenigsten dürfen die apriorischen Ideen der philosophischen Ästhetik die Zirkel eines solchen Forschers stören. Er nimmt die Aufgabe des Literaturhistorikers im allerstrengsten historischen Sinne, vielleicht strenger noch als Wilhelm Scherer. Spricht Erich Schmidt über eine literarische Erscheinung, so ist ihm dies niemals, wie sonst allen Schriftstellern, der Anlaß, eine philosophische Idee, eine Weltanschauung, eine künstlerische Lehre an seine Besprechung zu knüpfen, sondern das wie? wann? und warum? des Geschehens geht ihn einzig und allein an. Mit der größten Peinlichkeit werden allgemeine Wendungen vermieden, und zuweilen scheint es, als ob der Verfasser für seine Person eigentlich nichts zu sagen hätte, er selbst verschwindet ganz und gar hinter der Analyse des Gedichtes oder der Charakteristik der Persönlichkeit oder der verblüffenden Fülle gelehrter Daten, welche zur Kennzeichnung des historischen Zusammenhangs des Einzelnen mit seiner Zeit aufmarschiren. Machen diese Gelehrsamkeit und diese unpersonliche Sach-

*) Charakteristiken von Erich Schmidt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886. Grenzboten I. 1887.

lichkeit eine Tugend des Forschers aus, so befremden sie freilich zunächst den mit dem innern Wesen der Methode noch unvertrauten Leser. Denn eine so weit getriebene Unpersönlichkeit in der Darstellung mutet wie Kälte und Gleichgültigkeit des Darstellers gegen seinen Gegenstand an. Die Höhe der Anschauung, von welcher aus Erich Schmidt seine feinen historischen Fäden auffängt, bringt nicht jeder Leser gleich mit, und da ihm keine Dialektik zu Hilfe kommt, so hat der Leser Mühe, mit in die Höhe zu steigen. Die seltene Kunst Erich Schmidts, konkret zu sprechen und zu charakterisieren, erregt Bewunderung, aber da die Fülle der einzelnen Beobachtungen nicht immer durch eine ausgesprochene Idee vereinigt wird, so bleibt dem Leser die Arbeit, sich die Einheit im Bilde der charakterisierten Persönlichkeit erst zu schaffen, was ihm nicht immer gelingen dürfte. Was für ein Reichthum der feinsten ästhetischen Bildung und Einsicht, der mitdichtenden poetischen Anschauung in diesen Charakteristiken verstreut ist, welche Kraft der Unmittelbarkeit in der Apperzeption poetischer Werke diese gedrungene Schreibweise voraussetzt, werden wenig Leser einsehen, da sie meist gewöhnt sind, ästhetische Urtheile erst nach einem schöngeistigen Diskurs zu erfahren. Die ganze historische Methode Erich Schmidts setzt aber eine solche Kraft der Unmittelbarkeit wie die Befähigung, mitzudichten, sich lebhaft in fremde Zustände zu versetzen, voraus; denn sie will weniger richten, als erklären, sie will nicht von einem starren ästhetischen Dogma aus die literarischen Erscheinungen klassifizieren gleich dem Botaniker, der sich ein Herbarium anlegt, sondern ihr sind sie Dokumente des menschlichen Lebens, und dieses Lebendige in ihnen, die wirkende Kraft, will als solche erkannt und dargestellt werden. Wer die Geschichte der Wissenschaft halbwegs überschaut, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß diese Methode Erich Schmidts nicht bloß eine natürliche Konsequenz in der Entwicklung der Literaturgeschichte sei, in der die Resultate der Philologie wie der Ästhetik zu einer einheitlichen wissenschaftlichen Anschauung zusammenfließen, sondern er wird auch diese Methode für die gesündeste und fruchtbarste halten. Denn hier weiß jedermann, woran er ist, er hat es immer mit faßbaren Dingen zu thun. Sie verhält sich zu jener der schöngeistigen Enthusiasten, wie die rechte That zum schwachen Wollen.

Von dem reichen Inhalte des Buches wollen wir nun in aller Kürze eine Vorstellung geben. Eröffnet wird die Sammlung der „Charakteristiken“ durch eine Studie: „Faust und das sechzehnte Jahrhundert.“ Anknüpfend an eine Analyse der Widmannschen Fausthistorie werden die Reformation, Luthers Teufelsglaube, die schillernde Gestalt des Hauptvertreters der medizinischen Chemie Philippus Theophrastus Paracelsus Aureolus Bombastus von Hohenheim, der Humanismus, die ganze Erweiterung des geographischen und wissenschaftlichen Horizonts in jener Zeit als die Hauptquellen der Sagenbildung bezeichnet. Der historische Faust stand tief unter demjenigen, den die Phantastie schuf. Aber, wird geschlossen: „es zeugt für den Aufschwung und die Ber-

tiefung des deutschen geistigen Lebens im sechzehnten Jahrhundert, daß die Idee des Forscheritanzismus gedacht werden konnte, und es zeugt für unsre damalige poetische Ohnmacht, daß kein Deutscher fähig war, diesen Gedanken künstlerisch zu gestalten.“ Dem Engländer Marlowe gelang diese Aufgabe, dessen Drama wird dann auch skizziert. Der folgende Aufsatz: „Die Entdeckung Nürnbergs“ teilt interessante Äußerungen von typischen Vertretern der nüchternen Aufklärungsepoche über das ihnen häßlich, finster erscheinende Nürnberg mit, dessen gothische Denkmäler weit weniger ihrem Geschmack entsprachen als die lineare Regelmäßigkeit der Zopfzeit, und schließt mit dem Hinweis auf Sulpius Boisseree und die Romantiker, von denen ab wir Nürnberg als das Schatzkästlein des heiligen römischen Reiches schätzen gelernt haben. „Ariost in Deutschland“ vergleicht nur die Übersetzungen des „Rasenden Roland“ seit Dietrich vom Werder bis auf Kurz und Heyse. „Der Kampf gegen die Mode“ giebt ein farbiges Bild des aus Frankreich im siebzehnten Jahrhundert eingeführten Namobewesens, des tollen Kleiderluxus, der gezierten Sitten; dann werden die gegen dieses unpatriotische Treiben eifernden Schriftsteller, vor allem der brave Elßässer Moscherosch, dann der niederdeutsche Lauremberg, der Schlesier Vogau, der Oesterreicher Abraham a Sancta Clara charakterisirt. Schmidt deutet aber auch merkwilich die Grenzen dieser Geister an, deren Eifer auch blind werden konnte. „Eine niederdeutsche Dichterin“ entwirft das düstere Bild der unglücklichen Anna Odena Hoyers (1584 bis 1655). Die „Simplizissimusfeste in Renchen“ beschäftigen sich mit dem genialen Sittenschilderer des dreißigjährigen Krieges, Grimmelehausen.

Es folgen dann Studien aus der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Der ernste und ehrwürdige Gelehrte und Dichter Albrecht von Haller wird als Vortreter eines großen Reigens gekennzeichnet. Der lapidar betitelt Essay „Klopstock“ darf in Wahrheit auch für seinen Inhalt das Epitheton lapidar beanspruchen: einem Monument gleich hat Erich Schmidt das Bild des frommen Sängers aufgerichtet. Nie haben wir eine so eindringende, alle Vorzüge und Fehler gerecht abwägende Beurteilung der Messiasde gelesen — denn wieviele Literaturhistoriker selbst haben noch die Geduld, sie zu lesen? Schon zu Lebzeiten war Klopstock übrigens mehr gerühmt als gelesen, was sich Lessing bekanntlich nicht wünschte. Schmidt nimmt eine mittlere Stellung zu Klopstock gegen die leidenschaftliche, fast wie in persönlichem Hass geschriebene Kritik Danzels und gegen die anachronistische Parteinahme Munderts (der sich ja auch für Richard Wagners Poesie begeistert) ein. Wie man Versvarianten lebensvoll zur Charakteristik eines Dichters ausnützen kann, lehrt Schmidts Behandlung der Klopstockischen Oden in diesem Meistereffay. „Ein Höfling über Klopstock“ teilt ein schon D. F. Strauß bekanntes, aber wenig von ihm benutztes Memorandum über des Dichters Aufenthalt und Betragen am badischen Hofe aus der Feder des Prinzenerziehers Ring mit. Das Schriftstück war an Freund Wieland gerichtet, und Schmidt sagt darüber: „Sie zeigt uns nicht nur das Verhalten der

Höflingspartei gegen den begünstigten Dichter, das durch ein wahrhaft nobles, über kleine äußere Anstöße hinwegleitendes Benehmen des Fürsten beschämt wird, sondern wirft auch Licht auf Klopstocks Wesen und Treiben. Diese Beleuchtung ist nicht die unfrige, weder Tagesbeleuchtung noch Fackelbeleuchtung, vor allem keine Totalbeleuchtung; es ist vielmehr, als ob ein kleines Menschenkind mit einer qualmenden Lampe vor eine große Statue tritt; sein Flämmchen an ein paar ungefällige Flecken hält, zugleich aber auch helle Partien mit Ruß beschwärtzt.“ Der Aufsatz „Aus dem Liebesleben des Siegwartdichters“ führt uns in die bodenlose Sentimentalität des Romanschreibers Martin Miller, dessen jämmerliche Haltlosigkeit und Philisterei auf Grund seiner in der Münchner Staatsbibliothek erhaltenen Tagebücher und Briefe — vielleicht etwas zu breit — geschildert wird. Ganz neu ist die ausgezeichnete Untersuchung über Bürger's „Lenore,“ die mit dem hübschen Aperçu eingeleitet wird: „In den drei vornehmsten Literaturländern Europas haben zu verschiedenen Zeiten die größten Dichter der volkstümlichen Dichtung einen liebevollen Respekt gezeigt, indem sie ihr Kunstdrama zum Herold des populären Gesanges machten: Shakespeare in England, Molière in Frankreich, in Deutschland der junge Goethe.“ (Was ihr wollt; Misanthrope, Claudine von Billabella.) Schmidt kam durch einen glücklichen Zufall in den Besitz einer eigenhändigen Bürger'schen Abschrift der berühmten Ballade. Wie hat die Abschrift mit kritischen Randbemerkungen versehen, welche auch zum Teil für die letzte Fassung des Gedichts, die in den Werken des Dichters vorliegt, benutzt wurden. An die Mitteilung seines wertvollen Autographs — er druckt es mit diplomatischer Treue ab — knüpft Schmidt sehr interessante Studien über die Entstehungsgeschichte des Gedichts und die Verbreitung seines Motivs (allzu leidenschaftliche Trauer um den gestorbenen Geliebten stört ihm die Grabesruhe, und er kommt, sein Liebchen zu holen) in der europäischen Volkspoesie. Nun folgen Charakterbilder aus dem Goethischen Lebenskreise. „Frau Kat Goethe“ wird auf Grund ihrer vielen neu publizierten Briefe in ihrer unverwüßlichen Lebensfreude geschildert. Dabei wird auch das Verhältnis Bettinens zu Goethe und seiner Mutter skizziert. An eine Besprechung der Schrift des Pfarrers Lucius über Friederike Brion von Seffenheim werden Bemerkungen über den Nachklang dieses Verhältnisses in Goethes Dichtung, über des tollen Lenz Taktlosigkeiten geknüpft. Die Studie „Aus der Wertberzeit“ führt uns in das Haus der Sophie von La Roche, der „Sternheim,“ wie man sie nach ihrem ersten Roman zu nennen liebte. Die Spuren der Entwicklung von Maximilianens Erscheinung auf Goethes Jugendroman werden verfolgt. Von den höchsten Gesichtspunkten wird in großen Zügen das Bild der Frau von Stein entworfen und vor allem ihr Einfluß auf Goethes poetische Produktion dargelegt. Am wärmsten spricht Schmidt von der anmut- und geistvollen Mitarbeiterin an Goethes Westöstlichem Divan, von Marianne v. Willemer's „Suseita“; bei der Mitteilung ihres Sehnsuchtsliedes: „Ach, um deine feuchten Schwingen“

wird der Vortragende einmal wirklich begeistert. Auch der vor einem halben Jahre verstorbene Jenaeer Verlagsbuchhändler F. F. Frommann wird als zum Goethischen Kreise gehörig aus der Kenntnis eines persönlich freundschaftlichen Verkehrs abkonterfeit. „Zur Schillerliteratur“ ist eine schwache Abschlagszahlung auf vielleicht später einmal erscheinende Schillerstudien. Offenbar fehlt Schmidt das rechte Verhältnis zum Kantianer und Idealisten Schiller; seine Apologie klingt sehr gezwungen und reserviert.

Die folgenden vier Essays über Heinrich von Kleist als Dramatiker, Ferdinand Raimund, Berthold Auerbach und Theodor Storm führen uns in die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In allen diesen Charakterbildern geht Schmidt auf die Ableitung der poetischen Produktion und Eigenart aus dem persönlichen Charakter des Dichters ein. Er sucht überall nach einem psychologischen Zentrum und weiß es glücklich zu finden. Bei Heinrich von Kleist ist es eine Bemerkung Julian Schmidts, die ihn das Zentrum finden ließ. „»Verwirre mein Gefühl mir nicht!« ruft einmal der Held der »Hermannschlacht«, und Julian Schmidt giebt die bündige Anmerkung: »Echt kleistlich«. Allerdings, man dürfte diesen Vers als Motto über alle Dramen und Novellen, die ich hier nur streife, setzen. Schon der abnehmende Goethe hat es kurz formulirt, daß »Verwirrung des Gefühls« das eigenste Thema Kleists ist. Selbst der Ausdruck kehrt in leichten Variationen überall wieder u. s. w.“ In der Einleitung wendet sich Schmidt „gegen zwei so vererbliche wie beliebte Deklamationen.“ Heinrichs von Kleist Kraft bewundern — fährt er aus — bedeutet etwas andres, als die ungeleckten Zungen der sogenannten Kraftgenies für die höchsten Leistungen deutschen Shakespeareturns ausrufen, und wenn wir den ersten Blick auf dem Trümmerselde dieses Erdwallens ruhen lassen, wollen wir nicht zu den literarischen Leichenbittern zählen, die so gern eine lange Reihe von »Schmerzenskindern« der deutschen Poesie vorbeitreiben, um ihr Wehe! Wehe! erschallen zu lassen: es liege ein Fluch auf den deutschen Dichtern, und das Mal der Dichtung sei ein Kainsteufel. Wir treten vor Trippels Goethebüste und entdecken das Freiligrathsche Brandmal nicht auf dieser reinen apollinischen Stirn, wohl aber sagt uns der Liebling der Götter, daß ihm die Unendlichen alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen die unendlichen, ganz gegeben haben.“ Ubrigens halten wir diesen Essay Schmidts über den unglücklichen preussischen Dichter nicht für seine beste Arbeit, wenn sie auch durch den literarischen Streit zwischen Paul Schlenther und Theophil Zolling über die Grenzen, die der Entlehnung wissenschaftlicher Resultate eines Forschers gestellt sind, am meisten bekannt geworden ist.

Auch bei Raimund weiß Schmidt mit glücklichem Scharfblick das Zentrum seines Wesens zu finden. Er sagt: „Ferdinand Raimund ist eine tragische Erscheinung, die mit angeborener Schwermut sich im herben Widerstreit des Wollens und Könnens verzehrte. Selbst eine scheinbar sehr lustige Anekdote

hat den ernstesten Hintergrund: Raimund und Grillparzer schauen in der Schönbrunner Menagerie den verwegenen Turnkünsten der Affen zu; »Sie, das ist schwer«, sagt Raimund gewichtig, und Grillparzer erwidert: »Hat's Ihnen wer geschafft?« Raimund läßt sich alles, was er nicht kann, imponieren, sogar die Gaukelei und Schaukelei der Paviane und Meerfahen. Auch davor hat er allen Respekt und macht große Augen. Das »Schwere« aber, das er gar zu gern leisten möchte, ist ein Drama hohen Stils. »Geschafft« hat ihm das niemand außer dem nach erhabenen Ehren lechzenden Dämon in seinem Innern. Während Grillparzer nur an Aufgaben geht, die er lösen kann, hat sich Raimund die Brust an Aufgaben, denen seine Kraft und Bildung nicht gewachsen war, wund gerungen. Für uns bedeuten »Alpenkönig und Menschenfeind« und der »Verjchwender« Gipfel, für ihren Schöpfer nicht. Höher hat er emporgestrebt und war gesunken. Die Triumphe auf der Vorstadt Bühne gewährten ihm kein fröhliches Vollgefühl künstlerischen Vermögens.“

Ueber Berthold Auerbach berichtet Erich Schmidt in zwei Charakteristiken; die erste ist ein Nekrolog, der aus persönlichem Verkehr den Vorgeschichtenschareiber sine ira et studio schildert; die zweite eine Studie über Auerbachs Briefe an seinen Onkel Jakob. In diesen Briefen hat der Dichter selbst eine ausführliche Weichte über alle seine Handlungen unmittelbar abgelegt, und da er ein Mensch war, der viel über sich selbst grübelte, so legte er dem Essayisten selbst den Angelpunkt dar, von dem sein Charakter und seine Produktion erklärt werden könnten. Schmidt schreibt: „Die Naturwissenschaft nennt es Atavismus, wenn Eigentümlichkeiten der Vorfahren mit Ueber springung ganzer Generationen bei den Enkeln wieder hervortreten. Solche Erscheinungen sind auch dem geistigen Gebiete nicht fremd, und Auerbachs Wesen läßt sich atavistisch begreifen: »Der leichtlebige lustige Musikaner von mütterlicher und der ernst vornehm grüblerische Rabbi von väterlicher Seite, das ist eine seltsame Mischung.« Eine Fülle von Beobachtungen ist diesem einmal erkannten Dualismus in dem Sohne des Nordstetter Hausirers abzugewinnen.“ Schmidt charakterisiert mit Eindringlichkeit diese reiche Dichterpersönlichkeit und betont mit Nachdruck seine deutschnationale Gesinnung.

Schwieriger war dieser Angelpunkt bei einem Dichter wie Storm zu finden, der selbst in seiner Lyrik verschwiegen ist und sonst auch nicht von sich spricht, und dessen dichterische Motive von großer Mannichfaltigkeit sind. Offenbar er doch gerade jetzt in seinem vorgerückten Alter eine neue Steigerung seines Könnens. Dennoch hat Schmidt, der allerdings auch persönlich mit dem Dichter genau vertraut ist, auch hier einen treffenden Ausgangspunkt für seine Charakteristik gefunden. Von dem in Norddeutschland mehr als im Süden verbreiteten Sinn für die Poesie des Hauses geht Schmidt aus: „Theodor Storm ist ein Sohn der kleinen schleswig-holsteinischen Stadt Husum und stammt mütterlicherseits aus einer daselbst alteingesessenen Familie. In solchen nordischen Häusern giebt es keinen raschen Wechsel, sondern eine langlebige Generation löst die andre sacht ab. Alte Traditionen werden sorglich vererbt, wie Kästchen und Truhe die Halskette und das Brautkleid der Urahnin bewahren; jedes Geschlecht erzählt dem folgenden seine Erfahrungen; nicht nur im Bilde bleibt der Geschiedene den Nachgebornen nahe; erste und heitere Geschichten, gewichtige oder scherzhafte Aeußerungen bleiben nicht aus. Ein starkes Familiengefühl und eine feste Freundschaft erzeugen fort und fort eine in bestem Sinne gemüthliche Geschlossenheit. Pietät, Treue, Andacht auch für

das Kleine wohnen gleich guten deutschen Hausgeistern in den alten Räumen, wo oft Urväterhausrat mit modernem Fabrikat friedliche Nachbarschaft hält und manches Stück dem sinnenden Betrachter verflungene Töne, verblichene Bilder wiederum vor die Seele ruft.“ Man kann die Stormsche Grundstimmung nicht treffender kennzeichnen, als es Schmidt in diesen Worten gethan hat! Später findet er noch das glückliche Wort der „Resignationspoesie“ für die Lieblingsmotive Storms und gestaltet das Bild des Dichters überhaupt mit der wärmsten Hingebung aus. Abgeschlossen ist natürlich diese Arbeit nicht, und Sturm wird hoffentlich noch Anlaß zu vielen neuen Entdeckungen an seiner Kunst geben.

Schließlich sei noch der für sich allein dastehende Essay: „Elfriede-Dramen“ genannt, ein Gegenstück zur Lenorenstudie der ersten Hälfte des Buches. Die Tragödie „Elfriede“ von Paul Heyse gab Schmidt den Anlaß, die von vielen Dichtern seit langen Jahrhunderten erfolglos versuchte Dramatisirung des interessantesten Motivs historisch zu verfolgen und daran eine Kritik des Heyheschen Dramas anzuschließen. Schmidt sucht auch Heyses dramatischer Thätigkeit gegenüber eine gerechtere Haltung einzunehmen, als er sie bei andern Kritikern findet, die dem Meister der Novelle von vornherein die dramatische Thätigkeit abraten wollen.

Damit hätten wir in flüchtigen Zügen den Inhalt dieses wertvollen Bandes umrissen. Wir lernen daraus Erich Schmidt als einen ebenso gelehrten wie feinsinnigen Forscher kennen. Er ist ein am Leben der Gegenwart teilnehmender Historiker. Als er in Straßburg war, ließ er sich durch den genius loci zu den Studien über die elsässische Vergangenheit anregen, und in Wien vertiefte er in sich die österreichischen Zustände, deren rühmlichere Geschichte freilich erst mit Grillparzer und Raumdand anhebt. Diese Teilnahme am Leben in Verbindung mit der historischen Forschung, diese „Aktualität,“ welche keineswegs hinter der Jahreszahl 1832 einen dicken Strich macht, ist besonders charakteristisch für den Charakteristiker. Er ist kein philosophischer, prinzipienlegender Geist wie Wilhelm Scherer, sondern ein eminent historischer Kopf. So ist z. B. bezeichnend für ihn, daß er ästhetische Prinzipienfragen am liebsten durch Aussprüche großer Dichter wie Goethe oder auch Hebbel belegt; über die Kunst haben nach ihm, könnte man schließen, die Künstler allein das entscheidende Wort. Er selbst ist nichts als Historiker. Und in diesem Geiste ist das wissenschaftliche Bekenntnis gehalten, welches er in der Schlußabhandlung seines Buches ablegt. Es ist die wesentlich verbesserte Antrittsvorlesung über die „Wege und Ziele der Literaturgeschichte,“ welche er bei seinem ersten Auftreten in Wien gehalten hat. Es ist keine äußerliche Notiz, wenn Erich Schmidt in einer kleiner Fußnote auf das während des Druckes der „Charakteristiken“ erschienene geistvolle Werk von Ottokar Lorenz über die „Geschichtswissenschaft“ verweist; dieselbe Grundanschauung von der Aufgabe aller historischen Forschung ist in beiden Gelehrten lebendig wirksam. Wie Lorenz es als die Aufgabe der Geschichtswissenschaft erklärt, darzustellen, wie es gekommen sei, daß wir jetzt gerade in solchen und keinen andern politischen Zuständen existiren, so will auch die Literaturgeschichte Erich Schmidts aus dem vollen Gefühl der Gegenwart, ihres künstlerischen Geschmacks und ihrer Bildungszustände die Vergangenheit anschauen. Darum ist auch keiner mehr Feind der sich selbst genügenden und anmaßenden wissenschaftlichen Handlangerarbeit als eben Erich Schmidt. An diesem frischen, kräftigen, lebensfrohen Geiste muß man seine Freude haben.



Die heilige Magdalena von Witscht.

Von Benno Rattenauer.

(Schluß.)



Josef Hanim hieß er mit seinem bürgerlichen Namen. Ein Novellenschreiber hätte ihm keinen schönern geben können, er war in Wahrheit Hahn im Korbe. Er wohnte mit der heiligen Magdalena unter einem Dache, an seinem Arme ging sie täglich in die Messe, in seiner Begleitung reiste sie. Wie man sie nur in Samt, Seide und feinstem Rauchwerk sah, so sah man ihn nur in Schwarz, mit hohem Hute von neuester Form. Vor seiner Beförderung zu dieser propädeutischen Würde im „tausendjährigen Reich“ war Josef Hanim ein Schmied. Sein Namenspatron war Zimmermann, das ist kein allzugroßer Unterschied. Zur Zeit seiner Erwählung mochte er am Ausgange der Zwanziger sein. Er war, was man einen schönen Mann nennt, eine Hünengestalt, aufs vorteilhafteste proportionirt, mit glänzend schwarzem, sorgfältig gepflegtem Haar, mit kühnen Augen von derselben Farbe. Die Bildung der Stirn aber und noch mehr der Kiefer deutete nicht gerade auf eine feinere geistige Konstitution, auch sein Vorleben thut dar, daß die praktischen Instinkte des Lebens in ihm vorherrschten, und sein Nachleben thut dies noch mehr. Von einem Schwärmer war keine Spur in ihm. Dafür war er ein geschickter Schmied, und das ist er noch.

Als die heilige Madlene starb, zeigte es sich, daß die Aurole des heiligen Josefs nur ein hinfalliger Reflex von der ihrigen war, kein Sonnen-, sondern nur ein Mondlicht, kein echter Heiligenschein, sondern nur ein Heiligen-Wiederschein, der mit der Hinwegnahme des Ursonnenlichtes wie weggeblasen war. Der heilige Josef war nur ein Trabant. Und heute steht er wieder in der Schmiede vor seinem Ambos, ruhig mit aufgestülpten Heubärmeln und verdient im Schweiß seines Angesichtes sein saures Brod. Er ist in Witscht nicht mehr der heilige

Josef, sondern heißt wieder, wie aus Ironie des Schicksals, Josef Hanim. Seine Vergangenheit muß ihm wie ein geträumtes Märchen vorkommen. Nichts ist ihm davon übrig geblieben. Selbst der Rosenkranz, mit dem er einst als einzigem Handwerkszeuge hantirte, ist beiseite gelegt, seitdem Josef den Hammer wieder aufgenommen hat, und sogar die frommen Falten, die doch stereotyp geworden schienen, hat sich der Erheilige mit bestem Erfolg wieder aus dem Gesicht gestrichen. Er hat mit der Heiligkeit vollständig aufgeräumt, vermutlich weil er es für ein Sakrilegium hielt, seine Heiligkeit in der Schmiede ruhig zu machen. Er geht sogar an Sonntagen wieder in die öffentlichen Weinstuben zu seinen Mitbürgern, die in der Zeit seiner Heiligkeit garnicht mehr für ihn da gewesen waren; nun behandelt er sie wieder wie seinesgleichen und ist sichtlich froh, wenn die Gutmütigen thun, als sei das immer so gewesen. Auch den Wittschter Dialekt, den er in Folge seiner vielen Reisen mannichfach mit Hochdeutsch durchsetzt hatte, spricht er wieder ziemlich rein. Dabei sieht er nicht unglücklich aus, er ist eine praktische Natur und weiß sich in alles zu schicken. Vielleicht hält er aber seine Rolle noch nicht für ausgepielt.

Eine dritte hervorragende Persönlichkeit im Kreise dieser Heiligkeiten war der „Antiquar,“ der Schriftgelehrte der Gesellschaft, der die literarische Potenz vertrat und die Sendschreiben an die Gläubigen verfassen mußte. Er schrieb auch zwei weitere Bände zu Dschwalbs „Mystischen Schriften“ und zeigte in seiner antiquarischen Bude den Madlenianern die heiligen Urchriften der vier Evangelien und andre Reliquien ähnlicher Natur. Er besaß das höchste Ansehen in der Sekte, und manche achteten seine Heiligkeit sogar höher als die der Madlene. Seine Residenz hatte er in einer großen Stadt Baierns.

5.

Unter den sonstigen mit der heiligen Madlene zusammenhängenden Erscheinungen erregten vor allem zwei Kinder großes Aufsehen. Diese waren auf einmal da, und niemand, wenn nicht etwa die Madlenianer, erfuhr mit Gewißheit, woher sie kamen, wohin sie gehörten. Dieser Umstand war aufregend. Dazu kam noch, daß man sie kaum sah, höchstens einmal im Garten durch den Weißdornhag hindurch, auf die Gasse kamen sie nicht. Gewöhnlich blieben sie nur einige Tage, in geschlossenem Wagen kamen sie an, womöglich bei Nacht, und ebenso fuhrten sie wieder ab. Die Sache konnte sich kaum geheimnisvoller ausnehmen.

Es waren zwei Knaben, wie Prinzen gekleidet und schön, mit wahrhaften Engelsköpfchen, der eine schwarz, der andre blondlockig. In Wittsch war nie etwas so schönes gesehen worden, ein weiterer Umstand, der die Phantasie reizte. Als die beiden zum erstenmale auftauchten, war der eine ungefähr fünf, der andre sechs Jahre alt. Gerüchte gingen genug über die schönen kleinen Lockenköpfe. Bald sollten sie die Söhne des Antiquars, bald Kinder der jung-

fräulichen heiligen Madlene sein. Letzteres dachten sich einige so, daß die beiden Vermutungen auf eins hinausgekommen wären; andre brachten den heiligen Josef, wieder andre eine noch viel größere und unantaufbarere Heiligkeit in Verdacht, indem sie von einer cooperatio spiritus sancti munkelten. Das letztere thaten sogar zwei sehr ungleich geartete Klassen, die gläubigsten Seelen, die frömmsten, kindlichsten Gemüter, und die loschesten Spötter.

Ein so tief geheimnisvolles Dunkel aber auch die schönen Kinder in Bezug auf ihre gewöhnlichen Lebens- und Herkommensumstände umschleierte, so klar war sich alle Welt über ihr eigentliches Wesen. Alle Welt und jedes Kind in Witsch wußte, daß die beiden Knaben die zukünftigen Weltherrscher im „tausendjährigen Reich“ seien, der Blonde als römischer Kaiser, der Schwarze als römischer Bischof oder Papst. Die Bedeutung der beiden Kinder ging demnach weit über die der heiligen Madlene selbst hinaus, und darnach wurden sie auch behandelt. Es ist also ganz selbstverständlich, daß sie, so oft sie auch in Witsch verweilten, mit keinem profanen Menschen in Berührung kamen, während sie den Madlene-Gläubigen wie die Schaubrode des alten Testaments gezeigt und nur den Vertrautesten zum Handfuß vorgeführt wurden. Als deshalb der Erzähler dieser Geschichte, der damals in einem Alter von sechs bis sieben Jahren stand, von den beiden Prinzen eines Tages heimlich in den Garten gelockt worden war, um Blindkuh mit ihm zu spielen, da bedeutete das kein kleines Abenteuer, und viele haben ihn sicher bereits als den vermutlichen zukünftigen Kanzler des „tausendjährigen Reichs“ beneidet. Die andern Jungen drückten das sehr bezeichnend so aus, daß sie ihn eine Zeit lang den Hofaplan der heiligen zwei Prinzen oder kurz den Hofaplan nannten. Diese seine Aussprüche sind nun leider wie der Heiligenschein des heiligen Josefs nach menschlicher Vorausicht für immer dahin. Sic transit gloria mundi.

In der Hofhaltung der heiligen Madlene wiesen mit der Zeit gewisse Anzeichen darauf hin, daß etwas Außerordentliches im Gange war. Auch waren die Zeitumstände darnach angethan, es war Anno sechsundschzig. In Deutschland wurde die alt-katholische Macht, in deren Familie die Traditionen des römischen Kaisertums lagen, vom protestantischen Preußenkönig besiegt und aus Deutschland hinausgeworfen. In Italien wurde der Papst von Viktor Emanuel und Garibaldi immer mehr in die Enge getrieben. Napoleon aber spielte, halb öffentlich, halb heimlich, mit diesen dreien unter einer Decke. Europa hatte auf einmal nicht einen, sondern gleich ein halbes Duzend eingefleischter Antichristen. Wer konnte da noch zweifeln, daß die Zeichen der Apokalypse in dem Sinne, wie Oshawald sie gebietet hatte, erfüllt seien und die große Katastrophe nahe sei. Die Madlenianer sprachen damals laut die Überzeugung aus, daß wir in längstens drei bis vier Jährchen im „tausendjährigen Reich“ drin sein würden. Wie merkwürdig!

Da hieß es denn handeln. Der Kirliberg war zu einem guten Teile längst an-

gekauft; nun begann ein Graben, Schaufeln, Wählen, Kärren, dann ein Mauern. Noch nie hatte Witscht eine solche Menge Volkes an einem Werke vereinigt gesehen. Und alles waren Fremde und keine bezahlten Arbeiter, sondern nur freiwillige Gläubige. Alle süddeutschen Sprachen und Nationalitäten waren vertreten: Franken, Pfälzer, Schwaben, Alemannen. Es war ein solches Sprachen-, wenigstens Dialektdurcheinander, daß man kein protestantischer Pastor von Schilligstadt zu sein brauchte, um versucht zu werden, eine Anspielung auf den babylonischen Turmbau zu machen. Auch war es die sprachliche Seite nicht allein, welche dazu anreizen konnte. Das Interesse an der heiligen Madlene, welches in Witscht mit der Zeit stark abgenommen hatte, wuchs plötzlich wieder auf. Was wird nun werden? fragte sich Witscht wieder. Man wußte wohl, daß das neue Zion oder auch das neue Jerusalem gebaut werden sollte. Denn von der chiliaistischen Terminologie hatte sich auch Dschwald nicht frei gemacht. Nach einem, wie man annehmen darf, vom „Antiquar“ gezeichneten und von diesem als Dschwalbs Werk herausgegebenen Plane, der, nebenbei bemerkt, auffallende Ähnlichkeit mit den Phalansterien des Saintsimonistischen Philosophen Charles Fourier hatte, sollte die Stadt Gottes gebaut werden, zunächst aber die Burg. Doch mit diesen Wörtern verbanden die guten Leute von Witscht keine Vorstellungen und mußten sich einstweilen begnügen, Stein auf Stein fügen zu sehen. Schon war der Bau in seinem Hauptkörper äußerlich so weit vorgeschritten, daß man die innerliche Ausschmückung und Ausstattung beginnen konnte. Da sah Witscht Seltsamkeiten, die seine Bewohner mehr als alles dargewesene in Erstaunen setzte. Elefanten, Affen, Kamele, Waschbären, selbst eine Art Rhinocerosse hatten die Witschter, die sich dreier Jahrmärkte erfreuen, schon gesehen, aber noch keine Münchner Maler. Besonders so geniale wie die, welche jetzt durch Vermittlung des „Antiquars“ nach Witscht berufen waren, um die Burg Zion, vulgo das Heilige-Madlene-Schloßle, mit heiligen Historien auszumalen. Die Madlenenherrlichkeit war auf ihrem Gipfel.

6.

In der gleichen Zeit spann eine andre Frau, die gewiß nicht weniger fromm war und kaum eines geringern Heiligkeitsrufes sich erfreute, ebenso kühne und große wie phantastische Weltpläne, die merkwürdigerweise mit den Taufendjährigen-Reichsideen der heiligen Madlene von Witscht im wesentlichen auf eins hinausliefen. Dort wie hier handelte es sich um die kreuzritterliche Eroberung Europas, zunächst des protestantischen durch einen katholischen Welt Herrscher, mit dem Titel eines Kaisers, der Wiederherstellung der höchsten Welt Herrlichkeit des Papstes und der Gründung einer neuen Ordnung der Dinge in der Welt, die darin bestand, daß wieder Papst und Kaiser die Völker beherrschen und so die zweipolige Achse bilden sollten, um welche die Welt sich drehen mußte. Das

mit der heiligen Madlene von Wittsch kongeniale Weib hieß, wenn es der Leser nicht längst erraten hat, Kaiserin Eugenie. Verschiedenheit herrschte nur in der Art der Machtmittel, die auf der einen Seite überwiegend geistige, auf der andern Seite schon mehr geistliche und noch mehr weltliche waren. Daher die praktische Behandlung hier, die ganz unpraktische, idealische dort. Ob die beiden zu einander in diplomatische Beziehung getreten sind zu dem Zwecke, ihren gemeinsamen Plan durch gemeinsames Handeln ins Werk zu setzen, läßt sich nicht feststellen. Wenn sie es versäumten, haben sie sich gegenseitig Unrecht gethan, sie hätten sich gewiß verständigt. Streitig war nur die Nationalitätenfrage. Nach dem Plane Eugeniens konnte nur Napoleon III. oder Loulou Welt Herrscher werden; in der Idee der heiligen Madlene aber mußte der weltliche Herrscher des „tausendjährigen Reiches“ gleich Karl dem Großen ein Germane sein, und zwar der bekannte blonde Prinz. Dieser Differenzpunkt konnte Schwierigkeiten machen. Aber da die Deutschen in ihren idealen Weltbeglückungstheorien stets sehr wenig Wert auf ihre eigne Nationalität gelegt und deshalb nie hartnäckig auf dieselbe verfaßten waren, die Frommen mit ihrem Vaterland im Himmel naturgemäß noch mehr als die andern, so wäre eine Einigung der heiligen Madlene mit der heiligen, will heißen der Kaiserin Eugenie gewiß nicht allzu schwer geworden. Daß beide Teile eine solche nicht versucht haben, war vielleicht der Hauptgrund dafür, daß ihr großer Plan beiderseitig und gleichzeitig gescheitert ist. Die Geschichte der Kaiserin Eugenie ist bekannt, die heilige Madlene war nicht weniger unglücklich. Der Verlauf des großen deutsch-französischen Krieges schlug ihr bedenklich in die Glieder, und als dann das Jahr des Heils 1871 kam und die Welt das alte „tausendjährige Reich“ wirklich neu erstehen sah, ohne daß die heilige Madlene von Wittsch eine Jeanne-d'Arc, der heilige Josef eine Erzengel-Michaels-Rolle dabei zu spielen bekamen, da — starb die heilige Madlene. Es muß dahingestellt bleiben, ob dieser Nachsatz in bloß temporaler oder auch in kausaler Beziehung zu seinem Vordersatz steht. Ich glaube das letztere nicht und mag es deshalb auch nicht behaupten, so pragmatisch schön es auch hier klingen würde. Es ist mir wahrscheinlich, daß nichts, auch nicht die Ereignisse des Jahres 1871, den Glauben der Heiligen zu erschüttern vermochten. Sie wird in jenen Ereignissen eben einen weitem noch von Gott zugelassenen Sieg des Antichrists gesehen haben. Die Neugründung des germanischen Kaiserreichs durch einen Protestanten konnte sie nur so auffassen, als wenn damit der Teufel den Herrn nochmals habe foppen dürfen, allerdings ein wenig stark, aber jedenfalls zum letztenmale. Und gestorben ist die heilige Madlene wohl, weil sie in ihrem eignen Fett erstickte. Begraben liegt sie unter dem Titel einer „hochseligen Jungfrau“ auf dem Kirchhofe zu Wittsch, gegenüber dem Kirilberge und der Burg Zion in einer mächtigen Gruft, der ersten und einzigen in Wittsch, von drei Särgen umschlossen gleich einem Monarchen, und unter einem hohen Mausoleum. Gleichzeitig erlebte ihre Anhängerschaft eine schmerzliche Enttäuschung

andrer Art. Der schwarze Prinz, der prädestinirte Papst des „tausendjährigen Reiches,“ der ältere Bruder des Blondens, sollte in München seinem künftigen Berufe gemäß Theologie studiren. Er trieb statt dessen allerhand Mötter;

Leider aber die Kollegien
Ließ er gänzlich unterwegien.

Was sollte er sich auch mit dem Studium plagen, er war ja seiner Papstwürde längst sicher. Zulezt wurde er ein vollkommener verlorener Sohn.

Und er lebt' in dulci júbilo
Und in einem ewigen nubilo.

Wein und Bier und auch Litr
Trank er täglich mehr und mehr.

Auch der Liebe that er huldigen u. s. w.

Und er ging hinaus aufs Land,
Wurde ein Komödiant.

Und als Priester von der Thalia
Trieb er allerlei Standalia,

Bog von Dorf zu Dorf herum
Und entsetzt' das Publikum.

Wer mag sich da noch in Prosa weiter schleppen, wenn eine Geschichte längst in so entzückende Verse gebracht ist! Dieser „schwarze Prinz“ war einst als Kind in Witscht wie ein Wunder des Himmels angestaunt worden — o quae mutatio rerum!

Solche Dinge machten sogar die Gedanken von Madlenianern ein wenig irre.

Und jetzt? Viel läßt sich nicht mehr von der Sache sagen. Wie abermalige Ironie klingt es, daß die Schwester Franziska mit dem krummen Maul als Erbin die heilige Madlene überlebt hat und bis heute übrig geblieben ist.

Man wird nun vielleicht fragen, wie sich der Staat und die Kirche dem Madlenismus gegenüber verhielten, ob besonders der erstere nicht dagegen einschritt. Er hatte keine Handhabe dazu. Wegen Erpressung oder vielmehr Erschleichung und Erlistung von Geld durch schwindelhafte Vorspiegelungen hätte nur vorgegangen werden können, wenn es jemand eingefallen wäre, sich zu beschweren. Da die Leute aber ihr Geld durchaus los sein wollten, so vermochte niemand sie daran zu hindern.

Gegen die Kirche benahmen sich die Madlenianer so, daß diese nur zufrieden sein konnte. Dschwald hatte gelehrt, daß viele Beichten sei ein Mißbrauch, äußerliche Religionsübungen ohne Wert; er wurde diszipliniert. Die Madlenianer beichteten hundertmal mehr als die übrigen Katholiken und sahen im Abbeten von Rosenkränzen eines der verdienstlichsten Werke des Menschen. Da legte man ihnen selbstverständlich nicht das geringste in den Weg. Es heißt: Du

braucht weder an diesen noch an jenen, noch an irgend einen besondern Ort zu gehen, um Gott anzubeten, denn Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist anbeten. Man weiß, was für Leute diesen Satz laut mit dem Munde anerkannt und eine wie interessante Anwendung sie davon gemacht haben.

* * *

Wir sind am Schlusse unsrer heiligen Geschichte angekommen, mögen aber nicht den letzten Punkt setzen, ohne noch eine Bemerkung gemacht zu haben, die uns sehr am Herzen liegt.

Keine Absicht ist so rein, kein Werk so fromm und heilig, daß nicht hämische Geister mit Verdächtigungen bei der Hand wären. Auch dieser unsrer frommen Geschichtsdarstellung wird es gewiß an solchen nicht fehlen. Skandalfüchtige Menschen werden den Ernst unsers Unternehmens in Zweifel ziehen und vielleicht gar die Stirn haben, zu behaupten, wir hätten eine versteckte, symbolische Satire auf die heilige katholische Kirche schreiben wollen, wir hätten mit dem gemäßigten Propheten Oschwald auf den Siffter, mit der heiligen Madlene in allen einzelnen Zügen ihres Lebens und Charakters auf die Kirche selbst hindeuten wollen, etwa auf deren Würdigung und gerechte Wertschätzung weltlicher Machteinflüsse und irdischer Güter, welche sie zur Erfüllung ihrer Mission so nötig hat. Ja noch viel boshaftere Anspielungen hätten wir gemacht. Wir verwahren uns feierlich gegen solche Insinuationen. Wir sind nur Legenden- oder Geschichtschreiber gewesen und haben nichts als Thatsachen berichtet, ohne jeden Nebengedanken. Ja wir sind überzeugt, daß Wohlmeinende bei unsrer Darstellung auch niemals solche bekommen können.

Geschrieben am Feste der heiligen Madlene von Witscht im Jahre 16 des leider falschen „tausendjährigen Reiches.“



Notiz.

Konzerttourneen. Von einem Freunde unsers Blattes sind uns die beiden nachfolgenden, an einen namhaften Kapellmeister einer deutschen Stadt gerichteten Briefe zum Abdruck überlassen worden, die einen beschämenden Einblick in das Treiben gewähren, durch welches die sogenannten Konzerttourneen zustande kommen.

1.

Berlin, den 30. November 1886.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin beauftragt, für ein höchst interessantes und ganz selten schönes Künstlerensemble für Januar-Februar-März eine Konzerttournee zusammenzustellen,

daß (sic) jeden Musikfreund speziell und auch das große Publikum interessieren dürfte, weil es nicht mehr allein das so viel und oft gehörte Trio — Violine, Gesang, Klavier — bringt, sondern ein weniger bekanntes Instrument dazu — die Harfe. Diese Aenderung in der Klangfarbe ist mit so viel Anerkennung überall aufgenommen worden, daß ich mit Bestimmtheit hoffe, auch Sie werden dieses hochinteressante Konzert gern acceptiren, zumal dasselbe von vier bildhübschen jungen Damen ausgeführt wird. Das „königliche“ Instrument, die Harfe, wird durch Fräulein Leonore Buff gespielt; dieselbe ist von der königl. Hochschule in München und eine ganz reizende siebzehnjährige junge Dame, welche, abgesehen von ihrem wirklich vollendeten Spiel, noch dadurch besonderes Interesse in gebildeten Kreisen hervorrufen dürfte, daß sie direkter Nachkomme der Heldin aus „Werthers Leiden“ — Charlotte Buff — ist.

Die Violine ist durch eine junge bildhübsche Dame vertreten, Fräulein Madge Wickham, eine Amerikanerin und Schülerin des Professor Joachim. Indessen behalte ich mir bezüglich dieser noch eine Aenderung vor.

Den Klavierpart hat Fräulein Irma Weillen aus Wien, ein außergewöhnlich talentvolles und wirklich liebreizendes Mädchen von sechzehn Jahren. Sie ist Schülerin von Professor Leschetizki in Wien, hat überall großes gefallen und ist von der Herzogin von Anhalt-Bernburg protegirt und aufs allerwärmste empfohlen; wenn je eine junge Pianistin das Interesse des ganzen Publikums auf sich gezogen hat, so ist es diese, die schon bei ihrem Auftreten aller Herzen im voraus gewinnt. Ueber die Sängerin kann ich erst in diesen Tagen näher berichten; ich stehe mit einer jungen Künstlerin von vorzüglichem Ruf in Unterhandlung, kann aber noch nichts definitives angeben. Jedenfalls tritt nur eine sehr gute und schöne Kraft ein. Dürfte ich nun, sehr geehrter Herr, um baldmöglichste Nachricht bitten, ob Sie das Konzert für Ihren Verein acceptiren wollen; zu einem Konzert für eignes Risiko würden sich die Damen nur entschließen, wenn wirklich günstige Aussichten vorhanden. Für den ersten Fall ist ein Honorar von 300 Mark angesetzt; gewiß sehr bescheiden für vier solche Kräfte. Kritiken und Bilder folgen, sobald ich Ihre geschätzte Nachricht habe, daß Sie im Prinzip einverstanden sind.

Ich betone nur noch schließlich, daß ich nicht Agent, sondern Privatmann bin, und nur für die mir persönlich befreundeten Künstler, wie diese, Heinrich Grünfeld, Maurice Dengremont u. s. w., also nur Künstler allerersten Ranges, Konzerte mache.

Ihrer gesch. baldigen Antwort entgegensehend, zeichne hochachtungsvoll und ergebenst u.

2.

Berlin, den 8. Dezember 1886.

Sehr geehrter Herr!

Der bekannte und so beliebte Cellist Herr Heinrich Grünfeld, Bruder des Pianisten Alfred Grünfeld, macht in Gemeinschaft mit der hier so gefeierten Altistin Frau Gertrud Krüger und der Pianistin Fräulein Martha Seelmann aus Dessau eine Konzerttournee in der Zeit von Mitte Januar bis Anfang Februar cr. Es sind nur noch einige Tage zu besetzen, und erlaube ich mir die ergebene Anfrage, ob es nicht möglich wäre, bei dem dortigen Verein ein Konzert für die genannten Künstler zu arrangiren; Minimalhonorar 300 Mark. Ueber Grünfeld brauche ich nichts weiter zu sagen; Frau Krüger ist neben Hermine Spieß die bedeutendste Altistin, die existirt, unsere zweite Amalie Joachim, eine wunderbare Altstimme und bildschöne,

imposante Erscheinung; Fräulein Seelmann eine Pianistin allerersten Ranges, die überall mit dem denkbar größten Erfolge gespielt hat.

Da die noch unbefetzten Tage fixiren muß, bitte ich um möglichst postwendende Antwort, und hoffe bestimmt, daß Sie dies seltene Ensemble auch engagiren werden.

Ich begrüße Sie mit der vorzüglichsten Hochachtung und Ergebenheit zc.

Dem zweiten Briefe liegen wirklich „Kritiken und Bilder“ bei, nämlich die Photographien der beiden genannten Damen, jede mitten auf die Vorderseite eines Druckbogens aufgespannt, während der Rand dieser Seite und die übrigen Seiten mit Rezensionen über die betreffende angefüllt sind, sodaß die Künstlerinnen wie von einem Chorus ihrer Lobstimmen umgeben sind.

Ueber diese Kritiken wollen wir hier schweigen; sie sind genau so fade, wie der größte Teil dieses ganzen Rusfigeschwäbes in unsrer Tagespresse, und immer ist aus vier Rezensionen die fünfte, aus fünfen die sechste gemacht. Die Art und Weise aber, wie die Künstlerinnen in den beiden Briefen angepriesen werden, als ob es sich um Fleischwaare handle, ist doch eine Schmach. Ob die betreffenden — richtiger die betroffenen — wohl eine Ahnung davon haben, wie man mit ihnen umspringt? Geradezu toll ist es, daß Fräulein Leonore Duff sich als „direkter Nachkomme“ von Goethes Lotte muß ausgeben lassen. Jeder Gebildete weiß, daß die Nachkommen von Goethes Lotte den Namen Restner führen.



Literatur.

Ein neues Novellenbuch von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bong und Comp., 1886.

Es sind kleine Alltagsgeschichten, aber in lebendiger Kürze und mit frischem Tone vorgetragen, welche dies „neue Novellenbuch“ enthält. Stammen sie, wie ein gewisses Wohlgefallen an kleinen häuslichen Einzelheiten zu bestätigen scheint, in der That aus weiblicher Feder, so kann man „Hans Arnold“ wahrlich nicht unter die neuen „Pretiosen“ unsrer Familienzeitungen rechnen. Weit eher als eine geschraubte und unwahre Sentimentalität oder eine falsche Geistreichigkeit, findet sich in diesen kleinen Geschichten eine allzu burleske Wendung oder auch eine Trivialität. Doch hilft die Lebhaftigkeit der Erzählung über solche Anstöße hinweg. In den Genrebittern „Die Gesellschaft“, „Der gebrauchte Flügel“, „Ein Rendezvous“ und „Pauls Geburtstag“ werden hübsche Episoden des gewöhnlichen gesellschaftlichen Treibens mit einem kleinen Abenteuer verknüpft und das Hauptinteresse wendet sich den humoristischen Schilderungen kleinstädtischer Geselligkeit oder unfreiwilliger Abenteuer braver Menschen zu. In der Novelle „Verzaubert“ walten andre Elemente; der Verfasser oder die Verfasserin entfaltet hier eine Fähigkeit, tieferes Leben zu schauen und poetische Stimmungen zu erwecken.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Brunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Brunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Deutsch-böhmische Briefe.

1.



Sie haben mir die Feste der „Grünen Blätter“ zur Erfüllung einer nationalen Pflicht geöffnet, die Sie mit mir für dringlich ansehen. Es gilt, in eingehenderer, energischerer und beharrlicherer Weise, als es bisher in der Presse des deutschen Reiches geschehen ist, auf die Stammgenossen in dessen Vorlanden jenseits der Grenzen, welche von Böhmerwald, Fichtel-, Erz- und Riesengebirge gebildet werden, aufmerksam zu machen, auf ihre Bedeutung für uns, ihre geschichtliche Berechtigung in ihrer Heimat, ihre Stellung zu den dortigen tschechischen Nachbarn hinzuweisen und schließlich die Kämpfe zu schildern, die sie in den letzten Jahren zur Wahrung ihrer Nationalität gegen die Ansprüche und Angriffe dieser Nachbarn und der mit ihnen verbündeten feudalen und klerikalen Elemente zu bestehen hatten, und in denen sie, bereits schwer gefährdet und vielfach geschädigt, wenn nicht bald eine Wendung zum Bessern eintritt, allmählich erliegen können. Es gilt, die öffentliche Meinung im Reiche zur Teilnahme an ihren Geschicken zu erwecken, ihr zu zeigen, daß das Gefühl, national zu uns zu gehören, in ihnen wieder aufgelebt ist und sich kräftig fund zu geben begonnen hat, und ihr klar zu machen, daß sie beeinträchtigen auch uns schädigen heißt, ihr Verteidigungskampf also auch für unser Interesse geführt wird. Es gilt, durch solche Aufklärung und Anregung der Geister diesseits den Verwandten jenseits einen Rückhalt für die Zukunft und Ermutigung in ihrer gegenwärtigen Bedrängnis zu schaffen. Indem ich damit einen Anfang mache, hoffe ich auf Nachfolge in der Sache, und zwar vonseiten aller Blätter, welchen die nationalen Ziele über denen der Partei stehen.

Grenzboten I. 1887.

19

Und nun gestatten Sie, daß ich sofort einen oft zu hörenden Irrtum oder ein wider besseres Wissen beharrlich wiederholtes Vorgeben widerlege. Häufig begegnet man in den Kreisen der tschechischen Chauvinisten, wo die Wissenschaft überhaupt wohl oder übel der Küche, in welcher sie ihre Velleitäten kochen, Wasser zu holen und Holz zu hacken gezwungen wird, der Behauptung, die Deutschen, welche gegenwärtig auf dem Boden des böhmischen Keßels wohnen, seien sämtlich erst nach dem dreißigjährigen Kriege eingewandert und hätten hier früher von Tschechen innegehabte Landstriche sich angeeignet. Das ist, wo nicht eine volle Unwahrheit, so doch eine arge Übertreibung durch Verallgemeinerung einzelner Fälle. Der Krieg hatte die von alten Zeiten her deutschen Gegenden Böhmens, welches nach demselben nur noch 800 000 Einwohner zählte, ebenso entvölkert als die tschechischen, und daselbe gilt von dem größten Teile Nord- und Süddeutschlands, sodaß dieses Auswanderer in namhafter Zahl nicht abgeben konnte. Es kamen deren in der That nur aus Oesterreich, Tirol, Baiern und der Pfalz einige Züge. Dagegen stiegen größere Massen der Deutschböhmen von den Bergen an der Grenze, wo sie bis dahin gewohnt und die Wirren und Verwüstungen der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts überdauert hatten, in die fruchtbaren Ebenen hinab und füllten die unter der deutschen Bevölkerung derselben entstandenen Lücken aus, wobei es allerdings geschah, daß auch mehrere vordem ganz tschechische Ortschaften, die herrenlos geworden waren, von ihnen in Besitz genommen wurden. Dies vollzog sich namentlich an der Saazer und Leitmeritzer Kreisgrenze, keineswegs aber in allen jetzt deutschen Theilen des Saazer und Pilsener Kreises, wie die Tschechen zu behaupten belieben; denn in vielen der dortigen Dörfer war, wie deren Kirchen- und Gemeindebücher beweisen, mindestens schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Deutschtum ausschließlich oder überwiegend zu Hause.

Dies führt uns zu einem Rückblicke auf die Geschichte der Deutschböhmen überhaupt, wobei ich die entlegene und dunkle Markomannenzeit und das Mittelalter bis zur Entziehung des deutschen Reiches außer Acht lasse und zunächst nur folgendes als höchst wahrscheinlich erwähne. Böhmen ist niemals ganz im Besitze der Tschechen gewesen. Dieselben begnügten sich vielmehr, als sie im Gefolge der Awaren erschienen, zunächst mit der Einnahme der fruchtbaren Niederung, von wo sie später in den Flußthälern stromaufwärts vordrangen, wogegen sie die Randgebirge und die sich von hier tief nach deren Vorhügeln und in die Ebene hinein erstreckenden Wälder unbefestigt ließen. So kam es, daß sich hier ansehnliche Reste der germanischen Urbevölkerung erhielten, die sich im Verlaufe der Zeiten verstärkten und zu einem achtungsgebietenden Elemente der Einwohnerschaft des Landes wurden. Dazu trat der mächtige Einfluß, welchen das deutsche Reich auf das benachbarte kleine Slavenland schon früh ausübte und, nachdem die Versuche, die Westslaven zu einem einzigen großen Staate zu vereinigen, mißlungen waren, dermaßen verstärkte und erweiterte, daß die

Tschechenherzöge zu Vasallen der Kaiser wurden und ihrem Volke in weiten Kreisen der reinlawische Charakter allmählich verloren ging. Karl der Große schon hatte Böhmen zu einem Jahrestribut von 120 fetten Rindern und 500 Mark Silber gezwungen. Heinrich der Erste nötigte den Herzog Wenzel, die Oberhoheit der deutschen Kaiser anzuerkennen, und seine Nachfolger betrachteten Böhmen als Reichslehen, über das sie bei seiner Erledigung rechtlich zu verfügen hatten, und dessen Fürst ihnen Heeresfolge leisten mußte. Mit der politischen Abhängigkeit ging die Verbreitung deutscher Kultur, Sitte und Sprache über das slawische Land Hand in Hand. Der diplomatische Verkehr des böhmischen Herzogs mit dem Kaiser, die häufigen Besuche des ersteren am Hofe des letzteren, gemeinsame Beratungen beider riefen unter den tschechischen Großen das Bedürfnis nach Kenntnis der deutschen Sprache und des deutschen Brauches wach. Vertriebene Prinzen des Premyslidenhauses, die auf deutschem Boden Zuflucht und Hilfe suchten, gewannen die dortige Gesittung lieb, eigneten sie sich an und nahmen sie bei der Rückkehr in die Heimat mit. Sehr wesentlich wirkten ferner für die Anfänge dieses Germanisierungsprozesses die vielen Heiraten, welche zwischen Herzögen aus dem Hause Premysl und deutschen Fürstinnen geschlossen wurden; in den zwei Jahrhunderten von Boleslaw II., der sich mit der Burgunderin Emma vermählte, bis zu Ottokar I., der Adelheid von Meissen zur Gemahlin wählte, bestiegen nicht weniger als elf Prinzessinnen aus deutschen Geschlechtern den böhmischen Thron, und alle brachten Hofleute, Kapläne und andere Gefolge von ihrer Nationalität mit, alle arbeiteten nach Frauenweise für die Umbildung des höfischen Kreises und des Adels durch deutsche Kultur.

Wehr noch als auf diesen Wegen verpflanzte und verstärkte sich das Deutschtum in der hier gemeinten Periode (elftes und zwölftes Jahrhundert) durch die Einführung des Christentums in dem auch nach dem heiligen Wenzel noch größtenteils heidnischen Tschechenlande. Nach kurzem Kampfe mit dem slawischen Ritus setzte sich deutsches Kirchenwesen, das bis zur Gründung des Prager Bistums seinen Mittelpunkt in Regensburg hatte, in ganz Böhmen fest. Deutsche Glaubensboten und Mönche erschienen und gründeten Kirchen, Klöster und Schulen. Als das Land sein eignes Bistum erhielt, wurde es nicht von Deutschland getrennt, sondern dem Mainzer Erzbischof untergeordnet, und von den achtzehn Prager Bischöfen dieser Periode waren neun ihrer Herkunft und die übrigen ihrer Bildung nach aus Deutschland. Die meisten von den geistlichen Niederlassungen, die im damaligen Böhmen der Kultur Bahn durch die Witdnis brachen, hatten deutsche Insassen und Regenten. An der Spitze des Inselklosters Ostrow stand ein Mönch aus dem bairischen Niederaltich. Schwäbische Ordensleute aus Zwiefalten bevölkerten Kladrau. Fränkische Cisterzienser gründeten Pomuk, Waldbassener Sedletz und Ossegg. Prämonstratenser aus Steinfeld am Rheine siedelten sich am Strahow, in Leitomischel und Seelau an. Mönche des Klosters Langheim in Franken wanderten in

Platz ein, von wo aus dann das Kloster in Münchengrätz gegründet wurde. Nonnen aus Donntwald in der Kölner Diözese waren die ersten Bewohnerinnen der Ordenshäuser der Prämonstratenser-Genossenschaft in Dogan, Lauuiowij und Chotieschau. Alle diese deutschen Klöster waren nicht bloß starke Festungen des siegreich vordringenden Christenglaubens, sondern Kulturbringer überhaupt, Musterwirtschaften für den Landmann, Unterrichtsanstalten für die Jugend und Pflanzstätten von Kunst und Wissenschaft unter wildem Volke in wildem Lande. Mit den Mönchen zogen Arbeiter und Handwerker ins Land, vor allem aber der deutsche Ackersmann mit dem deutschen Pfluge, der auch den schwierigen Boden bezwang, welchen der slawische Acker nicht zu bewältigen vermochte. Diese Bauern wurden von den Klöstern herbeigerufen, um deren große Wälder urbar zu machen, und sie entledigten sich ihrer Aufgabe mit solchem Erfolge, daß bald eine Menge blühender Dörfer, von Fruchtfeldern umgeben, aus den Einsiden emporstiegen. Dies vollzog sich am frühesten im Egerlande, wo die Äbte von Reichenbach und Waldsassen in ihren weitläufigen Besitzungen eine stets anwachsende Masse deutscher Einwanderer ansiedelten, deren Dörfer mit der Endsilbe „reut“ in ihrem Namen noch heute an die mühsamen Rodungen im Urwalde erinnern, mit welchen ihre Gründer sich eine neue Heimat schufen.

Wie der Austausch von beweglichen Gütern allenthalben und zu allen Zeiten die Völker einander nahe brachte und den Wilden oder Halbwilden mit den Erzeugnissen des Fleisches der höher entwickelten Nachbarn auch deren geistigen Besitz zutrug, so geschah dies auch hier frühzeitig in großem Maßstabe und auf verschiednen Wegen. Wie die Römer mit den Markomannen Handel getrieben hatten, so traten schon bald nach der Einwanderung der Tschechen die Franken und Baiern mit ihnen in lebhaften Verkehr dieser Art. Mit einer der bewaffneten Karawanen, die ihn vermittelten, kam der fränkische Kaufmann Samo ins Land, der sich hier zum mächtigen Slaventkönige empor schwang. Unter den Karolingern wurde der Handel Deutschlands mit Böhmen bedeutender, und in den Kapitularien Karls des Großen finden sich besondre Bestimmungen hinsichtlich desselben, nach welchen Salz, Arzneien, Gewürze, Gewebe und Waffen die Einfuhr, Vieh und Getreide die Ausfuhr bildeten. Daneben ging, vorzüglich von Juden betrieben, ein starker Export slawischer Sklaven nach dem Westen her. Die Straßen, auf denen sich der Waarenaustausch bewegte, gingen im Süden vorzüglich nach Linz und von dort nach Regensburg, im Norden über Eger nach Franken und im Elbthale nach Magdeburg. Linz, Passau und Mautern waren Märkte, welche die Tschechen besonders gern besuchten. Faktoreien im Innern entstanden in den Burgflecken von Prag und Byschegrad. In jenem befand sich der „Leyn,“ die Herberge und Markthalle, wo die deutschen Kaufleute wohnten und ihre Waaren feilhielten. Dieselben hatten hier eine eigne Kapelle und ein Krankenhaus und ihren besondern Richter, der

in der betreffenden lateinischen Urkunde Richterius heißt. Andre Märkte deutscher Kaufleute existirten wie jener schon in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts sowohl auf dem rechten als auf dem linken Ufer der Moldau unter dem Prabschin, und es ist anzunehmen, daß solche Händler sich zu nachdrücklicherem Betriebe ihrer Geschäfte hier dauernd niederließen, und daß dies von den Prager Herzögen begünstigt wurde, da ihre Klasse davon Vorteil zog. Spithnew II. erließ zwar 1055 einen Befehl zur Vertreibung aller Deutschen aus Böhmen, derselbe war aber schon nicht mehr vollständig auszuführen, und Wratislaw II., der erste böhmische König (1061 bis 1092), sah sich veranlaßt, das Gegenteil davon zu verfügen: die Existenz der Deutschböhmern wurde gesetzlich anerkannt und gesichert, und andre Deutsche wanderten, vom Könige eingeladen, in Prag ein, wo sie sich im Burgflecken am Porchtisch zu einer besondern Gemeinde vereinigten und ein eignes Recht erhielten, welches uns in der Bestätigung Sobieslaw's II. (1173 bis 1178) erhalten ist, weshalb es gewöhnlich das „Sobieslaw'sche Privilegium“ genannt wird. Dieser Freiheitsbrief enthält die Fundamentalrechte der Deutschböhmern, und so theile ich im folgenden die Hauptbestimmungen desselben nach Schlesingers Auszug mit.*) Das Privilegium klingt wie das Ergebnis von Unterhandlungen und Bewilligungen. Die eingeladenen Deutschen scheinen vor ihrer Ansiedlung unter einem Volke, welches sich keines schmeichelhaften Rufes erfreute, Bedingungen gestellt zu haben, die gewährt wurden. Sie verlangten vermtlich, bei ihren heimischen Rechten und Gewohnheiten belassen, in Betreff ihrer persönlichen Freiheit sichergestellt und im Gebrauche ihrer Sprache nicht behindert zu werden. Das Sobieslaw'sche Privilegium sagt daher, daß die Deutschen, die im Prager Burgflecken wohnen, „da sie sich von den Tschechen der Nationalität nach scheiden, von diesen auch in ihren Satzungen und Gewohnheiten geschieden sein sollen.“ Sie sollen leben „nach dem Gesetze und Rechte der Deutschen, welches sie bereits seit der Regierung des Königs Wratislaw gehabt haben.“ Ein eigner Absatz betont sodann, daß „die Deutschen freie Leute sind.“ Die in Prag angesiedelten Deutschen werden ferner von der Urkunde nicht als Fremde oder Gäste, sondern als Einheimische betrachtet; Böhmen war ihr zweites Vaterland, und nur, wenn es galt, „ihr Vaterland“ zu verteidigen, hatten sie Heeresfolge zu leisten. In der Fürst schenkte ihnen so viel Vertrauen, daß er sie im Privilegium zu Wächtern seiner Prager Burg bestellte, falls er außer Landes Krieg führen sollte. Von andern Kriegslasten, z. B. Einquartierungen, waren sie befreit. Die neue Gemeinde am Porchtisch erhielt die volle Befugnis, sich selbst zu regieren. Sie stand nicht unter der Gerichtsbarkeit des tschechischen Burggrafenamtes, sondern durfte sich ihre Richter selbst wählen, und diese urteilten nach deutschem Brauche und Her-

*) Geschichte Böhmens von Dr. L. Schlesinger, 2. Aufl., S. 95 ff.

kommen. Nur für Fälle von Mord und Diebstahl behielt der Fürst sich die Entscheidung vor. Wie ihren Richter, so wählte sich die deutsche Kolonie auch den Pfarrer ihrer Kirche zu St. Peter frei, sodaß der Bischof sich nicht einmischen durfte. „Kein Deutscher — heißt es in dem Freiheitsbriefe weiter — darf verhaftet oder ins Gefängnis geworfen werden, wenn er Bürgen stellt oder ein eignes Haus besitzt. In welcher Sache er aber auch strafbar oder schuldig sei, so soll seiner Frau oder seinen Kindern keinerlei Nachteil und keinerlei Schande daraus erwachsen.“ Gestohlenen Gut durfte bei ihm nicht gesucht werden, „außer in Anwesenheit seines Richters.“ Kam es zu einem Eide, so legte ihn der Deutsche vor seiner Gemeindefirche ab, wobei er in einem Kreise stand, den er mit seinem Schwerte auf dem Erdboden gezogen hatte. In den übrigen Punkten der Urkunde wird meist Beziehung auf das Verhältnis der Deutschböhmen zu den Tschechen, Wältschen und Juden im Lande genommen, soweit es sich um strafrechtliche Klagesachen handelte. Gehörte der Kläger einer der drei zuletzt genannten Nationen an und betraf seine Klage einen Deutschen, so hatte er sie beim Oberstämmerer einzureichen, und dieser schickte sie dem Richter der Deutschen zu, der die Angelegenheit entschied. War eine Erhärtung der Klage durch Zeugenbeweis erforderlich, so mußten die Tschechen, Wältschen und Juden drei Zeugen beschaffen, zwei deutsche und einen aus der betreffenden andern Nation. Wurde ein Deutscher gegen einen Angehörigen der übrigen Bevölkerung klagbar, so entschieden die gewöhnlichen Gerichte. Die Strafen im Bereiche der deutschen Gemeinde bestanden in Geldbußen oder Leibesstrafen, von denen die ersten, in Regensburger Mark normirt, in die fürstliche Kasse gezahlt wurden. Einen Totschlag büßte man, wenn der Fürst nicht in außer-gewöhnlichen Fällen etwas andres verfügte, mit zehn Mark oder dem Verluste der rechten Hand, Friedensstörung mit zehn Mark. Auf Diebstahl während der Nacht war der Strang gesetzt, auf Diebstahl bei Tage Stäuung auf öffentlichem Plage und Verweisung aus der Stadt mit Androhung des Galgens für den Fall, daß der Verbannte sich in ihr wieder betreffen ließe. Wurden falsche Münzen oder Werkzeuge zur Herstellung solcher im Hause oder Gehöfte eines Deutschen entdeckt, so war der Eigentümer nicht strafbar „etwa wegen der Böswilligen und Ruchlosen, welche dergleichen in Häuser und Höfe zu werfen pflegen.“ Fand man dagegen solche Dinge in einem Schranke verschlossen, so galt der Eigentümer desselben für schuldig. Wurde im Hause eines Deutschen eine geheime Schenke aufgespürt, so durfte der Besitzer des Hauses verhaftet werden, aber nur in Gegenwart des deutschen Richters oder seines Boten. Für einen Mord, welcher an jemand begangen wurde, während er des Nachts ohne Fackel durch die Gassen der deutschen Ansiedlung ging, sollte die Gemeinde nicht verantwortlich sein. Endlich wurde durch den Freiheitsbrief selbst die unbeschränkte Ausbreitung der Deutschen im Prager Burgflecken vorbereitet; denn derselbe enthielt die wichtige Bestimmung, daß Ein-

wanderer und Fremde, gleichviel, woher sie stammten, falls sie in der Gemeinde zu wohnen verlangten, aller Rechte derselben teilhaftig werden sollten.

So wurden die Deutschböhmern schon vor mehr als siebenhundert Jahren von der Landesregierung ausdrücklich als Landesangehörige betrachtet, die man vor den übrigen auszeichnete und deshalb mit besondern Rechten und Freiheiten ausstattete. Die Kolonie am Porschitsch blühte unter dem Schutze des Freiheitsbriefes und fortdauernder Begünstigung der Fürsten aus dem Geschlechte der Premysliden rasch auf. Sehr wahrscheinlich kamen ihr auch die Verfolgungen zu Gute, welche zu Ende des elften und zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Prager Juden trafen. Schon 1090 hatte die Fürstin Hilburgis ihrem Schwager, dem Herzog Bratislaw, gesagt: „Nirgend kannst du dich besser bereichern und verherrlichen als im Burgflecken von Prag oder in der Gasse vom Wyischehrad. Dort giebt es Juden voll Gold und Silber, wohlhabende Kaufleute, reiche Münzer, einen Markt mit unermesslicher Beute für deine Kriegskrieger.“ 1096 kam eine Schaar Kreuzfahrer nach Prag, forderte die dortigen Juden auf, sich taufen zu lassen, und erschlug die, welche sich dessen weigerten. Als die übrigen nach dem Abzuge der Unholbe zum Glauben ihrer Väter zurückkehrten, erhob sich das Prager Volk gegen sie und nötigte die, welche nicht wieder Christen werden wollten, zur Flucht nach Polen und Ungarn. Der Herzog Bratislaw aber befahl seinem Kämmerer, allen Juden ohne Unterschied ihr Hab und Gut wegzunehmen, und dieser that, wie ihm geheißen, nachdem er den Ältesten der Gemeinde erklärt hatte: „Leer seid ihr ins Land gekommen, und leer sollt ihr es verlassen.“ Die Getauften blieben und wurden nach ihrer Art bald wieder reich. 1124 kauften sie einen von ihren Leuten, welcher den 1096 in ihre Synagoge gesetzten christlichen Altar zerstört und dessen Reliquien in eine Kloake geworfen hatte, mit dreitausend Pfund Silber und hundert Pfund Gold von der Todesstrafe los. Die Verarmung der Juden und die Auswanderung eines großen Teils derselben beseitigte gefährliche Konkurrenten der Deutschen am Porschitsch, und ihre Privilegien führten ihnen Zuzug aus Deutschland zu, ja selbst slawische Bewohner des Landes bemühten sich um Aufnahme in ihre Gemeinde, um dort aus Leibeignen des Adels freie Leute zu werden, der Bedrückung durch die Gauvögte zu entgehen und unter gerechten Gesetzen zu leben. Sie gingen wohl meist in der Rationalität der Gemeinde auf, die so auf doppelte Weise wuchs. Schon unter Borivoj II. (um 1101) bildete diese Rationalität die Mehrheit im Burgflecken. Während unter König Bratislaw noch von einer Gasse der Deutschen die Rede ist, werden unter dessen Enkel Sobieslaw bereits mehrere Gassen erwähnt, und allmählich überschritt die Kolonie die engen Grenzen ihres anfänglichen Bezirks nach verschiednen Richtungen hin.

Wenn ich über die Entwicklung dieser deutschen Gemeinde Böhmens so ausführlich berichte, so geschieht es, weil dieselbe von hoher Bedeutung nicht

nur für das Deutschtum des mittelalterlichen Böhmen, sondern für dessen ganzes politisches und soziales Leben und Werden in diesen Jahrhunderten ist. Die bei der Prager Burg der Premysliden angesiedelten Deutschen wirkten in ihrer Ausnahmestellung wohlthätig und segensreich, zuerst auf ihre unmittelbare Umgebung, dann auf immer weitere Kreise des Landes ein, indem sie Handel und Gewerbe teils schufen, teils hoben, die Anfänge zu neuem Wissen und Können in geistiger Beziehung einführten und mitteilten und so allmählich die Gesamtheit mit Einschluß ihrer slawischen Elemente zu höherer Besitzung brachten, die ihre Früchte in Gestalt größeren Wohlstandes und edlerer Lebensführung trug. Dieses neue Element entwickelte sich unter dem Schutze der ihm zugesicherten Rechte unter den rohen, unfreien, stumpfen Tschechen zu einem neuen Stande, zu einem Bürgertume zwischen slavischen Bauern und gewalthätigen Adel. Das Bürgertum aber rief nach und nach allenthalben, wo Deutsche sich niedergelassen hatten, freie Städte ins Leben, Mittelpunkte des Handels, des Handwerkes, welches die Kunst erzeugte, der Schulbildung, welche zur Wissenschaft führte, und der mehr oder minder unbeschränkten Selbstregierung. Schon in dieser Periode begegnen wir in Böhmen städtischen Gemeinden der Art im Keim, und in der nächsten finden wir den Samen vollständig aufgegangen und zu einer Anzahl deutsch-böhmischer Städtewesen erwachsen, welche durch ihre Stattlichkeit und das in ihnen pulsirende rege Leben den wohlthunendsten Eindruck auf das Auge machen, das die vordem hier sich ausbreitende dunkle Wildnis mit ihnen vergleichen kann.



Landwirtschaft und Bodenmonopol.

Von J. G. Weiß.

(Schluß.)



§ fragt sich nun, ob die Gesamtheit eine Veranlassung hat, dem leidenden Gliede des sozialen Körpers helfend beizustehen.

Diese Frage kann aus zwei Gesichtspunkten betrachtet werden. Stellt sich die Gesamtheit auf den Standpunkt der Selbstsucht, so wird sie den Gedanken einer Hilfeleistung zurückweisen, so lange die Nachteile, welche aus dem Notstande der Landwirtschaft für die Gesamtheit erwachsen, noch nicht so groß sind wie die Opfer, die zu einer wirksamen Abhilfe gebracht werden müßten. Vom Billigkeitsstandpunkte dagegen

wird ein Begehren nach Hilfe nicht abzuweisen sein, sobald sich ergibt, daß ein wichtiges Glied des sozialen Körpers durch die Maßnahmen, welche man zur Förderung der übrigen Glieder getroffen hat, derart benachteiligt ist, daß eine wirksame Selbsthilfe unmöglich erscheint.

Beleuchten wir zunächst die Billigkeitsfrage. Alle die großartigen Veranstellungen, die man getroffen hat, um die Industrie zu heben, um dem Handel freie Bahnen zu ebnen, um Kunst und Wissenschaft zu fördern, haben notwendigerweise in allen Ständen eine Erhöhung des Maßes der notwendigen Lebensbedürfnisse mit sich gebracht. Es läßt sich nicht so ohne weiteres sagen, wie groß diese Erhöhung in den letzten Jahrzehnten gewesen ist, doch ich glaube, daß wir an dem Steigen der Beamtengehalte einen ziemlich sichern Maßstab haben werden, einen solchen wenigstens, der uns keinen übertriebenen Begriff beibringen wird, denn es ist ja anerkannt, daß die Beamtengehalte nur langsam dem steigenden Existenzminimum folgen. Nun betrug beispielsweise in Baden im Jahre 1831 die Anfangsbesoldung eines akademisch gebildeten Beamten 600 Gulden = 1028 Mark 57 Pf. Heute beträgt dieselbe 1800 Mark. Wir haben hier also eine Steigerung um 75 Prozent, und ich zweifle nicht daran, daß im allgemeinen das in der genannten Zeit erfolgte Steigen des standard of life diesem Verhältnis entspricht.

Niemand hat sich dieser steigenden Bewegung völlig entziehen können. Aber dem Kaufmanne und dem Industriellen ist daraus kein Schaden erwachsen, denn sie haben durch einen vermehrten Absatz ihrer Waaren, selbst bei billigeren Preisen als früher, sich reichlich entschädigt. Auch dem Beamten, dem Gelehrten, dem Künstler ist kein Nachteil entstanden. Höhere Besoldungen und Honorare haben ja den Ausgleich bewerkstelligt. Ja in der Landwirtschaft selbst hat der Knecht und der Tagelöhner durch höhere Löhne sich in den Stand gesetzt gesehen, der steigenden Bewegung zu folgen, und sogar der Wirt ist ihr gefolgt, freilich auf eigne Kosten, wenn er zugleich Unternehmer war. Der landwirtschaftliche Unternehmer allein hat nicht nur für sich selbst keine dem Steigen des standard of life entsprechende Erhöhung seines Gewinnes erfahren, sondern er ist nicht einmal zum Ersatz der vermehrten Kosten gelangt, die ihm durch Steigen des Aufwandes für den Lebensunterhalt von Wirt und Arbeiter erwachsen sind; ja es hat sich sogar der Wert seines Reineinkommens gegen früher vermindert. Und das alles ist ihm ohne seine Schuld geschehen, wenn man nicht etwa darin eine Schuld erblicken will, daß er in seiner Eigenschaft als Staatsbürger und Steuerzahler dazu beigetragen hat, jene Maßnahmen zu ermöglichen, durch welche jeder andre Stand mächtig gefördert, der seine aber — freilich nicht mit Absicht — in Bedrängnis gebracht worden ist. Im Ernste könnte man dem landwirtschaftlichen Unternehmer nur dann eine Schuld beimessen, wenn er in der Lage wäre, seine Produktion zu steigern wie die Industrie, und er dies verjäumt hätte. Das ist nun aber nicht der Fall. Eine

wesentliche Steigerung der Produktion steht nicht in seiner Hand, und er ist somit, wenn er mit den andern Ständen Schritt halten will, auf Preissteigerung angewiesen. Unter normalen Verhältnissen, d. h. ohne das Hereinbrechen der fremdländischen Konkurrenz, wäre diese Preissteigerung auch ohne Zweifel in vollem Umfange eingetreten, und wir dürften uns nicht wundern, wenn die Preise für landwirtschaftliche Produkte heute gegenüber dem Jahre 1831 ganz ebenso um 75 Prozent höher wären, wie die Anfangsbejoldung des badiſchen Amtsrichters. Die fremdländische Konkurrenz, die dies verhindert hat, ist aber eben durch jene Veranstaltungen ermöglicht worden, die man auf gemeine Kosten zu Gunsten des Handels, der Industrie u. s. w. getroffen hat, und an denen der landwirtschaftliche Unternehmer seinen reiblichen Teil mitbezahlt hat. Es hat also der Unglückliche für das gute Geld, das er dem Steuereinnehmer hingelegt hat, soweit es zu solchen Veranstaltungen diente, nicht nur keinen Nutzen, sondern geradezu Schaden gehabt. Ist es da unbillig, wenn er auf einen gewissen Ausgleich dringt?

Es ließe sich noch mehr sagen. Aber lediglich aus Billigkeitsgründen wird man dem landwirtschaftlichen Unternehmer doch keine Hilfe zukommen lassen. Wichtiger ist die Frage, ob die Verhältnisse bereits so liegen, daß die Gesamtheit schon in ihrem eignen Interesse daran denken muß, helfend einzugreifen. *) Wann ist dies nun der Fall?

Ich glaube, die Gesamtheit muß dann in ihrem eignen Interesse Hilfe bringen, wenn ein Produktionszweig, der bisher einen der wichtigsten Faktoren ihres wirtschaftlichen Lebens gebildet hat und von dem man bestimmt weiß, daß er es auch in der Zukunft thun wird, ja unbedingt muß, durch vorübergehende Umstände in eine Notlage gebracht worden ist, die zu seinem Zusammenbruche führen muß, ehe die Zeit eintritt, in welcher er wieder auf eignen Beinen stehen könnte.

Ob diese Voraussetzungen beispielsweise beim Kleingewerbe, soweit es mit der Großindustrie zu konkurriren hat, zutreffen, wage ich nicht zu entscheiden. Das Kleingewerbe wird im wirtschaftlichen Leben der Zukunft nur dann eine hervorragende Rolle spielen können, wenn es gelingt, die Naturkräfte, die man in den Dienst der Großindustrie gestellt hat, durch neue Erfindungen auch dem

*) Daß die Gesamtheit bereits helfend eingegriffen habe, darf man ja eigentlich nicht sagen, denn die letzte Getreidezollerhöhung hat doch nur deshalb im Reichstage eine Mehrheit gefunden, weil mancher grundsätzliche Gegner aller Pflanzmehrgeltn für die Landwirtschaft sich sagte, daß die Zölle trotz der Erhöhung noch immer zu niedrig seien, um als Schutzzölle zu wirken, und sie deshalb in ihrer Eigenschaft als Finanzzölle annahm. Ob sie nun nicht dennoch — wenn auch in geringem Grade — als Schutzzölle gewirkt und ein noch tieferes Sinken der Preise gehindert haben, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls schuldet die Landwirtschaft als solche nur denen Dank, die die Zölle als Schutzzölle befürwortet haben. Die andern hatten nur ein gutes Geschäft für die Gesamtheit im Auge, was ja sehr löblich ist, aber die Landwirtschaft doch nur so weit berührt, als sie ein Teil der Gesamtheit ist.

Kleingewerbe dienstbar zu machen. Nur unter dieser Bedingung darf die Not, in welcher sich das Kleingewerbe befindet, als vorübergehend bezeichnet werden. Einen dauernd lebensunfähigen Produktionszweig aber muß man ruhig sterben lassen, und man kann ihm nur allenfalls ein sanftes Ende bereiten, indem man bis zu einer gewissen Grenze die einzelnen, die an ihm hängen, in Schutz nimmt, bis sie ausgestorben oder zu andern Produktionszweigen übergegangen sind.

Die Landwirtschaft dagegen wird ohne allen Zweifel wieder blühen, wenn die sogenannten neuen Produktionsländer einmal dicht genug bevölkert sind, um ihre Produkte bei sich selbst zu verwerten zu können. So hat auch die deutsche Landwirtschaft eine Zukunft, und sie ist es wert, durch Staatshilfe dieser ihr winkenden Zukunft erhalten zu werden, falls sie nicht aus eigener Kraft in der Lage ist, so lange auszuharren.

Ob letzteres der Fall ist oder nicht, wäre leicht zu beantworten, wenn alle landwirtschaftlichen Unternehmer, die mit Verlust arbeiten und hieran aus eigener Kraft nichts ändern können, sogleich ihre Scholle verlassen. Das thun sie aber nicht. Theils in der Hoffnung auf bessere Zeiten, theils aus Pietät für die überkommene Heimstätte ihrer Väter bleiben sie sitzen, nicht nur wenn der Unternehmerverlust die Grundrente aufgezehrt hat, sondern, soweit sie selbst die Wirte sind, sogar dann noch, wenn er ihnen nicht einmal mehr den als Arbeitslohn zu betrachtenden Lebensunterhalt übrig läßt. Sie helfen sich eben noch eine Weile mit Nebenbeschäftigung oder Schuldeumachen, wie es gerade geht, ehe sie sich zum Äußersten, zum Abzug entschließen. Das ist so beim Großbesitzer, und es ist so beim Kleinbauern. Der letztere könnte sich vielleicht noch länger halten, wenn er zur Naturalwirtschaft zurückkehren und alle seine Bedürfnisse selbst produziren könnte. Aber schon der Steuerzettel, der Schulgeldforderungszettel und ähnliche Dinge belehren ihn darüber, daß jetzt andre Zeiten sind, und daß er Geldwirtschaft treiben muß.

Selbstfalls müssen wir zur Entscheidung unsrer Frage nicht nur auf die Zahl der schon zusammengebrochenen Betriebe sehen, sondern auch auf diejenigen Betriebe, die zwar noch nicht tot, aber auch ohne äußere Hilfe nicht mehr lebensfähig sind. Die Erhebungen über den Verschuldungsstand, welche uns zu Gebote stehen, lassen erkennen, daß die Zahl der hoffnungslos verschuldeten Betriebe außerordentlich groß ist.*) Füglich dürfen wir somit von einem, wenn auch noch nicht ganz zu Tage getretenen bedeutenden Rückgange sprechen, und dürfen behaupten, daß die Gesamtheit auch um ihrer eignen Wohlfahrt willen allen Grund hat zu helfen. Will sie dies nicht, so werden Wald und Weide wieder Besitz nehmen von großen Strecken, die dem Ackerbau gebient haben, Gebäude werden überflüssig werden und zerfallen, Menschen werden der Heimat

*) Der zusammenfassende Bericht über die badische Enquete hält zwar die Sache für weniger bedenklich, aber ich habe schon früher in den Grenzboten nachgewiesen, daß dabei eine zu hohe Annahme der zulässigen Verschuldungsgrenze zu Grunde liegt.

den Rücken wenden, die noch eine Zukunft innerhalb ihrer Grenzen gehabt hätten, und wenn dereinst die Zeit kommt, wo die Nation eine leistungsfähige heimische Landwirtschaft braucht, wird man förmlich neu kolonisiren müssen.

Aus dem bereits gesagten ergibt sich von selbst, daß die Hilfsmaßregeln, von welchen ich rede, sich nur oder in erster Linie gegen die ausländische Konkurrenz richten, somit wesentlich zollpolitischer Natur sein müssen. Da ich, wie gleichfalls aus dem bereits gesagten ersichtlich ist, nur von einer vorübergehenden Hilfe rede, so finde ich mich in dieser Hinsicht in keinem grundsätzlichen Widerspruche mit dem schon wiederholt angezogenen Artikel über die Landliga; ja nicht einmal mit der bekannten v. Hellendorfschen Schrift.*) Denn v. Hellendorf sagt (S. 34), nachdem er sich im allgemeinen gegen zollpolitische Maßregeln ausgesprochen hat, wenn es sich nicht um die Entwicklung der Dinge in der weitem Zukunft handle, sondern um Hilfe für die augenblicklichen Besitzer, so habe er nur Wasser auf die Mühle der Gegner getragen. Er will damit wohl sagen, daß er gegen Schutzmaßregeln nichts einzusetzen habe, wenn sie nur dazu dienen sollen, die gegenwärtigen Besitzer (d. h. Unternehmer) über Wasser zu halten, bis die zuverlässig zu erwartenden bessern Zeiten kommen. Nun, wer verlangt denn mehr?

Daß ich Schutzzölle nicht für ganz zweckmäßig halte, weil sie zu oft eine nur unter tausend Schwierigkeiten zu bewerkstelligende Neuregelung verlangen, und daß ich doch auf der andern Seite Prohibitivzölle für zu weitgehend erachte, habe ich in diesen Blättern schon früher beleuchtet, nicht minder, daß ich ein passendes Mittelband zwischen beiden in einem Reichsmonopol auf die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte oder auch nur des Getreides zu finden glaube. Es könnte durch ein solches Monopol die Einfuhr innerhalb der Grenzen der Nachfrage erhalten und so der Preisstand derart geregelt werden, daß Konsumenten wie Produzenten zufrieden sein dürften.

So viel von der Lage der Landwirtschaft.

Vom Bodenmonopol und Henry George, von hohen Bodenpreisen und Verstaatlichung habe ich bis hierher so gut wie garnicht gesprochen, weil ich der festen Überzeugung bin, daß alle diese Dinge mit der heutigen Lage der deutschen Landwirtschaft so gut wie nichts zu schaffen haben. Ich will deutlicher reden: diejenigen, welche ihre Güter zu hohen Preisen gekauft haben und eine Verzinsung des Kaufpreises aus dem landwirtschaftlichen Betriebe erwarten, täuschen sich in Bezug auf die Natur des hohen Kaufwertes der Liegenschaften. Zu erwarten haben sie nur die Verzinsung des wirtschaftlichen Wertes, und diese wird ihnen zu Teil. Wird dieselbe durch den Unternehmerverlust wieder aufgezehrt, wie dies ja leider gegenwärtig so oft der Fall ist, so ist dies betrübend, aber mit den hohen Bodenpreisen hat es nichts zu thun.

*) v. Hellendorf-Baumerskröbe, Verstaatlichung des Grund und Bodens oder Schutzzölle für die Landwirtschaft. Berlin, 1885.

Der Preis, der über den wirtschaftlichen Wert hinaus für ein Gut bezahlt wird, ist dem Preise zu vergleichen, den man für ein unverzinsliches Lotterieloose zahlt. Die Differenzen zwischen Kauf- und Ertragswerten stellen Lotterieloose dar, die — abgesehen von relativ kleinen Schwankungen — im Werte steigen, je näher die Ziehung rückt. Die Ziehung findet statt, wenn die sogenannten neuen Produktionsländer nichts mehr ausführen können. Alle Loose gewinnen alsdann.

Wäre heute schon ein Bodenmonopol vorhanden, so könnten die Besitzer geschlossen gegen die übrigen Stände auftreten und diesen die Preise vorschreiben. Dies ist aber nicht der Fall. Wenn es heute denkbar wäre, daß die europäischen und außereuropäischen landwirtschaftlichen Produzenten zu einer Verständigung gelangten, um Produktion und Angebot nach der Nachfrage zu richten und so auf die Preise einzuwirken, so würden sofort neue große Strecken Landes, die heute, wenn auch nicht rechtlich, so doch jedenfalls thatsächlich herrenloses Gut sind, von andern in Angriff genommen werden, und so würde die Konkurrenz die Verbündeten lehren, daß es mit ihrem Monopol nichts ist. Ein Monopolbesitzer, der durch Konkurrenz erdrückt wird, ist ein Uding.

Wir haben zur Zeit kein Bodenmonopol; aber es ist allerdings im Werden, und wir hätten es schon, wenn Europa eine Welt für sich geblieben und nicht mit andern Weltteilen zu einem wirtschaftlichen Ganzen verschmolzen worden wäre. Wie die Sache aber jetzt liegt, werden wir es erst haben, wenn die gesamte landwirtschaftlich verwendbare Erdoberfläche kolonisiert sein wird. Die hohen Bodenpreise sind die Schatten, die das kommende Bodenmonopol vor sich herwirft.

So entschieden ich nun einen Zusammenhang zwischen der schlimmen Lage*) der heutigen landwirtschaftlichen Betriebe und der Bodenmonopolfrage in Abrede stelle, so wichtig scheint es mir doch, diese Frage im Hinblick auf die Zukunft ernst zu nehmen. Denn es unterliegt ja keinem Zweifel, daß später, wenn das Grundmonopol einmal zur Wirklichkeit geworden sein wird, die Besitzer in der Lage sein werden, alle übrigen Klassen so lange schonungslos auszubuten, bis diese genötigt sind, sich durch Gewalt zu helfen.

Da hat allerdings der Gedanke etwas für sich, dafür zu sorgen, daß zu jener Zeit der wirtschaftliche Gesamtkörper Besitzer des Bodens sei. Denn wenn die Gesamtheit Produzent (landwirtschaftlicher Unternehmer) und Konsument in einem ist, wird von einer Ausbeutung nicht die Rede sein können.

*) Ich meine natürlich die wirkliche Lage, wie sie sich an der Hand der im ersten Teile meines Aufsatzes vorgeschlagenen Berechnungsweise ergibt. Das Scheinergebnis, welches erzielt wird, wenn man den Boden mit seinem Kaufwert in die Rentabilitätsrechnung einstellt und volle Verzinsung für denselben verlangt, steht allerdings in Zusammenhang mit der Monopolfrage, aber es ist eben nur ein Scheinergebnis und hat mit der wirklichen Lage, die an sich schon übel genug ist, garnichts zu thun.

Ich weiß wohl, daß das, was ich hier ausspreche, zur Idee Henry Georges nicht ganz stimmt. Denn wenn ich von der Gesamtheit als dem Unternehmer spreche, so will ich damit sagen, daß der Wirt nur gewissermaßen Lohnarbeiter im Dienste der Gesamtheit sein könne, also über seinen angemessenen Lebensunterhalt hinaus nichts erhalten solle. Henry George dagegen beansprucht für die Gesamtheit nur die Grundrente und will dem Wirte die Unternehmereigenschaft und den Unternehmergewinn (der natürlich in jener künftigen Zeit infolge der fortschreitenden Nachfrage und des fast stillstehenden Angebotes bei jedem vernünftig geleiteten Betriebe herauskommen wird) zuweisen, denn er will dem Wirte sagen: *Whatever your labor or capital produces on this land, shall be yours.* Der Unternehmergewinn aber wird unzweifelhaft durch die Bewirtschaftung erzielt.

Warum soll nun der Wirt nicht Unternehmer sein? Die Antwort ist die, daß, sobald ein Unternehmergewinn für den Wirt möglich ist, gerade diejenigen Mißstände wieder eintreten werden, welche durch Verstaatlichung des Bodens abgewehrt werden sollen. Erstens werden für die Möglichkeit, einen Unternehmergewinn zu erzielen, wieder Kaufpreise bezahlt werden. Es wird sich also für die Grundstücke neben dem alten auf den Staat übergegangenen Werte ein neuer bilden, bestehend in dem kapitalisirten durchschnittlichen Unternehmergewinn, d. h. wir werden wieder das Privateigentum an Grund und Boden haben mit allen seinen Folgen. Allerdings steht es in der Hand des Staates, den neugebildeten Wert auch noch einzuziehen, indem er seine Ansprüche steigert, was ja ganz gut durchführbar ist, wenn er die Wirte nur als Zeitpächter annimmt und die Güter auf dem Versteigerungswege verpachtet.*) Aber thut er dies, so hat er damit ja eben den Unternehmergewinn eingezogen, und die Verhältnisse liegen genau ebenso, wie wenn man dem Wirte die Unternehmereigenschaft von vornherein abgesprochen hätte.**)

Der zweite, wichtigere Mißstand ist mit dem ersten eng verknüpft. Da jede Preissteigerung nicht nur die dem Staate zufallende Bodenrente, sondern auch den dem Wirte zufallenden Unternehmergewinn und bei längerer Dauer

*) Henry George will dies übrigens durchaus nicht. Er sagt: *Let the individuals, who now hold it, still retain, if they want to, possession of what they are pleased to call their land. Let them continue to call it their land. Let them buy and sell and bequeath and devise it. We may safely leave them the shell, if we take the kernel.* Wie oben gezeigt ist, ist es eben nicht lediglich die Schale, was nach Aneignung der Grundrente durch den Staat noch übrig bleibt. Es steckt immer noch etwas darin.

**) Ich wage nicht einmal zu behaupten, daß das Entschien eines neuen, wenn auch geringfügigen Kaufwertes der Güter völlig ausgeschlossen wäre, wenn man dem Wirte nur den Lebensunterhalt ließe. Es wäre ja schon denkbar, daß einer einen einmaligen Kaufpreis dafür zahlte, in die sichere und vielbegehrte Brotstulle als Bewirtheftener eines Gutes eintreten zu können. Also selbst hier bliebe noch etwas vom Monopol übrig. Jedenfalls ist aber diese Seite der Sache von geringerer Bedeutung.

auch den (neuen) Bodenwert steigern muß, wird der Wirt das größte Interesse daran haben, die Preise bis aufs Äußerste in die Höhe zu treiben. Und wir müssen — wie ich gleich erklären werde — annehmen, daß er dazu nicht nur den Willen, sondern die Macht haben und somit die Konsumenten ohne alle Schonung ausbeuten wird. Dies trifft allerdings nur, zu, wenn wir einen Zustand im Auge haben, in welchem von einer Konkurrenz der Nahrungsmittelproduzenten nicht mehr die Rede ist, sondern die Nachfrage, abgesehen von geringen Schwankungen, dem Angebote mindestens gleichsteht und eine Vermehrung des Angebots durch Erschließung neuer Produktionsquellen nicht mehr zu erwarten ist, also einen Zustand, der nur möglich ist, wenn die Malthusische Lehre wenigstens so viel wahres enthält, daß die Vermehrung der Bevölkerung der Erde größer ist als die der Nahrungsmittelproduktion, und daß dennoch letztere vor ersterer an ihrer äußersten Grenze angelangt sein wird. Aber wir müssen einen solchen Zustand ja notwendigerweise voraussetzen, wenn wir überhaupt von einem Bedürfnis reden wollen, Maßregeln zum dereinstigen Schutze der Gesamtheit gegen die Ausbeutung durch die Grundbesitzer zu treffen. Denn so lange die Produktion die Nachfrage befriedigen kann, ohne an der Grenze ihrer Steigerungsfähigkeit angelangt zu sein, wird jede andauernde Preissteigerung eine preismindernde Steigerung der Produktion nach sich ziehen und so ihr Korrektiv in sich selbst tragen.

Indem ich nach dieser Abschweifung wieder zur Sache zurückkehre, habe ich aus dem oben gesagten lediglich noch den Schluß zu ziehen, daß eine Verstaatlichung des Grundbesitzes unter denjenigen Verhältnissen, unter welchen sie überhaupt in Betracht zu ziehen wäre, die Nachteile des Privatgrundbesitzes keineswegs beseitigen würde, wenn nicht auch die Unternehmereigenschaft auf den Staat überginge. Sonach kann ich mich auch nur unter der Voraussetzung der Unternehmereigenschaft des Staates mit der Idee der Verstaatlichung des Bodens befreunden. Daß ich alsdann in der Maßregel nicht wie Henry George in erster Linie eine Vorkehrung zum Schutze der Arbeit, sondern vielmehr eine solche zum Schutze der Konsumenten gegen den Grundbesitz erblicke, ist selbstverständlich. Doch scheint es nicht ausgeschlossen, daß auch die Arbeit als solche einen Anteil an den wohlthätigen Wirkungen der Änderung nehmen würde. Denn in der Hand des Staates als des Eigentümers läge es ja, die Güterverteilung allmählich derart zu regeln, daß möglichst viele Brotstellen für Wirtschaftler sich ergeben, und namentlich auch weber ungefüge Riesenwirtschaften noch lebensunfähige Bettelwirtschaften möglich sein würden.

Beiläufig sei erwähnt, daß ich die Frage, ob es ersprießlicher wäre, daß die Wirte als Verwalter oder als Pächter auf den Gütern des Staates säßen, absichtlich nicht näher erörtern will, da mir dies eine Nebenfrage zu sein scheint. Aus mancherlei Gründen schiene mir die Pächtereigenschaft den Vorzug zu verdienen.

Zum Schlusse kämen wir noch zur Erörterung eines der bedenklichsten Punkte von Henry Georges Programm: Auf welche Weise sollte wohl die Verstaatlichung, wenn man sie einmal als notwendig erkannt hätte, durchgeführt werden? George macht bekanntlich kurzen Prozeß, indem er den Bodenwert durch Auflage einer Steuer in der Höhe der Grundrente einziehen will. Den jetzigen Besitzern glaubt er eine Entschädigung nicht einräumen zu müssen, weil der Grund und Boden von Haus aus Eigentum der Gesamtheit sei und dieser widerrechtlich vorenthalten werde. Den naheliegenden Einwurf, daß die jetzigen Besitzer ihre Güter in gutem Glauben und mit redlich erworbenem Gelde erkaufte haben, weist er zurück, indem er die Grundsätze des Common law in etwas eigentümlicher Weise in Anwendung bringt und sagt: Now what does the law allow to the innocent possessor, when the land, for which he paid his money is adjudged to rightfully belong to another? Nothing at all. That he purchased in good faith, gives him no right or claim whatever. Man sieht, daß seine Stellung hier schwach ist. Jedenfalls werden die Grundbesitzer da, wo die Grundsätze des Common law nicht in Geltung sind, so frei sein, sich ihre Rechtsätze — so weit es sich um solche handelt — anderswo herzunehmen.*) Aber wenn wir auch dies außer Betracht lassen und George auf den Boden des Common law folgen, oder wenn wir die Sache von irgend einem beliebigen andern Standpunkte aus betrachten, können wir nur sagen, daß der ganze Hinweis verfehlt ist und für den vorliegenden Fall nicht zutrifft. Der Grund und Boden ist nicht nur von den jetzigen Besitzern rechtmäßig erworben, sondern auch früher von der Gesamtheit oder ihren berufenen Vertretern mit vollem Bewußtsein aus der Hand gegeben worden. Soweit dabei Lebenspflichten bedungen waren, sind diese wiederum — der Regel nach wenigstens — nur mit Bewilligung der Gesamtheit oder ihrer berufenen Vertreter abgelöst worden. Die Gesamtheit mag ja bei alledem nicht die besten Geschäfte gemacht haben, aber jedenfalls kann sie sich der Verantwortung für Abmachungen, die in ihrem Namen und mit ihrem Wissen und ihrer ausdrücklichen oder stillschweigenden Bewilligung getroffen wurden, nicht entziehen. Sieht sie ein, daß sie besser gethan hätte, den Grund und Boden zu behalten, so mag sie ihn zurückkaufen. Aber sie hat keine Veranlassung zu heulen wie ein kleines Kind, dem man sein Butterbrot vorenthält. Die Grundbesitzer selbst würden wohl der Verstaatlichung die geringsten Hindernisse entgegensetzen. Ihre derzeitige üble Lage würde sie im allgemeinen zur Aufgabe ihres Besitztums wohl bereit machen, besonders wenn sie, wie George meint, gleich als Pächter sitzen bleiben könnten.

*) Das babische Landrecht (L.-R. S. 2265) sagt z. B.: Wer redlicherweise und mit gesetzmäßiger Eigentumsurkunde ein liegendes Gut erwirbt, erßt das Eigentum daran in zehn Jahren, wenn der wahre Eigentümer im Staatsgebiete wohnt, und in zwanzig Jahren, wenn er außerhalb desselben wohnhaft ist.

Eines möchte ich noch berühren: Würde man es wohl erforderlich finden, auch das Privateigentum an Wohnstätten anzuhoben, oder sollte man nicht vielmehr hier eine Ausnahme zulassen? Es würde wohl dem Grundsätze, daß Grund und Boden im allgemeinen nicht Privateigentum sein solle, nicht viel Abbruch thun, wenn man zugeben wollte, daß der Einzelne, sofern er wollte, Haus und Garten zur Selbstbenutzung als Privatbesitz haben könnte. Bei der Aufgabe solchen Besitzes könnte ja dem Staat ein Vorkaufsrecht eingeräumt werden. Ich glaube auch nicht, daß die Ausnahme dem von George angeregten vorgegeschichtlichen Zustande widersprechen würde. Wenigstens behauptet Waitz (Deutsche Verfassungsgeschichte I. S. 118) mit aller Bestimmtheit, daß bei den alten Germanen die Hofstätte Privateigentum gewesen sei. Jedenfalls verdient die Frage dereinst Beachtung, denn sicher ist es ein erhebendes Bewußtsein, ein eignes Heim auf eigenem Boden zu besitzen.

Einstweilen sind wir noch nicht so weit, daß wir solche Nebenfragen in vollem Ernste erörtern müßten. Wie schon gesagt, ist das Bodenmonopol ein Ding der Zukunft, und wir haben es bis jetzt nur mit seinen Vorboten zu thun. Ob wir gegen diese Vorboten schon mit dem schweren Geschütz der Verstaatlichung des Bodens vorrücken sollen oder nicht, mögen Versänerer entscheiden. Meine unmaßgebliche Meinung ist die, daß die Gesamtheit auch dann, wenn sie die dereinstige Verstaatlichung alles Grundbesitzes für unerlässlich halten müßte, sich doch noch eine geranne Weile begnügen dürfte, sich nach Gelegenheit nach und nach möglichst viel Land anzueignen, um schließlich zu gegebener Zeit leichteres Spiel zu haben. Über Nacht kommt ja die Sache nicht. Ehe die Konkurrenz der Nahrungsmittelproduzenten aufhört und wirklich einschneidende Schutzmaßregeln für die Konsumenten nötig werden, wird die Landwirtschaft sich auf Bodenstrecken einmisten, an deren Kulturfähigkeit heute niemand denkt; die Kultur von Luzuspflanzen, wie Tabak, und von geringwertigen Nahrungsmitteln, wie der Kartoffel, wird zurückgehen, um dem alsdann einträglicheren Getreidebau sowie der Produktion anderer Erzeugnisse von hohem Nährwert für Mensch und Tier mehr Platz zu machen. Auch der Wald wird überall schwinden, wo er nicht wirklich auf reinem Waldboden steht oder aus klimatischen Rücksichten unentbehrlich ist.

Ist dies alles einmal geschehen, und die Konsumtion ist dennoch imstande, das Produzirte zu bewältigen, dann freilich ist die Zeit gekommen, wo der Produzent allmächtig ist, und dann ist es allerdings nicht nur wünschenswert, sondern sogar notwendig, daß der Staat — oder richtiger der wirtschaftliche Gesamtkörper — Herr des Bodens sei. Aber erst dann!



Gymnasialunterricht und Fachbildung.

Von Ludwig von Hirschfeld.

4.



o gelange ich denn zu dem zweiten der vorhin bezeichneten Wege. Ich höre hier im Geiste auf Seiten meiner Leser Rufe des Mißfallens und der Entrüstung. Wie? — wird mancher Schulmann fragen — du hast selbst zugegeben, daß der Lehrstoff so angewachsen sei, daß wir ihn nur mit Mühe in der bisher zugemessenen Frist bewältigen können, und nun soll diese Frist noch verkürzt werden? Oder soll das Gymnasium etwa zu einer Vorbereitungsanstalt für Einjährig-Freiwillige herabsinken, sollen wir wichtige Unterrichtsfächer beschränken oder gar ganz preisgeben? — Nichts von alledem! Aber weil der Lehrstoff eben zu so erdrückendem Umfang angeschwollen ist und sich aller Voransicht nach immer noch mehr erweitern wird, weil das bisherige System zur Bewältigung desselben nicht ausreicht, gerade deshalb ist eine Verminderung der Ansprüche, die an die Schule gestellt werden, erforderlich. Und um nun andererseits das leidige Schielen nach den Erfordernissen des späteren Brotstudiums von der Mittelschule fernzuhalten, um ihr die Spaltung der Schüler in Fachgenossenschaften zu ersparen und ihr die Aufgabe einer allgemeinen, idealen Bildung nach Möglichkeit zu bewahren, empfiehlt es sich, nach dem Erreichbaren zu greifen und der Schule lediglich das Maß von Lehrstoff zuzuwenden, welches für die spätere Mitgliedschaft eines gebildeten Standes als ausreichend erachtet wird. Wenn wir nun von der Annahme ausgehen, daß die Reife für Unterprima, also ein siebenjähriger Gymnasialunterricht, als genügendes Bildungsmaß in diesem Sinne angesehen werden darf, so würde das Gymnasium oder die zukünftige Einheitschule seine Aufgabe am richtigsten erfüllen, wenn es alle Schüler der untern Klassen, die Unfähigen abgerechnet, zusammenhielte und bis zur Abgangsprüfung durchbrächte. Man könnte dann die jetzige IIA mit I, die IIB mit II bezeichnen, denn auf den Namen kommt es doch nicht an, und der Primaner würde dann mit derselben Bildungsmenge von der Schule abgehen, mit welcher jetzt der Obersechskundner in die Prima einrückt. Sämtliche Abiturienten erwürben durch die Ablegung der Abgangsprüfung die Berechtigung zum einjährigen Dienst; vorher wäre dieselbe nicht zu erlangen. Gleichzeitig erschloße sich ihnen der Eintritt in sämtliche Hochschulen: Universität, Forstakademie, Bauakademie, landwirtschaftliche

und technische Hochschulen. Dem Offiziersaspiranten wäre das Fährdichsexamen erspart. Ein normal angelegter Schüler würde seine Schulzeit etwa um die Mitte seines siebenzehnten Lebensjahres beendigen, ein Zeitpunkt, wo die meisten sich über die Wahl des einzuschlagenden Berufs klar sind. Für die, welche Humaniora studiren wollen, könnte sich an die Schule noch eine Selecta mit einem Kurlus von zwei oder drei Semestern anschließen, wenn man es für ungeeignet hält, dem Jüngling diese Fächer vor dem achtzehnten oder neunzehnten Lebensjahre nach akademischer Methode vorzutragen. Ich glaube indessen kaum, daß die letztere Form des Unterrichts auf jener Altersstufe Unzuträglichkeiten haben würde. Gerade die Pensum-, Exerziten- und Extemporalarbeit, welche für den jüngeren Schüler eine Erleichterung ist, macht unsre jetzigen Primaner mißmutig und ungeschickt in der Auffassung einer freieren Vortragsform.

Ein gewisses Bedenken wird sich dagegen erheben, jungen Leuten im noch nicht vollendeten siebenzehnten Lebensjahre alle die akademischen Freiheiten zu gewähren, welche das studentische Leben jetzt mit so großem Reiz ausstatten. Ob diese Freiheiten unveräußerliche Rechte der akademischen Jugend darstellen und ihre Beschränkung eine bedauerliche Abschwächung des frühen, fröhlichen Studententums bewirken würde, will ich hier nicht untersuchen. Daß in den ersten Semestern wenig oder gar nichts gethan wird und sich die Vorbereitung für das Examen meist auf die allerleyte Frist der Studienzzeit zusammendrängt, ist eine alte Erfahrung, und die Thatsache, daß Kollegien häufiger belegt, als besucht werden, hat schon oft berufene Federn aus den Kreisen der Professoren in Bewegung gesetzt. Erst kürzlich hat der berühmte Wiener Chirurg Professor Billroth in einer Broschüre auf die leerstehenden Höräle und die mittelmäßigen Examina der Mediziner hingewiesen, Erscheinungen, welche in dem Mangel an Pflichtgefühl der studirenden Jugend ihren Grund hätten. Auch Professor Schmoller hat den Unfleiß der Studenten öffentlich gerügt und den Vorschlag gemacht, den wirklichen Kollegienbesuch jedes belegenden Studenten festzustellen, um das Ergebnis in das Halbjahrszeugnis einzutragen. Dieser Versuch, eine Kontrolle einzuführen, hat aber auf Seiten andrer akademischer Lehrer Widerspruch erfahren, und man ist im ganzen, auch außerhalb der Studentenschaft, nicht gerade geneigt, die geschichtlich überkommenen Freiheiten zu beengen, indem man geltend macht, unsre Universitäten seien nun einmal nicht lediglich Unterrichtsanstalten. Es ist mir nun zwar nicht verständlich, warum eine Kontrolle des Kollegienbesuchs von den jungen Studenten peinlicher empfunden werden sollte als z. B. von den Offizieren der Kriegsakademie, die erheblich älter sind. Indessen muß mit gegebenen Verhältnissen gerechnet und keinesfalls die Schulreform von der Einführung akademischer Neuerungen abhängig gemacht werden. Dagegen zeigt sich ein sehr einfaches Mittel zur Abwehr des Mißbrauches der akademischen Lernfreiheit in der Einfügung von Prüfungen, welche die Studien-

zeit in zwei bis drei Abschnitte teilen, ohne daß deshalb eine Überwachung des Kollegienbesuchs nötig wäre. Diese Zwischenprüfungen (tentamina) würden nicht nur den Studenten selbst einen nützlichen Anhalt für die eigne Beurteilung ihrer Fortschritte gewähren — ein Anhalt, der ihnen jetzt in der langen Kluft von Semestern fehlt und dessen Mangel ihre Vorbereitung auf die Schlußprüfung erschwert —, sondern sie würden auch den Anreiz geben, bei den vorbereitenden Studien nicht übermäßig lange zu verweilen, und mittelbar auf eine Ausnutzung des auf der Hochschule erteilten Unterrichts hinwirken. Derartige Prüfungen bestehen bereits auf verschiedenen Universitäten für die Erwerbung von Stipendien. Auch das *tentamen physicum* der Mediziner teilt bereits die medizinische Studienzeit in zwei Abschnitte.

Noch mehr Examina! höre ich ausrufen. Haben wir deren nicht schon übergenug? Ich kenne sehr wohl die Abneigung, die vielerorten gegen unser Prüfungssystem besteht, und teile selbst die geringe Meinung, die von der Wichtigkeit einer solchen Wertabschätzung gehegt wird. Gewiß geben die Prüfungen, welche Schule und Staat veranstalten, Anlaß zu Mißbräuchen und Täuschungen, gewiß ist es ein Übelstand, wenn die Lehrmethode mehr auf ein glänzendes Examen als auf ein systematisches Verarbeiten zugeschnitten wird, sicher wird auf der Schule auch von den Lehrern hierin oft gefehlt. Wie die Verhältnisse aber liegen, bleiben die Prüfungen ein notwendiges Übel, notwendig, weil der Staat an ihre Ablegung gewisse Berechtigungen geknüpft hat und eine Bürgschaft verlangen muß, daß diese Berechtigungen nicht willkürlich, sondern nach Verdienst erteilt werden. Daß dabei nicht ein Bildungsgrad bemessen, sondern nur eine gewisse Menge von Wissen abgefragt werden kann, ist bedauerlich, aber bei der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen nicht zu vermeiden. Die Tentamina auf der Hochschule würden übrigens keine sonderliche Belastung der Prüfungskommission mit sich bringen. Sie könnten zwei bis drei Semesterfrist umfassen. In dem ersten Teile der Studienzeit würde von dem Studirenden der Besuch allgemeiner humanistischer Kollegien gefordert, und im Tentamen ein Ausweis darüber verlangt werden. Es wären das dieselben Fächer, welche jetzt auf der Prima, wenngleich nicht nach akademischer Lehrmethode, betrieben werden. Hier könnten propädeutische Philosophie, Logik, Geschichte, Literatur- und Kunstgeschichte, Erd- und Völkerkunde, Nationalökonomie und, was für alle Berufszweige gewiß von größtem Vorteil wäre, allgemeines Staats- und Verwaltungsrecht ihren Platz finden. Auch stünde nichts im Wege, daß ein Student in den ersten Semestern einen Wechsel in der Berufswahl vornähme. Das spezielle Fachstudium würde erst in spätern Semestern eintreten. Die Kürzung des Schulunterrichts würde selbstverständlich zur Verlängerung des Universitätsstudiums führen, da eine Verringerung dessen, was jetzt im Staatsexamen gefordert wird, mit diesem Vorschlage nicht bezweckt wird.

Wenn schon durch die Tentamina einem Mißbrauch der akademischen Freiheit

entgegengewirkt werden kann, so würden sich zur Beruhigung besorgter Eltern auch gewiß leicht Privatanstalten bilden, welche dem Schulabiturienten während der ersten Semester ein geeignetes Unterkommen und eine passende Überwachung böten. Solche Seminarieen, ähnlich den englischen Colleges, existiren bereits in Deutschland für protestantische Theologen. Ihre Vermehrung und Erweiterung würde sich von selbst ergeben, sobald die Universitäten für Studenten eines jugendlichen Alters zugänglich gemacht würden. Daß diese Pensionate, deren Hausordnung nicht so streng sein darf, um einen ungezwungenen studentischen Verkehr zu hindern, einen sehr zweckmäßigen Übergang zwischen der beengten Schulatmosphäre und der jetzigen Ungebundenheit des akademischen Treibens bilden würde, kann nicht geleugnet werden. Gerade der unvermittelte Sprung in das Studententum ist für den Schulabiturienten bedenklich und nicht selten für Geist und Körper desselben gefährlich: Freiheit ist nicht gleichbedeutend mit Schrankenlosigkeit. Die erziehlische Wirkung der Korps und der Burschenschaften darf man nicht allzuhoch anschlagen. Außerdem fristen dieselben in den größten Städten nur noch ein Scheinleben. Hand in Hand mit den Pensionaten für jüngere Studenten würde sich zweckmäßig eine Erweiterung der schon bestehenden Seminarie verbinden, welche ein engeres Band zwischen den Professoren und Studenten knüpfen, und deren praktischer Nutzen allgemein anerkannt ist. Aber alle diese Modificationen des Unterrichts auf der Hochschule fallen außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung. Sie werden sich zweifellos von selbst ergeben, sobald die Schule mit der Reform vorangegangen wäre.

Wir hätten es also — um es kurz zusammenzufassen — mit einem Einheitsgymnasium zu thun, dem unter größerer Berücksichtigung der realen Fächer doch der humanistische Grundgedanke gewahrt bleibt, das den Schüler im zehnten Lebensjahre aufnimmt und im siebzehnten entläßt, dessen Abgangszeugnis alle Berechtigungen gewährt, welche das heutige Gymnasium besitzt und das Realgymnasium erstrebt, und das in seiner Selecta für die Fortsetzung philologischer Studien passende Gelegenheit bietet. Die jetzigen Realgymnasien würden natürlich in dieser Einheitschule für gelehrten Unterricht aufgehen.

Die Frage ist nun, ob die darin zu erreichende Bildungsstufe als ausreichend für den Übergang zum höhern Unterricht angesehen werden darf. Ich glaube, die Frage ist unbedingt zu bejahen, sobald sich der Lehrplan dem neuen System anbequemt und alles aus demselben verbannt wird, was sich als Fachbildung, wenn auch nur in seinen Anfängen, erweist. Ich glaube, daß es für einen Eintritt in die gebildeten Stände und für die Anforderungen des praktischen Lebens vollkommen ausreicht, wenn die Kenntniß der beiden klassischen Sprachen so weit geführt wird, daß Homer und die griechischen Historiker, Cicero, Livius, Virgil und einige Oden von Horaz gelesen und verstanden werden. Eine Beherrschung dieser Sprachen soll und darf garnicht gefordert werden. Sie wird auch jetzt in der Prima nicht entfernt erreicht. Ein

tieferes Eingehen in den Geist der klassischen Literatur, das Verständnis für grammatische Subtilitäten bleibe dem spätern Selbststudium oder dem akademischen Unterricht vorbehalten. Auf jede Weise sei dem Gymnasium ein propädeutischer Charakter gewahrt. Ob man in der Verteilung der Stunden die lateinische oder die griechische Sprache mehr begünstigen soll, mag dem fachmännischen Urteile überlassen bleiben. Die Frage ist nicht von der Wichtigkeit, zu welcher sie in philologischen Fachschriften vielfach aufgebauscht wird; richtig ist nur, daß die Behandlung beider Sprachgebiete und ihrer Literatur dem Gymnasium zugewiesen und nicht etwa, wie realistische Eiferer fordern, das Griechische überhaupt preisgegeben wird. Die Schulmänner werden nur mit äußerstem Widerstreben daran gehen, das Lehrpensum der Prima verschwinden zu sehen. Es ist dies auch ganz begreiflich, da der Unterricht in der oberen Klasse zweifellos mehr Befriedigung und Interesse gewährt als in den untern. Indessen bietet sich ihnen in der Selektia teilweise ein Ersatz, und der Verlust an Lehrstoff beschränkt sich somit auf ein, höchstens zwei Semester. Andererseits wird der Unterricht in dieser Klasse sich für die Schüler wie für die Lehrer angenehmer gestalten, da nicht mehr auf ein Examen hingearbeitet zu werden braucht.

Wenn man dagegen einwendet, daß der Versuch einer Reform schon durch die veränderte Lehrverfassung von 1882 gemacht und deren Erfolg daher erst abzuwarten sei, so erwiedere ich darauf, daß diese Veränderungen nicht einschneidend genug sind, um die Beseitigung der Übelstände, die sich so fühlbar machen, jemals hoffen zu lassen. Die Zahl der Stunden, welche dem Unterricht in den Naturwissenschaften und neueren Sprachen eingeräumt sind, reichen nicht aus, um zu höheren Leistungen in diesen Fächern zu verhelfen; und doch soll eben mehr geleistet werden. Man erwartet von dem Schüler, daß er das Französische und Englische so beherrsche, daß er einen Nutzen für den Verkehr in diesen Sprachen daraus erzielt. Dennoch wird, wenn nicht Privatunterricht ergänzend eintritt, der Massenunterricht selten mehr bieten als die Fähigkeit, sich mit Hilfe eines Lexikons notdürftig in einem fremden Schriftsteller zurechtzufinden, und wer genötigt ist, lediglich mit seinen Schulkenntnissen ausgestattet, das Ausland zu bereisen, wird den Mangel an Fertigkeit im Sprechen, noch mehr im Verstehen, peinlich empfinden. Und nun gar die Aussprache! Allerdings liegt bei dem neusprachlichen Unterricht der Fehler weniger in dem Mangel der zugemessenen Zeit, als in der falschen Methode. Gute Aussprache ist nur von einem Franzosen oder Engländer zu erlernen. Nun wird aber der Elementarunterricht in diesen Sprachen sehr oft von deutschen Lehrern gegeben, welche sich an der Hand der Grammatik mühsam durcharbeiten, und die falsche Aussprache ist später sehr schwer wieder zu verbessern. Eine lebende Sprache wird ja überhaupt am richtigsten durchs Ohr gelernt; die Gewöhnung an die Eigentümlichkeiten der Lautbildung ist dabei ein wesentliches Hilfsmittel.

Der Wert der neuen Sprachen liegt indessen keineswegs allein in der Fertigkeit im Sprechen. Auch für das wissenschaftliche Studium ist die Fähigkeit, die einschlägige fremde Literatur kennen zu lernen, von hoher Bedeutung. Das wird von den Verehrern der klassischen Richtung vielfach übersehen. Es schreibt niemand mehr lateinisch, selbst nicht in Ungarn. Die Zeiten, wo Leibniz und Newton die Ergebnisse ihrer Forschungen in dieser toten Sprache mitteilten, sind vorüber. Wer heutzutage seine Ansichten rasch über die Grenzen des heimatischen Sprachgebietes hinaus verbreiten will, wird das Französische oder Englische wählen. Seitdem übrigens die Doktordissertationen deutsch verfaßt werden dürfen, hat auch bei uns das Hinarbeiten auf einen lateinischen Aufsatz keinen Zweck mehr. Mit dem Preisgeben dieser früheren Forderung hat die Universität selbst dem Studium des Lateinischen einen Stoß versetzt. St. Marc-Girardin äußerte einmal, von einem gebildeten Manne verlange man heutzutage nicht, daß er Lateinisch und Griechisch noch wisse, sondern daß er es vergessen habe. Diese Bemerkung, so paradox sie klingt, enthält viel Wahres. Das Bewußtsein, etwas „einmal gekount zu haben,“ erscheint mir für viele Mitglieder der gebildeten Gesellschaft mit dem jetzigen Zeitanfchwand doch etwas zu teuer bezahlt. Theologen, Sprachforscher und Archäologen aber, welche ihr Veruß auf den steten Verkehr mit den alten Sprachen hinweist, Historiker und Juristen, welche die erweiterten Kenntnisse des Lateinischen nicht entbehren können, werden zur Fortführung ihres Gymnasialstudiums sowohl in der Sekula wie auf der Universität hinreichend Gelegenheit finden. Für das altsprachliche Gebiet wird also der Wegfall der jetzigen Prima nicht schwer ins Gewicht fallen.

Bedenklicher könnte die Einbuße des Unterrichts im Deutschen und in der Geschichte erscheinen. Der deutsche Aufsatz kann freilich auf der Universität nicht mehr verfaßt werden, und diejenigen, welche geneigt sind, ihn als den Maßstab für Reife und Bildung anzusehen, werden die Pflage desselben, die ihnen in der Prima zu Teil wird, für schwer entbehrlich halten. Ich glaube, daß diese Werthätzung doch nicht genügend begründet ist, und daß der Wegfall des deutschen Primaanfanges durch die schriftlichen Arbeiten, welche die Universitätstentamina fordern würden, vollkommen ausgeglichen werden würde. Ja ich gehe noch weiter und behaupte, daß die schriftliche Behandlung eines bestimmten Lehrgebietes auch als Stilübung und als Maßstab für die Beurteilung der Ausdrucksfähigkeit geeigneter ist als die Aufstellung eines vagen Themas, wie sie für Schulaufsätze üblich ist. Diese Aufsätze sind recht eigentlich die Brutstätte des Phrasentums. Eigne Gedanken, ja auch nur eigne Empfindungen werden sich umso seltener darin finden, als dem Alter des Verfassers eine gewisse Scheu, mit seinem innerlichen Leben hervorzutreten, eigen ist. An der Hand des wenig bestimmten Themas wird er unbewußt auf das Gebiet allgemeiner Redensarten, banaler Schlagworte und schönklingender, aber

unklarer Nebenwendungen geführt; im günstigsten Falle ist seine Auseinandersetzung eine geschickte Zusammenstellung von Gelesenem oder Gehörtem. Höchst selten sind diese Arbeiten der wirkliche Ausdruck eines eignen über den Gegenstand gefaßten Gedankens oder auch nur einer selbstgemachten logischen Analyse der vorgelegten Begriffe. Weit zweckmäßiger wird es sein, in einem etwas vorgeückten Alter auf der Universität eine schriftliche Arbeit zu verlangen, deren Inhalt einen Maßstab nicht nur für die Kenntnisse auf dem betreffenden Lehrgebiete, sondern auch für die Fähigkeit abgibt, die dem Verfasser bekannten Vorgänge oder Vorstellungen in eine anschauliche, knappe und wohlgegliederte Form zu bringen. Einen noch bessern Prüfstein giebt dann die schriftliche Klausurarbeit für Selbständigkeit des Denkens und Gewandtheit des Ausdruckes ab.

Nicht viel anders ist es mit der Geschichte, nur daß, wie beim deutschen Aufsatz die Produktionsfähigkeit, so hier das Rezeptionsvermögen des Schülers oft überschätzt wird. Die Schule wird ihrem ganzen Wesen nach nie mehr bieten können, als die Aufzählung der Thatfachen und die loie Verknüpfung derselben im weiten Rahmen der Zeit. Das Verständnis des innern Zusammenhanges erfordert eine Reflexion, die von der Jugend nicht erwartet werden kann. Nur allgemeine, auf Bildung und Sittlichkeit bezügliche Gesichtspunkte dürfen hier bei der Kritik der Völkergeschichte in Betracht kommen. Alles, was einen politischen Reizgeschmack hat, muß ausgeschlossen bleiben, und je näher die Geschichtsbetrachtung der Gegenwart rückt, desto schwieriger wird die objektive Darstellung. Mit dieser Beschränkung ist aber bis zum siebenzehnten Lebensjahre eine Übersicht der Vorzeit sehr wohl zu geben. Erst die Universität hat den so vorbereiteten auf das Gebiet der Forschung und kritischen Prüfung zu führen, und diese kann erst dann wirklich nutzbringend sein, wenn das gleichzeitige Studium des heutigen Staatswesens und seiner Normen den Ausgangspunkt für vergleichende Rückblicke ermöglicht. Die Entwicklungsperiode alter Völker und die Kämpfe früherer Geschlechter um Erhaltung oder Erweiterung staatlicher Freiheiten werden von dem jugendlichen Forscher dann in ihrer wahren Bedeutung begriffen werden. Wenn ein selbständiges Urtheil auch jetzt noch nicht von ihm erwartet werden kann, so tritt er doch an die Betrachtung dieser Vorgänge heran, unbeeinträchtigt von den halbverstandenen politischen Anschauungen, welche die Parteilichhaltung des Lehrers — im günstigsten Falle unbewußt — in den propädeutischen Unterricht hineingetragen hat.

(Schluß folgt.)



Goethe als Pädagog.



Das sechzehnte Jahrhundert hatte eine lebhafteste Teilnahme für die Unterrichtung der Jugend gezeigt. Nicht nur den Humanisten, die naturgemäß überall als reformirende Lehrer auftreten mußten, auch Luther lag die Gründung und Verbesserung der Schulen am Herzen. Reformation und Humanismus wirkten hier im ganzen einträchtig zusammen. Wenn Philipp Melancthon sich den Ehrennamen des Praeceptor Germaniae erwarb, so konnten Wimpfeling, Jakob Sturm und viele andre für einzelne Teile Deutschlands ähnliches Verdienst in Anspruch nehmen, der genialste deutsch-lateinische Dichter des Jahrhunderts, Nikodemus Frischlin, hat das Schulwesen des damals noch protestantischen Herzogtums Krain zum Danke der Landstände geordnet, während Frankreichs größter Satiriker in den grotesken Schilderungen von Gargantuas Erziehung mit der Kritik bestehender Mißbräuche positive Vorschläge für die Einrichtung des Lehrens und Bildens der Jugend verband. Durch keinen Geringeren als Jean Jaques Rousseau hat das achtzehnte Jahrhundert wieder an Rabelais, Montaigne und das sechzehnte Jahrhundert angeknüpft. Auch auf diesem Gebiete wie auf manchem andern nahm man im achtzehnten Jahrhundert die unterbrochene Geistesarbeit wieder auf, und wohl niemals ist das schwere Problem der Erziehung mit mehr Eifer und größerer allgemeiner Teilnahme theoretisch und praktisch in Angriff genommen worden als im Zeitalter der Aufklärung. Die ganze Aufklärung verfolgt, mag man nun auf ihre größten Erscheinungen oder auf ihre weniger erfreulichen Auswüchse blicken, eine entschieden pädagogische Tendenz. Die Forderungen des common sense sollten nach dem Willen der schottisch-englischen Philosophen und Freethinkers, von denen die ganze geistige Bewegung des vorigen Jahrhunderts ausging, im praktischen Leben ihre Befriedigung finden; geläuterte moralische und religiöse Begriffe sollten in weitesten Kreisen gelehrt, im Sinne dieser neu gewonnenen Anschauungen die aufwachsenden Generationen herangebildet werden. Konversationslexika üben noch in unsern Tagen einen bestimmenden Einfluß auf die allgemeine Bildung aus; in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wirkte Pierre Bayles Dictionnaire historique et critique mit dem Reize der Neuheit auf die nach einer freieren Lebens- und Weltanschauung strebende Jugend ein. Im französischen Original wie in Gottscheds Übersetzung wurde es ein vielverbreitetes Bildungsmittel; Lessing und Wieland waren Bayles eifrige Schüler. An ihn knüpften dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die französischen sogenannten Philo-

Grenzboten I. 1887.

sophen an, indem sie systematisch vorgehend sich unter Diderots und d'Alemberts Leitung zur Herausgabe der berühmten Encyclopédie verbanden. Sie darf geradezu ein Unterrichtswerk genannt werden, denn sie war recht eigentlich dazu bestimmt, der herrschenden kirchlichen Bildung eine andre entgegenzustellen, Jugend und Erwachsene mit den neueren Ideen und ihren Folgerungen vertraut zu machen. Aufklärend, erziehend sollte sie wirken. Die Idee der Volksaufklärung und Erziehung war die vorherrschende Idee des Jahrhunderts geworden. Der aufgeklärte Absolutismus, dessen größter Vertreter auf dem preussischen Throne mit dem ersten Führer der ganzen Bewegung, mit Voltaire, verbunden war, glaubte sich zur Lösung einer pädagogischen Aufgabe berufen. Auf allen Gebieten gewahren wir die Bethätigung dieser Auffassung. Die Theologen selbst legten in ihren Predigten das Hauptgewicht auf die Erziehung des Volkes zu praktischen Dingen. Joh. Gg. Schlossers berühmter „Katechismus der Sittenlehre für den Bürger und Landmann nach den Bedürfnissen der Zeit, mit einem Anhang zur Kindererziehung und zur Bildung des Landvolkes“ (zuerst 1771) mag als die beste Leistung diese Bestrebungen vertreten. Bedeutend erscheint dabei die Verbindung zweier Tendenzen: der Erwachsene soll im Sinne des aufgeklärten Absolutismus über seine Pflichten und Aufgaben belehrt, zugleich aber die von Rousseau angeregten neuen Ideen über die Kindererziehung eingebürgert werden. Der Verfasser dieses Katechismus war der Freund und Schwager Goethes; und auch bei Goethe verbindet sich in beiden Teilen des „Wilhelm Meister“ die Frage nach den Bildungsmitteln des Mannes und Staatsbürgers mit darstellender Entwicklung der Grundsätze über die Erziehung der Jugend.

In welcher gesteigerten, ja fast ausschließlichen Weise die pädagogische Idee alle Anschauungen gerade der besten Männer beherrschte, wird sofort deutlich, wenn wir nur drei Werke nennen, deren jedes den Bestrebungen einer Periode deutscher Geistesentwicklung seinen Stempel aufgedrückt hat. Lessing, er selbst der Erzieher seines Volkes zu geistiger Freiheit, faßte die ganze Entwicklung der Weltgeschichte in dem Begriffe einer Erziehung des Menschen durch das göttliche Walten auf. Seiner Weisheit letzten Schluß bilden die tiefmüthigen Paragraphen der „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780). Als die Entartung der französischen Revolution die innere Hohlheit und Haltlosigkeit der herrschenden Kultur und den Mangel an wahrer Bildung im Volke erschreckend klar machte, da sah Schiller nur einen Ausweg, um das Unfittliche und Verunflutete der herrschenden Zustände (Notstaat) ohne Gefahr einer alles vernichtenden Anarchie in befriedigende Verhältnisse (Vernunftstaat) überzulenten; eine auf der Grundlage des Schönen beruhende Bildung müsse die künftigen Bürger des Vernunftstaates erziehen. 1795 veröffentlichte er in den „Horen“ seine „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.“ Als aber auch in Deutschland das alte, nicht unwohlliche Gebäude zusammengesürzt war und

die ersten Steine zum Neubau gehoben werden sollten, da forderte Fichte, der begeisterte Schüler Pestalozzis, 1807 in den „Reden an die deutsche Nation“ eine Erziehung auf neuer, veränderter Grundlage; nur aus einer neuen Erziehung der gesamten Nation könne der Gesamtheit neues Heil erwachsen. Wenn das in Schillers Briefen mitwirkende politische Moment über der philosophischen Kunstsprache unbeachtet blieb, in Fichtes Berliner Reden trat es siegreich hervor. Und wie die Briefe über ästhetische Erziehung eine unleugbare Verwandtschaft mit „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ aufweisen, so sind Fichtes Ausführungen mit manchen wichtigen Schilderungen in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ in Parallele zu setzen.

Sie alle aber, Schiller wie Fichte, Goethe wie Pestalozzi, finden ihren Ausgangspunkt in Rousseaus Theorien.*) 1762 war der *Émile ou de l'éducation* erschienen; und in dem Streite, welcher überall um die Rousseauschen Erziehungsprinzipien geführt wurde, hat sich auch der junge Goethe entwickelt. Er selbst hat sich früh, früher als seine eigne Bildung es vielleicht rechtfertigte, pädagogische Aufgaben gestellt. Sein Vater nahm es mit der Kindererziehung ungemein ernst, er machte sie sich recht eigentlich zu seiner Lebensaufgabe, und wenn der Herr Rat sich wohl kaum für die im *Émile* vorgetragenen Theorien begeistern konnte, er stand wenigstens in der Praxis ihnen nicht so fern, wenn er alle Anlagen seiner Kinder zu wecken strebte, ihre Fähigkeiten sich ohne Zwang entwickeln ließ. Sein Sohn aber suchte sich in Leipzig in den Moralvorlesungen und Übungen des Hofmeisters von ganz Deutschland zu bilden und, wie die im siebenten Bande des Goethejahrbuchs veröffentlichten Briefe zeigen, nach der eben selbst empfangenen Lehre Schwester Kornelie ebenso zu hofmeistern. Ihre Erziehung machte sich der Leipziger Student zur Aufgabe, während auf ihn selbst Behrlich erziehend wirken wollte. Wenn in Straßburg die von Gellert angeregte pädagogische Neigung geschlummert hatte, so mußte sie 1772 neue Nahrung erhalten durch ein Werk des damals noch bewunderten Wieland. Wieland hatte schon in den Berliner „Literaturbriefen“ Lessings Spott über seine verschiedenen Pläne „von einer neuen Art der Privaterziehung“ und von Akademiegründungen über sich ergehen lassen müssen; wie etwas später Herder der Er-

*) Ein völliges Mißverständnis Schillers und seines Verhältnisses zu Rousseau war es, wenn Adam Müller sagte: „Von den neuern Nationen Europas hat jede zu ihrer Zeit sich von dem Wahne beherrschen lassen, sie müsse erst zu einem gewissen Stande der Natur zurückkehren, ihre ganze moderne Individualität abstreifen, gleichsam den Weg ganz von vorn wieder ansaugen. Die Kenner deutscher und französischer Literatur brauchen wir zum Belege nur an Rousseaus Staars- und Schillers Kunsttheorien, hauptsächlich aber an die populären Ideen zu erinnern, die der französischen Revolution untergelegt worden sind.“ Gerade darin besteht ja der tiefgehende, charakteristische Gegensatz des Deutschen und Franzosen, daß Rousseau nur von einem völligen Preisgeben der herrschenden Kunst und Kultur das Heil hoffte, Schiller eine innere Umbildung des Menschen unter Wahrung der alten Erziehungskräfte der herrschenden Kultur eben durch die von Rousseau verworfene Kunst forderte.

zieher und Reformator der baltischen Provinzen, ja ganz Rußlands zu werden hoffte, so trug sich in den fünfziger Jahren Wieland mit dem „patriotischen Traume, die Eidgenossenschaft zu verzüngen.“ Das in seinem ersten Roman „Don Sylvio“ scherzhaft behandelte Problem der Erziehung eines jungen Menschen ergreift er mit philosophischem Ernste in der „Geschichte des Agathon,“ in welcher wir schon einen Vorläufer des „Wilhelm Meister,“ dieses größten aller Erziehungsromane, erblicken müssen. Wieland erfaßte die Erziehungsfrage aber auch von einem ganz bestimmten Gesichtspunkte aus in seinem „Goldnen Spiegel.“ Rousseau hatte die Anfrage eines deutschen Fürsten über die Erziehung seines Sohnes mit den stolzen Worten: „Wenn ich das Unglück gehabt hätte, als Prinz geboren zu sein,“ beantwortet; Albrecht von Haller hatte in zweien seiner didaktischen Romane, im „Ußong“ und im „Alfred,“ die Frage der Fürstenerziehung berührt, Wieland machte sie zum Inhalte seines „Goldnen Spiegels.“ Die spätere Behauptung Goethes, daß er 1772 dies Werk Wielands in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ kritisiert habe, ist neuerdings als eine irrthümliche angezweifelt worden. Außer Zweifel aber steht Goethes Teilnahme für dies Werk, welches seinem Urheber die Berufung als Prinzerzieher nach Weimar eintrug. In der Folge wurde dann Goethe der Mentor von Wielands Jögling Karl August. Wie planmäßig bewußt Goethe bis zur italienischen Reise an einer höhern Erziehung seines jüngern fürstlichen Freundes arbeitete, hat er selbst in Briefen, besonders anläßlich der Reise in die Schweiz von 1779, zu wiederholten malen ausgesprochen, und Adolj Schöll (Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens) hat es uns in überzeugendster Weise nachgewiesen. Allein noch vor seinem Eintritte in die Weimarischen Kreise wurde ihm die Pädagogik, wie sie das Jahrhundert beschäftigte, nahe gebracht. In launigen Versen wie in der klassischen Darstellung von „Dichtung und Wahrheit“ hat er den Eindruck geschildert, den Bajedow und seine Erziehungsmethode 1774 auf ihn ausgeübt haben. Er hat sich mit Bajedows großem Elementarwerke beschäftigt, wie ihm, dem Verfasser der „Reise der Söhne Megaprozons,“ Desoë-Campes Robinson, nach Rousseaus Urtheil die trefflichste Abhandlung über naturgemäße Erziehung, wohl bekannt war. Das berühmte Dessauische Philanthropin, für das sein alter Freund Vehrlich thätig war, hat er zu wiederholten malen besichtigt und, wenn auch gelegentlich ein Spottwort über die Philanthropine fällt, in der pädagogischen Provinz der Wanderjahre werden wir doch an Rousseau und Bajedow wie an das Dessauische Philanthropin erinnert. Wenn uns für Goethes Teilnahme für die Bestrebungen von Rousseaus bestem Schüler Pestalozzi, der die hingebende Begeisterung des trefflichen Johann Andreas Schmeller nachhaltig erregte, zufällig bedeutende Zeugnisse fehlen, so zeigen doch zahlreiche Äußerungen (s. B. in dem Briefe an die Gräfin D'Donell vom 2. Januar 1819), welche lebhaftes Interesse Goethe allen Anstalten und Pensionsunternehmungen entgegenbrachte. Freilich ist für

den aufmerksamen Leser der „Wahlverwandtschaften“ und „Wanderjahre“ nach dieser Richtung kein eigener Nachweis mehr vonnöten. Während Tieck als Vertreter der Romantik in der Familiengeschichte von den sieben Weibern des Blaubart witzig über die pädagogischen Bestrebungen der Aufklärungszeit spottete, suchte Goethe das Rechte und Beste dieser Tendenzen für die folgende Zeit zu wahren.

Wir sehen die Karrikatur der auf Erziehung gerichteten Bemühungen des Jahrhunderts, wenn der württembergische Dionysius in seiner Karlschule den Schulmeister und Jugenderzieher spielt. „Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als Erziehung — ruft eins der Opfer dieser fürstlichen Erziehungsversuche aus —, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinne des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten, und den zarten Schöpsling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten. Der gegenwärtig herrschende Nizel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu dreheln und es Denkalion gleich zu thun, verdiente es mehr als jede andre Ausschweifung der Vernunft, die Geißel der Satire zu fühlen.“ So zürnte der junge Schiller, indem er die Schaubühne vor allem als eine Erziehungsanstalt betrachtet wissen wollte. Diesem Mißbrauche der Erziehung, wie er doch nicht auf die Stuttgarter Militärakademie beschränkt blieb, steht Goethes Erziehungsmethode entgegen. Nicht seinem Sohne gegenüber, wohl aber an Friedrich von Stein, dem Sohne der geliebten Freundin, hat er sie bewährt. Während er den Herzog zu leiten und sich selbst immer mehr zu selbstloser Wahrheitsliebe zu erziehen suchte, hatte er den Knaben in sein Haus aufgenommen, ihn ganz in seinem Sinne zu erziehen. Als Körner den zum Manne erwachsenen dann kennen lernte, hebt er die angenehme Empfindung hervor, welche das Ebenmaß Steins an alle ansetze. „Sollte er — fragte er Schiller — nur zum Menschen gebildet werden? Was du mir über die Erziehung dieses Menschen schreiben kannst, ist mir interessant. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk betrachtet.“ Und Schiller antwortete: „Goethe hat Friedrich von Stein eigentlich ganz erzogen und sich dabei vorgeeizt, ihn ganz objektiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen.“

Die Erziehung zum rein Menschlichen, zur Objektivität ist auch der leitende Gedanke von „Wilhelm Meisters Lehrjahren,“ dieser „Odyssee der Bildung,“ wie H. von Treitschke den Roman treffend genannt hat. Die Frage nach Mitteln und Wegen der menschlichen Bildung, welche englische Romane vorher gestreift hatten, tritt hier in den Mittelpunkt des Ganzen. Wenn die Führer der ersten romantischen Schule die Lebenskunst lehren, dem heranwachsenden Geschlecht eine andre Erziehung geben wollen, so verweisen sie auch hierbei wieder auf Goethes

„Wilhelm Meister“ als ihren Ausgangspunkt. In der Fortsetzung der „Lehrjahre“ hat sich Goethe auch äußerlich den Erziehungsromanen angereicht, die weit über Rousseau zurück auf arabische und antike Vorbilder hinweisen. Während aber in den „Lehrjahren“ es sich nur um die Erziehung des Individuums als Sonderwesen handelt, tritt in den „Wanderjahren“ der Hinblick auf den Staat erweiternd hinzu; soziale Probleme durchschlingen sich mit reinpädagogischen. Und dabei „durchschaut der Dichter scharf die schwerste sittliche Gefahr, welche dem heranwachsenden Geschlechte drohte, wenn er die Erziehung zur Ehrfurcht seiner pädagogischen Provinz zur Aufgabe stellte“ (v. Treitschke, Deutsche Geschichte III, 684).

Sind es auch nur leicht skizzierende Andeutungen, mit welchen ich das Vorwalten der pädagogischen Tendenzen im achtzehnten Jahrhundert und ihre bedeutende Stellung in Goethes Leben und Schriften in solcher Weise zu charakterisieren suchte, ich hoffe doch, diese Andeutungen werden genügen, um etwa vorhandene Bedenken gegen ein Buch, das sich die Darstellung von „Goethes Pädagogik“ zur Aufgabe gestellt hat, zurückzumeißen. Die Engländer haben längst Shakespeares Werke nach allen Seiten hin durchforscht, um Shakespeares medizinische und juristische Kenntnisse, seine Ansichten über Schule und Geschichte, sein philologisches, botanisches, nautisches Wissen n. s. w. zusammenzustellen. Kein Zweifel, daß ihr Forschen der strengen Objektivität des Dramatikers gegenüber zu weit gegangen ist. Wir Deutsche dagegen fangen erst an, Goethes Viel- oder richtiger eigentlich Allseitigkeit zu würdigen. Und wenn wir forschen, welche Anschauungen Goethe über diesen oder jenen Zweig der menschlichen Lebenshätigkeit sich gebildet habe, so giebt uns sein unendlich mannichfaltiges Sichansprechen in Poesie und Prosa, in Sentenzen und Briefen, wissenschaftlichen Abhandlungen und Tagebüchern dazu eine ganz andre Berechtigung, als sie die Werke des sich fast niemals in eigener Person ausprechenden ältern Dramatikers bieten. So viel auch über Goethe geschrieben worden ist, wir sind im allgemeinen noch keineswegs zu einer vollkommenen Würdigung seiner Thätigkeit und Bildung im einzelnen wie seines unvergleichlichen Gesamtwirkens gelangt. Von diesem Mangel legt in manchen Einzelheiten auch die vorliegende tüchtige Arbeit wieder Zeugnis ab.*) So behauptet Langguth, Goethe habe für die Philosophie kein Organ gehabt (S. 20), und wirft ihm (S. 256) Mangel an historischem Sinn vor. Gegen die erstere Behauptung würden wohl Herder, Schiller, Fichte und Jacobi, Schelling, Hegel und Schopenhauer, so wenig sie sonst miteinander übereinstimmen, einstimmig Widerspruch erheben. Sie alle haben zu verschiedenen malen Goethes philosophischen Sinn bewundert. Goethe war kein zünftiger Philosoph und wollte keiner sein, obwohl ein so eifriger Leser des more geometrico beweisenden Spinoza auch für die formale Seite der Philosophie nicht gleichgiltig ge-

*) Goethes Pädagogik, historisch-kritisch dargestellt von Ad. Langguth. Halle a. S., Max Niemeyer, 1886. VIII und 330 S.

blieben sein kann. Schelling rühmte, daß aus dem Faustfragmente von 1790 für alle Wissenschaften wie für die Philosophie verjüngende Kraft sich ergebe; sollte sein Schöpfer wirklich kein Organ für Philosophie gehabt haben? liegt seinem Naturstudium nicht ein philosophischer Trieb zu Grunde?*) Mangel an historischem Sinne hat man, seit Niebuhrs Tadel des italienischen Reiseberichtes bekannt geworden ist, Goethe immer wieder vorgeworfen. Es ist gewiß einer der unberechtigtesten Vorwürfe von allen, die je gegen einen großen Mann erhoben worden sind. Gerade in der italienischen Reise, die ihm zuerst diese Vorwürfe zugezogen hat, bethätigt sich sein historischer Sinn. In den Tagebüchern und Briefen, den Grundlagen der Reisebeschreibung, welche die Goethegesellschaft nun herausgegeben hat, ruft er in immer wieder neuer Begeisterung aus: „Wie mir die Römische Geschichte entgegensteigt.“ „Hundertfältig steigen die Geister der Geschichte aus dem Grabe, und zeigen mir ihre wahre Gestalt.“ „Die Römische Geschichte wird mir, als wenn ich dabei gewesen wäre. Wie will ich sie studiren, wenn ich zurückkomme.“ Aus Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller sollte ja längst sein Anspruchs (28. Mai 1825) bekannt sein: „Ich kann mich jetzt mit allem diesem Zeug und Detail nicht mehr abgeben; aber ich weiß wohl, was an jedem dieser Staaten war und halte die Hauptumrisse aller jener Zustände fest in mir.“ Ich muß gestehen, es erscheint mir fast widersinnig, erst beweisen zu wollen, daß der Verfasser von „Dichtung und Wahrheit“ und der — leider so wenig beachteten — „Geschichte der Farbenlehre“ historischen Sinn gehabt habe, allein wenn in einem so grünlischen und tüchtigen Buche, als welches Langguths Arbeit zu rühmen ist, mit aufrichtiger Bewunderung Goethes sich ein solches Verkennen seines Wesens mischt, so ist es ja wohl nötig, auch das hellste Licht noch mit kritischem Lämpchen zu erleuchten. Eine ironische Strafe für den Verfasser möchte ich es nennen, daß er, nachdem er Goethe das Organ für Philosophie abgesprochen hat, im Kreis der Gedanken und Empfindung eines Klopstock Spinozismus finden will. Der bibelgläubige Sänger des „Messias“ stand Spinoza völlig unberührt ferne. Für die Freunde der verschiednen Deutungen des Satyros, das halbe Dutzend der aufgefundenen Originale ist ja wohl schon voll, darf nicht unerwähnt bleiben, daß Langguth es für möglich hält, „Voltaire mit seinem Haß gegen alle positive Religion dahinter zu suchen.“ Man braucht nur an Satyros' Verherrlichung des Natürlichen (rohe Kastanien, Nacktheit) zu erinnern, um diese Deutung als schwer möglich anzweifeln zu müssen.

Es wäre aber ungerecht, wollte ich einzelne Nebensachen, in denen der Verfasser zu irren scheint, besonders hervorheben, statt das wirklich Verdienstliche seiner Arbeit im ganzen anzuerkennen. Mit großer Sachkenntnis sowohl

*) Beigl. gegenüber solchen mit Dubois-Reynolds's Verduldigung verwandten Behauptungen die Schrift Rudolf Steiners: „Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goethischen Weltanschauung mit besondrer Rücksicht auf Schiller.“ Berlin und Stuttgart, 1886.

im Gebiete der Pädagogik als der Goetheliteratur hat Langguth seine nicht leichte Aufgabe gründlich erfaßt und in übersichtlich abgerundeter Darstellung durchgeführt. Wenn auch nach ihm Goethes Pädagogik noch manche weitere Beleuchtung erfahren wird und muß, so wird seine Arbeit doch nicht nur den Ausgangspunkt jeder weiteren Untersuchung bilden, sondern ihr auch das Verdienst verbleiben, eine bedeutende Seite in Goethes Wesen und Thätigkeit zum erstenmale in einer dem Gegenstande entsprechenden Weise behandelt zu haben.

Marburg i. H.

Max Koch.



Glossen eines Deutschen im Auslande.



as Gefühl des Stolzes auf unsre Nation, durch welches wir uns seit 1870 gehoben fühlten, hat sich im Laufe der Jahre einigermaßen abgeschwächt. Wer Gelegenheit hat, von Zeit zu Zeit die Dinge in der alten Heimat mit eignen Augen anzuschauen, weiß wohl, daß es im großen und ganzen besser steht, als man es sich in der Ferne vorstellt. Aber die meisten sind darauf angewiesen, ihre Kenntnis aus Zeitungsberichten zu schöpfen, welche ein richtiges Bild nicht gewähren können, auch wenn sie die Absicht haben — was ja durchaus nicht immer der Fall ist. Fremde Blätter nehmen nur von denjenigen Vorgängen Notiz, für welche sie bei ihren Landsleuten ein lebhafteres Interesse voraussetzen, und besprechen sie naturgemäß von ihrem Parteistandpunkt aus; deutsche zu lesen, erwöhnt man sich schnell. Denn der Boden, auf dem man steht, die Luft, die man atmet, machen gar bald ihre Rechte geltend, wenn man sich nicht bloß als Reisender in dem fremden Lande fühlt, und in den heimatischen Angelegenheiten wird allmählich manches unverständlich, weil die Entwicklung nie stillesteht, sich stets neue Verhältnisse bilden. Und so geraten die meisten Deutschen im Auslande, ohne es zu wollen, selbst auf den Standpunkt der Ausländer, sich nur noch um „sensationselle“ Ereignisse zu kümmern. Doch auch bei regerer und treuerer Anhänglichkeit und dem ausdauernden Bemühen, den Gang des öffentlichen Lebens in Deutschland Schritt für Schritt zu verfolgen, bleiben wir vielfältigen Täuschungen ausgefetzt, die erst zerrinnen, wenn einmal wieder die lebendige Menschenstimme aus unserm Volke an das Ohr schlägt.

Was Wunder also, daß die einen beschämt nichts zu antworten wissen, die andern mit ihrer Einrede keinen Glauben finden, wenn der Ausländer — teilnehmend oder hämisch — spricht: „Völker unterwerfen, Reiche zertrümmern konnten die Gothen, aber nicht dauernde Staatswesen schaffen; die Deutschen sind ein kriegerisches, doch kein politisches Volk!“ Was Wunder, daß dem Deutschen bei dem Gedanken an die hohen Jahre der Gründer des neuen Reiches

bangt! Wir mögen hundertmal versichern, daß die Worthelden im Reichstage und die Zeitungsschreiber nicht das deutsche Volk sind: eben so oft wird uns entgegnet, das Volk wähle ja die einen als Vertreter und nähere die andern. Und in Wahrheit stehen wir hier vor einem Rätsel. Wie viele deutsche Staatsbürger habe ich vor Zorn erglühen sehen, wenn ich sie dazu beglückwünschte, daß Held Richter immer wieder den Drachen Bismard erschlage. Einen „Kalkulator“ nannten sie den Helden, der sich für einen Staatsretter halte, wenn er in einer Millionrechnung einen Additionsfehler in dem Betrage von zehn Pfennigen entdeckt habe, einen Advokaten, der mit Leidenschaft die schlechtesten Sachen verrete, und in diesen und noch weniger schmeichelhaften Urteilen sei alle Welt einig. Die Ungeheuerlichkeit, daß von einem solchen Manne, welcher außerdem den wildesten Haß gegen den höchsten Vertranensmann des Kaisers nicht verbergen kann, wohl auch nicht verbergen will, die Wählerschaft der Reichshauptstadt sich kommandiren läßt, konnte nie recht erklärt werden. Die Indolenz der höhern Gesellschaftsschichten, der Einfluß der Juden und ihrer Presse, die weitverbreitete Abneigung gegen Stöckers Partei — in alledem sind doch nur Ansreden zu erkennen. Berlin scheint ja sonst dem Kaiser so anhänglich zu sein und den Männern zu danken, denen es seine neue Blüte schuldet. Ist es vielleicht ein Beweis der bekannten „Intelligenz,“ daß die Hauptstadt voran diejenige Partei stützt, welche auf dem Boden von 1863—64 stehen geblieben und folgerichtig wieder bei dem für sie so kläglich ausgegangenen Konflikt wegen der Heeresorganisation angelangt ist?

Die unversöhnliche Opposition der Parteien, welche überhaupt kein deutsches Reich oder doch kein protestantisches Kaiserthum wollen oder vom Umsturz der Gesellschaftsordnung träumen, läßt sich begreifen. Aber ganz unbegreiflich bleibt es, daß Fortschrittler, welche eine Binde vor den Augen und einen solideren Schutz vor dem Kopfe tragen, überhaupt noch eine Partei finden. Sie sind so stolz darauf, in einem Vierteljahrhundert nichts, aber auch garnichts gelernt zu haben. Herr Birchow ruft den seligen Garnier-Pagès als Eideshelfer auf, um zu beweisen, daß er für seinen berühmten Abrüstungsantrag guten Grund gehabt habe. Glaubt er denn, daß niemand außer ihm sich des spaßhaften alten Herrn erinnere, welcher schon zu Anfang der sechziger Jahre Europa bereiste, um Stimmen für die Gründung der „Vereinigten Staaten von Europa“ zu gewinnen? Wenn man ihn befragte, wie Napoleon III. über das Projekt denke, so antwortete er verächtlich: „Mr. Bonaparte? Den wird das Volk allernächstens über die Grenze schicken, dann wird es sprechen: Mr. Favre, Mr. Crémieux, Mr. Garnier-Pagès — er nannte sich stets erst an dritter Stelle —, bildet eine republikanische Regierung, die übrigen Völker werden ebenfalls ihre Fürsten in Ruhestand versetzen, und das Parlament der États-unis de l'Europe wird abwechselnd in Paris, in Frankfurt, in Rom tagen.“ Der erste Teil seiner Voraussage ging bekanntlich in Erfüllung, wenn auch etwas später und infolge

der deutschen Siege, und das genügte ihm, sich für einen großen Propheten anzusehen. Auf ihn beruft sich denn auch sehr passend der kleine Prophet Virchow! Propheten von solchem Kaliber müssen sich allerdings durch das Wort Bismarcks von der Verantwortlichkeit der Abgeordneten höchst unangenehm berührt fühlen. Es ist von einer empörenden Logik: wollt ihr verantwortliche Minister, so übernehmt auch die Verantwortlichkeit für eure Reden und Thaten. Auf dieses Wort müssen sie festgenagelt werden, die Herren, welche verlangen, reden und beschließen zu dürfen, was sie wollen, verlangen, daß nach ihren Beschlüssen regiert werde, aber für den Schaden, den sie etwa anrichten, nicht aufkommen wollen. Natürlich werden sie sich darauf ausreden, daß in den Lehrbüchern des Verfassungsrechtes ein solcher Paragraph nicht vorkomme. Und davon, daß auch mit dem heutigen Geschlecht ein Recht geboren, wiewohl noch nicht kodifiziert ist, davon haben sie keine Ahnung. Mit den traurigsten Späßen will Herr Richter sein Publikum darüber täuschen, daß auch das Wort „Kaisertheer oder Parlamentsheer“ ein Schuß ins Schwarze ist. Wie anders würde er sprechen, wenn er nicht wüßte, daß die „Entrüstungskomödie“ für ihn und die Seinen einen sehr ernsthaften Ausgang nehmen könnte. Jetzt ist es ihm niemals in den Sinn gekommen, die Wehrkraft des Reiches schmälern zu wollen. Aber in demselben Atem entschlüpfen ihm immer wieder die alten „parlamentarischen“ Redensarten. Wird ihm auch nur ein Mensch glauben, daß er sich die „Zukunft“, die ihm gehören soll, anders ausmale als in Gestalt einer Redeversammlung, welche Regierungen ein- und absetzt, die auswärtige wie die innere Politik bestimmt, und das alles mit der Weisheit, welche der liebe Gott bekanntlich der größten Mundfertigkeit zu verleihen liebt? Ein Parlamentsheer? bei Leibe nicht! Aber ein Parlament, welches von Berlin aus, wie dereinst der Hofkriegsrat in Wien oder das Direktorium in Paris, das Heerwesen leitet und den Feldherren die Schlachtpläne vorschreibt. Nur schade, daß überall, wo die Politiker etwas aus der Geschichte und aus eigener Erfahrung gelernt haben, von den Hofkriegsräten nicht viel gehalten wird, und man auch von der Führung der auswärtigen Politik durch öffentlich diskutirende Versammlungen, die von zufälligen Mehrheiten gewählt sind, wenig wissen mag. Die Engländer selbst werden stutzig angesichts der Haltlosigkeit, welche durch das Stürzen der Regierungen bei läppischen Anlässen in ihre Politik gebracht worden ist. Sie erinnern sich auch, daß die Wahlen von 1710 die Erlösung Europas von der Übermacht Frankreichs verhinderten, und anderer Ereignisse mehr. Davon wissen die Herren Fortschrittler oder Freisinnigen schwerlich etwas, und falls sie Gottfried Kellers Romane lesen, so werden sie den prächtigen (neuen) Schluß des „Grünen Heinrich“ und den ganzen „Martin Salsander“ wohl nicht verstehen — wollen, oder sie müßten den Dichter, welcher republikanische Zustände so wahrheitsgetreu zu schildern wagt, in den Bann thun. Vielleicht ist das schon geschehen!

Sie beklagen sich, daß ihr Parlamentarismus durch des Kanzlers Angriffe im Auslande den Kredit einbüße. Als ob das noch möglich wäre! Umgekehrt darf man sagen: Da schon das Ausland sich eine solche Meinung von der deutschen Opposition gebildet hat, ist es nicht zu verwundern, daß der Kanzler so deutlich mit ihr redet. Und ebenso natürlich ist es, daß das vielverspottete Wort vom beschränkten Unterthanenverstande wieder populär wird, da der Unverstand sich beharrlich anmaßt, die Meinung des ganzen Volkes auszusprechen.



Kleinere Mitteilungen.

Eine Burg Deutschlands im Nordosten. Ob wir unsre Auseinandersetzung mit Rußland, die ja einmal kommen wird, auf friedlichem oder auf kriegerischem Wege zu bewerkstelligen haben werden, mag dahingestellt bleiben. Auch bei dieser Sache dürfte das Wort zutreffen, daß, wenn man die Wahl zwischen einem baldigen und einem vielleicht später ausbrechenden Kriege hat, der letztere immer vorzuziehen ist, weil niemand weiß, was sich inzwischen ereignen und am Ende doch die Erhaltung des Friedens zur Folge haben kann; hoffen wir also auf Frieden. Aber diese Hoffnung, darüber herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit, wird umso solider sein, je besser für uns und je schlechter für den mutmaßlichen Gegner die Aussichten eines Krieges sind, und es kann uns also nach jeder Seite hin nur zur hohen Befriedigung gereichen, daß wir im höchsten Norden Preußens und Deutschlands, so recht an dem angesehsten Punkte unsrer russischen Grenze, im Besitze einer gewaltigen Feste sind, der ein außergewöhnliches Maß von Widerstandskraft zugesprochen werden darf. Das ist Königsberg, die Hauptstadt Ostpreußens.

Mit dem Eindringen der Russen in Ostpreußen ist es überhaupt keine so ganz leichte Sache, wie vielfach angenommen wird. Unsrer Nordostgrenze bietet allerdings, da ja der obere Teil des Memelstromes sich in russischen Händen befindet, einer von Kowno her vorrückenden russischen Armee keine großen Schwierigkeiten, aber bei Königsberg müßte die Aktion einer solchen zum Stehen kommen oder es müßte hier zur Beobachtung ein starkes Korps zurückgelassen werden, und dann würde ein solches Heer die Weichsellinie, die doch von Polen aus schon überwunden ist, erst vor sich haben. Ein von Süden eindringendes Heer würde den gleichen Schwierigkeiten begegnen und sich überdies durch die masureische Seenplatte, die es zu seiner Rechten lassen müßte, stark behindert sehen. Ein Angriff auf Ostpreußen hat also für Rußland sein Mißliches und ist dabei, wenn man nicht starke Kräfte anbietet will, um das Land förmlich zu erobern, ziemlich gegenstandslos. Wohl aber ist die Provinz durch die in ihr sich darbietende Umfassung der russischen Stellung für uns, nämlich für einen von hier aus gegen Rußland zu führenden Angriffskrieg, von der höchsten Bedeutung; wir fassen ja von hier aus die russischen Weichselfestungen im Rücken und können bequem in einige der besten und wichtigsten russischen Provinzen einbrechen, haben auch nicht allzweit nach St. Petersburg. Diesem Umfande entspringt der vor Jahren

vielbesprochene (und ohne allen Zweifel in gewissen Kreisen gehegte) Gedanke eines russischen „Tatarenrittes“ nach Ostpreußen, d. h. eines Einfalls, der nur zum Zwecke der ausgebreitetsten Verheerung durch eine Masse leichter russischer Truppen, hauptsächlich Kavallerie, nach Ostpreußen hinein zu unternehmen wäre, um dadurch Ostpreußen auf längere Zeit unfähig zu machen, einem größeren deutschen Heere als Aufmarschgegend und Basis zu dienen; ein militärisch garnicht verwertlicher Gedanke, so abscheulich auch seine Verwirklichung vom Menschlichkeitsstandpunkte aus uns erscheinen würde. Bekanntlich haben die zahlreichen kleinen Garnisonen, welche neuerdings in unsern ostpreussischen Grenzstädten eingelegt worden sind (Soldau, Lyda, Goldap, Stallupönen, Tilsit), wesentlich mit dem Zweck, dem plötzlichen Hereinbrechen eines derartigen russischen Entschlusses zu begegnen, und man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um sich zu überzeugen, daß diese Garnisonen, ebenso wie die weiter landeinwärts (zu Insterburg, Löben, Mastenburg, Allenstein, Nerode) als Rückhalt befindlichen, durchaus systematisch für diesen Zweck ausgewählt sind, auch sehr wohl als Stützpunkte für den etwa durch Sturm-läuten anjanzehenden Landsturm dienen können. Es läßt sich aber auch der Fall denken, daß Deutschland seine Streitkräfte teilen müßte und Rußland verfügbare Streitkräfte behielte, und diese Lage von Rußland dazu benutzt würde, eine so wichtige und für Rußland unter Umständen so gefährliche Provinz wie Ostpreußen ganz zu erobern und sie sich im voraus als Siegespreis zu sichern. Um dies zu bewerkstelligen, müßte sie aber eben Königsberg erobern, und das ist, Gottlob, außerordentlich schwer. Königsberg ist Ostpreußen, militärisch noch mehr als in jeder andern Hinsicht, aber dem entspricht auch seine Stärke.

Königsberg liegt bekanntlich am Hauptarme des bei Tapian, fünf Meilen weiter oberhalb, in die Deime und den eigentlichen Pregel sich teilenden Pregelstromes; ersterer Arm fließt bei Labiau in das kurische, letzterer eine Meile unterhalb Königsbergs in das frische Haff. Der eigentliche Pregel teilt sich etwa halbwegs zwischen Tapian und Königsberg wieder in zwei Arme, den (nördlichen) samländischen und (südlichen) natangischen Pregel, die indessen nicht weit von einander entfernt bleiben und sich erst innerhalb des von ihnen durchströmten Königsbergs, und zwar am untersten Ende der Stadt, wieder vereinigen. Die Stadt zerfällt also gewissermaßen in drei Teile: einen nördlichen, einen südlichen und einen mittleren (die Insel); diese Stadtteile sind durch acht Brücken mit einander verbunden, deren Zahl ohne Schwierigkeit beliebig vermehrt werden kann, sodaß sich die gesamte Besatzung fast ohne Zeitverlust an jeden beliebigen Punkt der Umgegend befördern läßt. Die von der Stadt ausstrahlenden fünf Eisenbahnlinien verstärken dieses günstige Verhältnis noch, da vier von ihnen ihre erste Station im Bereiche der Festung haben; ja die jetzt endlich gesicherte, innerhalb von längstens zwei Jahren zu vollendende Bahn Königsberg-Labiau wird den Nordrand der Stadt entlang eine förmliche Ringbahn bilden, deren vier erste Stationen von der Festung beherrscht werden. Die weit ausgedehnte Stadt Königsberg ist, trotz seiner zum Teil engen Straßen, von einer ganz unverhältnismäßigen räumlichen Größe und bietet daher für ein Truppenlager praktisch unbegrenzten Spielraum) bildet nämlich nur den Kernpunkt der Befestigungsanlagen; in Entfernung von einer Meile ziehen sich zehn bis zwölf starke selbständige Werke um die Stadt und beherrschen die Gegend weithin, sodaß insbesondere der untere Pregel zwischen Stadt und frischem Haff vollständig unter den Kanonen der Festung steht und auch anwärts an eine feindliche Ueberschreitung des Stromes erst in großer Entfernung gedacht werden kann. Hierzu tritt aber der beständige Umstand, daß zunächst die niedrigen, sumpfigen Inseln zwischen den beiden Pregel-

armen und weiter oben eine Anzahl auf dem rechten Ufer sich hinziehender und mehrfach vorspringender, den Strom hierdurch zu einem ungemein gewundenen Laufe nötiger Anhöfen jeder Ueberschreitung des Stromes ein starkes Hindernis in den Weg legen, welches sich natürlich durch die Möglichkeit von Vorflößen aus der Feltung noch ungemein steigert. Das Gesamtergebnis aus diesen eigenthümlichen Verhältnissen ist, daß der Pregel auf der kurzen Strecke unterhalb Königsbergs garnicht mehr, oberhalb aber kaum früher als bei Topian, fünf Meilen entfernt, von einer belagernden Armee überschritten werden kann; das heißt mit andern Worten, daß das auf dem rechten und das auf dem linken Pregelufer stehende Belagerungsheer je zwei Tagemärsche brauchen, um sich einander zu Hilfe zu kommen. Dieses verzweigte Verhältnis gestaltet sich noch schlimmer dadurch, daß das nördliche Einschließungsheer im Falle einer Niederlage schlimmenfalls die — Ostsee, günstigen Falls immerhin den ansehnlichen Deimefluß, den bei Topian sich abzweigenden, in das kurische Haff gehenden Arm des Pregels, hinter sich hätte, sodaß also die schrecklichsten Schläge im Bereiche der Möglichkeit lägen, während anderseits eine Niederlage des südlichen Einschließungsheeres diejenige des nördlichen beinahe mit Notwendigkeit nach sich ziehen würde. Demgemäß muß jedes der beiden Einschließungsheere stark genug sein, um der vollen Wucht eines Angriffes aller auf deutscher Seite verfügbaren Kräfte Widerstand leisten zu können, und selbst nur auf die Möglichkeit einer Niederlage darf man es hierbei russischerseits kaum ankommen lassen. Deutscherseits aber wäre man nicht auf die Besatzung von Königsberg beschränkt. Die Wasser Verbindung kann Königsberg ja garnicht genannt werden; das frische Haff ist ihm stets offen, und es kann also von der frischen Nehrung her nicht nur Vorräte und Munition, sondern auch Truppen beziehen, und die frische Nehrung steht in unmittelbarer Verbindung mit — Danzig. In so lange Pillau in deutschen Händen ist (und Pillau ist eine eigne, wenn auch kleine, so doch sehr widerstandsfähige Feltung für sich), so lange kann man Königsberg nicht einmal den Verkehr mit der Ostsee verwehren, da Pillau die schmale Wasserstraße aus dem frischen Haff in die Ostsee beherrscht, und von hier aus auch der frischen Nehrung stets die Hand gereicht werden kann. Hier türmt sich also für den russischen Angreifer ein wahrer Berg von Schwierigkeiten empor; entweder muß er ein Heer von 120—150 000 Mann an die — immerhin langwierige — förmliche Belagerung von Königsberg setzen, oder er setzt sich fürchtbaren, vielleicht vernichtenden Schlägen aus, zu deren Herbeiführung selbst ein bescheidnes deutsches Heer, welches etwa aus Danzig der Königsberger Besatzung zu Hilfe käme, genügen könnte.

Allerdings ist es nun nicht wahrscheinlich, daß Rußland sich unter gewöhnlichen Umständen zu einem Angriffe auf Ostpreußen entschließen sollte; wie schon gezeigt ist, würde ein solcher Angriff als bloße Diversion keinen rechten Zweck haben, und selbst gegen ein in Ostpreußen stehendes deutsches Heer wird Rußland sich in den meisten Fällen besser in Schlessien und Posen als an den russisch-ostpreussischen Grenzen verteidigen. Liegt es doch nahe, daß bei der geringen Entfernung Berlins von der russischen Grenze unsre Grenzprovinzen für uns ungleich wichtiger sind, als Lithauen und das Land zwischen Weichsel und Memel für die Russen ist, sodaß ein starker russischer Angriff in der Richtung auf die Oder voraussichtlich alle verfügbaren deutschen Streitkräfte auf sich ziehen würde. Behalten die Russen aber dann noch genügende Streitkräfte zu ihrer Verfügung — was umso wahrscheinlicher ist, als ihre Transportmittel zur Entfaltung von Truppen auf dem linken Weichselufer immerhin nur beschränkt sind —, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Russen mit allem, was sie noch aufzubieten können, einen Versuch an

Königsberg machen, und dann wird unsre starke Burg im Nordosten zu zeigen haben, was sie leisten kann.

Zur Arbeiterschutzgesetzgebung in Belgien. Infolge der bekannten Vorgänge in Belgien im Frühjahr 1886 ist nach königlicher Entschliessung vom 15. April 1886 von dem Minister de Moreau eine Kommission zusammenberufen worden, welche alle Arbeitsverhältnisse zu prüfen und geeignete Vorschläge zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse zu entwerfen hat (Commission du travail). Diese Kommission hat sich wieder in verschiedene Abteilungen (Sections) zerlegt, welche ihre Arbeiten so weit gefördert haben, daß nicht nur bezüglich einzelner Fragen die gedruckten Berichte der gewählten Berichterstatter, sondern auch die von einzelnen Abteilungen in Vorschlag gebrachten und von der Kommission angenommenen Beschlüsse ebenfalls gedruckt vorliegen.

Die zweite Abteilung berichtet über die Mißbräuche bei der Lohnzahlung (Berichterstatter Charles Morisseaux); die daraufhin von der Kommission gefaßten Beschlüsse erklären sich gegen das sogenannte Trucksystem. Jeder Vertrag und jede Zahlung, welche nicht baarcs Geld zum Gegenstande hat, ist bezüglichlich der Lohnforderung nichtig. Jede Klage des Arbeitgebers auf Bezahlung von Waaren, welche er dem Arbeiter geliefert hat, wird von den Gerichten verworfen. Strafbestimmungen sichern die Beobachtungen dieser Vorschriften, gegen deren Umgehung verschiedene Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. Insoweit stimmen die gemachten Vorschläge mit den bereits seit 1869 in Kraft befindlichen Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung überein; sie gehen jedoch nach mancher Richtung noch weiter. So wird namentlich dem Arbeitgeber die Verpflichtung auferlegt, seine Arbeiter mindestens zweimal im Monat abzulohnen, jedoch können auch im voraus mindestens 75 Prozent des voraussichtlich in der ersten Hälfte zu verdienenden Lohnes auf Abschlag gezahlt werden. Auch darf die Lohnzahlung in keinem Wirtshause, Kaufladen oder Magazin erfolgen.

Ein zweiter Bericht derselben Abteilung betrifft die Einrichtung von Ausgleichsämtern (Conseils de conciliation — Berichterstatter Brants); die Kommission läßt die Einrichtung solcher zur Beseitigung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern bestimmten Aemtern zu, die sich entweder auf ein einzelnes Etablissement oder auf eine ganze Gruppe derselben beziehen können. Die Einrichtung kann von den Beteiligten beantragt werden, sie erfolgt nach gutachtlichem Vorschlagen des Gemeinderats durch Beschluß der Regierung. Es kann aber auch der Antrag von dem Gemeinderat oder bei Streiks und Ruhestörungen von dem Bürgermeister ausgehen. Das Ausgleichsamt besteht aus der gleichen Anzahl von Arbeitgebern und Arbeitern; können sie sich über den Vorsitz nicht einigen, so führt ihn der Friedensrichter oder ein von ihm bezeichneter Abgeordneter. Der Vorsitzende als solcher hat nur beratende Stimme. Die Mitglieder der Arbeitgeber werden von den Beteiligten bezeichnet, die der Arbeiter von den Genossen gewählt.

Ein dritter Bericht derselben Abteilung über die Gewerkervereine (Unions des métiers ou associations professionnelles), von dem sehr verdienstvollen Professor Adolphe Prieux abgefaßt, hat noch nicht zu Beschlüssen der Kommission geführt.

Die dritte Abteilung hat bereits sechs Berichte erstattet. Der erste bezieht sich auf die Regelung der industriellen Arbeit. (Réglement du travail industriel — Berichterstatter Baron Arnold l'Éint de Noordenbede.) Die Kommission verwirft, daß für erwachsene Personen ein Normalarbeitstag durch den Gesetzgeber festgesetzt werde, wohl aber verlangt sie, daß das Gesetz die Gesundheit der Arbeiter schütze.

Dagegen soll den Frauen und Mädchen in den Bergwerken unbedingt die Arbeit unter der Erde unterlagt werden. Da jedoch dieser Umfang in Belgien seit unendlichen Zeiten eingewurzelt ist, so wird für die nächste Zeit eine Uebergangsbestimmung vorgeschlagen. Die Kinderarbeit soll eingeschränkt werden. Zwischen zehn und zwölf Jahren können Kinder einen halben Tag lang beschäftigt werden, außer unter Erde; die volle Arbeit wird erst nach dem zwölften Jahre zugelassen, jedoch mit der Maßgabe, daß zwischen zwölf und fünfzehn Jahren der Arbeitstag dreizehn Stunden mit Einschluß von zwei Stunden Ruhe nicht überschreiten darf. Die Nachtarbeit ist den Frauen unterlagt. Endlich wird einer Verbesserung der gesundheitlichen Maßregeln das Wort geredet und die Abordnung eines Arbeiters als Mitglied der Ortsgesundheitspolizei befürwortet.

Es bedarf nur eines Blickes auf die §§ 134 ff. der deutschen Gewerbeordnung, um zu erkennen, daß in dieser Hinsicht die Vorschriften der letzteren sehr viel vorteilhafter für die Arbeiter sind. Es giebt bei uns keine Ausnahme davon, daß Kinder unter zwölf Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden dürfen, es ist Rücksicht auf den Schulbesuch genommen, bestimmt, daß Kinder unter vierzehn Jahren nicht länger als sechs Stunden, junge Leute zwischen vierzehn und sechzehn Jahren nicht länger als zehn Stunden täglich beschäftigt werden. Es ist die Arbeit von Wöchnerinnen während der ersten drei Wochen nach der Niederkunft verboten. Das sind nur die Hauptgrundsätze, die hier bloß erwähnt werden, um daran zu erinnern — was nicht oft genug geschehen kann —, daß alle diese auf Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen abzielenden Gesetze in Deutschland von der Regierung ausgegangen sind, ohne daß ein äußerer Anlaß — wie z. B. die großen Unruhen in Belgien — vorlag.

Der zweite Bericht derselben Abteilung betrifft die Arbeiterwohnungen (Logements d'ouvriers — Berichterstatter Eugène Meuß) und in Verbindung hiermit ist zu erwähnen der Bericht über die Enteignungen (Expropriations par zones — Berichterstatter Lammens). Auf Grund des letztern hat die Kommission beschlossen, den Enteigner zu verpflichten, einen Teil des enteigneten Grund und Bodens zur Herstellung von Arbeiterwohnungen zu verwenden, auf dem enteigneten Boden eine gewisse Anzahl Arbeiterhäuser herzustellen und überhaupt nur einen vom Gesetze zu bestimmenden Teil zu bebauen. Diese Vorschläge greifen bereits sehr viel stärker in das Privateigentum ein, als dies in irgend einem Staate der Fall ist, mit Ausnahme Englands, wo jedoch die entsprechenden Vorschriften, deren Ausführung den beteiligten Stadtbehörden übertragen worden ist, im wesentlichen ein toter Buchstabe geblieben sind. Sollte die belgische Gesetzgebung auf diese Vorschläge eingehen, so wird man in ihnen einen sehr beachtenswerten Vorgang zu sehen haben. In unsern größern Städten herrscht das gewiß lobenswerte Bestreben, mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege, den Verkehr und die Sicherheit die alten, meist von den ärmern Klassen bewohnten Teile niederzureißen und an deren Stelle Prachtbauten aufzuführen. Aber keine Vorsorge ist dafür getroffen, wo sich die obdachlosen Armen ansiedeln sollen; sie werden in der Regel in die Vororte gedrängt und erfahren dadurch eine Schädigung in ihren Arbeitsverhältnissen. Auch ist es für die Erhaltung und Anbahnung eines Ausgleiches unter den Volksklassen nicht zu empfehlen, daß die Häuserviertel der Reichen und der Armen wie zwei besondere Gemeinden von einander geschieden sind. Als Heinrich IV. von Frankreich den Plan faßte, Paris zu „hansmannisieren,“ wie dies später Napoleon III. gethan hat, so machte ihm der Vorstand der Pariser Kaufmannsgilde Vorstellungen, man solle nicht „die Kleinen auf die eine und die Großen und Behäbigen auf die andre

Seite stellen. Es ist besser und sicherer, wenn alles gemengt ist" (il ne faut pas que les petits soient d'un côté et les gros et dodus de l'autre. C'est beaucoup mieux et sûrement quand tout est meslangé). Der Vorsteher François Myron glaubte eine solche Maßregel nicht vertreten zu können und reichte seine Entlassung ein (Je ne veux pas, syre, estre le complice de ceste mesure). Und der König folgte dem Räte. „Gvatter — schreibt er an Myron —, Ihr seid zwar lebhaft wie ein Maifäser, aber zuecht doch ein braver und treuer Unterthan. Seid zufrieden, man wird Euch Euren Willen thun und der König von Frankreich wird noch lange in Eurer schöne Schule der Weisheit und Klugheit gehen.“ (Compère, Vous êtes vif comme un hameton, mais à fin de compte un brave et loyal subject. Soyez content, on fera vos vullontés et le roy de France ira longtemp à vostre belle école de sagesse et de prud'homie.) Mögen sich die modernen Städteverschönerer, vor deren Gleichheitsmaß ja auch manches edle Bauwerk aus alter Zeit zertrümmert werden muß, dieses Beispiel zu Herzen nehmen. Die Vorschläge wegen der Arbeiterwohnungen selbst zielen darauf ab, die Herstellung solcher in jeder Weise zu begünstigen, so bezüglich der Stempel- und Eintragsgebühren, hauptsächlich aber wird es in die Hände der Gemeinden gelegt, Vorschriften zu treffen, welche beim Bau von Arbeiterwohnungen bezüglich der Gesundheit und Reinlichkeit zu beobachten sind.

Ein weiterer Bericht dieser Abteilung bezieht sich auf die Sparkassen (Caisses d'épargne — Berichterstatter Kanonikus Henry). Die Kommission empfiehlt den Arbeitgebern, in jeder nur möglichen Weise dafür zu sorgen, daß inmitten der Arbeiter eine Zweigkasse der Sparkassenverwaltung bestehe und die Einlagen auch des geringsten Betrages aufnehme. Auch dieser Vorschlag kann nur gutgeheißen werden, obwohl in Belgien, wo das Postsparkassensystem besteht, ein Bedürfnis nicht in so hohem Grade vorzuliegen scheint. In Deutschland giebt es auf diesem Gebiete noch viel zu thun; leider haben die Vorschläge der Regierung zur Errichtung von Postsparkassen im Reichstage kein Entgegenkommen gefunden und von weiteren Versuchen abgeschreckt.

Endlich liegen noch zwei Berichte derselben Abteilung vor, welche noch keinen Beschluß der Kommission nach sich gezogen haben: ein Bericht über die Frage des Genußes von geistigen Getränken (Question de l'intempérance — Berichterstatter de Ridder) und ein Bericht über die in Belgien nach französischem Muster gegründeten Genossenschaften (Sociétés de secours mutuels).

Sicherem Vernehmen nach steht noch eine Reihe von Berichten aus. Bei dem Interesse, welches die Arbeiterfrage gerade in dem Leserkreise der Grenzboten gefunden hat, werden wir uns bemühen, auch die weitere Entwicklung der in Aussicht gestellten Berichte und Beschlüsse der Arbeitskommission in Belgien zu verfolgen.

Adolf Harnack's Dogmengeschichte. Ein Buch von fast 700 Seiten über die „Entstehung des kirchlichen Dogmas“ ist ein Buch für den gelehrten Fachmann, nicht für den bloßen „gebildeten Leser.“*) Und doch hat es eine Bedeutung auch für diesen, wenn er Interesse hat für die Art, wie gegenwärtig ein so schwieriges und umfassendes Gebiet behandelt wird. Die Geschichte der Dogmen ist ein Teil der Kirchengeschichte und hat sich erst spät von dem größeren Ganzen so abgetrennt, daß eine zusammenhängende Einsicht in den Gang der Lehrentwicklung

*) Lehrbuch der Dogmengeschichte. Von Prof. Dr. Adolf Harnack. Erster Band: Die Entstehung des kirchlichen Dogmas. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr, 1886.

möglich wurde. Das ist auch in jeder Beziehung völlig begreiflich. Denn zunächst imponirt das Material, das festzustellen und zu verarbeiten war. Die Literatur, aus welcher die Einsicht in das Werden und Wachsen der Dogmen hervorgehen soll, die Feststellung der Zeit, wann die Bücher des Neuen Testaments, der apostolischen Väter entstanden sind, die Feststellung der Zeit, in welcher jene Schriften wirksam geworden sind, die Wechselwirkung dieser Schriften mit den profanen Schriften, alles dieses bietet eine Fülle von historisch-kritischen Schwierigkeiten dar, und man kann nicht behaupten, weder daß dieselben bisher schon gelöst, noch auch, daß die empfindlichen Lücken des Materials ausgefüllt gewesen wären.

Sodann aber galt es, sich frei zu halten in der theologisch-kirchlichen Verwendung dieses endlosen Einzelwissens. Denn wenn überall die Tendenz der gegenwärtigen kirchlichen Stellung die historischen Forschungen auf dem Gebiete des kirchlichen Altertums zu schädigen geeignet ist, so besonders in diesem noch so mangelhaft bekannten und doch so reichen, die Keime jeglichen christlichen Denkens in sich schließenden Zeitraum der ersten 250 Jahre nach dem Tode Jesu. Wie energisch strebt der katholische Geist, in der ersten Kirche alle seine gegenwärtigen Voraussetzungen zu entdecken! Wie ist der Protestant umgekehrt darauf aus, das, was er als urchristlich schätzt, von Anfang an überall verwirklicht zu sehen. Wie hat man sich in der Tübinger Schule bemüht, die auffallendsten Entwicklungsmomente aus Streit und Kompromiß zwischen Paulinischen und judenchristlichen Stimmungen und Lehren zu erklären! Und daneben machte sich eine philosophisch-theologische Ansicht breit, die in Anlehnung an Hegel sich die Notwendigkeit der Einzelforschung gern verhehlte und geneigt war anzunehmen, daß die unvermeidlichen Gegensätze der christlichen Auffassung durch ein dialektisch-religiöses „Schicksal“ sich im Laufe der Zeit von selbst zum Richtigen geeinigt und sich hinaufgeläutert hätten in der Art, daß die spätern Stufen stets die „Wahrheit“ der frühern in sich enthielten. Dies System, das, von seinem großen Urheber angewandt, uns so manches Schöne und Tiefinnige gebracht hat, enthüllte sich doch später als eine sehr subjektive Methode, und man mußte es preisgeben. Nur der religiöse, still nebenhergehende Gedanke erhielt sich, daß Gott auch im Reiche des Denkens „im Regiment sitze“, aber es wurde durch den Einfluß der strengern Methode geschmacklos gefunden, Begreifen und Ideen ein eignes Leben (ein Umschlagen, Differenziren, Regiren u. s. w.) zuzuschreiben. Man gewöhnte sich wieder, die persönlichen Menschen mit ihren geistigen Inhalten als Träger der Ideen anzusehen und die nachweislichen Wechselwirkungen dieser Menschen bei allen Entwicklungen im Reiche des Gedankens zur Erklärung herbeizuziehen. Das ist viel mühsamer, als es einem geistreichen Manne wird, mit Vernachlässigung dessen, was sich nicht fügen will, in dem Entwicklungs gange menschlicher Vorstellungen eine ungefähre Entwicklungsreihe zu entdecken. Und es darf uns nicht wunder nehmen, daß, wie auf andern Gebieten, z. B. der Psychologie, die wirkliche Wissenschaft sich noch nicht an alle Probleme wagt, welche der Phantasie des homerischen Menschen vertraut waren, so auch die vorliegende Theorie der Entstehung des christlichen Dogmas noch nicht die ästhetische Eleganz darbietet, welche ältere, nach Hegel gearbeitete dogmengeschichtliche Versuche hier und da so auszeichnet.

Dafür stehen wir aber auf dem Boden zuverlässiger Einzelforschung, die auch ihre unvermeidlichen Lücken offen bekennet. Es gewährt eine sittliche Befriedigung, bei Harnack zu sehen, wie er sich bei jedem Schritt kontroliert, ob er nicht zu viel sagt. Sein Werk ist dadurch dem Laien zu undurchsichtig geworden, aber es hindert nichts, anzunehmen, daß in späterer Zeit, wenn erst die Arbeit im wesentlichen

vollendet sein wird, die Gerüste der Arbeit abgebrochen werden und auch dem Gebildeten der Sinn des Ganzen werde deutlich werden.

Wir können uns hier nur auf wenige Dinge einlassen, die Harnads Schrift in ihrem ersten Teile bringt. Vor allem ist wichtig, daß Harnad nicht von vornherein annimmt, das Gedankenleben der ersten Gemeinde müsse jedenfalls von den Urkunden des neuen Testaments bestimmt worden sein. Die Thatfachen sprechen eben dagegen, und die sind entscheidend; insbesondere die Schriften des Paulus sind erst auffallend spät ein zum Teil abänderndes Element in den dogmatischen Vorstellungen der Christen geworden. Desto fester steht der alles überragende Einfluß Jesu selbst und des Alten Testaments, das geradezu als christliches Buch galt. Die Gläubigen sind jetzt die Gemeinde Gottes, das wahre Israel; das jüdische Volk aber, das in seinem Unglauben verharrt, ist die „Synagoge des Satans.“ So ist das Christentum bei aller Verehrung des Alten Testaments antinational, antijüdisch. Und gerade wie das Wesen der Reformation nicht zunächst in einer neuen Lehre, sondern in der Trennung von der alten Kirche besteht, so das Urchristentum in der Losfagung von der Synagoge. Auch das stimmt in beiden Fällen, daß die Absicht der Trennung noch lange Zeit brauchte, um sich ganz zu verwirklichen. Und diese Verwirklichung bietet eben beim Christentum das größte Interesse. Man kann sie in zwei großen Momenten erkennen. In den Jahren von 100—250 kommt man von einzelnen Gemeinden, die von individuell und enthusiastisch wirkenden Männern gebildet und gefördert werden, zu einem politisch-kirchlichen Gemeinwesen und Kultusganzem, das von einer neuen Offenbarungsurkunde, dem Neuen Testament, und unter Priestern geregelt wird. Und zwar ist der Geist, der jetzt überwiegt und der den Enthusiasmus ersetzt hat, im wesentlichen dem Boden der griechischen Bildung entsprossen. Nicht als ob darin ein Sprung wahrzunehmen wäre. Von Anfang an mußte der griechische Boden auf die Christen umso sicherer wirken, als eben die jüdische Synagoge trotz des so hoch geschätzten Alten Testaments abgewiesen wurde. Eine sehr wichtige Vermittlung lag hierbei in denjenigen Juden, die schon längere Zeit hindurch, namentlich in Alexandrien, die griechische Bildung und Philosophie auf sich hatten einwirken lassen.

Alle diese Faktoren werden nun von Harnad im einzelnen besprochen. So das Evangelium Jesu Christi in seiner so einfachen Verkündigung. Es muß auf manche heutige Christen sehr ernüchternd wirken, wenn sie sich klar machen, was sie in diesem Evangelium nicht finden. Wir lesen das Neue Testament ja unter reich ausgebildeten, modern-christlichen Voraussetzungen und haben Zuspidungen gewisser Lehren, z. B. von Sünde und Gnade, in uns, die wir mit einer gewissen Verwunderung bei dem Erdbser noch garnicht finden. Aber es ist einmal so. Wie klar es ist, daß die Gläubigen in Jesu alles haben, so ist doch dies „Alles“ erst herauszuarbeiten, ja der nächste Zeitraum bleibt auffallend weit hinter dem zurück, was uns so natürlich aus dem Evangelium Jesu zu folgen scheint. Nicht freilich in der sittlichen Absicht, die brüderliche Liebe ist lebendig, die letzten Dinge, die man bald erwartete, gaben allem ein enthusiastisch erhabenes Gepräge. Auch in der Lehre war es gewiß, daß Jesus der Christ sei und daß sein Tod die Sündenvergebung bewirkt habe, die in der Taufe gespendet werde; aber wie vieles bleibt ganz unerwähnt, wie viel andres bleibt unklar!

Allmählich dringt nun der beste Bestandteil der griechischen Bildung in die Christengemeinde. In Verbindung mit der hebräischen Spruchweisheit schafft sich die christliche Bildung aus den griechischen Klassikern eine Sammlung von „einfachen, festen und eindrucksvollen“ Sittenregeln, und dies Geschenk erspart dem

jugendlichen Christentume eine Arbeit, „die erfahrungsmäßig erst in Menschenaltern ausgeführt werden kann.“ Denn hier reichen die Sprüche der Bergpredigt nicht aus. Während man sich die feste Einprägung und Befolgung der Sittengebote Christi, sowie die Erweckung des sichern Glaubens an Christum angelegen sein ließ und in dieser Hinsicht Schwanken und Verschiedenheiten ausschloß, gab es im Sinne einer geschlossenen Theorie überhaupt keine in den Gemeinden gültige Glaubenslehre; die Speculationen auch nahe verbundener christlicher Schriftsteller in dieser Periode weisen die größten Verschiedenheiten auf; die Schredlichen oder trostreichen Phantasien über die Zukunft galten ebensowohl für heilige Erkenntnisse wie die verständigen und nüchternen Reflexionen und die erbaulichen Deutungen alttestamentlicher Sprüche. Die Sorglosigkeit, mit der Gott und Jesus für einander gesetzt werden, zeigt, wie wenig Bedürfnis nach logischer Schärfe in diesem Gebiete bestand; doch zeigt sich wenigstens im ersten Jahrhundert nirgends ein sicheres Beispiel, daß direkt zu Jesu gebetet worden wäre. Entweder nahm man an, Jesus sei ein Mensch, den Gott erwählt und wegen seiner Bewährung adoptirt und in eine Herrscherstellung gesetzt habe, oder Jesus sei ein himmlisches Geisteswesen, das höchste nach Gott, das Fleisch angenommen habe und wieder in den Himmel zurückgekehrt sei. Daß diese beiden Auffassungen sich streng genommen ausschließen, war nicht bekannt; von zwei Naturen in Jesu war noch nicht die Rede. Jesus als einen reinen Menschen zu bezeichnen, war stets anstößig gewesen, viel eher konnte man ihn Gott gleichsetzen. Von der Himmelfahrt Jesu stellt Harnack fest, daß sie weder bei Paulus, noch bei Clemens, Ignatius, Veritas vorkommt und keinesfalls zu der ältesten Verkündigung gehört hat. Das ist wieder ein ernüchternder Umstand für viele. Vor Jahren, als ein Konsistorialpräsident den alten Dr. Sydow zu Berlin auf Reberei inquirirte und mit schmerzlichem Bedauern die Frage an ihn richtete: Also Herr Doktor, Sie glauben nicht an eine leibliche Himmelfahrt Jesu? da war es ihm wohl nicht gegenwärtig, daß jene ohne Zweifel kundigen Christen, Paulus und die andern genannten, die Himmelfahrt Jesu nicht zu kennen scheinen. Auch wohl nicht der Umstand, daß Lukas die Himmelfahrt auf den Auferstehungstag verlegt, andre zwischen beiden Ereignissen vierzig Tage, andre achtzehn Monate, andre fünfhundertfünfundvierzig Tage, andre elf Jahre verstreichen lassen. Das ist nun alles zwar nicht maßgebend für die endliche Fassung der Dogmatik, aber es lehrt uns eine gewisse Bescheidenheit in Bezug auf das Maß unsers Wissens von den Heilthatigkeiten. Ebenso lehrreich ist für die gegenwärtige Ueberladung der Abendmahlsbegriffe die einfache Art der urchristlichen Kultushandlungen und ihre Auffassung, wie sie namentlich aus der jüngst aufgefundenen „Lehre der zwölf Apostel“ sich klar ergibt (Harnack, S. 152).

Doch es verbietet sich von selbst, dem Verfasser hier in seine Untersuchungen zu folgen. Das muß an andern Orten geschehen. Wir haben überall den Eindruck, daß hier wieder ein Beispiel echt deutscher Gründlichkeit vorliegt, dem auch die Gabe klarer und würdiger Rede nicht fehlt. Der Verfasser ist in seinem ganzen großen Gebiete selbständig. Am meisten hat uns seine Behandlung von Clemens Alexandrinus und Origenes angezogen. Bei seinem Kapitel über Methodius müssen wir ihm zustimmen, daß hier ein Haltepunkt gemacht werden muß und nicht erst nach früherem Brauche bei Johannes Damascenus. Schon bei Methodius find alle Voraussetzungen der mittelalterlichen Theologie vorhanden. Möchte es dem Verfasser, der unlängst von Gießen nach Marburg berufen worden ist, beschieden sein, in der neuen Heimat sein Werk rüstig zu fördern und bald zu vollenden.

Albrecht Adams Selbstbiographie. Künstler sind im allgemeinen schreibseliger, als man glaubt und als es sich mit Ausübung ihrer Kunst verträgt. Wenn wir von Ghiberti, Leonardo da Vinci und Cellini ab alles zusammenstellen wollten, was Künstler über sich, ihr Leben und ihre Kunst geschrieben haben, würde eine sehr ansehnliche Bibliothek herauskommen, auch wenn wir die unüberlegten Broschüren und Zeitungsartikel nicht hinzurechneten, in denen Künstler der Gegenwart ab und zu ihren Zugrimm über die schlechte Welt und die hartherzigen Kritiker im besondern Luft machen. Wir denken dabei auch nicht an die großen von Künstlern verfaßten biographischen Sammelwerke, welche, von Vasari bis auf Friedrich Becht reichend, sich nunmehr schon durch drei Jahrhunderte hindurchgewunden haben, ohne daß ein Nachfolger seine Vorgänger an der Gabe historisch-kritischer Darstellung übertroffen hätte, auch nicht an solche Künstler, die, wie Friedrich Müller (der Maler Müller), Balthasar Dunker, Robert Reinick, Arthur Fitger und Wilhelm Busch, zugleich die Poesie pflegten und pflegen, sondern wir haben nur Selbstbiographien und Traktate von Künstlern über ihre Kunst im Sinne.

Wir Deutsche sind mit solchen Selbstbiographien ganz besonders gesegnet. H. Holland, der Herausgeber der neuesten Selbstbiographie eines Künstlers,^{*)} führt in der Vorrede zu derselben nur einen kleinen Teil an, wenn er die Namen Eduard Hilbrandt, Karl Blaas, Reinhard Sebastian Zimmermann, Theodor Horschelt und Ludwig Richter nennt. Eduard Hilbrandts „Reise um die Erde“ gehört garnicht einmal in diese Reihe, da ihre schriftstellerische Fassung im wesentlichen von Ernst Kossak herrührt. Dagegen sind die mehr oder minder fragmentarisch gehaltenen Selbstbiographien und Lebenserinnerungen von Johann Gottfried Schadow, von der Malerin Luise Seidler, von Führich, Rietschel, W. von Kügelgen, Anselm Feuerbach u. a. nicht nur wertvoll für die Kenntnis ihrer Autoren und der Zeit, in welcher sie lebten, sondern einige sind auch in der Form Muster biographischer Darstellung. Wenn der Deutsche ein fleißigerer Bücherkäufer wäre, etwa so fleißig wie der Franzose, so würde es ein dankbares buchhändlerisches Unternehmen sein, diese Selbstbiographien in einer Bibliothek, zu einem „modernen Vasari,“ zu vereinigen. Dazu müßten auch einige Briefsammlungen treten, wie z. B. die Briefe M. von Schwinds und die Julius Schnorrs, welche sein Sohn, der Dresdner Bibliothekar, im vorigen Jahre musterhaft, unter Beschränkung auf die zum Verständnis des Textes unumgänglich nötigen Anmerkungen, herausgegeben hat.

Auch H. Holland, der Herausgeber der Selbstbiographie des Münchener Schlachtenmalers Albrecht Adam, hat „dem Texte, außer den Anmerkungen, nichts hinzugethan, nur durchgehends behutsam geglättet und allzu Familiäres gekürzt,“ wie er in der Vorrede angiebt. Die ursprüngliche Frische und Naivität der Darstellung ist dadurch gewahrt worden, und wenn dieselbe auch gerade keine künstlerische Vorzüge besitzt und bei weitem nicht so durch feinsinnige Beobachtungen und Betrachtungen fesselt, wie z. B. die Art der Erzählung in Ludwig Richters Erinnerungen, so hat sie doch auch ihre Reize, welche zum Teil im Stoffe, zum Teil in der anziehenden Persönlichkeit des Erzählers liegen, der sich aus eigener Kraft zu einer angelegenen, künstlerischen Stellung emporschwang, ohne von der Bescheidenheit, ja Demut seines Wesens etwas einzubüßen.

Adams Selbstbiographie zerfällt in zwei große Partien von ungleichem Interesse. Die erste schildert seine Teilnahme an den Napoleonischen Feldzügen in den Jahren

^{*)} Albrecht Adam (1786—1862). Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhang. Herausgegeben von Dr. H. Holland. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886.

1809 und 1812 bis zur Katastrophe in Moskau, von wo er auf eigne Faust unter hundert Gefahren noch zur rechten Zeit die Rückreise antrat, bevor er in den schreckensvollen Rückzug der großen Armee verwickelt wurde. In dem ersten Feldzuge ein Schüßling des bayerischen Generals Grafen Froberg, später als Maler im Solde des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, hatte er Gelegenheiten, allen größern Schlachten und Gefechten von sichern Beobachtungsposten aus beizumohnen und einen tiefen Einblick in das französische Heerwesen und in die Taktik und das Gebahren Napoleons zu gewinnen. Insbesondere durch die Mitteilungen aus dem russischen Feldzuge wachsen seine Aufzeichnungen über das rein Persönliche in den Rahmen geschichtlicher Memoiren hinein, und diese und jene Einzelheit, z. B. die Schilderung der Schlacht von Borodino und des Brandes von Moskau, wird auch dem Geschichtsschreiber wertvolles Material bieten. Das Künstlerische tritt hier hinter dem Gang der geschichtlichen Ereignisse zurück. Nur in den beiden einleitenden Kapiteln schildert Adam seine künstlerische Entwicklung, welche im wesentlichen eine autodidaktische war. Von seinem Vater, einem Konditor, für den gleichen Beruf bestimmt, konnte er sein früh erwachendes bildnerisches Talent nur in wenigen Ruhestunden fördern. Seine ebenso frühzeitig sich offenbarende Liebe zu Pferden führte ihn nach dem Markstalle des nahe bei seiner Geburtsstadt Nördlingen gelegenen Schlosses Wallenstein, und hier malte er mit achtzehn Jahren ein Gruppenbild der vier Prinzen zu Pferde und eine Reihe der schönsten Pferde mit Reitknechten in Aquarell, welche als „treffliche Jugendarbeiten“ des Meisters bezeichnet werden. Im Jahre 1804 ging Adam, noch als Konditorgehilfe, nach Nürnberg, wo ihn jedoch die Bekanntschaft mit dem Direktor der Zeichenschule, Christoph Zwinger, schon nach wenigen Monaten zur Aufgebung seines Handwerks bestimmte. Jetzt zeichnete er nach Handzeichnungen älterer Meister, nach Gipsabgüssen und nach dem lebenden Modell, erhielt auch von Zwinger die erste Unterweisung in der Delmalerei. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich in den Abendstunden durch die seltsamsten Färbungen. Er machte hölzerne Formen für Konditoren, schnitzte Tiere, menschliche Figuren, ganze Jagden u. dergl., die er auch bemalte, für Spielwaarenmagazine, radirte Blätter für Buchhändler und malte Porträts in Oel. Im Jahre 1806 ging Adam nach Augsburg, wo er sich besonders durch Porträtmalen ernährte, und im Herbst 1807 siedelte er nach München über. Hier bildete er sich durch Kopien niederländischer Meister, besonders des ihm kongenialen Vouberman, weiter und bestritt zugleich durch den Verkauf von Kopien die äußerst geringen Kosten seines Unterhalts — er brauchte 24 Kreuzer täglich —, bis er in dem Grafen Froberg einen wohlwollenden Beschützer fand.

Aus den Schilderungen, welche Adam von seiner Jugend entwirft, von dem mannichfaltigen Frohndienste, der aber niemals seinen Lebensmuth niederdrückte, könnten viele unsrer Künstler eine Lehre ziehen. Auch heute sind die Wege zur Kunst für ihre Jünger mit Dornen besetzt, und Not und Elend sind nur zu oft ihre Begleiter. Aber nur wenige sind es, die den Muth oder die Selbstüberwindung besitzen, mit allen Mitteln, wie es Adam gethan, den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Bei Bildhauern kommt es schon häufiger vor, daß sie sich, wenn die Not drängt, in den Dienst des Kunsthandwerks oder des Baugewerkes stellen. Dagegen können sich unsre Maler in Fällen der Not nur schwer entschließen, den stolzen Namen eines Historien- oder Porträtmalers zeitweilig abzulegen und sich als Lithographen, Radierer, Illustratoren, Musterzeichner u. dergl. durczanzuschlagen. Freilich war auch Adams Bedürfnislosigkeit groß, und man erfährt auch nicht, daß es seine erste Sorge gewesen wäre, nachdem er zu einigem Wohlstande gelangt war,

sich ein „stilvolles“ Atelier einzurichten und mit orientalischem Luxus auszurüsten.

Durch den Grafen Froberg wurde Adam, wie bereits erwähnt, in den Stand gesetzt, den Feldzug Napoleons gegen Oesterreich im Jahre 1809 mitzumachen. Er kam bis nach Wien, und hier geriet er in den Strudel der französischen und bairischen Offiziere hinein, welche ihn derartig mit Aufträgen, meist Porträts, überhäufte, daß er an eine Rückkehr nach München und eine ruhige Fortsetzung seiner Studien nicht denken konnte. „Hätte ich im Buche der Zukunft lesen können — sagt er in richtiger Selbsterkenntnis —, so wäre ich wohl zufrieden mit dem, was ich gesehen, erlebt und in mich aufgenommen hatte, nach München zurückgekehrt, um mich, meinem innern Drange zu genügen, einem ernstern und tiefern Studium der Kunst hinzugeben; und es unterliegt keinem Zweifel, daß ich auf diesem Wege ein größerer Künstler geworden wäre. Aber mein Glück war mir vorausgeeilt, zu früh wurde ich in das große Leben hineingeworfen. Ich war für dieses nicht reif und vorbereitet und verlor dadurch zu viele Zeit für das Studiren ernsterer und höherer Zwecke. Ich konnte den Zwiespalt in meiner Brust nicht loswerden, welcher mich in die Ferne trieb und auf der andern Seite wieder zu einem stillen, ernstern Kunsttreiben zurückzog.“ In Wien machte Adam auch die Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Leuchtenberg, vielleicht des einzigen unter den höhern Offizieren Napoleons, dem es mit der Kunstliebe Ernst war. Der Prinz nahm den jungen Künstler als Hofmaler in seine Dienste, und in dieser Eigenschaft verlebte Adam den größten Teil der Zeit bis zum Ausbruch des russischen Krieges in Mailand, wo der Prinz als Vizekönig residierte.

Der Uebergang zu dem zweiten Teile von Adams Erinnerungen bildet eine Schilderung des Künstlerlebens in München, wohin er im Sommer 1815 von Mailand übersiedelte, und seiner Thätigkeit bis zum Jahre 1848. Dieser Abschnitt ist wegen der feinen Bemerkungen Adams über die Münchener Künstler dieser Periode von Wichtigkeit, und Holland hat sich redliche Mühe gegeben, diese Bemerkungen durch biographische Nachweise zu vervollständigen. Der zweite Hauptteil des Buches erzählt die Erlebnisse Adams auf seinen Reisen und während seines Aufenthaltes in Oberitalien, welche in die Jahre 1848 bis 1850 fallen. „Es schmerzte mich immer im Stillen — schreibt er —, daß in Oesterreich garnichts geschah, Hüge der Tapferkeit der österreichischen Truppen zu verherrlichen. Ein einziges Bild aus dem Feldzuge von 1813 bekam ich im Auftrage des Fürsten Windischgrätz zu malen. Umso begieriger ergriff ich deshalb die Ereignisse des Jahres 1848 in Italien. Nicht Spekulation, sondern Begeisterung für die deutsche Sache trieb mich dorthin; es war mir, als hätte ich eine alte Schuld abzutragen. Nach meiner Rückkehr aus Italien hatte ich oft Gelegenheit, zu bemerken, daß mir dieser Schritt als eine Art Demonstration für die gute Sache angerechnet wurde; besonders bemerkte ich dies an König Ludwig. Von nun an richtete er seine Aufmerksamkeit auf meine Werke und beglückte mich mit seiner besondern Gunst.“ Trotz der Begeisterung, mit welcher Adam noch als Sechziger an neue, große Aufgaben ging, bietet dieses Kapitel seiner Erinnerungen schon beßhalb ein geringeres Interesse, weil er den Schlachten, die er darstellte, nicht persönlich beigewohnt, sondern nur nachträglich das Terrain studirt und die Mitteilungen von Augenzeugen und Mitkämpfern benutzt hatte. Wenn sich gleichwohl Gemälde wie die Schlachten bei Custozza und Novara durch Lebendigkeit der Schilderung, Uebersichtlichkeit der Komposition und Vollendung des technischen Vortrages in hohem Grade auszeichnen und unter den zahlreichen Schöpfungen Adams die erste Stelle

einnehmen, so ist ein großer Teil an solchem Verdienste seinem Sohne Franz beizumessen, der mit einer bei Künstlern äußerst seltenen Bescheidenheit und Selbstlosigkeit seinem Vater zur Hand ging und nicht nur seine Kompositionen ausführte, sondern auch die Studien dazu lieferte. Holland berichtet, daß Franz Adam „im Atelier des Vaters die eigne Jugend und den größten Teil seiner Thätigkeit opferte, lange Zeit bald die rechte oder die linke Hand des Vaters bildete und daraus erst langsam und mühsam den eignen guten Namen zu Tage brachte, welchen er allein früher schon erzwungen hätte.“ Albrecht Adam gesteht selbst ein, daß sein Sohn, „ein in allem, was er anfaßt, sehr genialer Mensch, ein wahrer Feuergeist,“ großen Einfluß auf ihn gewonnen habe, und er freut sich, wenn sein Sohn gut findet, was er gemacht hat. In der That war Franz Adam der genialste der ganzen Familie, welcher auch seinen Vater weit übertraf. Es war ihm noch vergönnt, eine Reihe von Motiven aus dem letzten französischen Kriege zu behandeln und durch die Wucht und die dramatische Kraft seiner Darstellung, die Größe der Auffassung und einen glänzenden koloristischen Vortrag das moderne Schlachtenbild auf die Höhe des historischen Stils zu erheben. In den Werken von Albrecht und Franz Adam spiegelt sich die Entwicklung eines Zweiges der Malerei fast während eines ganzen Jahrhunderts wieder. U. A.



Literatur.

Statistische Zusammenstellung der Wahlen zum deutschen Reichstage seit 1871. Nach amtlichen Quellen von A. Frick. Frankfurt a. M., W. Kommel, 1886.

Eine Arbeit, welche namentlich für Parlamentarier aller Sorten sowie für Redakteure, Leitartikelschreiber und Leute von ähnlichem Verufe Wert und Interesse haben wird. Zwar hatte man bisher schon Bücher, welche die Reichstagswahlen behandelten, aber Uebersichten, welche die Wahlbewegung in den einzelnen 397 Wahlkreisen des Reiches während der Legislaturperioden seit dem Bestehen des letztern in tabellarischer Form erkennen lassen, werden hier zum erstenmale geboten. Als Anhang und Ergänzung folgen 12 weitere Tabellen (über die Stärke der Parteien im Reich, über die der Konservativen, der Reichspartei, der Liberalen, der National-liberalen, der Fortschrittler, des Centrums, der Sozialdemokraten unter den Gewählten von 1871 bis 1884 in Preußen, Baiern, Sachsen, Württemberg, Hessen, den kleinern altdeutschen Staaten und den Reichslanden u. dergl.), welche die Wahlbewegung im ganzen widerspiegeln und mit einer Uebersicht über die Ergebnisse der sechs Wahlkampagnen von 1871 bis 1884 schließen. Wir teilen aus letzterer mit, daß die Bevölkerung während der beiden ersten Wahlen rund 41, während der beiden letzten etwa 45 Millionen betrug, und daß sich von den Wahlberechtigten im Jahre 1871 52,1, 1874 62,1, 1877 ebenfalls 62,1, 1878 63,9, 1881 nur 85,6 und 1884 62,2 Prozent ihres Stimmrechtes bedienten.

Geschichte Rußlands von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1884 von Alfred Rambaud. Deutsch von E. Steined. Berlin, A. Deubner, 1886.

Eine wissenschaftlich wertvolle Geschichte Rußlands in dem Umfange, wie ihn der Titel dieses Buches bezeichnet, kann es aus verschiedenen Gründen noch nicht geben. Doch haben wir eine große Anzahl von Vorarbeiten über einzelne Partien

derselben, die für den Fachgelehrten von Wert sind, und aus denen sich eine im ganzen brauchbare Uebersicht über die Hauptvorgänge der Entstehung und Entwicklung des russischen Staates für populäre Zwecke zusammenstellen läßt, wenn der Bearbeiter mit der nötigen allgemeinen Bildung und mit unparteiischem Urtheil an seine Aufgabe geht. Ein solches Werk haben wir hier vor uns. Nur in den Fällen, wo bei der Darstellung Frankreichs und Deutschlands gedacht werden muß, gelingt dem Verfasser sein Bemühen, parteilos zu bleiben, nicht ganz. Aber im allgemeinen ist ihm die Anerkennung nicht zu versagen, daß er ein Handbuch für das große Publikum geliefert hat, welches dasselbe über die Vergangenheit Rußlands gut unterrichtet und ihm so das Verständnis von dessen Gegenwart erleichtert. Er hat fleißig die Quellen gelesen, er versteht, gehörig zu gruppieren, seine Bilder von Zuständen und Personen sind anschaulich gekennzeichnet, und ohne breit zu werden, behandelt er eingehend die verschiedenen Wandlungen seines Gegenstandes nach ihren Ursachen und Wirkungen. Auch die Uebersetzung des Werkes, das beiläufig von der französischen Akademie mit einem Preise bedacht worden ist, verdient Lob, wenn sie auch in dem Bestreben, Fremdwörter zu vermeiden, nicht immer ganz glücklich ist. Als willkommene Beilagen sind endlich die vier kleinen Karten zu bezeichnen, von denen die erste die Gruppierung der einzelnen Völkerstämme Rußlands im neunten Jahrhundert, die zweite die heutige, die dritte die Entstehung des Zartums Moskau in der Periode von Daniel Alexandrowitsch bis Alexis Michailowitsch und die vierte die Vergrößerung des russischen Reiches unter Peter dem Großen und seinen Nachfolgern zeigt.

Dämmerungen. Eine Dichtung von Otto von Leigner. Stuttgart, Adolf Bong und Comp., 1886.

Es sind die alten ungelösten Rätselfragen des Daseins, an denen sich von tausend Menschenaltern die indische und hebräische Lyrik und seitdem die Dichtung aller Welt versucht hat, die Fragen, die in jedem einzelnen Dasein wiederkehren und die auch der Stäubigste nur subjektiv, nur für sich selbst lösen kann, denen sich auch Leigners ernste Muse wieder zuwendet. Die Zweifel sind seit der Zeit, in welcher der brave Liedge „Wir auch war ein Morgen aufgegangen“ sang, und in seiner „Armania“ seinen kindlich-guten und unerschütterlichen Unsterblichkeitsglauben gegen alle Anfechtungen verteidigte, um ein gutes Teil grümmiger, herber, seelenerschütternder geworden, die Zahl derer aber, welche bei der Dichtung Trost und Erquickung in Zweifeln suchen, hat in demselben Maße abgenommen. Wenn heute ein Dichter wie Otto von Leigner das uralte Thema wieder ergreift, so gestellt sich zu dem verzweifeltsten Suchen der Kreatur nach der Gottesgewißheit in der Natur die düstere Frage nach dem Gottesgedanken in der Menschenwelt. Je tiefer der Dichter die gläubige Hoffnung in sich trägt, daß die Liebe die Welt befreien und erlösen werde, umso härter empfindet er die grellen Widersprüche, welche das moderne Leben, das soziale Elend in seinen schauerlichsten Gestalten dieser Hoffnung entgegensetzt. Die Mahnung, daß keiner und tiefer Glaube sich zu jener Liebeskraft erheben müsse, „die nicht in eigenem Leid erschläft,“ daß kein Geistesauferstehungsstag mehr kommen kann, der nicht zugleich ein Auferstehungsstag werltlicher Liebe ist, klingt mächtig durch die gedankenvolle Dichtung hindurch und leiht den „Dämmerungen“ zwar nicht Siegesgewißheit, aber doch duldbenden Mut und ethisches Pathos.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Der Jammer von Reichstag.



In die ganze Jammergestalt des aufgelösten Reichstages zu erkennen, muß man seine Geschichte betrachten. Die Wahlen dazu kennzeichneten sich namentlich dadurch, daß die Deutschfreisinnigen bei den Ultramontanen Anleihen gemacht hatten; man mußte sich also von vornherein sagen, daß diese während der Wahl aufgenommenen Anleihen sicherlich mit den höchsten Zinsen würden eingetrieben werden; war doch der Vertreter des Gläubigers der Welse Windthorst. Und so geschah es auch. Ja die Deutschfreisinnigen warteten garnicht, bis die Eintreibung erfolgte, sie trugen als gute Geschäftsleute, die sich den Kredit erhalten müssen, ihre Zinsen sehr frühzeitig zur Kasse des Gläubigers. Gleich nach den Wahlen schrieb die „Nieler Zeitung“ — das kauponokratische Blatt des Herrn Hänel, in welchem die Rotteck-Welkersche Weisheit des Herrn Professors in Portionen, wie sie für sein Publikum passen, verhökert wird; das Blatt gehört nicht zu den frechsten, aber zu den abgefeimtesten Preßorganen des Fortschritts, weshalb wir es noch manchmal anzuführen uns veranlaßt sehen werden — also, das Organ des Herrn Hänel schrieb sofort nach den Wahlen: „Wenn das Zentrum die Freiheiten des Volkes mit erhalten will, so kann die liberale Partei mit ihm gehen.“ Das Zentrum und die Freiheiten des Volkes! Und da wunderte sich dieser Professor darüber, daß er in einem holsteinischen Blatte „päpstlicher Schlüsselboldat“ genannt wurde!

Die Thronrede hatte von gesichertem Frieden gesprochen. Wozu benutzte das Organ des Herrn Professors die Worte? „Hoffentlich wird nun auch die schwere Rüstung erleichtert, unter der alle Staaten des Kontinents so schwer leiden.“ Das ist dieselbe perfide Benutzung der kaiserlichen Worte im Interesse

elendester Fraktionspolitik gleich am Anfange dieser Reichstagsession, wie in den letzten Tagen derselben die Worte Moltkes, daß er sich freue über die Anerkennung der Notwendigkeit einer Verstärkung der deutschen Wehrkräfte vonseiten aller größern Parteien, durch die Presse der verbündeten Ultramontanen und Freisinnigen dahin gedeutet wurden, daß Moltke selbst gegen die Notwendigkeit des Septennats gezeugt habe.

Nun kommt die erste Sitzung. In ihr stimmen die Freisinnigen mit dem Centrum und als dessen treue Gehilfen gegen den sofortigen Beginn der Etatsberatung, um einen Antrag auf Diäten zu beraten. Der Antrag wird angenommen von Centrum, Freisinn, Protestlern, Polen, Welfen, Volkspartei und Sozialisten. Nach Annahme dieses Antrags meldet das Blatt des Herrn Hänel: „Das Centrum stimmte mit der entschiednen Linken.“ Natürlich lag die Sache umgekehrt: die entschiedne Linke (sonst heißt es meist: die wirklich Liberalen) stimmte mit dem Centrum. Aber davon abgesehen: was uns die Hauptsache ist, ist das, daß hier alle Vaterlandslosen zur entschiednen Linken gerechnet werden. Mit dieser Gesellschaft zieht der deutsche Freisinn einher. Was den Beschluß selbst anlangt, so sagte die Nationalzeitung darüber: „Herr Windthorst wollte seine Macht gleich beim Beginn des Reichstags beweisen, eine oppositionelle Mehrheit zu schaffen!“ Der Freisinn mußte natürlich dem welfischen Intriganten helfen. Ging es doch gegen Bismarck!

Nun kommt die Debatte über den Etat. Während zum großen Leidwesen des tapfern Herrn Bamberger keine der großen Kolonialmächte sich dem Neuling Deutschland gegenüber zu den vom Freisinn erwarteten Nasenstüßern aufgelegt gefühlt hatte, wollte der Fortschritt diese Rolle übernehmen und versagte darum im Bunde mit dem Centrum die zur Fortführung einer erfolgreichen deutschen Kolonialpolitik nötigen Mittel. Um 8000 Mark zu sparen, drückte man an dem wichtigsten Punkte Südafrikas, in Kapstadt, den Generalkonjul zum Konsul herab und wollte den Vertreter des deutschen Reiches wie einen jüngern Handlungsgehilfen eines großen Hauses honorirt sehen. Aus demselben Sparsamkeitsfenn wurden noch ähnliche Herabdrückungen für Korea und Samoa vorgenommen. Was hieß das anders und was wollte man auch anders, als dem Auswärtigen Amte die erforderlichen Arbeitskräfte und der deutschen Vertretung an den für die Zukunft wichtigsten Plätzen die Bedingungen zu ihrer äußern Position versagen? Ein Feilschen, zu dem selbst französische Blätter, wie die *République française*, ihre spottenden Bemerkungen machten über unsre „kluge und patriotische Landesvertretung.“

Nur nebenbei mag bemerkt werden, daß die Freisinnigen auch bei dem wiederholten Antrage des Centrum auf Aufhebung des Expatriierungsgesetzes gegen renitente Geistliche dem Herrn Windthorst die Pflicht gehorsamer Gefolgschaft zu leisten hatten und dies bereitwillig thaten. Es paßt ja so schön, von dem Bundesrat zu verlangen, daß er den Willen einer zusammengewürfelten

Majorität grüßen soll wie einen Gefleierten Hut. Für Angriffe auf die Regierung macht selbst dem Papst der Freisinn gern den Hof. Und wie sehr er in seiner Devotion zugenommen hat, das konnte jeder ersehen aus den Tiraden, mit welchen die freisinnigen Preßorgane Windthorst's Neben jinglit verherrlichten. Die waren so klar, so überzeugend, so volksfreundlich, auf Recht und Wohlfahrt des Volkes abzielend, daß Bismarck dagegen garnicht in Betracht kommen kann.

Nun kommt die größte That des Reichstages in seiner ersten Session. Der Fortschritt lehnt mit dem Zentrum und den übrigen staatsfeindlichen Parteien die 20 000 Mark für einen zweiten Direktor im Auswärtigen Amte ab, obgleich Bismarck und der Staatssekretär Busch bei jährlich 78 000 Rummern die Unmöglichkeit nachweisen, die Geschäfte mit den vorhandenen Kräften so weiterzuführen, daß sie wie bisher erledigt werden. Der verstorbene Abgeordnete Löwe meinte, die Arbeiten könnten ganz gut geleistet werden, wenn man sich nur Mühe geben wollte; ihm waren mit Bülow, Bojanowski u. noch nicht Leute genug auf dem Platze geblieben. Am perfidesten sprach der abgefemte alte Augustenburgerische Agitator, Herr Professor Hänel. Er meinte: „Wenn die bisherigen Kräfte ausgerichtet haben, so kann ich jetzt keinen Grund erkennen, in diesem finanziell ungünstigen Augenblicke die Kräfte in so umfangreicher Weise zu vermehren.“ Kurz vorher war für das Verlangen von Diäten dem von Bismarckhaß erfüllten Manne der Augenblick nicht ungünstig. Diese Menschen, die mit Erregen von Mißmut Geschäfte machen und ihre wichtigste Aufgabe darin sehen, das Vaterland dem Auslande gegenüber bloßzustellen, hatten den Mut, urbi et orbi zu verkünden, daß das deutsche Reich nicht Geld genug habe zur Führung seiner wichtigsten Geschäfte! Herr Hänel leidet zwar nicht an dem Unverstand des Engländers, der da meinte, man wolle ihn zum Narren halten, als man ihm von der Ablehnung der geforderten 20 000 Mark sprach, aber er leidet an der Eitelkeit kleiner, von Haß geleiteter Geister, die Großes in den Schmutz zu ziehen sich zum Geschäfte machen. Und dabei hatte sein Leiborgan den Mut, zu sagen, daß unsre Regierung nach außen so energisch aufträte, um die Schäden im Innern zu verdecken, ganz so, wie heute der Wahlausruf der Freisinnigen dem Volke zumutet, alles zu vergessen, und ihm vorgaukelt, die Auflösung des Reichstages sei nicht erfolgt wegen Ablehnung der Militärvorlage, sondern um dem Volke alle Rechte und Freiheiten zu rauben. Mit dieser Verweigerung der 20 000 Mark für einen zweiten Direktor hatte die schwarz-rote Verbrüderung in ihrem Haß gegen die Begründer des deutschen Reiches und die Machtstellung des letztern ein Schauspiel aufgeführt, welches überall mit enthusiastischem Jubel begrüßt wurde, wo man Hoffnungen hegt auf das Erbleichen des deutschen Sterns, auf die Wiederkehr jener Zeiten, wo Deutschland eine Beute der Ruhm- und Ländergier aller andern Mächte war.

Als der weltlich-römische Intrigant die Landsknechte des deutschfreisinnigen

Fähnleins ins Treffen schickte zu dem nichtswürdigen Votum vom 15. Dezember 1884, da schien es, als ob es kein vaterlandsloferes Treiben geben könnte. War dieses Votum doch der Art, daß die République française schrieb: „Als Franzosen müßten wir uns über das Votum des Reichstages gegen den Fürsten Bismarck freuen, als Deutsche würden wir darüber empört sein.“ Als die freisinnigen Zeitungen den allzulauten Unwillen des deutschen Volkes endlich hören mußten, suchten sie sich, wie dies regelmäßig in solchem Falle geschieht — auch jetzt wieder bei der Militärvorlage —, durch Lüge und Verleumdung zu helfen. So schrieb das Organ des Herrn Hänel, die „Kieler Zeitung“: „Hätte Fürst Bismarck in der Budgetkommission diejenigen Aufklärungen gegeben, mit welchen er im Plenum die Forderung motivierte, so wäre der Vorschlag der Budgetkommission ohne Zweifel auf Bewilligung der 20 000 Mark gegangen, und dieser Vorschlag wäre vom Hause angenommen worden.“ Gegen den „finanziell ungünstigen Augenblick“ des Herrn Hänel hätte das gar nichts geholfen und ebensowenig gegen die Verleumdung dieser Politiker, die der Regierungspresse, welche über Mangel an vaterländischem Empfinden im Reichstage klagte, diese Klage damit aus der Hand zu schlagen meinte, daß sie dreist behauptete: „Wo sachliche Gründe fehlen, da pflegt man stets zu nationalen Phrasen Zuflucht zu nehmen.“ Da paßt eben nur das Wort der République française: „Als Deutsche würden wir empört sein.“ In Paris wußte man, daß Frankreich, wenn keine andern Verbündeten, doch die Mehrheit des deutschen Reichstages als Verbündete habe, ganz so, wie man das jetzt nach Ablehnung der Militärvorlage in Erfahrung gebracht hat. In vielen Pariser Cafés wurden Hochs ausgebracht auf die Ultramontanen und auf Eugen Richter, „welche behilflich sind, den Bau Bismarcks zu stürzen.“ In London aber sprach man von der shabbiness und pettiness mit Rücksicht auf solche Worte, wie sie die armselige Dialektik des Herrn Hänel am 15. Dezember vor der Abstimmung zu Tage gefördert hatte, als er sagte: „Die Rückwirkung einer ungünstigen Finanzposition macht sich allerdings auch geltend im Gebiete des Auswärtigen Amtes, im Gebiete der Beamten, die dort beschäftigt sind.“ Was ist nun die Versicherung der „Kieler Zeitung“ wert, daß, wenn Fürst Bismarck Aufklärungen gegeben hätte u. s. w., da er doch solche gegeben hatte, als Herr Hänel so sprach. Lügen, nichts als Lügen!

Nach dem großen, vierwöchentlichen Oppositionsfeldzuge der kirikal-freisinnigen Mehrheit, der mit dem demonstrativen Knalleffekt der Anträge Ausfeld und Windthorst (Expatriierungsgesetzesaufhebung etc.) eingeleitet wurde und nach der Ablehnung der zweiten Direktorstelle im Auswärtigen Amte, wo die starken Seelen der Deutschfreisinnigen die Politik der Nabelstiche recht nach Herzenslust getrieben hatten, zeigte bei dem Ausbruche der Volksentzündung die freisinnige Heppresse eine an den ärgsten Klagenjammer grenzende Niedergeschlagenheit. Aus dieser Niedergeschlagenheit richtete man sich dadurch wieder auf, daß man

zu den alten Mitteln griff, die Dinge zu verschieben. Man rechnete auf die Gutmütigkeit und das kurze Gedächtnis des deutschen Michels und gaufelte ihm vor: „Die Regierung verlangt für das Auswärtige in dem jetzigen Etat 7 237 075 Mark, und sie soll ohne weiteres alles erhalten, bis auf rund 80 000. Etwas über ein Prozent des Verlangten, das ist der Gegenstand des Streites.“ So die Lügenpresse nach Verabredung. Es waren fast dieselben Worte, die die „Germania“ und die Fortschrittspresse, z. B. Herrn Hänel's edles Blatt, an einem Tage brachten. O nein, das war nicht der Gegenstand des Streites, die 80 000 Mark, sondern ob dem Kanzler Nadelstiche veretzt werden sollten, damit, daß man gerade ihm persönlich das Leben sauer und das Arbeiten unmöglich machen wollte, und damit, daß man gerade für die wichtigste Stelle der Kolonialpolitik, für Kapstadt, die nötigen Gelder verweigerte. Das war der Gegenstand des Streites, und das wußte die „Germania“ gerade so gut wie die „Kieker Zeitung.“ Es war dieselbe Lügenpresse, die damals schrieb, die Regierung „solle ohne weiteres alles erhalten,“ und die heute dem Mattenfänger von Meppen nachleierte, daß „kein Mann und kein Groschen“ fehle, dieselbe Lügenpresse und dieselben Parteien, die damals wie heute mit ihren Wahrheitsentstellungen über Bedrohung des Budgetrechts des Reichstags, der Pressefreiheit, der Redefreiheit, der Verkehrsfreiheit u. s. w. und mit Scheinbeschlüssen ihre Blendwerke zur Irreführung des Volkes ausführten. Damals wie heute beanspruchten die Blätter jener Maulhelsen, die mit den Herzen Republikaner, mit dem Munde Patrioten sind, die Herrschaft für die Mehrheit, „die aus dem nationalen Willen hervorgegangen ist.“ Ein schöner nationaler Wille, diese Mehrheit der Ultramontanen mit ihren Schleppenträgern!

In der dritten Lesung über den Posten eines zweiten Direktors im Auswärtigen Amte, um das gleich voranzunehmen, stellte Windthorst die Figuren jenes Puppenspieles anders, indem er einen Teil seiner Myrmidonen, römische sowohl als freisinnige, abkommandierte, um für die Verwilligung des vorher verweigerten Postens zu stimmen. Damit wurde erst recht deutlich, daß nicht sachliche Gründe, nicht Rücksichten der Sparsamkeit, an die ohnehin kein Mensch glaubte, die Mehrheit vom 15. Dezember bestimmt hatten, sondern der Parteigeist, der auf nichts andres denkt, als wie man den verhassten Kanzler ärgern, peinigen, verfolgen kann. Die Times schrieb damals: „Es liegt etwas unbefriedigend niedriges und unmännliches darin, einem Manne absichtlich eine persönliche Niederlage zu bereiten, dem Deutschland so viel schuldet. Wenn sich solche kleinliche Bosheit als das Ergebnis von parlamentarischen Institutionen darbietet, so flößt es einem Zweifel ein, ob man sich darauf verlassen kann, daß sie die beste Weisheit einer Nation darstellen.“ Als die fortschrittlichen Blätter die Entrüstung sahen, welche sich im deutschen Volke über die Machinationen der Mehrheit des Reichstags zeigte, da halfen sie sich mit Verhezung. Bismarck sollte absichtlich die Sache mit dem zweiten Direktor so gelenkt haben, daß er

das Volksgemüt gegen die Mehrheit erregte. Das Organ des Herrn Hänel in Kiel schrieb: „In dem Falle der 20 000 Mark hat man es, wie sich immer mehr herausstellt, mit einem von langer Hand vorbereiteten Plane zu thun.“ Hatten sich etwa die ausländischen Zeitungen auch schon von langer Hand vorbereitet zu den Urteilen über diese Mehrheit des deutschen Reichstags? Oder war die Anerkennung auch vorbereitet, die diese Majorität bei deutschfeindlichen Organen fand? So schrieb in Rußland das „Echo“: „Der deutsche Reichstag setzt den Kampf gegen die Regierung fort und führt denselben jetzt viel erfolgreicher als früher. Besonders bedeutungsvoll ist der Umstand, daß die Opposition sich sogar in der Frage der Kolonialpolitik mächtig erweist, auf welche Politik alle Welt in Deutschland große Hoffnungen setzte. Diese Hoffnungen sind zu Schanden geworden; durch solche Ablehnungen, wie sie jetzt der deutsche Reichstag gegenüber dem Fürsten Bismarck vornimmt, wird natürlich die Thätigkeit eines Staatsmannes gehemmt. Fürst Bismarck ist genötigt, zu sehen, wie seine großartigen kolonialpolitischen Pläne an der Opposition des Reichstags zerfallen.“

Der Reichstag gewährte, wie schon gesagt, in der dritten Lesung den Posten in der Sitzung vom 2. März, 1885. Aber das Urteil über diesen Reichstag mußte schon damals entschieden sein und war entschieden. In dem erzwungenen Spott, womit ultramontane und fortschrittliche Blätter von Adressenschwindel und Entrüstungsrummel sprachen, war ein gut Teil von bösem Gewissen und Angst. Wenn die Freisinnigen damals nur den zwanzigsten Teil von der Zustimmung des Volkes, wie jetzt die Reichstreuern bei der Militärvorlage, erfahren hätten, was hätten sie daraus gemacht! Während die Fortschrittsblätter von Entrüstungsrummel sprachen mußten, spritzten die obsoleten augustenburgischen Agitatoren in Kiel privatim ihren Geißer auf Bismarck aus und sprachen von dem Bismarckgifte, welches wie eine Seuche alle Welt ansteckt. Solchen Patrioten und echten Liberalen sprach der liberale Pungolo in Neapel ihr Urteil, wenn er sagte: „Die fortwährenden Niederlagen, die Bismarck durch die gefekmäßige Vertretung seiner Landsleute erfährt, sind demütigend für das deutsche Volk. Er, der Deutschland auf den Platz gestellt hat, auf dem es sich befindet, wird nicht anders behandelt, als der ungeschickteste Minister es werden würde, der sich zum erstenmale der Kammer vorstellt. Und dies dem Manne, dem Deutschland es verdankt, daß es die erste Macht Europas, vielleicht der Welt ist! In welchem andern Lande würde eine ähnliche Abstimmung möglich gewesen sein?“ Gewiß war der Pungolo auch vom Bismarckgifte angesteckt, daß er so schrieb. O Haß, wie häßlich machst du den Menschen!

Natürlich hatte sich das Angesicht der Mehrheit dieses Reichstags auch in andern Fragen mit seiner waterlandsfeindlichen Miene gezeigt. In der Kommission für die Dampfersubvention lehnte die freisinnig-steritale Mehrheit die australische und afrikanische Linie ab und wollte nur die ostasiatische halten. Als die Nationalliberalen erklärten, dann hätte die ganze Vorlage für sie keine

Bedeutung mehr, erwiderte der Thersites des Reichstags, Eugen Richter: „Dahin wollten wir sie gerade haben.“ Die „Kieler Zeitung“ aber übte wieder ihre Hauptkunst, die Verdrehung, und sagte, am Scheitern der Vorlage seien die Nationalliberalen schuld.

Wie gehorsam aber die Freisinnigen in diesem Reichstage über den Stock sprangen, den ihm der boshafte Feind des Reiches, Windthorst, vorhielt, zeigte sich, als Windthorst ein achttägiges Ausfallen der Reichstagsitzungen verlangte, obschon die zweite Lesung des Etats bevorstand, die Dampfersubvention zur zweiten Lesung vorlag, ferner die dritte Etatsberatung der zweiten Direktorstelle, endlich die Zollnovelle. Herr Windthorst wollte Zeit gewinnen für die Kulturkampfdebatte, die im Abgeordnetenhaus bevorstand. Die sachlich wichtigsten Interessen des Reiches wurden erbarmungslos vom Zentrum der Parteipolitik geopfert, und Richter und Rickert unterstützten dabei ungeheuer. Windthorst beabsichtigte das Verhalten des Zentrums im Reichstage von dem Ausfalle seiner kirchenpolitischen Aktion abhängig zu machen, und für diese welfisch-klerikale Parteipolitik trat auch hier der Freisinn ein. Wahrlich, da hat schon damals mancher patriotische Mann fragen müssen: Wie lange, wie lange wird dieser Schimpf einer welfisch-römischen Interessen dienenden Majorität noch dauern? Ist das Zweigeistern Richter-Windthorst wirklich das Zeichen, an dem man die deutsche Nation erkennen soll?

Wir wollen hier noch an etwas erinnern, was sich in derselben Sitzung abspielte, in welcher schließlich durch Abschwenkung einer Anzahl Freisinniger unter Rickerts Führung die zweite Direktorstelle genehmigt wurde. Der Vorgang, den wir meinen, zeigt, wie der Freisinn die nationale Ehre mit Füßen tritt. Herr Eugen Richter warf sich zum Vorkämpfer Englands auf in demselben Augenblicke, wo Bismarck der britischen Staatsleitung den Standpunkt klar machte, um sie in kolonialen Dingen zur Vernunft zu bringen, zu welchem Zwecke er den Grafen Herbert Bismarck nach London gesandt hatte. Diesen Augenblick hielt der Führer der Opposition für geeignet, mit einer Standrede zu Gunsten Englands Bismarck in den Rücken zu fallen und so die englischen Staatsmänner zu ermutigen, der Durchführung der deutschen Kolonialpolitik weitere Hindernisse zu bereiten. So wenig war bei dieser Reichsvertretung die deutsche Nation vor unwürdigen Exzessen bewahrt! Daß mit diesem Eintreten für England Herr Eugen Richter sich eine gute Nummer an einer gewissen hohen Stelle machen wollte, stimmt ganz überein mit dem systematischen Angeln nach dem Zukunftsregiment, das ja auch gegenwärtig wieder die Herren Freisinnigen in nicht allzuferner Zeit erblicken und für sich in recht liebenswürdiger Weise in Beschlag nehmen. Redet doch ihre Presse davon, daß dann einer der ersten Akte sein soll, das Herrenhaus, für seine Adresse an den König wegen der antinationalen Haltung des Reichstages, ganz und gar verschwinden zu lassen.

Wie servil dieser Freisinn, der nach dem Zukunftsregimente angelt, sein kann, das trat auch in Richters Rede für England hervor. Er führte unter den Motiven, die unsre Haltung England gegenüber zu berücksichtigen hätte, auch die Verwandtschaft der Dynastien ins Treffen. Da verwahrte sich denn doch Bismarck gegen diese Verwertung der dynastischen Verwandtschaften in den großen nationalen Interessen. Den Versuchen Richters, dynastischen Verwandtschaften einen Einfluß auf die Politik zu gestatten, trat er mit der Versicherung entgegen, daß das Gewicht unsrer kaiserlichen Hohenzollerndynastie unter allen Umständen und zu jeder Zeit auf der Seite der nationalen Interessen in die Waagschale geworfen werde.

In diese „elenden Verhandlungen“ hinein, wie sie das schon damals waren, ehe der leitende Staatsmann sie so bezeichnet hatte, fiel das Bismarckjubiläum. Dieses selbst wagten die Fortschrittsblätter nicht zu besprengen; sie ignorirten es nur. Aber kaum war es vorüber, da stand ihnen der Geifer wieder im Munde. So schrieb das Blatt des Herrn Hänel einen Tag nach dem Feste, am 3. April: „Es kann nach dem Feste nicht verschwiegen werden, daß Fürst Bismarcks Politik im Inneren nicht immer erfolgreich war. Sie suchte zu entzweien, um zu gebieten. . . Die Kunst der Diplomatie, auf die innern Fragen angewandt, versagte vollständig; die besten Kräfte mühen sich in solchen Kämpfen fruchtlos ab und erlahmen zuletzt, der treuesten Patrioten bemächtigt sich eine bittere Resignation, sie werden irre an der Nation und an sich selbst.“ Wenn doch diese „treuen Patrioten“ anfangen, an sich irre zu werden! Herr Hänel und Herr Richter könnten garnichts besseres thun.

Übergehen wollen wir, wie neben andern Dingen, in denen der Freisinn eine Heuchelei und grundsätzliche Opposition gegen Bismarck zeigte, er sich der Börsensteuer widersetzte. Die Füllung der Parteikriegskasse durch die Zocker im Jahre 1881 war zu vorteilhaft für die Wahlmache der freisinnigen Herren gewesen, als daß man sich nicht von neuem hätte um das Zockerthum verdient machen müssen, um sich die frühern Kontribuenten von neuem zu verpflichten. Dies und so manches andre wollen wir, wie gesagt, übergehen. Schlimmeres als alles dies, ja auch schlimmeres, als am 15. Dezember 1884 geschah, fand am 15. Januar 1886 statt, als die sozialdemokratisch-polnisch-kerikal-freisinnige Majorität in der Ausweisungsdebatte den Beweis lieferte, daß sie zu allem fähig war, wenn es galt, dem Staatsmanne an der Spitze des Reiches in den Rücken zu fallen. Obgleich Herr Hänel früher einmal die Gefahr der Repolonisirung der östlichen Provinzen anerkannt hatte, legte er jetzt doch so weit alle Scham ab, daß er, Windthorst für seinen Herrn und Meister anerkennend, sich für dessen Antrag erklärte: „Der Reichstag beschließt, daß die von der königlich preussischen Regierung verfügten Ausweisungen russischer und österreichischer Untertanen nach ihrem Umfange und nach ihrer Art nicht gerechtfertigt erscheinen und mit dem Interesse der Reichsangehörigen nicht vereinbar

sind.“ Bei vielen der Freisinnigen, wie bei Herrn Hänel, verband sich hier mit dem Bismarckhaß eine international angehauchte Humanitätsduferei. Aber die Haltung der ultramontan-freisinnigen Partei war umso bedenklicher, als sie sich hier mit der direkten Denunziation der eignen Regierung an das Ausland verband. Es war für den Vaterlandsfreund ein tief beschämender Anblick, dieser Wettlauf zwischen den verschiedenen Mehrheitsgruppen, wer das tiefste Niveau deutsch-patriotischer Gesinnung erreiche. Dieser 15. Januar 1886 war ein Kanossagang des deutsch-nationalen Bewußtseins. Mit Recht wies Bismarck in seiner ersten Rede für die Militärvorlage darauf hin, daß dieser Reichstag, der für die Interessen der Polen eintrat, schon damals die Auflösung verdient hatte.

Ehe wir die Schilderung dieser Jammergestalt von Reichstag zu Ende führen, wollen wir noch einiges aus dem preußischen Abgeordnetenhaus vorführen, weil es dieselben Personen sind hier und dort, und dieselben Szenen. Im Abgeordnetenhaus zeigt sich die clerikal-polnisch-freisinnige Partei in der Minderheit. Auch Herr Hänel war in seinem alten Wahlbezirk Segeberg durchgefallen. Dafür mußte er sich rächen. Sein Fraktionsgenosse Wlenderoff brachte darum den ganz nutzlosen Antrag auf geheime Abstimmung bei den Landtagswahlen ein. Das sollte eine indirekte Kritik der nationalen Majorität des Abgeordnetenhauses sein. Er ist ein großer Mann, dieser Herr Hänel! Am 23. Februar stand nun das Gesetz über die Kolonisation der Ostprovinzen zur Beratung. Natürlich widersetzte sich Herr Hänel demselben. Er riet, man solle die Polen „zu assimiliren versuchen“ und ihnen „die Überzeugung beibringen,“ daß eine Trennung von uns ihnen nur nachteilig sei. Die „Germania“ lobte „des Professors weitreichenden Standpunkt,“ und in der „Nieler Zeitung,“ dieser line fleur politischen Denkens, erfuhr der unverbesserliche Doktrinär mit seinem Geschwäg von „Überzeugung beibringen“ strammte Bewunderung. Bei der ganzen Debatte aber stellte er sich wieder als Knappe des Zentrums auf. Ganz im Tone Windthorst's fragte er: „Wer garantiert denn, daß der Fonds anstatt zur Germanisirung zur Protestantisirung verwendet wird?“ Herr Hänel thut, als wisse er nicht, daß in Polen Deutscher und Protestant sich decken. Lieber, als dem verhassten Kanzler Recht zu geben, macht er sich zum politischen Imbecillen und spricht: „Ich halte die Polen nicht etwa für unschuldige Lämmer; ich erkläre, wir würden in der Beurteilung aller ihrer landesverräterischen Bestrebungen einig sein; sie aber außer der Verfassung zu stellen, dazu können wir uns nicht verstehen.“ Die freihändigen Ankäufe von Gütern in Polen, die die Regierung beabsichtigte, nannte der große Jurist und Staatsmann Hänel ein „außer Verfassung stellen der Polen.“

Wir könnten nun zum Reichstage zurückkehren und uns diese Mehrheit noch ansehen auf ihre staatsmännischen und nationalen Anschauungen hin, die sie bei der Brauntweinmonopoldebatte entwickelten oder bei der über die Verlängerung

des Sozialistengesetzes und andern, um schließlich bei den Debatten über die Militärvorlage zu endigen, also mit der Forderung dieser Mehrheit, die Friedenspräsenzstärke auf drei Jahre festzustellen, d. h. ein direktes Mißtrauensvotum gegen den Kaiser und Bismarck zu geben, denn man verlangt damit, „daß der Herrscher, welcher Deutschland geeinigt hat, unter die Kuratel der Herren Windthorst, Richter und Grillenberger gestellt werde, damit er nicht unnötige Soldatenspielerci treibe.“ Aber wir wollen schließen. Zur Zeichnung dieser Reichstagsmajorität und insonderheit auch der deutsch-freisinnigen Partei wird das Gegebene genügen. Für sie ist das Distichon:

Eines hast du, o Deutschland, was eng mit Athen dich verbündet;
Stehet ein Großer dir auf, sicher verkleinerst du ihn.



Deutsches, romanisches und preußisches Königtum.

Von Hans Prutz.



immer von neuem lenkt die Wiederkehr des 18. Januar unsre Gedanken zurück auf jenen großen Augenblick, der das preußische Königtum ins Leben rief.

Kann war der Staat der Hohenzollern im dreißigjährigen Kriege der Gefahr entgangen, zwischen den großen Mächten zermaimt zu werden; mühselig war er von dem erfindungsreichen Friedrich Wilhelm in vielgewandter, aber auch vielgewundener Politik durch schwere Stürme aus Ost und West hindurchgesteuert worden. Und nun drängte er sich mit der Annahme des Königstitels wie ein ungeduldiger Emporkömmling in die Reihe der leitenden Staaten und erhob Ansprüche, die durchzusetzen er doch noch nicht die Mittel besaß und nach Lage der Dinge auch so bald nicht erwerben zu können schien.

Für eine That bloß am Äußern hastender Eitelkeit wird die Selbstkrönung Friedrichs I. heute niemand mehr ausgeben. Doch wird auch niemand behaupten, der neue König habe die weltgeschichtlichen Folgen seiner That ermessen. Aber was die Gegner der Hohenzollern gefürchtet hatten, wenn sie von dem neuen vandalischen Königtum an der Ostsee sprachen, was im Anschluß an die Gewinnung der Souveränität in Preußen vielleicht schon der große Kurfürst

geplant hatte, das hat Friedrich I. verwirklicht, freilich ohne den Blick über die nächstliegenden Vorteile hinaus zu erheben, mit einer gewissen Jagdstaftigkeit werdend statt in stolzer Unabhängigkeit kühn zugreifend, wozu die Lage Europas im Beginne von zwei großen Kriegen einen Herrscher von anderer Geistesart einladen konnte. Dadurch aber verliert die That vom 18. Januar 1701 nicht an Bedeutung, und Friedrich der Große wurde ihr nicht gerecht, wenn er meinte, durch die Selbstkrönung habe sein Großvater gleichsam einen Stachel in die Seele seiner Nachfolger legen wollen und ihnen sagen: Ich gab euch den königlichen Titel, erwerbt euch königliche Macht!

Ohne diese wäre das Königtum nun freilich nicht die erste Staffel zu der Großmachtsstellung Preußens geworden. Und doch sollte man billig seine Bedeutung nicht darin sehen, daß dieses neue Königreich, obgleich es territorial so ungünstig gestaltet und wirtschaftlich noch so wenig entwickelt war, doch Pflichten, besonders militärischer Natur, auf sich nahm und weit über das vereinbarte Maß hinaus erfüllte, wie sie damals kaum einem Großstaate zugemutet werden konnten, und dadurch zuerst die Fülle der in ihm schlummernden Kräfte verheißungsvoll offenbarte. Auch nicht darin lag das Epochemachende des Krönungsaktes für Deutschlands Entwicklung, daß der erbitternde Uhdank, mit welchem die dem Kaiserhause geleisteten Dienste vergolten wurden, dem königlich denkenden Erben der neuen Krone die Erkenntnis aufnötigte von dem Gegensatz zwischen Habsburg und Hohenzollern, der hinfür die treibende Kraft in der deutschen Geschichte wurde und dessen ehrliche Ausrechnung anderthalb Jahrhunderte später das endliche Gefunden des deutschen Staatslebens ermöglichen sollte. Vielmehr liegt die historische Bedeutung des Krönungsaktes vom 18. Januar 1701 darin, daß in einer so nie zuvor dagewesenen und so nie wiederholten Weise durch eine zunächst doch nur symbolische Handlung, die freilich einen kühnen Akt politischer Neuschöpfung glücklich zum Ausdruck brachte, eine eigenartige Form der politischen Kultur in ein davon bisher unberührtes Gebiet verpflanzt wurde und daselbst eine Fülle noch schlummernder, reichster Entwicklung fähiger Keime zum Leben erweckte. Für Deutschland bedeutete das preussische Königtum die Einführung neuer, der deutschen Staats- und Gesellschaftsordnung bisher fremder Ideen und Formen, welche die alle gesunde Entwicklung hindern- den Banden des veralteten Reichsrechts nach oben wie nach unten hin rettend durchbrachen und die Grundsätze wahren staatlichen Lebens zur Geltung brachten. Mit einem Schlage holte Preußen dadurch für sich nach, um was Deutschlands politische Entwicklung hinter der der romanischen Staaten zurückgeblieben war. Formen, welche sich dort im Laufe eines Vierteljahrtausends zu voller Lebens- und Leistungsfähigkeit ausgebildet hatten, ja bereits wieder in der Auflösung begriffen waren, wurden hier auf ein Staatswesen angewandt, welche der nationalen Geschlossenheit noch entbehrte und im Entstehen die Bedingungen des Daseins sich selbst erst schaffen sollte.

Aus Anlaß des heutigen Gedenktages*) sei es mir vergönnt, diesen Gedanken von der kulturgeschichtlichen Bedeutung des modernen Königtums näher auszuführen, indem ich zu zeigen versuche, wie das Königtum der neuern Zeit als Schöpfer und Träger der politischen und der militärischen, der sozialen und der wirtschaftlichen Ordnung des modernen Staates zugleich der vornehmste Träger der neuern Kultur überhaupt geworden ist.

Vergebliches Bemühen ist es, das Königtum, wie es sich im Gegensatz zu der staatlichen Ordnung des Mittelalters um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ansbildet, mit dem Königtum der ältern Zeiten und namentlich mit dem so eigen gearteten, aber politisch unfruchtbaren germanischen Königtum in einen innern Zusammenhang zu bringen oder gar als dessen natürliche Weiterbildung zu erweisen. Denn nichts wesentliches hat das Königtum der neuern Geschichte mit dem germanischen Königtum gemein. Niemals war dieses das, als was das moderne Königtum sich gleich bei seiner Entstehung darstellt, die über allen zeitlichen und persönlichen Wandel erhabene Verkörperung des Staates als des Inbegriffes der allen Einzelinteressen übergeordneten Interessen einer auf nationaler Zusammengehörigkeit beruhenden Gemeinschaft.

Einst befangen in jener unpolitischen Auffassung, welche die staatlichen Verhältnisse nach privatrechtlichen Gesichtspunkten beurteilt, sahen die Deutschen nachmals ihren Staat durch das Lehnswesen in ein so vielverschlungenes System sich gegenseitig teils bedingender, teils aufhebender Faktoren verflüchtigt, daß sie sein Wesen schließlich in dem gemeingefährlichen Ideal der „Libertät“ fanden und damit jedes unbedingte Recht des Staates dem Einzelnen gegenüber und jede Pflicht des Einzelnen dem Staate gegenüber verneinten. Ferner kannte das germanische Königtum nur eine beschränkte Erblichkeit, denn die Krone ging in dem königlichen Hause nicht nach dem Rechte der Erstgeburt von dem Vater auf den Sohn über, sondern das ganze königliche Haus in allen seinen Gliedern hatte ein Recht auf sie; für die Anerkennung desselben zu Gunsten einer Person aber bedurfte es einer Mitwirkung des Volkes, die schließlich doch immer auf eine Art von Wahl hinauslief. Endlich war nach germanischer Anschauung die Behauptung der Krone bedingt durch die Erfüllung der mit derselben verbundenen Pflichten: durch Untüchtigkeit verwirkte der König die Herrschaft, das Volk durfte ihm den Gehorsam aufkündigen und einen andern, tüchtigen Mann aus dem königlichen Geschlechte oder, wenn dieses keinen darbot, anderswoher auf den Thron erheben. Der Ausgang der Merowinger und der Karolinger, die Revolution unter Heinrich IV., welche Deutschland zum Wahlreich machte, die Thronstreitigkeiten des vierzehnten und die ruhmlosen Regierungen des fünfzehnten Jahrhunderts bestätigen das und zeigen, wie das deutsche

*) Dem vorliegenden Aufsatz liegt die zur Feier des Krönungsfestes am 18. Januar 1887 in der Aula der Albertus-Universität zu Königsberg gehaltene Festrede zu Grunde.

Königtum den Anforderungen strafferer staatlicher Einigung nicht entsprach und einen lebensfähigen politischen Körper zu schaffen nicht vermochte.

Die deutsche Vorliebe für Wahrung der individuellen Freiheit bethätigte sich eben auf politischem Gebiete umso nachdrücklicher, je mehr das deutsche Volk fürchten mußte, durch die Verbindung seines Königtums mit dem römischen Kaisertum sein nationales Dasein einem internationalen Universalreiche geopfert zu sehen. Dieser Gegensatz erfüllt die Jahrhunderte der Kaiserzeit; seine Entfaltung und Zuspitzung, seine Aussechtung und Lösung geschehen zwar in den Formen gewaltiger politischer und kirchlicher Kämpfe, sind aber ihrem Wesen nach nur die Akte eines großen kulturgeschichtlichen Prozesses. Diefem fiel auch das deutsche Königtum zum Opfer: bis auf den Namen ist es schließlich verschwunden!

Regelmäßig aber waren es der deutschen Rechtsbildung fremde, in römisch-rechtlichen oder römisch-kirchlichen Anschauungen wurzelnde Anforderungen, welche das deutsche Königtum in den großen Krisen seiner Geschichte Deutschland und mit diesem zugleich der widerstrebenden Welt aufzwingen wollte. Die Entartung des sächsischen Königtums, das, anfangs rein deutsch, dem bestrickenden Zauber des Welt Herrschaftsideals erlag und in byzantinischer Selbstvergötterung allem Deutschtum feind wurde, der jähe Zusammenbruch der salischen Erbmonarchie, die wenigstens ihren deutschen Ursprung nicht vergaß, auch als sie den Traum eines friedespfindenden Gottesreiches auf Erden zu verwirklichen unternahm, die uns immer von neuem erschütternde Katastrophe des herrlichen staufischen Hauses, das die nationalen deutschen Interessen dem Phantom eines Weltreiches opferte und so den Boden unter den eigenen Füßen untergrab — alle diese großen Vorgänge unsrer mittelalterlichen Geschichte lehren, wie das deutsche Königtum unter der Wucht der Kaiserkrone allmählich mit einem fremden Inhalt erfüllt wurde, sodas, als schließlich das Kaisertum zusammenbrach, von dem Königtume eigentlich nichts mehr übrig war. So wandelte sich der Verband des Reiches allmählich in eine lockere Föderation thatsächlich selbständiger Territorien, welche zu Beginn der neuern Zeit das unerquickliche Bild einer großen Adelsrepublik darbietet.

Den entgegengesetzten Weg hat das Königtum bei den romanischen Völkern durchgemessen. Insbesondere ist Frankreich die Wiege desjenigen Königtums, das den Feudalstaat des Mittelalters überwinden und die Grundformen der modernen Monarchie als der Trägerin für eine höhere politische und soziale Entwicklung feststellen sollte. Was bei den Kulturvölkern der neuern Zeit für die Gestaltung des Rechtslebens die Aufnahme des römischen Rechts gewesen war, das wurde für das staatliche Leben etwa zwei Jahrhunderte später die Übernahme und Nachbildung der romanischen, insbesondere der französischen monarchischen Staatsordnung.

Auch Westfranken drohte, nachdem es sich aus dem Verbande des karo-

lingischen Reiches gelöst hatte, in eine Anzahl selbständiger Staaten zu zerfallen. Aber so ohnmächtig das Königtum war, in den Augen der Franzosen hatte die Huldbigung, welche die Großen dem Könige leisteten, eine ideelle Bedeutung, die ihr allmählich auch eine politische verlieh. Denn die kirchliche Salbung und Krönung begründeten für den König gewisse Vorzüge und Auszeichnungen: als „Gesalbter des Herrn“ stand er auch über den ihm an Besitz und Macht überlegenen Großen. Dies legte diesen eine Art moralischer Fessel an: die politische Selbstsucht wurde durch die Ehrfurcht gezügelt. Denn wer gegen den „Gesalbten des Herrn“ zum Schwert ergriff, rief die Strafe des Himmels auf sich herab, und die Rebellion gegen den König enthielt den Bruch der Treue gegen den eignen Herrn. So wohnte dem französischen Königtume eine moralische Autorität bei, welche dem Lehnverbande einen in den Sittengesetzen wurzelnden Halt gab: in dem Könige ehrten alle den obersten Hüter der Lehnstreue, des Prinzips, auf dem die staatliche, die gesellschaftliche, die sittliche Ordnung beruhte.

Von dieser mehr ideellen und moralischen als politischen Autorität aus haben die Karolinger allmählich wirkliche Herrscherrechte erworben. Während Deutschland Wahlreich wurde, kam Frankreich zum Erbkönigtum, das ohne Kampf nach einigen Menschenaltern allgemein anerkannt war. Bis in das dreizehnte Jahrhundert war es Brauch, daß der König seinem erstgeborenen Sohne die Nachfolge sicherte, indem er ihn zum Mitregenten annahm und als solchen salben und krönen ließ. Dadurch kam das Wahlrecht der Großen allmählich außer Übung; nur eine Erinnerung daran lebte in der Huldbigung fort, welche die Großen dem zum König erklärten Nachfolger leisteten. Zeitig und mühelos kam Frankreich dadurch in den Besitz dessen, was Deutschland zu seinem Unheil dauernd entbehren mußte, einer in der Schule langer Erfahrung gereiften Hauspolitik, die, mit den Verhältnissen verwachsen, auch mit denselben wuchs und, weil sie in den der Dynastie und der Nation gemeinsamen Interessen wurzelte, allmählich zur nationalen Politik wurde.

Noch aber war das französische Volk nicht herangereift zur Nation. Noch fehlte ihm auch die soziale Entwicklung, welche das Königtum über den Streit der Stände erhob und zu der ausgleichenden Vertretung der sozialen Interessen aller machte.

Zur Nation entwickelt sich ein Volk nur im Gegensatz zu andern Völkern, oft unter harter Bedrängnis von außen und tiefen Erschütterungen im Innern; im Kampfe um ihr Dasein entfalten sich die wahrhaft lebenskräftigen Rationalitäten. So hat das Ringen um die reichen Landschaften des Südens und Westens, die an England gefallen waren, Menschenalter hindurch das Leben des französischen Volkes ausgefüllt. Seitdem trennte die beiden Völker, die auf einander angewiesen, aber doch nur bei gesondertem Dasein ihrer Zukunft sicher waren, ein tiefer nationaler Haß; durch große soziale und wirtschaftliche

Gegenjätze verschärft, entlud er sich furchtbar in dem hundertjährigen Erbfolgekriege. Durch eine neue Dynastie in verhängnisvoller Verblendung den bewährten Grundlagen seiner Existenz entfremdet, that das französische Königtum einen tiefen Fall, und mit seinen Armeen zugleich wurde das alte Frankreich in Trümmer geschlagen. In brudermörderischem Kampfe lehrten sich die nationalen, sozialen und wirtschaftlichen Elemente Frankreichs wider einander; das nationale Dasein des französischen Volkes stand auf dem Spiele. Erst mit dem Auftreten der Jungfrau von Orleans erfolgte die rettende Krisis: von dem Glanze des Wunders umstrahlt, entspraug sie doch nur der verzweifeltsten Selbsthilfe einer Nation, welche den Glauben an ihren Bestand erst mit dem letzten Atemzuge aufgeben konnte.

Und da sammeln sich nun die verstreuten Reste des Volkes, das, durch Verrat und Bürgerkrieg zerrissen, durch sittliche Verwilderung und politische Niedertracht zu Grunde gerichtet, dem Untergange geweiht schien, in gläubiger Begeisterung um das, was von dem alten Frankreich allein noch übrig war, den dürftigen Schatten des nationalen Königtums, obgleich dieses sich darstellte in dem unföniglichen Karl VII. In einer Zeit, wo auch die entartete Kirche der verzweifeltsten Nation nichts zu bieten vermochte, entstand in dem von der Jungfrau begründeten Kultus des Königtums gleichsam eine neue Religion: sie gab dem zerfallenden französischen Staate den rettenden Halt, dem Volke den Glauben an eine bessere Zukunft und damit die Kraft zur Er kämpfung derselben.

Um aber das Palladium der wiedergeborenen Nation zu bleiben, mußte das Königtum mit einem neuen Inhalte erfüllt werden. Die Feudalität war in den Schreden des englischen Krieges elend zusammengebrochen oder hatte durch Hochverrat ihr Recht verwirkt. Der Adel hatte nicht bloß politisch, sondern auch moralisch Bankrott gemacht; was Frankreichs Bürger und Bauern unter der aus ihrer Mitte erstandnen Heldin begonnen, konnte nur mit Bürgern und Bauern zu Ende geführt werden. Mit einer neuen sozialen Ordnung trat eine neue Staatsordnung in das Leben und an deren Spitze ein neues Königtum.

Ganz anders in Deutschland.

Seine zentrale Lage und der internationale Charakter seines Reiches ließen das deutsche Volk des Gegensatzes zu den andern Völkern sich viel zu wenig bewußt werden, und nicht zu seinem Glücke ist ihm damals der Kampf um die Existenz erspart geblieben, als die deutschen Heere schwachvoll den böhmischen Ketzern erlagen, welche das Banner der kirchlichen und der sozialen Revolution siegreich bis an die preussische Küste trugen. Unabwendbar schien die Katastrophe des Reiches, dessen Träger, Fürsten und Ritter, rühmlos niedergeschlagen waren. Hier aber sah der gemeine Mann dem mit Schadenfreude zu, längst gewöhnt, sein Interesse dem der herrschenden Stände entgegenzusetzen. Die Versuche zur Reform des Reiches aber, die unter dem Eindruck des Hussitenkriegens

gemacht wurden, haben mit seiner sozialen Zerrissenheit die Ohnmacht Deutschlands nur noch gesteigert. Hier fehlten die sozialen Voraussetzungen für ein nationales Königtum, die in Frankreich selbst einem Karl VII. die Schaffung eines neuen Staates ermöglichten.

Hatte doch die Umgestaltung der germanischen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung seit dem Ende des karolingischen Zeitalters zwei scharf gesonderte Klassen ausgebildet, einen kriegerischen Adel hier und dort die große Klasse der Erwerbenden und Produzierenden, teils Bauern, welche die alte Freiheit allmählich einbüßten, teils Stadtbürger, von denen die einen ihre alte Freiheit glücklich bewahrten, die andern eine neue gewannen, dieser Nährstand jenem Wehrstand an Zahl unendlich überlegen, der Träger des wirtschaftlichen Lebens, aber ausgeschlossen von der Teilnahme am Staate. Dieser Zweiteilung entsprang die Katastrophe des mittelalterlichen Deutschlands. Treten doch aus dem entstellten Bilde, das der Haß seiner Feinde von Kaiser Heinrich IV. auf die Nachwelt gebracht hat, allmählich die Züge eines zwar leidenschaftlichen, aber staatsklugen und volksfreundlichen Herrschers immer deutlicher hervor. Unterstützt von dem Teil des Klerus, der den wahren Beruf der Kirche noch nicht ganz vergessen hatte, hat Heinrich IV. versucht, jenen verwilderten Kriegsadel unschädlich zu machen durch eine neue soziale Ordnung. Als Beschützer des niederen Volkes, der Bauern und der Stadtbürger, die in der Zeit der ärgsten Not treu zu ihm gestanden, versuchte er, das deutsche Königtum zu einer sozialen Macht zu erheben, in deren Hand die wirtschaftliche und die politische Zukunft Deutschlands liegen sollte.

An dem Widerstande der bisher herrschenden Klasse und der Kirche ist dieser Versuch zur Schaffung eines nationalen und zugleich sozialen Königtums gescheitert. Die deutschen Städte, die treuesten Vorkämpferinnen desselben, wurden schließlich ihren Gegnern preisgegeben. Des deutschen Bauern hat kein König sich wieder angenommen. Daher hatten Bürger und Bauern kaum noch ein Interesse am Königtum und Reich, und nur durch harten Zwang wurden sie zur Zeit der Hussiteneinfälle gehindert, das fürchterliche Beispiel ihrer tschechischen Leidensgenossen nachzuahmen. Aber die Gährung blieb, bis mit der Reformation die Bewegung auch auf diesem Gebiete alle Fesseln sprengte und mit elementarer Gewalt einherstürmte.

An dem sozialen und politischen Übergewicht seines wirtschaftlich unproduktiven kriegerischen Adels ist Deutschland und mit ihm das deutsche Königtum gescheitert. Während der Adel Italiens dem Wandel der Verhältnisse, welchen der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft damals mit sich brachte, klug Rechnung trug, in die bürgerliche Gemeinde der sich freiwillig organisierenden Städte eintrat und dort militärisch und politisch eine gleich hervorragende Rolle spielte, eröffneten dem Adel Frankreichs die Kreuzzüge ein neues Feld der Tätigkeit, als ihm diese daheim in der bisherigen Weise un-

möglich gemacht wurde. Das französische Königtum wurde damit seinen gefährlichsten Gegner los und kam an die Spitze der sozialen Bewegung, die Frankreich auch politisch wandeln sollte. Bei ihm fanden die französischen Städte zuverlässigen Schutz gegen die Ansprüche der Territorialherren; königliche Freibriefe entwickelten ihre alten Gildenverfassungen zu voller kommunaler Selbstregierung. Die Interessen des Bürgertums und der Krone waren sicher dieselben, und mit Hilfe der Städte beugte diese schließlich die Feudalherren ihrer hartnäckig bestrittenen Autorität.

Aber auch dieses Bündnis zwischen Königtum und Bürgertum wurde in Frage gestellt, als die ersten Valois gegen den natürlichen Gang der Geschichte die überlebte Feudalordnung zu erneuern versuchten und dadurch Frankreich in die Schrecken einer politischen und zugleich sozialen Revolution stürzten, welche die Städte wüstem Demagogentum preisgab und die Rettung ihrer bedrohten kommunalen Freiheit im Bündnis mit dem hochverräterischen Burgund und dem Landesfeinde suchen ließ. Solche Verirrung für die Zukunft unmöglich zu machen und die wirtschaftlichen und sozialen Elemente Frankreichs zu dauernder Lebensgemeinschaft zu verbinden, war die Aufgabe, vor welche sich das Königtum gestellt sah, als es durch die Jungfrau von tiefem Fall aufgerichtet war. Hier setzte die Organisation ein, welche für die gesamte politische Entwicklung ein neues Zeitalter eröffnete, sie führte jene neue Art des Königtums in die Geschichte ein, welche den modernen Staat ins Leben rufen sollte.

Auch sie knüpft an Karl VII. an, der, in großer Zeit so klein befunden, für sein Volk doch der Träger der neuen Religion des Königtums blieb. Neben ihm aber steht als der geistige Vater der neuen Ordnung ein Mann bürgerlicher Abkunft, ein echter Vertreter der städtischen Kultur Frankreichs.

Wie der Zusammenbruch der feudalen Gesellschaft und des feudalen Staates sich vollzogen hatte, nicht bloß auf dem Hintergrunde, sondern als die natürliche Folge der wirtschaftlichen Umwälzung, welche der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft mit sich brachte, so wurden auch bei der Neuordnung des Staates die wirtschaftlichen und finanziellen Gesichtspunkte entscheidend. Lag die Schwäche der Feudalverfassung vornehmlich darin, daß der Staat das zur Erfüllung seiner Obliegenheiten nötige nicht unmittelbar zur Verfügung hatte, sondern nur als Gegenleistung beanspruchen konnte für die Erfüllung ihm selbst auferlegter Bedingungen, so galt es, ihn wenigstens in seinen vornehmsten Funktionen auf eigne Füße zu stellen. Das that Jacques Coeur, der Kaufmann von Bourges, Karls VII. bürgerlicher Minister, indem er den Staatshaushalt nach den Regeln des bürgerlichen Haushalts ordnete. Auf Veranlassung Jacques Coeurs erließ Karl VII. die berühmte Ordonnanz vom 2. November 1439. Ohne bestimmt in Worte gefaßt zu sein, fanden darin zum erstenmale die grundlegenden Prinzipien moderner Staatsordnung Ausdruck. Hier zum erstenmale

war die gleichmäßige Verpflichtung aller Unterthanen dem Staate gegenüber anerkannt: die neue Grund- und Kopfsteuer, deren Ertrag ausschließlich dem Unterhalte des Heeres und der Kriegsführung dienen sollte, wurde den Unterthanen der Feudalherren so gut wie den königlichen Unterthanen aufgelegt. Frei von allen verdunkelnden feudaltrechtlichen Theorien, wurde damit der große Grundsatz der gleichen Staatsunterthänigkeit aller Franzosen zur Geltung gebracht. Auch brach man mit der verkehrten privatrechtlichen Auffassung des Staates und seines Besitzes, indem man den Ertrag der Domänen, der Salzsteuer, der Ausfuhrzölle und der von Kauf und Verkauf erhobenen Abgaben zum Unterhalt des Hofes und der Verwaltung bestimmte, die Kontrolle des gesamten Finanzwesens aber einer Oberrechnungskammer übertrug, die sich an das Parlament, das höchste Gericht des Landes, anlehnte. So kam in Frankreich zuerst die Finanzhoheit des modernen Staates zur Anerkennung. Und auch das zweite wesentliche Erfordernis desselben, die ausschließliche Kriegshoheit des Königs, wurde damals und dort zuerst geltend gemacht: die Ordonnanzkompagnien der Reiter- und Bogenschützen, für den König in Eid und Pflicht genommen, wurden der Kern eines stehenden Heeres, welches die feudale Ordnung auch in militärischer Hinsicht vollends entwertete. Dazu kamen bald darnach als Anfänge eines nationalen Heeres die Freischützen, welche in den einzelnen Bezirken nach der Zahl der Feuerstellen ausgehoben und militärisch eingübt, aber nur im Falle eines Krieges aufgeboden und für ihre Dienste durch Steuerfreiheit belohnt wurden. So sonderten sich gleich hier in dem werdenden modernen Staat Zivil- und Militärstaat.

Die Bedeutung des Geleisteten erweist man wiederum am besten, wenn man die Zustände Deutschlands dagegen hält. Was Karl VII. auf Rat des Kaufmannes von Bourges durch die Ordonnanzen vom 2. November 1439 ins Leben rief, war noch ein halbes Jahrhundert später in Deutschland das Ziel der Sehnsucht, mühevollen und doch vergeblichen Ringens der besten Patrioten. Hier scheiterte die Anerkennung der gleichen Reichsunterthänigkeit aller Deutschen, auf welche die unter Maximilian geplante Reichssteuer hinauslief, an dem Widerstande weniger der Reichsfürsten als des Adels, der zu „zinsen“ für unvereinbar hielt mit seiner Ehre. Trotz aller Reichstagschlüsse blieb der „gemeine Pfennig,“ soweit er überhaupt gezahlt wurde, ein dem bedürftigen Reiche gewährtes Almosen, und daher scheiterte auch die Wehrhaftmachung des Reiches trotz der neuen Matrikel. Deutschland blieb eben ausgeschlossen von der Entwicklung, welche den Übergang vom mittelalterlichen zum modernen Staate bewirkte. Schwer hat es das in der Reformation gebüht: an die Spitze der geistigen Entwicklung gestellt, war es doch den politischen und sozialen Aufgaben nicht gewachsen, welche die große Zeit mit sich brachte. Daher wurde es der spanisch-habsburgischen Politik und durch diese der Gegenreformation dienstbar, um in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges der Tummelplatz

fremder Heere zu werden und ähnliches zu erleben, wie Frankreich unter Karl VII. erlitten hatte.

Welch stolzen Aufschwung nahm dagegen Frankreich seit Karl VII.! Des englischen Krieges ledig und in ungestörtem Besitz seines Gebietes, gewinnt es eine leitende Stellung unter den europäischen Mächten. Mit der sichern Hand des politischen Genies vollendet der im übrigen so unkönigliche Ludwig XI. den innern Ausbau des französischen Staates: 1468 entzieht die gesetzlich anerkannte Unabsehbarkeit der Richter und der Beamten die Rechtspflege und die Verwaltung der Willkür der Krone ebenso wie dem Treiben der Parteien. Selbst die Religions- und Bürgerkriege des sechzehnten Jahrhunderts halten diese Entwicklung kaum auf, da hier die religiöse Spaltung die nationale Einheit nicht bedrohte. Einig waren Hugonotten und Katholiken in der Hingebung an die Ehre und die Macht des gemeinsamen Vaterlands, und selbst die Augenblicke der leidenschaftlichsten Erbitterung stellten das nationale Königtum nicht wesentlich in Frage. Die deutschen Protestanten haben den Fremden den Weg in das Herz ihres Vaterlands geöffnet; die Theorie von Frankreichs natürlichen Grenzen und mit ihr die Eroberungspolitik der Bourbonen entstammte den hugonottischen Kreisen und hatte Coligny zum geistigen Vater. Glückliche Kriege lösten hier die innere Spannung, welche die letzte Erhebung der feudalen Gewalten gegen das Königtum in Frankreich zurückließ, und häuften neue Ehre und neue Macht auf das Königtum, das die Nation so ruhmreich vertrat. Dieses erlangte damit eine wenigstens in der Theorie unumschränkte Autorität. Das absolute Königtum des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war die folgerechte Fortbildung der mit Karls VII. Ordonnanz begonnenen Organisation: dem in dem Herrscher verkörperten Staat wurde dieselbe Gewalt, die er zuerst über Finanzen und Heerwesen erlangt hatte, unter Beseitigung aller ständischen Schranken nun auch über Verwaltung und Gesetzgebung eingeräumt.

Auch an dieser Entwicklung hat Deutschland keinen Anteil gehabt. Wohl aber fühlte man dort in den einzelnen Territorien unter dem Einflusse der veränderten Verhältnisse das Bedürfnis nach Stärkung der staatlichen Autorität durch Zentralisation der Verwaltung. Nicht bloß ähnliche Mittel wie in Frankreich wandte man dazu an: mit Bewußtsein und Absicht hat man Frankreichs Vorbild nachgeahmt. Der Verwaltung des Herzogtums Burgund, welche die Frankreichs wiederholte, bildete Maximilian die seiner Erblande nach. Sein Beispiel gab wieder andern deutschen Fürsten Anregung und Anleitung. Dazu kam die Steigerung der fürstlichen Autorität durch die Reformation, welche die christliche Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit mit einem bisher unbekanntem Nachdruck betonte: auch den katholischen Fürsten kam diese lutherische Lehre zu Gute. Aber erst als der westfälische Friede ihnen die volle Souveränität gewährte, lenkten die Territorien des Reiches gleichmäßig in die Entwicklung ein, die im Westen Europas bereits zum Abschluß gelangt war.

Allen voran ging dabei der Staat der Hohenzollern. Darin lag seine Bedeutung für jene Zeit, darin offenbarte er seinen Veruf für die Zukunft. Auch übertraf die Geheimratsordnung Joachim Friedrichs vom 13. Dezember 1604, welche zuerst für alle unter Hohenzollernischer Herrschaft vereinigte Gebiete eine einheitliche Zentralbehörde schuf, und die Um- und Weiterbildung derselben durch den Großen Kurfürsten, an der ein Staatsmann von dem weiten Blicke und der kühnen Initiative Georg Friedrichs von Waldeck hervorragenden Anteil hatte, an Größe der Anlage und konsequenter Systematik alle verwandten organisatorischen Versuche jener Zeit. Galt es hier doch nicht bloß eine Form zu finden für die Gemeinschaft des staatlichen Lebens zwischen räumlich so weit getrennten und innerlich so verschieden gearteten Landschaften, sondern derselben auch gleich die Beweglichkeit und Dehnbarkeit zu geben, welche nötig war, um die gehofften Neuerwerbungen einzufügen und sofort zu lebendigen und leistungsfähigen Gliedern dieses in seiner Art einzigen Staatskörpers zu machen.

Durch seine territoriale Vernetzung in alle europäischen Händel des siebzehnten Jahrhunderts hineingezogen, gewann der Staat der Hohenzollern frühzeitig eine Interessensphäre von größerem Umfange, als sie sonst ein Reichsstand zu vertreten hatte. Eben hier entsprang der allgemeinste Antrieb zur Erwerbung der Königskrone.*) In der durch alten Brauch festgefügte Rangordnung der europäischen Staaten galt es, für ihn einen Platz zu gewinnen, welcher dem Umfange seiner Interessen und der an die Vertretung derselben gesetzten Kraft entsprach. Den Mangel eines solchen hatte man auf den Friedenskongressen der letzten Jahre mit schwerem Schaden zu erfahren gehabt. Und nun stand Europa zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts vor großen Entscheidungen, von denen jede Brandenburg-Preußen nahe berührte. Wie wichtig war es da, wenn seine Vertreter hinfort mit denen der alten Kronen auf gleichem Fuße verhandeln konnten! Eine Frage scheinbar des Ceremoniells erhielt so eine weittragende politische Bedeutung.

Demnach wurzelte das neue preussische Königtum weniger in der Vergangenheit, als es auf die Zukunft hinwies; im Hinblick auf das bisher geleitete erhob dieser Staat neue Ansprüche, das Königtum war eine Parole, ein Programm für die äußere sowohl wie für die innere Politik. War doch nur in dieser eine sichere Grundlage für die gehofften Erfolge jener zu gewinnen: nur durch ernste Arbeit von innen heraus konnte der königliche Name, den Friedrich I. erworben hatte, mit einem gleichwertigen Inhalte erfüllt werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird man bei aller Verschiedenheit der Lage und der Zustände beider Staaten, sowie namentlich der in Betracht kommenden Persönlichkeiten, die Aufgabe, vor welche sich das neue preussische Königtum gestellt sah, einigermaßen mit derjenigen vergleichen dürfen, welche das

*) Vergl. Ranke, Genesis des preussischen Staates, S. 436.

französische Königtum um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu lösen hatte. Auch hier galt es, zu dem Königtume erst den der Bezeichnung als Königreich würdigen Staat, zu dem königlichen Namen die in Rechten und Pflichten gleich hoch bemessene königliche Herrschaft hinzuzuschaffen.

Das that Friedrich Wilhelm I. vermöge einer großen organisatorischen Maßregel, welche in Anlage und Tendenz, ja in den Einzelheiten der Ausführung überraschend an das Werk Jacques Coeurs, des Kaufmanns von Bourges, erinnert. Was für Frankreich Karls VII. Ordonnanz gewesen, das wurde für den jungen preussischen Königsstaat jene Instruktion, die Friedrich Wilhelm I. Ende 1722 in der Einjamkeit des Jagdschlosses Schönbeck ausarbeitete und die nach „Kassirung“ des Generalkommissariats und des Generaldirektoriums, von denen ersteres den militärischen Anforderungen der neuern Zeit so wenig entsprach, wie letzteres den finanziellen, seinem Staate eine „neue Verfassung“ verlieh. Die Organisation der preussischen Verwaltung unter dem Generaldirektorium, welches die bisher gesonderten Departements der Domänen, der Finanzen und des Kriegswesens straff zentralisirt in sich vereinigte, erscheint wie eine der fortgeschrittenen staatlichen Kultur und ihren gesteigerten Ansprüchen angepasste Erweiterung und Ausbildung derjenigen, die einst Jacques Coeur in Frankreich durchgeführt hatte. Dieselbe Sonderung der Finanzen und des Kriegswesens, dieselbe Beziehung beider aufeinander, dieselbe Verknüpfung allgemeiner Staatsinteressen mit besondern Staatsbedürfnissen hier wie dort. Aber dort hören wir gleichsam das unbeholfene Stammeln des eben zum Selbstbewußtsein erwachenden Staates, hier das scharfe, schneidende, wie militärisches Kommando klingende Gebot des Staates, der in der vollen Erkenntnis seines Berufes auch von allen seinen Gliedern ohne Unterschied unbedingte Erfüllung ihrer Pflichten verlangt. Bekannt ist, wie ernst, wie heilig Friedrich Wilhelm I. auch den sozialen Beruf des Königtums ergriffen, wie segensreich er ihn erfüllt hat, was der endlich aufatmende Bauernstand, was das Bürgertum, was Ackerbau, Handwerk, Gewerbebetrieb und Städtewesen seiner unermüdblichen Fürsorge verdanken. Die unterschiedslose Dienstbarkeit aller Stände gegenüber dem von dem strengen Geiste militärischer Zucht erfüllten Staate wurde vergolten und belohnt durch die gleich unterschiedslose Fürsorge des Staates für alle seine Angehörigen.

Was an der Schwelle der neuern Zeit weitblickende Geister als den Beruf des neuen Königtums gahnt haben mochten, hier war es erfüllt, und zwar nicht bloß in politischem, sondern in einem höhern, einem sittlichen Sinne. Unter diesem Königtume, das nicht bloß seinen politischen und militärischen, sondern auch seinen sozialen Pflichten in selbstverleugender Hingebung gerecht wurde und von dem ein reicher wirtschaftlicher Segen ausströmte, wuchsen nun auch die verschiedenen Stämme und Landschaften, die bisher mehr äußerlich unter den Hohenzollern vereinigt gewesen waren, zu wahrer Lebensgemeinschaft zusammen:

in dem Gefühl seiner Einheit mit der preußischen Krone entstand das preußische Volk.

So wurde in dem vielgeteilten Deutschland der feste Kern geschaffen, um den sich im Laufe von anderthalb Jahrhunderten unter Wahrung ihrer Eigenart die deutschen Stämme sammeln sollten; so entstand endlich auch ein deutscher Staat. Er gestaltete sich nach der Feuertaufe eines großen nationalen Krieges zu dem deutschen Staate, als an dem hundertsiebzigsten Jahrestage der Krönung Friedrichs I. der preußische König aus der Hand der deutschen Fürsten inmitten des siegreichen Heeres angesichts der erliegenden Hauptstadt unter dem Jubel der Nation die Krone des erneuten Reiches empfing. Was dem deutschen Volke der 18. Januar 1701 verheißen, hat der 18. Januar 1871 glorreich erfüllt. Zur Abwehr frevelhaften Angriffs militärisch geeinigt, haben Deutschlands Fürsten und Volk die lange gesuchte Form politischer Einigung gefunden; Kaiser und Reich mühen sich in treuer Sorge um die Lösung der großen wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben einer unaufhaltsam vorwärts eilenden Kulturentwicklung.

Möge, was das mit dem römischen Kaisertum verbundene alte deutsche Königtum nicht vermochte, das nationale deutsche Kaisertum erreichen, möge es dazu vor allem berufen sein, in unüberwindlicher Rüstung allezeit zu siegreicher Abwehr jedes feindlichen Angriffes bereit, noch lange Jahre der bewährte Hort des europäischen Friedens zu bleiben!



Gymnasialunterricht und Fachbildung.

Von Ludwig von Hirschfeld.

(Schluß.)

5.



Ich habe schon betont, daß die Aufgabe der Schulreform nicht auf dem Gebiete des Lehrstoffes, sondern innerhalb der durch die tatsächlichen Verhältnisse gezogenen Schranken der Zeit und des Raumes gelöst werden müsse. Die zeitlichen Erfordernisse sind durch die vorgeschlagene Verkürzung der Schulzeit berücksichtigt, aber auch die räumlichen Verhältnisse erfordern eine prüfende Kritik. Die Unlust der Schüler, über die jetzt so vielfach Klage geführt wird, entspringt nicht zum geringsten Teil dem Umstande, daß die Knaben täglich sechs Stunden an die Schulbank genagelt, dort aber nicht ausreichend beschäftigt

werden. Dies hat seinen Grund in der Überfüllung der Klassen, welche in den größern Städten geradezu erdrückende Verhältnisse angenommen hat, und hier sind es wieder die untern und mittlern Klassen, in denen dieser Übelstand am stärksten zu Tage tritt, also diejenigen Altersstufen, die der führenden Hand des Lehrers am meisten bedürfen. Wenn ein Knabe erst die stumperhaften Vorbereitungen seiner dreißig bis vierzig Mitschüler anhören muß, ehe die Reihe an ihn kommt, wenn Tage, oft Wochen vergehen, ehe eine Frage an ihn gerichtet wird, so heißt das die Neigung zu Unachtsamkeit und Träumerei, die diesem Alter ohnehin innewohnt, geradezu begünstigt. Und unter dieser Überfüllung leiden alle Arten von Schülern gleichmäßig. Die begabtern langweilen sich, die unbegabten vermiffen die ermunternde Hilfe, welche ihr schwerfälligeres Denkvermögen anregen und entwickeln würde. Eine Überwachung der Klasse durch den Lehrer wird zur Unmöglichkeit, ein Studium der Persönlichkeit und des Charakters ebenfalls, und damit ist die pädagogische Seite des Unterrichts arg geschädigt, eine richtige Beurteilung der Fähigkeiten und Anlagen sehr erschwert. Die Folgen davon sind Irrungen und kleine Ungerechtigkeiten, welche das jugendliche Gemüt entweder mißmutig und verdrossen machen oder als Kränkungen empfunden werden. Dem Klassenlehrer kann man hierbei keinen Vorwurf machen; seine Aufgabe übersteigt oft das, was von gewissenhaftester Pflichterfüllung gefordert werden kann. Daß er genötigt ist, einen großen Teil dessen, was während der Schulstunden verarbeitet werden sollte, auf die häuslichen Aufgaben überzuwälzen, daß dadurch der leidige Nachhilfeunterricht vielfach zur Notwendigkeit geworden ist und dem Knaben die freie Zeit für körperliche Bewegung verkümmert wird — alles das sind Mißstände, die mit einem Schlage zu beseitigen wären, wenn man die in den Klassen zulässige Höhe der Schülerzahl verringerte und an den Orten, wo der Andrang besonders stark ist, Parallelklassen einführte. Dies ist so einleuchtend, daß die Untertassung dieses einfachsten Auskunftsmitteis ganz unbegreiflich erschiene, wenn nicht die Kostenfrage das Hemmnis wäre. Es erscheint mir aber doch als eine vollständige Verkennung dessen, was wir unsrer Jugend schuldig sind, wenn der Staat und die Gemeinde gerade an dieser Stelle eine Sparmaßregel befolgen wollten, die auf vielen andern Gebieten der öffentlichen Wohlfahrt keineswegs so streng beobachtet wird. Ich meine, daß die Mittel, die jetzt für die Pflege der Kunst, für die Ausschmückung der Städte, für Verschönerungen und selbst für nützliche, aber nicht unbedingt notwendige Gemeindebauten ausgegeben werden, doch zuvörderst dem öffentlichen Schulwesen zufließen sollten. In dieser Hinsicht können wir von den Engländern und selbst von den Amerikanern lernen, sowenig auch das theoretische Schulsystem der letztern sich sonst zur Nachahmung empfiehlt. Aber wo es gilt, die nötigen Räume für Schulzwecke herzustellen, fehlt es dort nie an Geld. Handelte es sich bei der Einführung von Parallelklassen, etwa von III an abwärts, denn die obern Klassen sind selten überfüllt, um große Summen, so ließe

sich ein Widerstand der betreffenden Behörden gegen die Mehrbelastung der Gemeinden allenfalls noch rechtfertigen. Da sie aber nur die Einrichtung von vier bis fünf Klassenzimmern und ebensoviele Lehrergehälter in sich schließt, so ist nicht einzusehen, wie dieser Mehraufwand ein begründetes Hindernis in der Abstellung allbekannter und von Lehrern, Eltern und Schülern gleichmäßig empfundener Mißstände abgeben kann. Die schon bestehende Verteilung der jüngern Schüler in Ostern- und Michaelisklassen genügt nicht. Bei einem übermäßigen Andrang, wie z. B. in Berlin, würde es sich wahrscheinlich empfehlen, durch entsprechend erweiterte Progymnasien die Gymnasien zu entlasten, die Beschränkung der Aufnahmezahl für die untern Klassen würde so zu bemessen sein — die Feststellung dieser Zahl will ich dem sachmännischen Urteil überlassen —, daß auch die Lehrmethode eine durchgreifende Änderung erfahren und die in der Schule zugebrachte Zeit in ergiebiger Weise ausgenutzt werden könnte. Es ist klar, daß ein Lehrer mit zwanzig oder fünfundzwanzig Schülern, deren Aufmerksamkeit er leicht nachprüfen kann, ein weit größeres Arbeitspensum zu bewältigen imstande ist, als mit der doppelten Anzahl. Es würde daher, ohne daß damit eine Ermüdung auf beiden Seiten stattfindet, vielmehr in einer weit anregenderen Form der Lehrstoff, den der neue Bildungsplan vorschreibt, so verarbeitet werden können, daß der einzelne Schüler ein volleres Verständnis gewinnt und die Hausarbeit nicht mehr, wie jetzt, die Freistunden beengt. Ich glaube, daß auf diese Weise der siebzehnjährige Abiturient des neuen Gymnasiums den Lehrstoff nicht nur besser verdaut haben, in seinem Urteil gereifter sein würde, sondern daß auch durch die engere Fühlung des Lehrers mit dem Schüler eine Einwirkung auf die Charakterbildung gewonnen und endlich den Erfordernissen körperlicher Übung wieder ihr altes Recht gewährt werden könnte. In letzterer Hinsicht richten sich die Blicke unwillkürlich nach England, wo das Erziehungswesen der „körperlichen Ausbildung“ ein so weites Feld einräumt. Aneignung einer möglichst großen Masse von sogenannten „Kenntnissen“ ist dort eine untergeordnete Forderung. Das Wichtigste ist Bildung für das praktische Leben, ohne daß dabei die idealen Ziele der Wissenschaft aus dem Auge verloren würden.

Ein feiner Beobachter englischer Zustände, Freiherr von Ompteda, sagt darüber in seinen „Neuen Bildern aus dem Leben in England“: „Der Knabe in Eton verlebt einen großen Teil seines Tages im Freien: auf den Spielplätzen, auf dem Wasser, auf Wegen und Stegen. Alle kleinlichen Einschränkungen werden vermieden. Man sucht auf jede Weise eine ungehinderte Entwicklung der individuellen Kraft zu befördern. Dadurch erhalten Körper, Geist, Verstand und Einbildungskraft ein festes, gesundes, ruhiges Gleichgewicht. Niemals hat ein Tag mehr als vier Schulstunden, mehrere male in der Woche nur zwei. Mit sechs bis sieben Stunden geistiger Arbeit wird selbst ein fleißiger Schüler allen Ansprüchen genügen. Welch unermeßlicher Vorzug gegen unsre deutschen

Gymnasialschüler, denen durchschnittlich neun bis zehn Stunden zugemutet werden und die man häufig nicht zu künftigen Männern des praktischen Handelns vorzubereiten, sondern zu unfertigen Philologen auszubilden bestrebt ist. Welcher Lebensgewinn für Auge, Gehirn und Rücken! Statt der sitzenden Thätigkeit für sogenannte »freiwillige« Extrarbeiten und für überschrobene Examina werden die freien Stunden mit den athletischen Sports ausgefüllt.“

Daß die nationale Vorliebe für derartige Leibesübungen, für Football und Tennis, Cricket und Rudersport die Jugend oft mehr von den wissenschaftlichen Übungen abzieht, als für die Kräftigung der Muskeln und die Entwicklung von Mut und Geistesgegenwart unbedingt erforderlich ist, wird von den Engländern selbst anerkannt. Dennoch bildet ihnen die körperliche Ausbildung einen so wesentlichen Teil der Jugendberziehung, daß an ein Preisgeben derselben dort nie gedacht wird. George Canning äußerte einmal im Parlament, daß England „nicht wäre, was es ist, ohne das System seiner öffentlichen Erziehung, und daß es diesem letztern, den public schools, die den Fremden auffallende, ununterbrochene Reihenfolge von Männern verdanke, die mehr oder weniger geeignet sind, die parlamentarischen und offiziellen Pflichten in ausgezeichnete Weise zu erfüllen.“ Charakteristisch für die Aufgaben der Schule ist die Äußerung eines Vaters in dem bekannten Werke „Tom Browns Schultage“ von Mr. Thomas Hughes. Dieser Vater legt sich beim Abgang seines Sohnes zur Schule die Frage vor: „Soll ich ihm sagen, daß er fleißig sein müsse, daß er zur Schule gesandt werde, um ein Gelehrter zu werden? Aber ich schicke ihn ja nicht deshalb hin, jedenfalls nicht hauptsächlich deshalb. Ich frage nicht das mindeste nach griechischen Partikeln oder nach dem Digamma, und meine Frau ebenso wenig. Weswegen also wird er auf die Schule geschickt? Wenn aus ihm ein braver, praktischer, wahrheitsliebender Engländer wird, und ein Gentleman, und ein Christ: das ist alles, was ich verlange.“

Herr von Ompteda, dessen schon angeführtem Werke ich diese Stelle entnehme, erkennt an dem ganzen Erziehungssystem der public schools den Zweck: „Auständige, praktisch brauchbare, christliche englische Gentlemen und Mitglieder der Kirche von England auszubilden, und nicht — wie bei uns — die Knaben im wesentlichen nur mit ausreichenden Kenntnissen für einen „gelehrten“ Beruf vorzubereiten.“ Daher braucht man dort Erziehungsanstalten, „die völlig in sich abgeschlossen sind und wo die Gewöhnung und Sitte der Familie ihre ungestörte weitere Entwicklung findet. Von diesem Standpunkte aus haben auch die gehäuften mechanischen kirchlichen Berrichtungen, zu denen die Schüler disziplinarisch gezwungen werden, ihre Berechtigung. So wachsen die Knaben in Eton auf, unter den Einwirkungen des Prinzips aristokratischer Gleichheit. Daß dieses aristokratische Element in England etwas ganz anderes bedeutet als eine Standeskaste, das dürfte wohl hinreichend bekannt sein. So bringt ein jeder Eton Boy in die Schule und wiederum aus der Schule gewisse

feilstehende politische und religiöse Anschauungen und Glaubenssätze — ich sage nicht: Überzeugungen — mit ins Leben. Neben Freiheitsgefühl und Rationalstolz wohnt ihm eine uns — im allgemeinen — fremde Achtung vor der Autorität und eine konservative Richtung inne, die unsern fortgeschrittenen jugendlichen (und auch älter gewordenen) Freiheitschwärmern in ihrem häufig etwas verschwommenen Idealismus ziemlich beschränkt erscheinen muß.“

Wer mit Engländern aus den höhern Ständen in Verkehr gestanden hat, dem wird es aufgefallen sein, mit welcher Anhänglichkeit dieselben ihrer Schulzeit in Eton, Harrow, Winchester, Rugby zc. gedenken, einer Anhänglichkeit, wie sie unsre alten Herren für die Schanplätze ihres fröhlichen akademischen Treibens in Bonn, Heidelberg oder Göttingen zc. zu bewahren pflegen. An unsre Schulzeit knüpfen uns selten so angenehme Erinnerungen. Der Unterschied ist eben, daß dem englischen Knaben die Schuljahre nicht bloß in den dumpfen Klassenzimmern und bei häuslicher Arbeit verstreichen, sondern daß er in den Internaten eine Fortsetzung des Familienlebens findet. Unsre geschlossenen Anstalten, die Pädagogien und die thüringischen Klosterschulen entsprechen dieser Aufgabe doch nur in unvollkommenem Maße. Immerhin besitzen sie ja große Vorzüge vor den städtischen Gymnasien. Der viermalige Schulweg kann dort zu Spaziergängen und Spielen verwendet, die Körperpflege mehr berücksichtigt, auf die Charakterbildung der Schüler besser eingewirkt werden. Aber der Umstand, daß auch die Lehrer an diesen Anstalten nicht immer erfahrene Pädagogen sind, daß das Rektorat und die obern Stellen vorwiegend mit Philologen besetzt werden, welche tüchtige Gelehrte sein, aber im Erziehungswesen eine sehr ungenügende Vorbildung haben können, mindert den Wert solcher Anstaltserziehung. Nicht jeder, der über ein gediegenes Wissen verfügt, besitzt auch die Fähigkeit, andern davon mitzuteilen. Ist die Gabe des Unterrichts schon an und für sich nicht verbreitet, so wird den Schulamtskandidaten leider viel zu wenig Gelegenheit geboten, diesen Mangel durch praktische Übungen zu ersetzen. Die staatlichen Lehrerprüfungen sind in diesem Punkte sehr nachsichtig. Dem Schulamtskandidaten und jungen Lehrer werden meistens die untern Gymnasialklassen als Versuchsfeld überwiesen. Er, der eben noch in dem tiefsten Schachte philologischer Gelehrsamkeit gearbeitet hat und von dem Wunsche befeht ist, seine Kenntnisse zu verwerten, sieht sich einer Schar von Kindern gegenüber, deren Fassungsgabe abzuschätzen ihm ungemein schwer fällt. Und dazu erfordert gerade dieser Unterricht vor allem eine Eigenschaft, welche die wenigsten jüngern Männer besitzen: Geduld. Und noch ein andres erschwert die pädagogische Wirksamkeit in den Internaten: die soziale Stellung der Lehrer und die Unbekanntschaft derselben mit den Gewohnheiten und Anschauungen desjenigen Gesellschaftskreises, dem viele der ihnen anvertrauten Zöglinge entstammen. In England nehmen die Masters und Tutors eine den Geistlichen dieses Landes ebenbürtige Stellung ein, und was ein Reverend dort bedeutet, wird den Lesern

bekannt sein. So kann sich zwischen Lehrern und Schülern ein inniges Verhältnis gestalten, denn der letztere gilt nicht bloß als pedantischer Schulmeister, sondern ist Gentleman und übt die Umgangsformen der großen aristokratischen Gesellschaftsgruppe. Ich wünschte auch unsern Lehrern und Pädagogen diese soziale Rangstellung. Sie würde den Schülern mehr Achtung und Abnötigen, die Schulzucht besser stützen, als der Ruf tiefer Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Bedeutung, der unsern Schulmännern eigen ist oder doch erstrebenswert erscheint.

Ich will nicht so weit gehen wie einer meiner Freunde, der die Leitung aller geschlossenen Unterrichtsanstalten einem tüchtigen Arzte oder einem wissenschaftlich gebildeten Artillerieoffizier übertragen sehen möchte. Warum aber die Erziehung unsrer Jugend vorwiegend durch Philologen gehandhabt werden müsse, vermag ich nicht einzusehen. Ohne eine sorgfältigere Auswahl der für die Erziehung, nicht bloß für den Unterricht geeigneten Lehrkräfte wird daher keine Schulreform die erwarteten Ergebnisse haben. Daß der Lehrerstand heutzutage nicht allen pädagogischen Anforderungen entspricht, kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Der Stand als solcher ist durch die gesetzlichen Eintrittsbedingungen nun einmal gebildet, und der Einzelne vermag nicht eine andre Richtung einzuschlagen, als Überlieferung, Gewohnheit und die Bestimmungen der Schulverwaltung dem Erziehungswesen vorzeichnen. Ob den Internaten in Deutschland eine größere Verbreitung zu wünschen sei, mag so lange eine offene Frage bleiben, als wir nicht Anstalten wie die englischen public schools besitzen, deren weitläufige Bauwerke, von ausgedehnten Gartenanlagen und schattigen Parks umgeben, mit allem Komfort ausgestattet und mit Stiftungen und Pfründen verschwenderisch dotirt sind. Wir sind zur Begründung solcher Einrichtungen vielleicht nicht reich genug. Freilich fliehen auch die Stiftungen freigebiger Erblasser nur höchst selten dem Schulwesen zu. Jedenfalls müssen wir mit dem Umstande rechnen, daß nicht alle Eltern gewillt und in der Lage sind, ihre Söhne schon in jugendlichem Alter vom Hause fortzugeben. In den großen Städten werden Gymnasien für Externe immer ein Bedürfnis bleiben, doch könnte bei neuen Anlagen auf die Verlegung der Anstalten in die Vorstädte, wo der Baugrund für Gärten und Spielplätze noch erschwinglich ist, wohl Bedacht genommen werden. Bei der größten Entfernung vom Elternhause möchte es sich empfehlen, eine gemeinschaftliche Mittagsmahlzeit in den Erholungsräumen der Schule einzurichten, an welche sich die der körperlichen Bewegung gewidmete Freistunde anschloße. Die Knaben würden dann den Schulweg nur zweimal täglich zurückzulegen haben.

In der Beförderung athletischen Sports brauchen wir nicht so weit zu gehen wie die Engländer. Die allgemeine Militärpflicht, die ihnen fehlt, bietet bei uns eine ausreichende Gelegenheit zur Abhärtung und Muskelfentwicklung. Aber die zwei Turnstunden wöchentlich, für die außerdem gewöhnlich wenig Begeisterung vorhanden ist, sind unbedingt zu wenig für die Zeit der Entwicklungs-

jahre. Gegen das Gerüstturnen ließe sich noch mancherlei andres einwenden. Mir wäre Ballspiel, Rudern, Schwimmen für die jüngern, Fischen für die ältern Schüler lieber. Doch sollen solche persönliche Anschauungen außer Betracht bleiben. Davon aber bin ich überzeugt, daß in dem Alter von zehn bis sechzehn Jahren zwei Stunden täglicher starker Bewegung für den jugendlichen Körper Bedürfnis sind. Man wird vielleicht auf den Schulweg verweisen. Aber ich denke mir diese Bewegung anders, als mit dem Blicke auf die Uhr, den Tornister auf dem Rücken und womöglich mit Regenschirm und in Gummischuhen. Wie sollen aber diese zwei Stunden geschafft werden, wenn der Tag durch sechs bis sieben Schulstunden, die Mahlzeiten, die Vorbereitungen, die Nachhilfestunden und den Privatunterricht befüllt ist? Und nun gar in den Wintermonaten, wo die kurzen Tage den Aufenthalt im Freien ohnedies beschränken! Oder gilt etwa im Winter die körperliche Bewegung für weniger notwendig?

Bekanntlich ist die Überbürdungsfrage durch eine medizinische Enquete im Auftrage der preussischen Regierung geprüft worden, und diese hat ergeben: Eine gesundheitschädliche Belastung der Schüler bestehe insofern nicht, als weder die Untauglichkeit zum Militärdienste, noch das Vorkommen von Geisteskrankheiten, noch die Zahl der Selbstmorde bei den Schülern der höhern Lehranstalten auch nur im mindesten größere Zahlen aufweise, als bei gleichalterigen Personen andrer Bevölkerungsklassen. Aber die medizinischen Autoritäten, welche dieses Gutachten verfaßten, haben doch auch auf die Schwierigkeit hingewiesen, bei dem Mangel an einschlägigem statistischen Material eine weitergehende wissenschaftliche Prüfung der Frage vorzunehmen. Unbedingt beruhigend und die Klage wegen Überbürdung als unberechtigt abweisend ist also jenes Gutachten nicht. Auch viele Schulmänner sind freilich der Ansicht, daß neun bis zehn Stunden täglicher Gedankenarbeit für einen Knaben nicht zuviel seien. Dieser Auffassung kann ich mich indes nicht anschließen. Es besteht ein großer Unterschied in dem Aufwande geistiger Kraft bei der Erlernung einer Wissenschaft oder der Bearbeitung eines bekannten Forschungsgebietes. Zehn Stunden Büroarbeit mögen für einen eingewohnten Beamten nicht zuviel sein; für den jugendlichen Verstand liegt die Gefahr der Ermüdung sehr nahe. Sie kann beseitigt werden, wenn die Schülerzahl der Klassen auf ein bestimmtes Maß festgesetzt und damit die Möglichkeit geboten wird, in einer kürzeren Stundenzahl das gleiche Maß von Lehrstoff zu bewältigen. Die dabei gewonnene Zeit aber möge der körperlichen Bewegung zu Gute kommen, es wird dann weniger Langeweile in den Klassenzimmern herrschen, weniger Unlust zu Hause, und unsre Knaben werden ein frischeres Aussehen erhalten. Vielleicht vermindert sich dann auch die Zahl der Brillen.

Wie ich schon früher erwähnt habe, werden viele der jetzt bestehenden Klagen gegen Überbürdung des Geistes und Beeinträchtigung der Körper-

entwicklung von selbst verstummen, wenn der Studienplan nach den obigen Vorschlägen abgeändert und das Ziel näher gesteckt wird. Ganz aufhören werden dieselben freilich nie. Keim Lehrplan ist imstande, die beschränkteren und unbegabteren Schüler mit derselben Leichtigkeit ans Ziel zu führen, wie die befähigten Köpfe. Man könnte es nur als ein Glück betrachten, wenn manche Eltern ihre Söhne anstatt dem Gymnasium lieber den Bürger- und technischen Fachschulen übergäben. Eitelkeit und Selbsttäuschung wirken dabei häufig mit, und die Erkenntnis, daß der Knabe für einen gelehrten Beruf nicht die nötigen Fähigkeiten besitzt, tritt gewöhnlich erst dann ein, wenn nach jahrelangem, mühevollen Ringen die Kräfte in der Tertia oder Sekunda völlig erlahmen. Der Abgeordnete Seyffardt (Krefeld) hat in einer 1885 abgehaltenen Versammlung des liberalen Schulvereins für Rheinland und Westfalen nachgewiesen, daß 1882 die Quartan der preussischen Gymnasien von 12300, die beiden Jahrgänge der Prima von je 4400 Schülern besucht wurden. Dieses Zahlenverhältnis dürfte sich inzwischen nicht wesentlich verändert haben. Es gelangt demnach in Preußen durchschnittlich nur der dritte Teil der Quartaner in die Prima. Die andern werden auf dem Wege dahin abgestoßen. Die Berechtigung für den einjährigen Dienst hält zwar viele bis zur II B fest, aber bei weitem nicht alle. Hätte die Schule die Macht, die Aufnahme derjenigen Knaben, die nur die Unterklassen besuchen wollen, zu verhindern, so wäre das ein großer Gewinn für alle Teile. Da aber nun einmal diesem Zudrang nicht zu steuern ist, so wird man gut thun, der Überfüllung durch Parallellklassen oder durch Vermehrung von Progymnasien zu begegnen, auf welchen der Versuch, wie weit die Befähigung reicht, weniger peinlich empfunden wird als auf dem Gymnasium.

Ich will hier meine Untersuchung abbrechen. Daß sie nicht erschöpfend ist, daß noch manche dunkle Punkte unsers Schulwesens unbeleuchtet geblieben sind, ist mir wohl bewußt. Allein als Laie halte ich mich zu einer Kritik der technischen Einzelheiten nicht für berufen. Wieviel Zeitstunden in den einzelnen Klassen diesem oder jenem Lehrstoff zuzuweisen, wieviel griechische Skripta und wieviel lateinische Extemporalien anzufertigen, welche Schriftsteller zu wählen seien — alles das überlasse ich dem bewährteren fachmännischen Urteil. Daß die gegenwärtige Lehrmethode der Verbesserung fähig ist, daß in den unteren Klassen dem Anschauungsunterricht ein weiteres Feld eingeräumt werde, daß das Gedächtnis des Schülers weniger beschwert, sein selbständiges Denken mehr angeregt werde, dafür haben sich schon in den Kreisen der Schulmänner selbst Stimmen genug erhoben. Vor mir liegt ein Stoß von Broschüren, welche die Schulreform behandeln. Sorgfältig ausgearbeitete Stundenpläne für die neue Einheitsschule sind in Menge vorhanden. In dem Maß, wie dieser Stoß auf meinem Schreibtische anwuchs, regte sich in mir immer stärker das Bedenken, die Anzahl dieser Aufsätze durch einen neuen zu vermehren. Wenn ich, diese

Zweifel überwindend, mich dennoch zur Veröffentlichung dieses Aufsatzes entschließen konnte, so muß ich zu meiner Rechtfertigung zwei Gründe anführen. Erstens bin ich in den mir zugänglich gewesenen Schriften nirgends dem von mir vertretenen Vorschlage begegnet, die Schulzeit abzukürzen, die Prima zu streichen und ihr Unterrichtsspensum der Univerſität zu überweisen. Alle aus fachmännischen Kreisen stammenden Vorschläge behandeln nur eine Spaltung, nicht eine Verminderung des Lehrstoffes. In vielen wird sogar eine Erweiterung desselben empfohlen; wo die Überbürdung anerkannt wird — und dies ist auf Seiten der Schulmänner nur selten der Fall —, sucht man ihr wohl durch Abänderung der Lehrmethode, niemals aber durch Verminderung der Schulstunden zu begegnen. Immer bilden der neunjährige Kursus, die Abgangsprüfung mit seinen ausschlaggebenden Berechtigungen, die wöchentliche Stundenzahl von zwei- unddreißig Lektionen die festen Punkte, zwischen denen die Reformversuche umherlaufen. Ohne ein Preisgeben dieser festen Punkte aber, ohne einen neuen Ausba des Lehrplans und ohne Unterordnung des Wünschenswerten unter das Erreichbare wird jede Schulreform ergebnislos bleiben. Und nach dieser Richtung hin einen Fingerzeig zu geben, ist der eine Beweggrund der vorstehenden Besprechung gewesen.

Den zweiten Grund schöpfe ich aus einer andern Betrachtung. Es ist mir aufgefallen, daß die öffentliche Besprechung der Schulfrage in Broschüren und Zeitschriften fast ausschließlich von Mitgliedern des Lehrerstandes oder doch von Fachmännern geführt wird, welche ihr Beruf naturgemäß auf das Unterrichtsweisen hinweist. So rückhaltlos ich die Kompetenz dieser Männer auf allen den Gebieten anerkenne, wo sich ein Urteil nur durch fachmännische Vorbildung und Erfahrung in der Praxis gewinnen läßt, so bin ich doch der Meinung, daß ihre Anschauungen für die großen Gesichtspunkte, nach denen das staatliche Erziehungsweisen in seinen Grundzügen zu organisiren ist, nicht unbedingt und unter allen Umständen maßgebend seien. Ich glaube vielmehr, daß sehr häufig der Blick durch das fachmännische Interesse getrübt wird, und daß auch Nichtschulmänner nach Maßgabe ihrer eignen Erfahrungen und Beobachtungen berechtigt sind, sich über das Schulweisen und die etwa vorhandenen Mifftände gutachtlich zu äußern. Aus der Jugend erwächst das Geschlecht, mit dessen Leistungen das Staatsweisen zu rechnen hat, und jeder Beruf hat ein Interesse daran, diesen Nachwuchs sich so entwickeln zu sehen, daß seine Mitarbeiterschaft ausbringend, die Freudigkeit zur Arbeit vorhanden sei, und in der Vorbereitung dazu auf die gleichmäßige Kräftigung von Verstand und Charakter bedacht genommen werde. Schließlich ist doch nicht die Jugend der Schule wegen, sondern die Schule der Jugend wegen da. Die Schulmänner sind im ganzen nicht geneigt, Eltern, Vormündern und Freunden der Jugend ein Urteil über das öffentliche Unterrichtsweisen einzuräumen. Und doch sind sie so sehr auf deren Mitwirkung in der häuslichen Erziehung angewiesen. Der

bedauerliche Gegensatz, der sich zwischen diesen beiden Gruppen ausgebildet und vielfach zu einer Art feindseliger Stimmung gegen die thatsächlich oder vermeintlich allzuhoch geschraubten Ansprüche der Schulverwaltung gesteigert hat, muß verschwinden. Die Schule ist nicht bloß eine Unterrichtsanstalt; sie muß sich ihrer pädagogischen Aufgabe wieder bewußt werden und neben der Anhäufung von Kenntnissen die Pflege des Körpers und die Bildung des Charakters mehr als bisher in ihren Wirkungskreis ziehen. Ob das Maß von Wissen, mit welchem der Schüler sich ihrem sorglichen Arme entwindet, dann etwas größer oder geringer ist, darf nicht in Betracht kommen. Es sollen Männer für das öffentliche Leben, nicht Gelehrte für die Studirstube ausgebildet werden. Ob nun eine Einheitschule diesen Ansprüchen ganz gerecht wird, will ich noch unentschieden lassen. Die Vielheit der Schulen ist jedenfalls kein Glück; sie nährt die Mißgunst gegeneinander und führt zu unnötigen Spaltungen. Die Realgymnasien oder Realschulen erster Ordnung werden sich schwerlich lange halten können. Das zeigt schon die Verödung ihrer Oberklassen. Dem Gymnasium aber muß, bei allen zulässigen Zugeständnissen an die naturwissenschaftlichen Fächer, der humanistische Geist — denn auf diesen kommt es an — erhalten bleiben. Dieser haftet nicht allein an dem altsprachlichen Lehrgebiet. Die Beschränkung des Lektürens wird denn auch unvermeidlich sein. Unser heutiges Kulturleben ist nicht mehr dasselbe, wie zu Beginn des Jahrhunderts. In seinen mannichfachen Gliederungen, in den Gemeindeverwaltungen, im Parlament, in volkswirtschaftlichen Verbänden, ja selbst in dem weiten Rahmen gesellschaftlicher Gewohnheiten stellt das öffentliche Leben andre und ungleich vielseitigere Anforderungen an die Mitglieder der höhern Stände. Arbeitsteilung ist die Signatur unsrer Zeit auch auf wissenschaftlichem Gebiete. Wir begegnen ihr in allen Zweigen der freien wie der exakten Forschung. Die Konkurrenz zieht planmäßig Spezialisten groß. Denn nur in der Beschränkung des Arbeitsgebietes kann der Einzelne noch hoffen, geistige Erfolge und materiellen Gewinn zu erzielen. Dieser durch die Ökonomik der Kräfte gebotene unabweisliche Zersplitterung entgegenzuwirken und der Ausbildung der Gesellschaftsmitglieder, soweit dies irgend möglich ist, noch einen kollektivistischen Charakter zu erhalten, sollte die Aufgabe des Gymnasiums sein, der sich Lehrplan und Lehrmethode anzupassen hat. Die Mißstimmung über die heutigen Zustände ist sehr verbreitet. Der Wunsch nach einer Schulreform liegt, sozusagen, in der Luft. Dennoch wird es sehr schwer sein, ihn in greifbarer Form zu verwirklichen. Eine radikale Umwandlung unsers Gymnasialwesens ist nicht denkbar und auch nicht nötig. Übergangsstufen werden sich leichter finden lassen. Eine Initiative vonseiten der fachmännischen Kreise darf man aber nicht erwarten. Auch die Regierungen befinden sich in einer schwierigen Lage. Sie sind — selbst wenn bei ihren leitenden Organen die Neigung zu Reformen besteht — doch mehr oder weniger an die Gutachten und Ratschläge von

„Sachverständigen“ gebunden. Diese „Sachverständigen“ aber sind natürlich Schulmänner, und solange in den Schulkonferenzen und Direktorenversammlungen die philologische Richtung überwiegt, wird dieselbe auch in den eingeforderten Gutachten und Berichten ihren Ausdruck finden. Ein Kultusminister kann bei noch so großem Verständnis und Interesse in dieser Angelegenheit seine persönlichen Anschauungen nicht wohl gegenüber einer geschlossenen Bilanz seiner Räte und ersten Organe zum Durchbruch bringen. Das treibende Element wird in diesem Falle die öffentliche Meinung sein müssen. Aufsätze wie der vorliegende, Zeitungsartikel, Versammlungen und Gelegenheitsreden werden aber nicht mehr bieten können als allgemeine Anregung. Die Frage der Schulreform wird daher aus der Region des frommen Wunsches erst dann auf den festen Boden praktischer Verwirklichung verpflanzt werden, wenn die Landtage der Einzelstaaten dieselbe in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen, wenn Petitionen, Anträge und Beratungen sie auch der Erörterung von nichtfachmännischen Abgeordneten zugänglich machen. Ich halte die Wahl dieses Terrains zum Meinungsaustrausch für umso unbedenklicher, als dem Parteigeist durch die Schulfrage wenig Stoff zur Bethätigung geboten wird. An der Regelung des Erziehungswesens haben vielmehr alle gebildeten Stände das gleiche Interesse. Ich würde es für ein besonderes Glück halten, wenn Kundgebungen dieses Interesses auch vonseiten solcher Männer erfolgten, die nicht zum Generalstab des staatlichen Unterrichtswesens gehören und die durch enge Fühlung mit den Forderungen des öffentlichen Lebens gleichfalls berufen erscheinen, ihre Stimmen in dieser Frage abzugeben. Ich wünschte, daß viele dieser Stimmen sich in dem Bestreben vereinigten, unsre Gymnasien dem übermächtig gewordenen Druck des philologischen Fachstudiums zu entziehen und dieselben, unter treuer Wahrung des geschichtlich überkommenen humanistischen Grundgedankens, mehr in den Dienst einer idealen, jedwedem Bauaufentum abholten Geistesrichtung zu stellen. Unsre Gymnasien würden dann wieder zu Anstalten nicht bloß des Unterrichts, sondern auch der Erziehung, und aus Gelehrtenschulen zu Pflanzstätten einer universellen Bildung werden.



Französische Charakterköpfe.

Don A. Ottiker-Démarais.

I. Hippolyt Taine.



U Anfang der vierziger Jahre besuchte das Kollegium Bourbon in Paris ein aufgeweckter, aus den Ardennen gebürtiger Junge, dessen frühreife Gelehrsamkeit und geistige Entwicklung nicht allein bei den Lehrern gewaltiges Aufsehen hervorrief, sondern auch auf die Schüler großen Eindruck machte. Die „Kollegianer“ gestrauten sich garnicht, ihren „Copain“ als ihresgleichen zu behandeln und redeten ihn respektvoll mit „Monsieur Taine“ an. In der That schienen dem jungen Taine, welcher am 21. April 1828 in Vouziers geboren war, seine Erfolge eine ungewöhnliche Laufbahn zu verheißen, und entgegen der vielfach beobachteten Erscheinung, daß die Wunderkinder im spätern praktischen Leben oft nur Mittelmäßiges leisten, hat der Mann redlich gehalten, was der Knabe versprach. Alljährlich bei der Preisverteilung, die auf die Prüfungen zu folgen pflegte, heimste Hippolyt Taine immer erste Preise ein, und bei der allgemeinen Preismitbewerbung aller Kollegianer und Lyceaner des Seine-Departements vom Jahre 1847 wurde er mit dem Ehrenpreise der Rhetorik, einer der höchsten Auszeichnungen, welche Frankreichs Mänsenöhnen zu Teil werden können, bedacht. So ging er auch im folgenden Jahre 1848 als der erste aus der Aufnahmeprüfung für die Normalschule hervor, und es schien sich die glänzendste Laufbahn in der französischen Universität vor ihm anzuthun. Sie hätte ihm offen gestanden, wenn er ein gewöhnlicher Schulfuchs und Vielwisser gewesen wäre, wenn er nicht schon als ein scharfsichtiger Kritiker und selbständiger Denker sich geweigert hätte, ohne weiteres vor dem Krede der orthodoxen Staatsphilosophie ehrfurchtsvoll sich zu beugen. Trotz seiner Jugend war Taine schon damals ein gereifter Geist, der seine eignen Bahnen ging und nicht blindlings dem eingetrichterten alleinseligmachenden Dogma seiner Lehrer nachbeten konnte. Sein tüchtiges und umfassendes Wissen einschuldigte in ihren Augen sein selbständiges Denken, die Anfechtung seiner philosophischen Überzeugung gegen die offizielle Lehre schlecht, und als er 1851 um die „Aggregation“ für Philosophie, das heißt um den staatlichen Professortitel dieser Wissenschaft, sich bewarb, wurde er trotz seines glänzend bestandenen Examens zurückgewiesen. Hatte er geglaubt, sich einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen, so mußte er jetzt erfahren,

daß die Universität ihm eine Glaubensprobe auferlegt hatte. Die Verweigerung des Aggregationsdiploms war die Strafe seines philosophischen Ketzerthums. Er büßte für die Selbständigkeit seiner Ideen, indem er nacheinander ganz unbedeutende Hilfslehrerstellen an Staatschulen und Winkelfakultäten der kleinen Provinzialstädte Nevers und Poitiers bekleidete. Als ihn aber die Unduldsamkeit der Staatsphilosophen der Sorbonne gar als Hilfslehrer der Sexta nach Befançon versetzte, da lehnte sich denn doch das Bewußtsein des eignen Wertes gegen das Uebelwollen der Universität auf, und, müde der kränkenden Hintanzsetzungen, zu der Einsicht gelangt, daß der Universitäts-Lehrberuf ihm die erwartete Zukunft nicht gewähren würde, überdrüssig, als kleiner Hilfslehrer für einen Bettelgehalt unentwickelten und mittelmäßigen Köpfen eine Lehre einzutrichtern, deren Wissenschaftlichkeit er bestritt und deren Sätze er verwarf, nahm er seinen Abschied und lehrte nach Paris zurück, um sich außerhalb des Lehrberufs, für den er seine Studien berechnet hatte, einen Lebensweg zu bahnen. Vorerst ging er wieder an die Sorbonne und bereitete sich auf das „literarische“ Doktor-examen vor, das er mit den beiden ausgezeichneten Dissertationen: *De personis Platonis* und *Essai sur les fables de Lafontaine* 1853 rühmlichst bestand. Beide Schriften tragen nicht allein das unverkennbare Gepräge seiner eignen, mit der offiziellen Philosophie des Effektizismus und des Spiritualismus im Widerspruche stehenden Denkart, sondern auch den Stempel eines originellen Dialektikers und glänzenden Stilisten.

Er lebte nun längere Zeit als Privatgelehrter seinen Studien und veröffentlichte in rascher Folge eine Reihe von Schriften, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkten und deren gerechtfertigte Erfolge jeder eine herbe Kritik über die tote Kathederweisheit und die beschränkte Unduldsamkeit der Universität waren. Im Jahre 1854 erschien sein Versuch über Titus Livius, den die französische Akademie trotz ihrer Anhänglichkeit an seine Gegner mit einem Preise gekrönt hatte, einer Auszeichnung, welche sie vielleicht gern wieder zurückgenommen hätte, als der Verfasser die gelehrten Herren des Instituts mit der Erklärung verblüffte, daß das Buch eine Anwendung und Darlegung der Ideen Spinozas sei.

Vollends aber verdarb es Laine mit der französischen Universitäts-Philosophie und ihren mächtigen Anhängern, als er 1856 das Buch „Die Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts“ veröffentlichte. Für die studierende Jugend berechnet, „deren philosophische Überzeugung noch in der Bildung begriffen ist,“ übte die Schrift eine vernichtende Kritik an der Schule Cousins, deren Lehre eben die allein giltige, allein gebuldete und an der Universität allein gelehrt war. Nachdem er die Wandlungen der ursprünglich pantheistischen Philosophie des Effektizismus, welcher mit dem politischen Emporstreigen seines Schöpfers zum religiös ungefährlichen Spiritualismus, zur staatlichen orthodoxen Philosophie, zu einem Instrumente der Pädagogik und Politik geworden war, bloß-

gelegt hatte, fällt er über die Lehre des Ministers und Philosophen jenes scharfe Urteil: „Diese Gedanken sind Glaube und nicht Überzeugung, ein Vermächtnis der Tradition und nicht eine Errungenschaft der Wissenschaft; als Wissenschaft kann der Spiritualismus nicht gelten.“ Und über des Meisters Jünger, die Souffroy, Jules Simon, Caisset und Caro, fügte er nicht minder keck hinzu: „Die Nachfolger des Lehrers haben nichts zum Spiritualismus beigetragen. Wenn sie an dem gemeinschaftlichen Werke mitgewirkt haben, so geschah es durch Einschränkungen und Ausmerzungen. In ihren Händen ist der Eklektizismus oder Spiritualismus immer weniger philosophisch und immer korrekter geworden. Heute ist er vollkommen — für die Klassen der Lyceen und Gymnasien, als Musterprobe philosophischer Beredsamkeit und Kathederweisheit. Sein jetziger Zustand ist der eines schönen, wohlgekleideten und sorgsam einbalsamirten Leichnams.“ Diese Sprache erklärt allerdings die Hintansetzungen, die sich Taine vonseiten der Direktion der Universität hatte gefallen lassen müssen, und seinen gewichtigen Entschluß, der Universität den Rücken zu kehren, um sich nicht zum Werkzeuge und Diener des staatlichen philosophischen Dogmas, zum resignirten minister verbi — Cousini hergeben zu müssen. Ironisch hat Taine den spätern Auflagen des Buches den Titel vorgesetzt: „Die klassischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts,“ um eben den schulmeisterlichen, unwissenschaftlichen Charakter des Spiritualismus zu kennzeichnen.

Taines Leben und Thätigkeit theilte sich in diesen Jahren in literarische und philosophische Studien und den freundschaftlichen Verkehr mit einer Reihe von jungen Leuten, die, allen Wissenschaften angehörend, im lateinischen Viertel von Paris über alle möglichen Fragen aus allen erdenklichen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Forschung disputirten und denen unser Philosoph eine große Zahl fruchtbarer Anregungen zu verdanken erklärt, in die Mitwirkung an einigen Zeitschriften und in mehrfache Reisen inner- und außerhalb Frankreichs. 1855 erschien seine Reisebeschreibung nach den Pyrenäen, 1857 die erste Serie seiner kritischen und historischen Essays, 1860 gab er eine Umarbeitung und Erweiterung seiner Doktordissertation über Lafontaine heraus.

Aber trotz des großen unleugbaren Erfolges, welchen diese Arbeiten bei ihren Lesern fanden, hat doch keine seinen Namen derart in den Vordergrund gestellt wie seine auch in deutscher Übersetzung erschienene große „Geschichte der englischen Literatur,“ die er nach einem Aufenthalt in England ausgearbeitet und in der er zum erstenmale Gelegenheit gefunden hatte, seine philosophische Methode, das Leben und Schaffen der Geister und Völker im Zusammenhange zu analysiren und zu erfassen, Charakter und Eigenheiten derselben zu erklären und darzustellen, in umfassender Weise darzulegen. Die Kommission der französischen Akademie, welche die für die literarischen Preisbewerbungen zuzulassenden Schriften zu bezeichnen hatte, schlug einmütig dieses Werk zur Auszeichnung vor; aber die gelehrte Körperschaft der Unsterblichen im Magarinpalaste schra

vor den neuen Ideen Taines zurück, schamrot darüber, den Essay über Titus Livius gekrönt und die Umsturztenenz desselben nicht durchsichtbar zu haben; und bestrebt, das an der philosophischen Orthodoxie der Universität begangene Unrecht zu sühnen, weigerte sie sich, zur Mitschuldigen an der gegen die einzig richtige Glaubenslehre ihres Mitgliedes Victor Cousin begangenen Kezerei zu werden, indem sie offenherzig zugestand, daß das sonst vortreffliche Buch von der Preisbewerbung auszuschließen sei, weil seine Grundzüge „allen anerkannten Prinzipien der Philosophie widersprächen“ und denselben „Gewalt antihäten.“ Die Zeit des Bücherverbrennens war glücklicherweise vorüber, und auch Taine lief nicht Gefahr, auf einen Scheiterhaufen gebunden zu werden. Dennoch hatte es mit der Verurteilung durch die Akademie nicht sein Bewenden; auch die Kirche trat gegen das Buch auf; Bischof Dupanloup begriff den Verfasser mit ein in die Anschuldigungen des Atheismus, mit denen er Littré und Renan zu vernichten glaubte, und Taines Werk wurde auf den doppelten index librorum prohibitorum der offiziellen Philosophie und der katholischen Theologie gesetzt.

Die „Geschichte der englischen Literatur“ selbst aber machte dessen ungeachtet oder gerade deshalb ihren Weg und konnte das akademische Zeugnis korrekter Denkungsweise und die bischöfliche Empfehlung leicht entbehren. Wie aber wäre Taine geschehen, wenn er wohlbestallter Professor der Philosophie an einer der staatlichen Provinzialuniversitäten oder an der Sorbonne selbst gewesen wäre?

Und doch fällt gerade in diese Zeit allerhöchster Mißbilligung der Taineschen Gedankenarbeit seine Ernennung an eine staatlich besoldete Stellung, freilich weder vonseiten der Universität noch viel weniger durch die Kirche. Napoleon III. und seine militärische Umgebung scheinen nur unvollkommen von der Notwendigkeit und Unfehlbarkeit des Eklektizismus und von dessen Verdienst um Staat und Kirche überzeugt gewesen zu sein; angeregt auch durch die Tainesche Auffassung des Lebens und Denkens einer Nation, bei der er den größten Teil seiner Jugend verbracht hatte, sprach der Kaiser ein Machtwort, und Taine wurde Examinator für englische und deutsche Sprache an der Militärschule von Saint-Gyr. Nichtsdestoweniger gelang es seinen Feinden, denn als solche gerberdeten sich die Orthodoxen der Universität und die Unfehlbaren der Alerisei, seine Beseitigung zu erwirken, die indes unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und der kaiserlichen Sympathie bald genug widerrufen wurde, so daß er als einer der wenigen Franzosen, welche die englische und deutsche Sprache ebenso gut wie ihre eigne beherrschen, in seinem neuen Amte verblieb. In die Gunst des Kaisers ging noch weiter, indem sie 1864 dem Verfolgten endlich eine seines Geistes und seiner Neigungen und Anlagen würdige angesehene Stellung in dem Lehrstuhle für Kunstgeschichte und Ästhetik an der Pariser Kunstakademie — École des beaux-arts — verlieh. Diese Ernennung mochte viele überraschen, denn bis dahin hatte Taine keinerlei kunstphilosophische Arbeiten veröffentlicht, aber die Widerjacher mußten verstummen, als der

Ksthetiker seine glänzenden Vorträge über die Philosophie der Kunst (auch deutsch erschienen, 1865), das Ideal in der Kunst (1867), die Kunstphilosophie in Griechenland (1867), die Kunstphilosophie in Italien (1866), in den Niederlanden (1868) im Druck erscheinen ließ. Die Ernennung Taines an der Schule der schönen Künste war eine jener liberalen Verfügungen des Kaiserreichs, welche den Beifall der Opposition auf ihrer Seite hatten; denn diese betrachtete Taine instinktiv als den ihrigen. Wenn er auch niemals ein politisches Glaubensbekenntnis abgelegt hatte, so schloß man ans der freisinnigen Mitte, in der er sich im lateinischen Viertel bewegt hatte, ans seiner Lauterkeit und Unerbrotlichkeit gegenüber der offiziellen philosophischen Glaubenslehre, ans seinen Ideen und Anschauungen, daß er zur liberalen oder demokratischen Fahne schwöre.

Die Lehrthätigkeit an der Kunstakademie nahm Taines Schaffen jedoch nicht in dem Grade in Anspruch, daß ihm nicht noch Muße zu weiteren philosophischen Arbeiten geblieben wäre. Er übergab nach einem zweiten Aufenthalte in England folgende drei Schriften der Öffentlichkeit: „Der englische Idealismus,“ Studien über Carlyle; „Der englische Positivismus,“ Studien über Stuart Mill (1864), und „Die zeitgenössischen englischen Schriftsteller“ (1865). In demselben Jahre (1865) folgte noch die zweite Serie kritischer und historischer Essays, und von einer italienischen Studienreise brachte er seine „Italienische Wanderung“: Neapel, Rom, Florenz, Venedig — zuerst artikelweise in der Revue des deux mondes erschienen — mit nach Hause.

Alle diese Schriften trugen das Gepräge seines originellen Geistes und unterhielten das stets wachsende Interesse, welches das gebildete Frankreich ihm entgegenbrachte, boten auch dem Streite für und wider seine Ideen und Anschauungen in der Presse und Revueliteratur immer neue Nahrung.

Im Jahre 1867 erschien seine geistvolle Sittenschilderung des zweiten Kaiserreichs, welche den originellen Titel trägt: „Notizen über Paris oder Leben und Meinungen von Friedrich Thomas Gerstenkorn“ (deutsch von J. B. Widmann). Auf dieses leichte, feuilletonistisch gehaltene Erzengnis seines allen Gebieten und jedem Genre sich anschmiegenden Geistes folgte 1870 das gediegene Werk: „Über die Intelligenz,“ das, wenn auch unvollendet, als der Grundstein seines philosophischen Systems anzusehen ist.

Die Begründung der Republik veranlaßte ihn, eine Anwendung seiner Ideen auch auf politische Probleme zu versuchen, und so entstand die allerdings unbemerkt vorbeigegangene Broschüre „Über das allgemeine Stimmrecht und die Art zu stimmen“ (1871).

Als Gegenstück der Schilderung von Leben und Denken der französischen Weltstadt unter dem zweiten Kaiserreiche entwarf er dann 1872, von einer dritten Reise in England zurückgekehrt, in dem Buche „Aufzeichnungen über England“ ein interessantes Bild des englischen Lebens, englischer Zustände und Anschauungen. Bei demselben Anlasse kam auch die „Übersetzung“: Ein

Aufenthalt in Frankreich während der Jahre 1792 bis 1795, Briefe eines Zeugen der französischen Revolution, zu stande. Als er an der Universität von Oxford einen Cyclus von Vorträgen in englischer Sprache über die tragischen Helden Corneilles und Racines gehalten hatte, verlieh ihm der Senat dieser berühmten Lehranstalt den Dokortitel honoris causa.

Taines Hauptwerk aber bildet jene umfassende historische Darstellung der Ursprünge des heutigen Frankreichs, deren bis jetzt erschienene Abteilungen das alte Regime, die Revolution, die Errungenschaft der Jakobiner und die revolutionäre Regierung umfassen. Mächtiger als um seine philosophischen und kritisch-literarischen Schriften brach der Sturm der Polemik über dieses merkwürdige Werk los. Ein derartiges in Taines Geist, mit seiner Gewissenhaftigkeit und Unabhängigkeit geschriebenes Buch in einem derartigen Zeitpunkt (von 1876 an) in die Welt geworfen, konnte nicht verfehlen, alle denkenden Gemüter für oder gegen dasselbe zu entflammen. Diesmal hatten sich die Rollen seiner Verehrer und seiner Widersacher vertauscht. Die Gegner der Republik und alle die unentschlossenen „Konservativen,“ welche ihn zu seiner Zeit wegen seiner philosophischen Anschauungen und seiner Unerblichkeit hätten steinigen mögen, bemächtigten sich seines Werkes mit einer wahren Begeisterung als einer willkommenen Streitwaffe gegen das moderne Jakobinertum und überhaupt gegen alle Verteidiger der großen Revolution, gegen alle Freigeister, welche ihm in den Tagen seiner Verfolgungen entgegengejubelt hatten, und aus allen Reigen der erklärten Republikaner vom gemäßigten rechten bis zum äußersten linken Flügel trat man ihm mit einer Leidenschaftlichkeit entgegen, welche bei jedem andern, minder sichern, weniger überzeugungsvollen, der Leidenschaft zugänglicheren Geiste als demjenigen Taines der unbefangenen wissenschaftlichen Weiterführung des Werkes Abbruch gethan hätten.

Zu mehreren malen hatte es Taine versucht, die Pforten der französischen Akademie zu überschreiten, derselben Akademie, welche gegen seine Ideen so entschieden Stellung genommen und dieselben als philosophische Kezerei so strenge verurteilt hatte, derselben Körperschaft der Unsterblichen, welche den Spiritualismus gegen ihn in Schutz genommen und mit der Engbergigkeit und Ausschließlichkeit des Klerus gegen die freie Wissenschaft Partei ergriffen hatte. Zweimal unterlag er, und der Umstand, daß das einermal der Spiritualist Caro an seiner Statt gewählt wurde, mochte ihm beweisen, daß am Quai des Grands Augustins noch derselbe Wind wehte. Aber sein großes historisches Werk ver söhnte auch die berühmte Korporation der Unsterblichen mit ihm, weniger um seiner Wissenschaftlichkeit als um seiner Tendenz willen, und im Januar 1880 trat er endlich mit allen Ehren akademischer Begrüßung in ihre Mitte.

Dies in gedrängter Folge die Hauptdaten aus dem äußern Leben Taines (der sich 1868 — um auch dies noch nachzuholen — mit einer reichen Kaufmannstochter, Fräulein Denuelle, verheiratet hatte), einem an bewegten Ereignissen

armen, nur der Wissenschaft, der geistigen Arbeit gewidmeten Leben. Es ist die beschauliche Existenz des Gelehrten und Denkers, und als Gelehrten und Denker wollen wir ihn nun in den folgenden Blättern betrachten.

(Schluß folgt.)



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

22.



Wahlbürger! Wähler! Für euch ist ein großer Augenblick gekommen. Die Welt, welche sonst nur auf uns sieht, richtet heute ihre Blicke auch auf euch, und erwartet, daß jeder wahlberechtigte Deutsche seine Schuldigkeit thun werde. Zeigt euch würdig eines solchen Vertrauens. Die heiligsten Rechte des Volkes stehen auf dem Spiele. Jene freiheitsfeindlichen Mächte, welche die Gewalt an sich gerissen haben, wollen euch verhindern, jedes dritte Jahr euch an der Weisheit der Sonntagsstrategie zu erbauen: das ist der Kern der ganzen Streitfrage. Muß ich noch ausdrücklich hervorheben, daß das einen Eingriff in die durch die Verfassung gewährleistete Freiheit der Religionsübung bedeutet? Den Finsterlingen soll es gestattet sein, jeden siebenten Tag sich etwas über Bibeltexte vorpredigen zu lassen, ihr aber, die ihr aufgeklärt seid, sollt euch sieben Jahre gedulden, bis durch eine Rede Richters über die Nothwendigkeit euer Glaubensbedürfnis befriedigt wird. Das könnt, das werdet ihr euch nicht gefallen lassen. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles einsetzt für die Ehre, sich etwas Unverantwortliches vorreden zu lassen, sagt der Dichter — wollt ihr als Nichtswürdige dastehen?

Ich weiß wohl, daß die glorreiche Abstimmung vom 14. Januar vielfach getadelt wird. Es ist eine Verschwörung gegen uns angezettelt worden in der ganzen Welt, und wer der Opposition angehört, kann sich vorkommen wie der Psalmist, wenn er singt: „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten meiner, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf.“ Nun könntet ihr wohl sagen: Was verstehen die Österreicher, die Engländer, die Italiener, die Franzosen und wie sie alle heißen mögen, die sich über uns lustig machen oder uns Grobheiten sagen, was verstehen die von unsern Angelegenheiten! Aber was ihr da zu hören bekommt, ist ja garnicht die Stimme des Volkes, sondern die Stimme besoldeter Preßagenten, alle Zeitungen, welche gegen uns schreiben, sind von unsrer Regierung gekauft, sind Reptilienblätter, und wenn sich nicht Kapläne und Börsenreporter unser annähmen, so würde es überhaupt keine unabhängige Presse mehr geben. Ihr staunt; daß die Korruption einen solchen Umfang an-

genommen hat, hättet ihr nicht geglaubt. Doch das ist noch garnichts. Durch meine Beziehungen zu Hirsch Oppert aus Blowitz, Wippchen und einigen andern gutunterrichteten und wahrheitsliebenden Journalisten bin ich in den Stand gesetzt, das ganze gegen uns, die Paladine der Freiheit, ins Werk gesetzte Getriebe zu enthüllen. Da hat ein Franzose, Graf d'Herisson, welcher Ordonnanzoffizier bei Trochu gewesen ist, ein Buch herausgegeben, welches die verwerflichsten Dinge enthält. Einmal behauptet er, daß die politischen Reden in Paris den deutschen Armeen beinahe ebenso nutzbringend gewesen seien wie ein Sieg. Ein andermal läßt er den Ministerpräsidenten Grafen Montauban sagen: „Die Abgeordneten vertreiben sich die Zeit und rauben mir die meinige, indem sie mich mit naseweisen, unnützen Fragen bestürmen, und sich den Mund ausspülen mit großen Redensarten, die nichts bedeuten.“ Dann wieder versteigt er sich zu der Lästerung: „Wenn die Kanone spricht, sollten die Advokaten wenigstens den Mund halten,“ während doch jeder Vernünftige einsehen muß, daß gerade dann die Advokaten — damit meint er uns! — sich anstrengen müssen, um den Kanonendonner zu überdauern. Auf Seite 31 erklärt er ganz ungeschickt: „Um zu wissen, ob eine Truppe gut ist, bedarf es keiner Schlacht, die Probe würde tencer zu sehen kommen. Es giebt Neußerlichkeiten, Kleinigkeiten, welche nicht täuschen. Seht ihr Soldaten, welche ihre Uniform sauber, ihre Waffen blank erhalten, ihre Vorgesetzten respektvoll grüßen, so könnt ihr euch dreist an ihre Spitze stellen, und sie führen, wohin ihr wollt. Aber diese Freude an der Nettigkeit, dieses ehrerbietige Wesen erlernt sich nicht in einer Stunde und nicht in wenigen Wochen. Sie sind Früchte der Erziehung. Daß den Mobilgarden diese Erziehung fehlte, war nicht ihre, sondern die Schuld der Oppositionsmenschen, die mit ihrem unaufhörlichen Gezänk die ernstliche Organisation der jungen Mannschaft verhinderten u. s. w.“ Ja sogar gegen das allgemeine Stimmrecht erlaubt er sich despektirliche Äußerungen, meint, das Votum eines Generals oder eines Staatsmannes wiege schwerer als das eines Offiziersburschen oder eines Thürhüters, und eine Nation, deren Leben auf einem so barbarischen Mechanismus basire, könne keine Dauer haben. Ich will euch, freisinnig-ultramontan-partikularistisch-sozialdemokratische Bürger, nicht durch die Mittheilung weiterer Abscheulichkeiten aus jenem Buche in gerechte Entrüstung versetzen. Zweierlei aber wird für euch keines Beweises bedürfen: erstens, daß alle die Sätze auf uns gemünzt sind, und zweitens, daß der Franzose sie nicht geschrieben haben würde, wenn der Reichskanzler sie ihm nicht in die Feder diktiert hätte.

Damit noch nicht genug. Die Franzosen sind bekanntlich die friedliebendste Nation der Welt, und Republiken führen überhaupt keine Kriege, haben nie welche geführt. Das bischen Zeitalter Ludwigs XIV. und der Revolution und der beiden Napoleons — mein Gott, Ausnahmen bestätigen ja die Regel. Aber Deroulde und die Boulevardblätter? Das ist's ja eben! Lauter agents provocateurs, vom Reichskanzler bezahlt, um die Deutschen zu ängstigen und für seine schwarzen Anschläge gefügig zu machen. Ja er wäre imstande, Boulanger zu bestechen, damit er wirklich einen Krieg anfinge und während dessen das Tabaksmonopol eingeführt werden könnte. Glücklicherweise denkt Boulanger zu edel.

Von Frankreich haben wir also nichts zu befürchten. Etwas andres ist es mit Rußland, d. h. zu befürchten haben wir von dem auch nichts. Ihr wißt ja, daß es ein Skoloz mit thönernen Füßen ist, ein Stoß — bums! da liegt

er. Wenn es gegen Rußland geht, wird jeder freisinnige Deutsche freudig die Muskete ergreifen, und würde auch gern mitziehen, wenn nicht zuverlässige Personen zürückbleiben müßten, um das Staatswesen in Gang zu erhalten. Gegen Rußland, für die Befreiung der Polen, der Bulgaren, der Tscherkessen, der Kaschkren, Kirgisen, Tungusen — ah, das wäre ein ander Ding, was könnte uns näher liegen? Und die Gelegenheit zu diesem idealen Kriege ist schmählich verschert worden, ja die deutsche Regierung hat den von Rußland angestifteten Hochverrätern das Leben gerettet. Entsetzlich! Wir fordern zwar die Abschaffung der Todesstrafe, aber dem Hochverrat gegenüber verstehen wir keinen Spaß — je nachdem der Hochverräter ist, natürlich. Wenn z. B. ich mich an die Spitze eines bewaffneten Aufstandes stellte — ich werde es nicht thun, wenigstens nicht vor der Entscheidung, was si bête, ich sage nur: wenn — und man wollte mich etwa standrechtlich behandeln, so würde ich mir das ernstlich verbitten. Oder wenn im September 1885 die Türkei mit dem Fürsten Alexander, der in Dirmuelien eingestiegen war, kurzen Prozeß gemacht hätte, wie Suarez mit dem Kaiser von Mexiko, so wäre das sehr rücksichtslos gewesen. Man muß nach der epochemachenden Entdeckung unsers verehrten Professors der anatomischen Politik scharf unterscheiden zwischen guten und schlechten Hochverrätern. Wie man mit schlechten Hochverrätern verfährt, hat unter anderm das Haus Hannover in England bei den Erhebungen zu Gunsten der Stuarts gelehrt, und ich wundere mich sehr, daß Sr. kleine Exzellenz der Herr Oberbefehlshaber der alliirten Freiheitskämpfer es versäumt hat, mit diesem Exempel dem Herrn Korpskommandanten Richter zu Hilfe zu kommen.

Eigentlich brauchten wir gar kein Heer, davon ist jeder gute, in der Furcht der Herren Richter und Hasenlever erzogene Deutsche überzeugt. Oder wenigstens sollten die Kosten für dasselbe immer nur auf vier Wochen bewilligt werden. Das hätte den doppelten Vorteil, daß der Reichstag immer beisammen sein müßte, und daß der sogenannte militärische Geist, der uns so gründlich zuwider ist, nicht mehr ankommen könnte. Ich hatte auch die Absicht, einen dahingehenden Antrag zu stellen, erfuhr aber während der Reichstagsferien, daß die meisten Leute leider noch fest an alten Vorurteilen hängen. Da mußte ich mich denn zu den drei Jahren bequemem, und konnte dies verhältnismäßig mit leichtem Herzen, da ich ja wußte, die Regierungen würden darauf nicht eingehen.

Die ungebührlich aufgebauschte Frage der Autorität in militärischen Dingen will ich heute nur mit einem Worte berühren. Erstens erkennen wir überhaupt grundsätzlich keinerlei Autorität an als unsre eigne, und zweitens haben wir, wie die Rechte ihren Grafen Moltke, unsern Dr. Bamberger, welcher 1849 in der Pfalz, wenn ich nicht sehr irre, Wirklicher Geheimer Oberleutnant in der Armee des berühmten Generals Szynade gewesen ist.

Ferner soll man uns in Ruhe lassen mit den Gefahren für das Reich. Wir sind gewiß reichstreu, aber wie jener Unteroffizier — wie Sie sehen, bin auch ich kein Laie in militärischen Dingen! — sagte: „Was nützt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?“ so sage ich: Was nützt uns das Reich, wenn es nicht von uns regiert wird?

Nur keine Verdunkelung der Sachlage! Um nichts weiter handelt es sich, als ob wir in drei Jahren wieder eine Militärdebatte haben sollen oder erst in sieben Jahren. Darum frisch in den Kampf gegen Bismarck und Moltke mit dem Schlachtruf: Sie Windthorst, Richter und Kompagnie (limited)!



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.*)

I.



Welcher seelische Zusammenhang mag wohl zwischen Kindheit und höherm Alter bestehen?

Diese Frage mußte ich mir oft vorlegen, wenn ich in spätern Jahren von Zeit zu Zeit durch Träume zurückversetzt ward in die allerfrüheste Kindheit. Ich ward dann von meinem Vater aus dem Bett gehoben und über einen öden, hallenden Raum zu einem Fenster getragen, das sich nach Norden öffnete. Durch dieses Fenster erblickte ich einen großen glänzenden Stern mit leuchtendem, gegen das Ende sich verbreiterndem Schweife, der alle übrigen Gestirne des funkelnden Nachthimmels überstrahlte. Der überraschende Anblick dieses berühmten Irrefirnes machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich in jener Nacht erst spät einschlief und den überwältigenden Augenblick des Anstauens jenes Gestirns, das mich mehr erschreckte als verwunderte, nie wieder vergessen habe. Dieser Stern war der Komet des

*) Der Name Ernst Willkomm ist der jüngern Generation wohl wenig bekannt, da sein Träger seit etwa zehn Jahren wenig oder nichts mehr von sich hatte hören lassen. Und doch hat er eine lange Zeit hindurch, besonders in den Kreisen der Leipziger Schriftstellerwelt, eine angesehenere Stellung eingenommen, namentlich in der Zeit, die der großen Bewegung von 1848 und 1849 voranging. Ursprünglich dramatischen Arbeiten mit Vorliebe zugewandt, ist er dann, nachdem er die Verirrungen und Phantasien der Weltschmerzperiode überwunden hatte, besonders unter dem stählenden Einfluß großer politischer Kämpfe, die ihn auch einmal im Jahre 1849 als Korrespondenten nach dem schleswig-holsteinischen Kriegsschauplatz führten, zu einem der Begründer des realistischen Romans in Deutschland geworden. Wenn er dies aber wurde, so verdankt er dies nicht zum wenigsten der liebevollen Versenkung in die Eigenart seiner schönen Heimat, der südlichen Oberlausitz, wo er am 10. Februar 1810 im Pfarrhause von Herzogsdorf bei Zittau das Licht der Welt erblickt hatte und seine Jugend bis zum Abgange auf die Universität Leipzig im Jahre 1830 verlebte. Auch als Schriftsteller lehrte er immer wieder gern in dieses Grenzgebiet zurück, so sehr er sich auch ander-

Jahres 1811, und an sein Erbliden knüpft sich meine erste Jugenderinnerung. Ich hatte damals mein zweites Lebensjahr noch nicht vollendet.

Ein zweites, nicht weniger lebhaftes Erinnerungsbild, das in den Spätherbst von 1812 fällt, hat sich meinem Gedächtnis ebenso tief eingegraben und knüpft sich ebenfalls an eine Naturerscheinung. Es war Abend; mein und zwei Jahre älterer Bruder und ich saßen in Gesellschaft der Kindermagd, die über uns zu wachen hatte und an der wir sehr hingen, an einem einfachen Tische, der eine Schüssel dampfender Kartoffeln in der Schale — im Volksmunde damals noch Erdbirnen genannt — trug. Plötzlich erfüllte rote Blut das ganze Zimmer und zeigte uns die nahe Kirche von Flammen umspielt, aber nur auf Augenblicke. Dann verschwand die Erscheinung, die uns Kinder zitternd in die schützenden Arme der erschrockenen Pflegerin jagte, unter prasselndem Donner, der das ganze Haus erbeben machte.

Festere Umrisse nehmen die Erinnerungsbilder meiner frühesten Kindheit im Sommer und Herbst des nächsten Jahres an. Da sehe ich mich jetzt noch ganz deutlich an der Seite des Vaters und des Kirchschulmeisters nach dem äußersten Ende unsers Obstgartens wandern, dort, wo sich der Garten in offenes Feld verwandelte, auf die Erde legen und mit fest an den Boden gedrücktem Ohre lauschen. Ob ich in jener Lage selbst etwas gehört habe, weiß ich nicht, wohl aber erinnere ich mich sehr wohl, daß noch verschiedene Nachbarn sich uns zugesellten, denselben Versuch machten, und daß alle einstimmig ein an der Erde sich bemerkbar machendes Geräusch für fernem Kanonendonner erklärten. Jedenfalls beruhte das vernommene dumpfe Rollen nicht auf bloßer Sinnenttäuschung, denn wie man später in Erfahrung brachte, war an jenem Tage die blutige Schlacht bei Bautzen geschlagen worden, von dem mein Geburtsort in gerader Linie etwa fünf deutsche Meilen entfernt liegt.

Bis zu diesem geschichtlich bedeutsamen Tage war unser ruhiges Familien-

seits von dem großstädtischen Treiben und dem Welthandel Hamburgs, wo er sich seit dem Herbst 1852 niedergelassen hatte, oder von dem Stillleben der friesischen Inseln und den großen Schicksalen Schleswig-Holsteins, der Heimat seiner trefflichen Frau, angezogen fühlte. Als es dann einsam um ihn geworden war, seine Kinder weit hinaus in die Ferne gezogen waren, seine Frau ihm durch den Tod entzissen war, kehrte er im Herbst 1880 in sein Geburtsland nach Jittau zurück und hat hier unter der treuen Pflege einer Schwester inmitten eines großen Verwandtenkreises seine letzten Jahre verlebt, bis er am 24. Mai 1886 abgerufen wurde und seine letzte Ruhestätte neben seinen Eltern auf dem Friedhofe seines Heimatdorfes fand. Obwohl im Alter von Krankheit oft geplagt, verfolgte er doch mit Vorliebe den Plan, seine Selbstbiographie zu schreiben; doch nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand, als er eben erst ihren ersten Teil vollendet hatte. Was die folgenden Blätter geben, ist also nur ein kleines Bruchstück des beabsichtigten Werkes. Trotzdem schien es wegen der liebevollen Vertiefung in die innere Entwicklung einer jungen Seele und der lebendigen, treuen Schilderung der Umgebung in der stillen Zeit nach den Befreiungskriegen der Veröffentlichung nicht unwert.

Dresden.

Otto Rämmel.

leben von den kriegerischen Zeitläufen unmittelbar garnicht berührt worden. Die Oberlausitz oder doch der südlichste Zipfel derselben, der mit der Stadt Zittau in das gebirgige Böhmen hineingreift, lag den bisherigen Kämpfen fern und kannte den Krieg mit seinen Schrecken, Wirrnissen und Verwüstungen nur aus Erzählungen oder aus jenen dürftigen Nachrichten, welche das „Privilegirte Zittauer Wochenblatt“ mittheilte. Dieses Blättchen, das heute noch, freilich in anderer Form und anders geleitet, fortbesteht, wehte in meiner Kindheit Vornehm und Gering, Bürger und Bauer, sofern sie lesen konnten, in die Geheimnisse der Politik ein, d. h. es brachte die allerwichtigsten Zeitereignisse zur Kenntniss des Publikums, enthielt sich aber dabei selbstverständlich jeder Kritik.

Diese bisherige Ruhe im staatlichen und bürgerlichen Leben in einer von den großen Verkehrswegen abgelegenen Heimat verdankten wir dem Anschlusse Sachsens an den Rheinbund und der starren Treue, mit welcher König Friedrich August, der Gerechte genannt, der Sache des Kaisers Napoleon anhing. Nach der Schlacht bei Bautzen war es auch für diesen entlegnen Landstrich vorüber mit der Ruhe. Es folgten zunächst Durchmärsche verschiedener Truppen, die uns in keiner Weise lästig wurden, wohl aber uns Kindern sowohl eine große Augenweide durch ihre schimmernden Uniformen gewährten wie unser Ohr durch die lärmende Sanitscharenmusik ergözten. Bald jedoch sollte die kriegerische Weltlage auch uns äußerst unangenehm und zuletzt sogar in hohem Grade gefahrrohend werden.

Es rückten nämlich eines Tages mehrere Abteilungen Polen, bestehend aus Infanterie, Kavallerie und einer Batterie Fußartillerie, ins Dorf, um hier auf unbestimmte Zeit Quartiere zu beziehen. Da gab es Aufregung, Angst, Sorge und Ärger in Hülle und Fülle. Dem besaß auch Herwigsdorf eine große Ausdehnung, indem es sich zu beiden Seiten der Mandau und an den Ufergeländen eines ihr zuströmenden Baches über anderthalb Stunden weit hinzog, so reichten doch die vorhandenen Räumlichkeiten zur Unterbringung so vieler fremden Menschen bei weitem nicht zu. Dazu kamen die unverständliche Sprache, die fremden, ungewohnten Sitten, die vielen Anforderungen einzelner, die auch beim besten Willen der Quartiergeber nicht immer befriedigt werden konnten.

Um die Leute aber unterzubringen, blieb nichts übrig, als Viechställe und Scheunen zu öffnen, damit sie wenigstens Obdach erhielten. Die Pferde kampirten großenteils im Freien unter leicht gezimmerten Brettbedachungen. Zwischen diesen Bedachungen und in unmittelbarer Nähe der ausnahmslos mit Stroh bedeckten Scheunen loderten Nacht für Nacht zum Entsetzen aller Dorfbewohner die Weiwachtfener. Daß bei der Sorglosigkeit und dem großen Leichtsinne der fremden Gäste, die nicht selten mit brennenden Lichtern und Kienpänen in die Scheunen gingen, um sich den Bedarf an Hafer dort auszudreschen, dennoch kein Unglück geschah, ist wirklich zu verwundern.

In dem Hause meiner Eltern, dem Pastorat, nahm der Oberst, als Kom-

mandirender der Truppe, mit einer Anzahl militärischer Trabanten und verschiednen dienstbaren Geisteru sein Absteigequartier. Infolgedessen entfaltete sich um uns her ein militärisch buntes Leben zum großen Verdruß der Eltern, insbesondere des Vaters, der in seiner Amtsthätigkeit durch den Lärm der kriegerischen Gäste in empfindlichster Weise gestört wurde, uns Kindern aber zum höchsten Genuß.

Schlimm geartet waren diese Polen nicht, auch im allgemeinen nicht schwer zufrieden zu stellen. Die Mehrzahl radebrecte das Deutsche, sodaß sie sich mit den Quartiergebern notdürftig verständlich machen konnte. Schwieriger war der Verkehr mit dem Oberst und den übrigen Offizieren, die sich meistentheils der französischen Sprache bedienten, welche meinen Eltern keineswegs geläufig war. So half man sich denn, wie es eben gehen mochte, und es ging über Erwarten gut, da man sich auf die nötigsten Redensarten beschränkte und es stets an höflicher Begegnung nicht fehlen ließ.

Die Qual des Vaters, der keine ruhige Stunde mehr zur Ausarbeitung seiner Predigten fand, war die Lust für uns Kinder. Wir schlossen sehr bald Freundschaft mit den uns zutraulich begegnenden Polen, von denen wir besonders einen Sergeanten mit schwarzem Bart, der oft zum Obersten kam, sehr gern hatten. In seinem Schutze, begleitet von der Kindermagd, wagten wir uns bis in die Nähe der Batterie, wenn im Feuer exerzirt wurde, was häufig geschah. Am größten aber war unsre Freude beim Aufmarschiren der Wachtparade. Dann erschien im geräumigen Hofraum des Pastorats das gesamte Musikkorps mit etwa zwanzig Trommelschlägern, die auf Kommando des stattlichen Tambourmajors mit fürchterlicher Energie ihre Instrumente bearbeiteten. Dieser Spektakel wiederholte sich an jedem Vormittage zur bestimmten Stunde. Dann versammelte sich auch das gesamte Offizierkorps im Hofe, um von dem Obersten die nötigen Befehle in Empfang zu nehmen. Manchmal ward auch vor Tagesanbruch von den Trommlern Reveille geschlagen, wodurch das ganze Dorf in Bewegung kam, denn sämtliche Mannschaften mußten dann auf den nahen Feldern manövriren.

Einmal fand sich aus irgend einem Anlaß der Oberst gemüthigt, ein großes Gastmahl zu geben. Meine Mutter wurde durch seinen Koch von diesem Unternehmen in Kenntniß gesetzt und um Herbeischaffung des dazu erforderlichen angegangen. Fleisch, Geflügel, Eier und was etwa sonst noch von dem sehr unappetitlich aussehenden Koch begehrt wurde, konnte leicht verabreicht werden. Nun sollte aber auch als ganz besonderes Zwischengericht noch ein polnischer Kräuterpudding auf die Tafel kommen, und dazu verlangte der Koch insbesondre ein ganzes Faß von Sauerampfer. Wir besaßen nun zwar in der Nähe Gärten von ziemlicher Ausdehnung, in denen Sauerampfer häufig genug wild wuchs. Da aber Gärten und Wiesen längst abgemäht waren und der Sommer sich dem Ende zuneigte, so gab es das gewünschte Kraut nicht mehr in Menge.

Meine Mutter wandte sich an unsre Stallmagd, um zu hören, ob diese, eine sehr resolute Person, die mit jedermann fertig zu werden wußte, Rat zu schaffen wüßte.

Wie leicht, Frau Magister! gab die Magd zur Antwort. Ich nehme den Ernst mit, daß er pflücken hilft. Da sind wir in einer Viertelstunde fertig.

Die Mutter lachte, ich aber trottete mit der redseligen und immer lustigen Magd, die voller Schelmereien steckte, nach dem Baumgarten, um für den polnischen Koch des hochgräflichen Obersten Sauerampfer zu pflücken. Auf meine Frage: wo man das gewünschte Kraut finde? lautete die Antwort der Magd: Alles da herum ist Sauerampfer. Darauf begann ich denn anzurupfen, was mir unter die Hände kam. Meine bejahrte Begleiterin machte es nicht viel besser, indem sie mehrmals ärgerlich und doch mit schadenstroschem Lächeln die Bemerkung hören ließ: Für das pol'sche Volk ist alles gut!

Das mitgenommene Henkelsaß war demnach bald genug bis zum Rande voll, jedenfalls aber barg sich unter der Menge ausgerupften Graßes, dem auch erbliche Teile anhängen, sehr wenig Sauerampfer.

Die Mutter erschrak sichtlich beim Anblicke dieses vollständig unbrauchbaren Gemengfels und fürchtete eine Szene, wenn der Koch das Kraut einer genauen Prüfung unterwerfen würde, was man doch annehmen mußte. Unsre Magd aber ließ sich nicht irre machen, trat mit dem vollen Fasse dreist zu dem Koch, der, auf dem großen offenen Herde sitzend, Hühner rupfte, und sagte trozig: Da ist Sauerampfer! Dobre, dobre! lautete die Antwort des Koches, der sofort vom Herde sprang, das Huhn beiseite legte, der Magd das Saß abnahm und dessen Inhalt auf einen kleinen Tisch schüttete, der zur Reinigung des gebrauchten Geschirres benutzt ward und infolge dessen nicht immer ganz sauber war. Hier wurden Gras und Kräuter, ohne vorher gereinigt oder nur beichtigt worden zu sein, von dem polnischen Kochkünstler ausgebreitet, dann eine ziemliche Anzahl Eier hineingeschlagen, Mehl und frisch gepflückte, halbreife Äpfel dazu gethan, alles zusammen mittels eines Wiegemeßers klein gehackt und zuletzt von den Händen des Kochs zu einem Kloße geformt, der dann gebaden oder gebraten wurde.

Meine Mutter, welche dem sehr beschäftigten Koch noch allerhand Gewürze zu diesem kostbaren Zwischengericht reichen mußte, sah dieser Beschäftigung mit steigender Verwunderung zu und gedachte mit gerechtfertigtem Bangen der Tafelzeit, wo dies unvergleichliche Gebäck von den Gästen des Obersten verzehrt werden sollte; denn — welches Unglück — meinem Vater war ebenfalls die Ehre einer Einladung zu Teil geworden! Wodurch es der Mutter gelang, den Vater diesem Hochgenusse zu entziehen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Es mußten bei unsern edeln Gästen eigentümliche Begriffe von Reinlichkeit herrschen. Diese Begriffe kamen nie mehr zur Geltung als im Küchendepartement und bei der Speisebereitung. Ein Gang bei dem erwähnten Schmause bestand

aus gebratenen Enten und Hühnern. Nach polnischer Sitte wurde dies Geflügel über offenem Feuer am Spieß gebraten. Um nun mit dem herabträufelnden Fett die Braten von Zeit zu Zeit wieder ansuchten zu können, bedurfte der Koch eines dienlichen Gerätes, und dazu beehrte er als besonders geeignet einen sogenannten Flederwisch, d. h. den Flügel einer Gans, welchen die Federn verblieben sind. Im ganzen Hause fand sich nur ein einziger solcher Flederwisch vor, doch hatte derselbe längst die Farbe der Unschuld verloren, denn der Töpfer benutzte ihn, wenn er den Zugofen in des Vaters Studierzimmer reinigte, zum Ausfegen und Zusammenkehren des Fußes. Bewaffnet mit diesem viel gebrauchten Gänseflügel, näherte sich die Magd dem alle Ecken der düstern Küche durchstöbernden Speisekünstler, fest überzeugt, den durch solche Zumutung heftig geärgerten auf gut Polnisch fluchen und wettern zu hören, was sie stets ergötzte. Aber siehe da, der sehr geschwärzte und stark nach Ruß duftende Flederwisch ward ohne nähere Besichtigung dobre befunden, in einem Kübel warmen Wassers oberflächlich ausgewenkt und darauf sofort dazu benutzt, die am Spieß steckenden Enten mit Butter zu bestreichen. Da war es freilich kein Wunder, wenn alle deutsche Hausfrauen später ein Gruneln überließ, sobald sie den Namen Polen nur nennen hörten, und der häufig gebrauchte Ausdruck „polnische Witschaft“ war allen, welche jemals mit polnischem Militär in Berührung gekommen waren, seit dem Kriege kein leerer Schall mehr.

Die empfindlichen Niederlagen, welche die Heere Napoleons an der Raabach und andwärts erlitten hatten, verbunden mit dem Umschwunge in der Politik Oesterreichs, brachten Sachsen in eine bedauerliche Lage gegenüber den verbündeten Mächten. Diese Veränderung in der politischen Lage sollte auch der Bevölkerung der Lausitz bald fühlbar werden.

Unerwartet, wie sie gekommen waren, verließen uns die Polen. Die Einwohner des Ortes, die mit den befreundeten Truppen auf gutem Fuße gelebt hatten, sahen sie mit gemischten Empfindungen abziehen; denn aus Äußerungen der höhern Offiziere, die über die Lage, wenn auch nicht gründlich, so doch bis zu einem gewissen Grade unterrichtet sein mochten, mußte sich Zittau und Umgegend auf den Einmarsch feindlicher Truppen gefaßt machen. Selbst ein blutiger Zusammenstoß einander begegnender Heeresmassen wurde als möglich in Aussicht genommen.

Noch vor dem Abmarsche der polnischen Truppen wurde die nächste Umgegend von den Offizieren sehr genau besichtigt. In unserm Hause ging es dabei so lebhaft zu wie in dem Hauptquartiere eines kommandirenden Generals. Ordnonanzen kamen und gingen, und nach mehrmaligen Besprechungen mit solchen Sendlingen, die in dem nahen Zittau, wo der Stab lag, ihren Mittelpunkt hatten, umritt der Oberst mit seinen militärischen Begleitern das weitläufig gebaute Dorf zu wiederholten malen.

Dem Vater wurde dies Kommen und Gehen, Besichtigen und Vermessen

etwas unheimlich, weshalb er es für gerathen hielt, eine offene Frage an den Obersten zu richten.

Dieser, der überhaupt ein wohlwollender Mann war, welcher auf strenge Mannszucht bei den ihm untergebenen Truppen hielt, stand nicht an, die gewünschte Auskunft zu geben, die ungefähr auf folgendes hinauslief.

Die nächsten Umgebungen Zittaus — äuferte sich der kriegserfahrene Mann — sind wie wenige Gegenden von der Natur ganz dazu geschaffen, ein Heer, welches aus den Gebirgspässen Böhmens hervorbrechen sollte, vollständig zu vernichten. Insbesondere bildet das Dorf, dem Sie als Prediger vorstehen, von der Thalsohle des Flusses bis zum letzten Hause dort oben im Norden der waldigen Höhe einen natürlichen Laufgraben, der durch keinen Spatenstich verbessert werden könnte. Den neuesten Erkundigungen zufolge haben wir einen Vorstoß der Feinde von Böhmen aus zu gewärtigen. Wir würden uns demselben nur schwach widersetzen, um ihn aus dem Schuß der Bergschluchten heraus und in die vielen so verdeckt gelegenen Defileen zu locken, wo er unrettbar verloren wäre. Freilich würde es der Bevölkerung und um die Stadt, wohl auch Zittau selbst, bei einem solchen Zusammentreffen bedeutender Heeresmassen traurig ergehen. Das läßt sich eben im Kriege nicht ändern, weshalb ich auch weiter nichts für Sie thun kann, als Ihnen einen guten Rat geben, den Sie eintretenden Falles so schnell wie möglich befolgen wollen.

Und worin würde dieser Rat bestehen, Herr Oberst?

Sobald Sie gewahren, daß auf jeuen Höhen oberhalb der letzten Häuser des Ortes Schanzen aufgeworfen werden, so zögern Sie nicht, Ihre Familie in Sicherheit zu bringen. Denn greift der Feind uns an, so lassen wir ihn, uns langsam zurückziehend, bis unter den Schuß dieser Höhen vordringen. Hier empfangen wir ihn mit einem vernichtenden Kreuzfeuer aus den verdeckten Batterien, schießen aber zugleich, um ihm jeden Ausweg zu verlegen und einen Sturm auf unsre beherrschende Stellung unmöglich zu machen, das ganze Dorf in Brand.

Es kam nicht zu diesem Äußersten. Die Vorgänge auf der politischen Schaubühne gestalteten sich für unsern abgelegenen Weltwinkel insofern günstig, als die Kriegseignisse sich mehr und mehr von uns entfernten. Der Einfall von Böhmen her unterblieb, und es hatte in den ersten Tagen nach Abzug der Polen den Anschein, als sollte die altgewohnte Ruhe wiederkehren.

Dies war jedoch eine Täuschung. Bald stellten sich andre Truppen ein, meistens nur in kleinen Abtheilungen, die auf eigne Faust zu leben schienen, sehr brutal auftraten, bald Pferde, Wagen oder Lebensmittel forderten und, wenn ihnen nicht sofort gewillfahrt wurde, in die Häuser einbrachen und alles, was ihnen wertvoll dünkte, mitnahmen. Mit einem Worte, der friedliche Bauer ward bei Tage wie bei Nacht überfallen, geplündert und, wenn er Vorstellungen machte, auch gemißhandelt.

Es ist mir aus späteren Erzählungen der Eltern noch wohl erinnerlich, daß diese Marodeure, wie man sie allgemein nannte, Truppen verschiedener Nationalität angehört haben sollen. Stark unter ihnen vertreten waren Österreicher, die Sachsen jetzt als feindliches Land behandelten und bei ihren Durchzügen sich allerhand Erpressungen erlaubten. Osterreichisches Militär, größtenteils slawischer Abstammung, war auf die sächsische Bevölkerung, in welcher es nur Nezer erblickte, überhaupt nicht gut zu sprechen. Mein Vater sollte alsbald persönlich erfahren, was von dieser ungebildeten und unduldsamen Soldateska zu erwarten war, wenn sie nicht durch strenge Zucht ihrer Vorgesetzten scharf gezügelt ward.

Genau im Mittelpunkt des hufeisenförmig gebauten Dorfes lag die Kirche. Dicht an sie stieß das Pastorat, dessen hintere Hausthür unmittelbar auf den Kirchhof führte. Entlang der verwitterten und bemoosten Kirchhofsmauer und das Pastorat streifend zog sich die ziemlich stark benutzte, aber entschieden schlechte Landstraße fort, welche die voll- und gewerbereichen großen Dorfschaften, in denen schon damals die Weberei in hoher Blüte stand, mit der bedeutenden Handelsstadt Zittau verband. Zahllose Frachtwagen, fast ausnahmslos mit gewebten Stoffen beladen, welche für die reichen Kaufherren der Stadt bestimmt waren, nicht selten mit sechs und acht Pferden bespannt, quälten sich jahraus jahrein auf diesem zuweilen grundlosen Wege stundenlang ab, um aus einem zu tiefen Geleise, das mit losen Feldsteinen notdürftig ausgebessert war, wieder herauszukommen. Gar oft geschah es dann, daß den verzweifelten Fuhrleuten nichts übrig blieb, als zu einem unsrer Bauern Zuflucht zu nehmen und diesen inständigst um Vorspann zu bitten. Allzufreundlich wurde solche Hilfe, wenn man sich auch dazu verstand, nicht geleistet; denn unsre meistenteils wohlhabenden Bauern — wenigstens nach damaligen Begriffen wohlhabend — hielten auf gute Pferde und schonten sie oft vielleicht mehr, als nötig war.

Diese etwas ausgelegte Lage unsers Hauses so unmittelbar an der Hauptverkehrsader des Ortes brachte es mit sich, daß es von jedem von außen kommenden Anprall zuerst betroffen wurde.

Schon begann das Laub an den Bäumen die schillernden Farben des Herbstes anzunehmen, da wurde in grauer Morgendämmerung mit Gewehrschüssen ungestüm an die Hausthür geklopft.

Das sind sicherlich wieder Marodeure, meinte die erschrockene Mutter, während der Vater, sich eiligst in die Kleider werfend, ohne Rock und barhäuptig die Thür öffnete, um die unliebhaften Gäste in Person zu empfangen und, wenn möglich, ihre Wünsche zu erfüllen.

Ein ganzer Trupp wüßt aussehender und wild blickender Soldaten umringte ihn sofort und drängte ihn nach der auf die dunkle Hausflur mündenden Stallthür, hinter welcher sich das Brummen erwachender Kinder vernahmen ließ.

Schaff' Pferd, Pstall! Brauchen viel Pferd und gleich! lautet der befehlshaberische Morgengruß, während ein Paar der Eindringlinge den Vater in die Mitte nahmen, wohl um sich seiner Person zu versichern.

Ich habe keine Pferde, wovon ihr euch selbst überzeugen könnt! entgegnet der Vater.

Schaff' Pferd, oder wir kreuzigen dich! brüllen die Nachdrängenden und stoßen den Wehrlosen gegen die Wand.

Der Vater breitet die Arme aus, richtet sich hoch auf und versetzt ruhig: Thut es, wenn ein Pferd aus mir wird!

Darauf wildes Fluchen, Säbelgerassel, sinnloses Drohen, das damit endigte, daß der Vater, halb angekleidet, wie er war, inmitten der Lärmenden fortgeschleppt wurde.

Die Mutter, welche den Vater aus dem Hofe schleppen sieht, ruft um Hilfe, wir Kinder schreien, ohne zu wissen, um was es sich handelt, die Mägde stürzen in den nächsten Bauernhof, jammern und händeringend.

Zwischen war es ringsum lebendig geworden. Eine Anzahl entschlossener Männer, an der Spitze der Dorfrichter, dessen großes Gehöft dem Pastorat schief gegenüber lag, eilten herbei zur Befreiung ihres gefährdeten Seelsorgers. Mit Hilfe zweier Offiziere, die nunmehr einrückten, umgeben von einer geordneten Truppe, gelingt dies auch ohne Schwierigkeit, worauf über die Frevler strenges Gericht gehalten wird.

In der Bejorgnis, daß ähnliche Auftritte sich noch öfter wiederholen könnten, dachten die Eltern jetzt ernstlich an Flucht. Dieser stellten sich aber dadurch Hindernisse entgegen, daß der Vater unter allen Umständen bei seiner Gemeinde bleiben mußte, was eine zeitweilige Trennung von seiner Familie, deren Dauer sich nicht vorausbestimmen ließ, nötig machte.

Während man noch darüber beriet, wohl auch bereits die Flucht heimlich vorbereitete, wäre meine Mutter, in Abwesenheit des Vaters, durch die Kohheit eines ungarischen Husaren beinahe ums Leben gekommen, ein Vorfall, der wesentlich zur Beschleunigung unsrer Flucht beitrug.

Es war Sonnabend, der Tag, an welchem allwöchentlich Mittags zwölf Uhr Beichte in der Kirche gehalten wurde. Plötzlich sprengt die Landstraße daher ein einzelner Husar, hält vor dem Hofthor, schwingt sich aus dem Sattel und nähert sich schwanpenden Schrittes dem Hause. Die Mutter empfängt den offenbar bereits angetrunkenen Mann schon an der Thür, um sein Begehren zu erfahren und ihn möglichst schnell zufriedenzustellen. Wie vermutet wurde, verlangt der Husar mit lallender Zunge ein paar Flaschen Wein.

Zum Glück war von dem sehr geringen Weinvorrat, den die Eltern für außerordentliche Fälle bereit hielten, noch ein kleiner Rest vorhanden, was der Mutter in jenem Augenblicke sehr lieb war, da sie sich nun mit dem halbtrunkenen Manne, der nur gebrochen Deutsch sprach, in keine Unterhandlungen

einzulassen brauchte. Sie holte also den Hauptschlüssel, der auch die verschlossene Kellertür öffnete. Zu dieser hinab führte aus dem Hausflur eine tiefe, vollkommen finstere Treppe mit unebenen, schadhafsten und sehr hohen Stufen, weshalb ein Betreten des Kellers ohne Licht selbst für solche, die täglich darin aus- und eingingen, eine unangenehme Sache war.

Von dem taumelnden Husaren verfolgt, ergreift die Mutter das ihr von der Magd gereichte Licht und nähert sich der bloß durch eine Einfallkline geschlossenen Kellertür. Hier faßt der Husar nach dem Schlüssel und löscht dabei das Licht aus.

Lassen Sie mich, Sie fallen und würden dabei zu Schaden kommen, spricht die Mutter entschlossen, mit der linken Hand die schon geöffnete, zur Treppe führende Thür wieder zudrückend, mit der rechten den Schlüssel fester umfassend. Der Husar aber will sich nicht abweihen lassen, wird heftig, umfaßt die schwache, kleine Frau und beginnt mit ihr um den verhängnisvollen Schlüssel zu ringen.

Angst und Verzweiflung gaben der Mutter übermenschliche Kräfte. Es gelang ihr, sich der Umschlingung des wilden Menschen zu entziehen und mit dem glücklich geretteten Schlüssel zu entfliehen. Der an unsern Hof stoßende Garten des sogenannten Kirchbauers, in den sie flüchtete, bot ihr vorläufig Schutz.

Wittlenweile kam der Vater aus der Kirche zurück, fand den noch immer im Hause herumwankenden Husaren, der sich jetzt eines bessern besonnen hatte und „gute Frau“ die Hand küssen wollte, und erfuhr von der mit uns Kleinen allein gebliebenen Kindermagd, was sich sodann zugetragen hatte.

Die würdige Erscheinung des hochgewachsenen Geistlichen im schwarzen, faltigen Priesterrock mochte Eindruck auf den Burschen machen, den wohl auch ein Gefühl der Scham wegen seines Betragens gegen eine Frau überkam.

Ungar bitten wollen und küssen Hand gnädige Frau, war der Refrain, den er mehrmals wiederholte. Dies Vergnügen sollte ihm denn auch alsbald gegönnt sein; denn die Mutter kam in Begleitung mehrerer Bauern zurück, die nicht übel Lust hatten, dem weinseligen Kriegsmanne ihre Fäuste kosten zu lassen. Auf Vorstellung des Vaters unterblieb indes jeder Angriff; die Mutter reichte dem Reuigen zum Zeichen der Verzeihung die Hand, und der Friede war besiegelt.

Anstatt sich aber nun ruhig zu entfernen, kam der Husar wieder zurück auf das Begehren, welches ihn von Anfang an ins Pastorat geführt hatte. Nicht fordernd, sondern mit höflichen Worten bat er jetzt den Vater um den ersehnten Labetrunk und zwar, damit der Vorrat ihm nicht gar zu zeitig ausgehe, um zwei Flaschen.

Das Verlangte wurde ihm gereicht, doch nahm er vorerst nur eine Flasche

und stieg mit dieser zu Pferde. Als er sich hier fest im Sattel fühlte, wendete er sich wieder an die Mutter und bat um Nadel und Zwirn. Obwohl, niemand erraten konnte, was der Mann des Krieges damit beginnen wollte, wurde ihm auch diese Bitte nicht abgeschlagen. Mit dankendem Lächeln und einem landesüblichen „Küß die Hand“ nahm er der Mutter die Nadel ab, erfaßte den einen Armel des ihm um die Schulter hängenden Dolmans und nähte ihn unten an der Handöffnung zu.

Das gut sein für Fourage, sagte er, indem er die Nadel der Mutter zurückgab, ließ sich vom Vater die noch unberührte Flasche Wein reichen und schob sie in den zugenähten Armel. Darauf legte er die Hand grüßend an den Kalpak, jekte die schon halbgeleerte Flasche an den Mund, wandte sein Pferd und sprengte davon.

Dieser Vorfall beschleunigte die längst geplante und größtenteils auch bereits vorbereitete Flucht. Geboten schien dieselbe umsomehr, als mein älterer Bruder nicht unbedenklich an einem Fieber erkrankt war, zu dem sich noch der Keuchhusten gesellte. Der Vater eilte deshalb, seine Familie sobald als möglich in Sicherheit zu bringen, indem er zugleich Sorge trug, sich selbst und das Haus gegen etwaige Blünderer zu schützen.

Am Tage unsers Auszuges — dessen kann ich mich noch sehr deutlich erinnern — drang eine Anzahl österreichischer Jäger bei uns ein, die wie gewöhnlich Belästigung und Wein heischten. Es wurde ihnen gegeben, was im Hause vorhanden war, nur mit Wein konnte man nicht aufwarten. Um nun die Leute bei guter Laune zu erhalten, ergriff der Vater ein Glas des eingeschenkten Bieres und wollte mit den Worten: „Der Kaiser soll leben“ anstoßen. Die Jäger aber weigerten sich dessen, meinten, Kaiser Franz lebe ohne dergleichen, und gossen den Rest des Bieres, das ihnen wahrscheinlich nicht mundete, auf die Diele.

Kaum hatten sich diese letzten militärischen Gäste, die in unserm Hause einfuhrten, entfernt, so brachen auch die Eltern mit uns Kindern auf, um uns zu den noch lebenden Eltern der Mutter in Bittau zu bringen, wo man uns mit Ungebuld erwartete.

Damit aber auch der Schein einer beabsichtigten Flucht vermieden wurde, schlug man verschiedene Wege nach der Stadt ein, die innerhalb einer Stunde bequem zu erreichen war. Vater und Mutter wählten, als wollten sie bloß spazieren gehen, den gewöhnlichen Feldweg. Meinen kranken Bruder fuhr unsre Pflegerin in einem geschützten Kinderwagen über Feldraine, die sich erst kurz vor der Stadt mit dem Hauptwege wieder vereinigten. Mich selbst und eine jüngere Schwester packten die Eltern in einen großen Korb von Weidengeflecht, den unser im Hause und auf dem Felde beschäftigter Arbeiter, ein zuverlässiger und rüstiger Mann, auf einer Schiebkarre befestigte. In solcher Verpackung erreichten wir denn unangefochten das großelterliche Haus, an

dessen Thür die früher eingetroffenen Eltern unser schon sehnsüchtig harrten.

2.

Meine Großeltern mütterlicherseits wohnten in einem großen Siebelhause auf der Neustadt. Es ist dies ein marktähnlicher Platz an der Ostseite der Stadt, welcher sich gegen Süden zur Böttchergasse verlängert. Zwei Brunnen mit stets fließendem Wasser, gewöhnlich „Röhrbütteln“ genannt, schmückten den Platz und konnten auch für eine Art architektonischer Zier gelten, da aus der Mitte derselben erträglich gemeißelte Sandsteinfiguren emporragten. Eine derselben stellt den Neptun mit erhobenem Dreizack vor. Zwischen diesen Brunnen lag die Hauptwache, im Süden derselben schließt der Marstall, der auch als städtisches Getreidemagazin benutzt wurde und die Dienstwohnung des Kammereiverwalters enthielt, die Neustadt ab.

Unser plötzlicher Umzug vom Lande in die Stadt machte einen tiefen Eindruck auf mich, weil sich damit eine ganz neue, ungewohnte Lebensweise verknüpfte. Daheim gehörte uns nicht bloß ein großes Haus, sondern auch ausgedehnte Gärten mit daran grenzenden Wiesen und Feldern, auf denen wir uns nach Herzenslust tummeln konnten. Bei den Großeltern waren wir auf ein abgeschlossenes Stockwerk beschränkt, das zwar keineswegs eng genannt werden konnte, für unsre gewohnte Art zu sein aber sich doch nicht recht eignete. Ich und meine jüngere Schwester fühlten uns deshalb in diesen beschränkten Räumen, zumal da uns alles Lärmen wegen der Großeltern wie unsers schwerkranken Bruders wegen streng untersagt wurde, nicht sonderlich behaglich. Nur das stets heitere Wesen der Großmutter, einer kleinen, sehr zierlichen und ungeachtet ihres Alters noch äußerst beweglichen Frau, sprach mich an. In ihrer Gesellschaft durfte ich immer sein, wenn die Pflege des kranken Bruders die Mutter in Anspruch nahm. Sie plauderte unablässig mit mir, während sie am Fenster sitzend stink die Stricknadeln rührte, erzählte Märchen oder kleine Geschichten und lachte über die mancherlei Eulenspiegelereien, die ich trieb und zu denen ihre Lustigkeit mich nur noch mehr anspornte.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Deutscher Geschichtskalender für 1886. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Ereignisse im deutschen Reiche. Leipzig, Fr. Wih. Grunow, 1887.

Wir haben vom Jahre den ersten Jahrgang dieses Geschichtskalenders angezeigt und darauf hingewiesen, daß wir es hier mit einem in jeder Hinsicht gelungenen Werke zu thun haben, welches geeignet ist, alle Zusammenstellungen ähnlicher Art weit in den Schatten zu stellen. Umso erfreulicher ist es, nunmehr, und zwar schon jetzt, wo das neue Jahr kaum begonnen hat, das Erscheinen des zweiten Jahrganges anzeigen zu können. Es ist sehr erwünscht, alsbald bei der Jahreswende eine genaue und wohlgeordnete Uebersicht über die Ereignisse des verflossenen Jahres vor sich zu haben, um den Faden der Entwicklung nicht aus der Hand zu verlieren, namentlich aber, wenn der Jahreswechsel mit so wichtigen politischen Ereignissen zusammenfällt wie der diesmalige. Nur eine sachliche, nach den Gegenständen geordnete Darstellung läßt sich aber während des Jahres derart fortführen, daß sie alsbald mit dem Jahreschlusse zum Druck befördert werden kann, und damit ist die Probe auf das in dem hier besprochenen Buche beliebte System gemacht, da das letzte dargestellte Ereignis, wenn ich nicht ein noch späteres übersehen haben sollte, vom 28. Dezember datirt. Wie im vorigen Jahrgange ist auch in diesem die vollste Objektivität gewahrt, jedoch das Buch nicht nur für alle Parteien brauchbar ist, sondern wirklich als eine reine und lautere Geschichtsquelle bezeichnet werden kann. Mit dem Streben auf möglichste Parteilosigkeit ist es so ernst gemeint, daß der Herausgeber jeden, welcher bezüglich irgend einer Stelle Zweifel in die Parteilosigkeit zu setzen geneigt ist, um Bezeichnung der Stellen bittet, damit durch die Fassung künftig noch bestimmter jedes denkbare Mißverständnis ausgeschlossen werde. Da von einigen Seiten verlangt wurde, daß der Name des Herausgebers genannt werde, so hat der als historischer und politischer Schriftsteller bekannte und geschätzte Dr. Karl Wippermann zu Berlin die Vertretung übernommen.

Um auf den Inhalt des Werkes, soweit der Raum hier gestattet, etwas näher einzugehen, so mag bemerkt werden, daß wiederum zunächst die Ereignisse, welche das deutsche Reich und Preußen betreffen, dann aber die merkwürdigen Vorkommnisse der nichtpreussischen Bundesstaaten erzählt werden. Die Darstellung beginnt mit dem am 2. Februar gefeierten Regierungsjubiläum König Wilhelms und geht dann zu der zweiten Session des sechsten Reichstages über, deren erster Teil im vorigen Jahrgange wiedergegeben ist und die am 26. Juni ihr Ende erreichte; hervorzuheben sind hier insbesondere die Staatsberatung, die Verhandlungen über die Besteuerung des Zuckers und des Branntweines, das Branntweinmonopol, das Sozialistengesetz, die Abänderung der Justizgesetze und der Gewerbeordnung, sowie die Erörterung der zur Sprache gebrachten Verfassungsfragen. Spätere Abschnitte schildern die kurze dritte Reichstagsession über den spanischen Handelsvertrag und die in den letzten Tagen so jäh beendigte vierte Session, aus der die Beratungen über den Etat und die Militärvorlage das meiste Interesse in Anspruch nehmen. Der Abschnitt über den sechzehnten preussischen Landtag sei fast vorzugsweise durch die Staatsberatung, die Erörterung des Schutzes der deutschen Interessen in den Dittprovinzen und die Verhandlung über die kirchenpolitische Gesetzgebung, der sich ein hochinteressanter Abschnitt über die katholische Kirchenpolitik und ein über-

sichtlicher Artikel über die Bewegungen innerhalb der protestantischen Kirche abschließt. Alle diese wie die folgenden Abschnitte enthalten die wichtigsten einschlagenden Urkunden und Aktenstücke ganz oder auszugsweise. Ausführliche Abschnitte schildern das Parteiwesen in den beiden Halbjahren bezüglich der Maßnahmen der preussischen Regierung zum Schutze der öffentlichen Ordnung und gegen das Polentum; betreffs der Umwandlung von Schuldverschreibungen verstaatlichter Eisenbahnen, des Lotteriewesens, der Diätenprozesse u. a. m. werden die wichtigsten der erlassenen Bestimmungen, die sich daran anknüpfenden Ereignisse und die Äußerungen der Presse angegeben. Unfre besondere Aufmerksamkeit nehmen die Abschnitte über die Kolonialpolitik, die auswärtige Politik Deutschlands, das Militär und die Marine in Anspruch. Daß dem Hoge des Kaisers und Königs ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung, und ebenso ist es nur selbstverständlich, daß nicht nur ein Abschnitt den Erlebnissen unsers eisernen Kanzlers gewidmet ist, sondern daß auch eine Uebersicht der von ihm gehaltenen Reden geboten wird. Aus den nichtpreussischen Bundesstaaten werden die wichtigsten Landtagsverhandlungen mitgeteilt, hinsichtlich Baierns beanspruchte das tragische Ende König Ludwigs II., der Regierungswechsel und der sich daran anknüpfende Kampf gegen das Ministerium Luz, in dem Abschnitt über Baden das Jubiläum der Universität Heidelberg, aus den Reichslanden der Kaiserbesuch im Herbst ausführlichere Darstellungen. Auch dem vorliegenden Jahrgange ist endlich wieder eine Sammlung von Schlagwörtern und bemerkenswerten Aussprüchen beigegeben, von denen der Löwenanteil selbstverständlich dem Fürsten Bismarck zufällt. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein genaues Personal- und Sachregister erleichtern den Gebrauch des elegant ausgestatteten Werkes. Möge dasselbe hiermit allen Freunden des öffentlichen Lebens bestens empfohlen sein.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, F. A. Brodhahn, 1887.

Den ersten Aufsatz in dem neuen Bande des Historischen Taschenbuches hat Rügler, der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, beige-steuert. Bei seiner gründlichen Kenntnis der Quellen dieser Zeit konnte er sich kaum einen dankbareren Gegenstand wählen als Gottfried von Bouillon. Er führt ihn uns vor als eine kampflustige, redenhafte Natur, auf der Grenzscheide zweier Völker lebend, jedoch mehr Deutscher als Franzose, auf der Kreuzfahrt Führer der Deutschen, aber nicht, wie sonst immer angegeben wird, des ganzen Kreuzheeres; im ganzen erfährt die bisherige Auffassung des Heldens der Kreuzzüge eine wesentliche Aenderung. Bringt uns Horawitz in einer feinsinnigen Untersuchung der mehr gepriesenen als gelesenen Colloquia des Erasmus die Zeit der deutschen Reformation nahe, so enthält uns Häbler eine dunkle Episode aus dem Leben von Ferdinand Cortes: die mutmaßliche Ermordung seiner Gemahlin Catalina durch Cortes selbst. Asbach liefert die Fortsetzung seiner Abhandlung über Tacitus und Löwenfeld führt die im letzten Jahrgange begonnene Geschichte des päpstlichen Archivs zu Ende und bietet damit vielleicht den wichtigsten Abschnitt seiner Arbeit; sind doch unter Leo XIII. die im vatikanischen Archiv enthaltenen Schätze aus liberalster der wissenschaftlichen Forschung erschlossen worden. Anziehend und lehrreich ist der Beitrag Gustav Frauks über Mystizismus und Pietismus im neunzehnten Jahrhundert, eine in hohem Stil und Geist geschriebene Arbeit, die auch von den Laien mit großem Interesse gelesen werden wird. Den Schluß bildet eine Abhandlung Georgs von Below über die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des sechzehnten Jahr-

hundreds, ein Thema, welches neuerdings mehrfach in den Bereich der historischen Untersuchung gezogen worden ist. Der Band ist, wie man sieht, ebenso gebiegen wie reichhaltig und reicht sich den unter der Leitung des neuen Herausgebers erschienenen würdig an.

Der erste Fürst von Bulgarien. Aufzeichnungen von L. M. Sobolew. Leipzig, Dunder und Humblot, 1886.

Ein interessanter, wenn auch vielfach nicht recht glaubwürdiger Beitrag zur Geschichte Bulgariens in der Zeit vom Juli 1882 bis zum September 1883, wo der Verfasser, der russische General Sobolew, bulgarischer Ministerpräsident und Leiter der innern Angelegenheiten des Fürstentums war. Der Inhalt stand ursprünglich in der Petersburger Monatschrift „Russkaja Starina“ und hat seinen Schwerpunkt in den Bemerkungen Sobolews zu der Denkschrift seiner frühern Kollegen Raschowoditsch, Grefow und Stoilow, die den zweiten Teil dieser Mitteilungen bildet. Jene Bemerkungen gehen sehr ins einzelne ein und enthalten viele Züge zur Charakteristik des Fürsten Alexander und seiner Anhänger. Der Gesamteindruck aber ist dahin zusammenzufassen, daß in Bulgarien damals alle Welt intriguirte, der Fürst, seine bulgarischen Räte, die Konservativen, die Liberalen, die Radikalen und nicht minder die beiden Russen, die an der Spitze der Regierung standen, daß ferner die Motive aller Parteien teilweise recht unlauterer Art waren, und daß endlich die Verfassung, welche man den Bulgaren russischerseits verlieh, in keiner Weise ihrem Charakter, ihrem Bildungsgrade und ihren wahren Bedürfnissen entsprach. Diese Verfassung, welche einem Volke von Halbbarbaren eine parlamentarische Regierung gab, war ein Danaergeschenk, welches nur die Folge haben konnte, daß Ehrgeiz und Habgucht das Land ausbeuteten, daß allerlei Ränke es nicht zu ruhiger Entwicklung gelangen ließen, und daß es so allmählich reif für die Ausführung der russischen Pläne wurde. Sobolews Tiraden für die bulgarische Freiheit sind somit nichts als Heuchelei. Das schließt aber nicht aus, daß seine Beschuldigung, die Clique Raschowoditsch, Grefow und Stoilow mit ihrem Schwelge jüdischer Eisenbahnspkulanten hätte es auf Ausbeutung des Landes für ihre Tasche abgesehen gehabt, begründet sein kann, ja seine Behauptungen machen hier größtenteils den Eindruck der Wahrheit.

Aus bulgarischer Sturmzeit. Von A. v. Huhn. Leipzig, Dunder u. Humblot, 1886.

Eine Fortsetzung der Schrift des Verfassers „Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationalität“, welche über die Ereignisse nach dem Aufstande von Philippopol und den serbisch-bulgarischen Krieg vom Standpunkte eines dem Fürsten Alexander und seiner Partei zugewandten Tageschriftstellers berichtete. Hier werden die spätern Ereignisse, die Verschwörung von Burgas, die Militärrevolution von Sofia, die Gefangennahme und Wegführung des Fürsten, die Erhebung seiner Anhänger, seine Rückkehr, seine schließliche Abdantung und die weitere Entwicklung der Dinge mit Einschluß der Wirksamkeit des Generals Kaulbars vom gleichen Standpunkte betrachtet und geschildert. Eine „authentische Darstellung“ darf man das mit dem Titel nicht, oder nur insofern nennen, als der Verfasser größtenteils nach eigener Beobachtung schreibt. Es ist vielmehr eine Parteischrift, die geschickt verfaßt ist und vieles recht anschaulich erzählt und beschreibt, auch in manchen Partien Recht haben mag, aber für die Geschichte im ganzen nur ein Material liefert, welches noch zu sichten und zu ergänzen ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Kriegswolke im Westen.



Die Kriegswolke, die an demjenigen Teile des Gesichtskreises steht, den die Berge des Wasgenwalbes bilden, ist wie die Rauchwolke, die jahraus, jahrein aus dem Schlunde des Bewußts aufsteigt, bald klein, bald groß, aber immer vorhanden, immer das Zeichen einer Gefahr und immer eine Mahnung für uns, auf der Hut zu sein vor einem Ausbruche, der morgen schon stattfinden und schweres Unheil anrichten kann. Unsr Beziehungen zu Frankreich sind jetzt gut, aber schwer auf befriedigendem Fuße zu erhalten — so ungefähr äußerte sich Bismarck vor kurzem vor dem Reichstage, und ich bin, fuhr er fort, der Meinung, daß wir später einen Krieg mit ihm haben werden. Ich kann nicht sagen, ob in zehn Tagen oder zehn Jahren, aber keine friedlichen Versicherungen, keine Redensarten werden mich darüber beruhigen. Sobald Frankreich Grund hat, zu glauben, es könne uns schlagen, wird es uns angreifen, und siegte es, so würde es uns zur Aber lassen, bis uns der letzte Blutstropfen abgezapft wäre. Daneben ist aber noch an eine andre Möglichkeit zu denken, die ebenso nahe liegt: Frankreich ist das Land der Überraschungen, und es kann dort über Nacht ein Cabinet entstehen, welches, nicht imstande, mit dem Abgeordnetenhause zu regieren, einen Ausweg für die innern Schwierigkeiten sucht, indem es einen Krieg mit Deutschland vom Zaune bricht, wie dies 1870 geschah. Betrachten wir zunächst den zweiten Fall, den der Kanzler setzte, so leidet es keinen Zweifel, daß er leicht eintreten kann. Wahr ist, daß die Mehrtheit der Franzosen, der besitzende und der arbeitende Teil der Bevölkerung, friedfertig gesinnt ist, ebenso wahr aber, daß sie in sogenannten nationalen Fragen niemals den Ausschlag gegeben hat, die Führung hier vielmehr immer unruhigen und selbstsüchtigen Geistern zugefallen ist, welche

nichts zu verlieren hatten. Das Verständniß für die Schwächen ihrer Nation, die Gabe, zu imponiren, Ausdauer in der Strebbarkeit brachte sie stets an die Spitze. Wir denken dabei nicht an Dérouté und seine Patriotenliga, obwohl auch diese Narrenzunft sich bei ihren Landsleuten mehr Geltung erworben hat, als sie bei einem Volke mit weniger Gefallen an der Phrase und Pose, als unsre Nachbarn charakterisirt, erlangt haben würde. Wir haben Persönlichkeiten im Auge, die eine ernstere Gefahr bieten, und unter ihnen weniger den Häuptling der Radikalen, Clemenceau, der, nach Gambettas Rezept, an die Revanche denkt, aber nicht von ihr spricht und sie wohl nur versuchen würde, um sich bei Bedrohung seiner Herrschaft durch innere Gefahren am Ruder zu behaupten, als an einen Mann, der schon durch sein spezielles Gewerbe auf den Krieg hingewiesen ist. Nirgends vielleicht herrscht ein so arger Personenkultus wie in Paris, das für die große Menge in ganz Frankreich denkt und empfindet, und nirgends so sehr wie hier ist man trotz alles republikanischen äußern Scheines und Gethues geneigt, sich dem zielbewußten Willen eines begabten Einzelnen selbst auf Kosten der eignen bessern Überzeugung zu unterwerfen und dienend anzuschließen. Eine derartige Persönlichkeit hatte man an Gambetta, und eine ähnliche steht gegenwärtig auf der Bühne. Es sieht ganz so aus, als ob der jetzige Kriegsminister bestimmt oder wenigstens entschlossen wäre, die Erbschaft des Mannes von Cahors anzutreten. Nicht so rebegewandt wie dieser, dafür aber in militärischen Dingen weit besser zu Hause, glänzend und imponirend im äußern, wie es gallischer Geschmack vor allem verlangt, rücksichtslos und von brennendem Ehrgeiz erfüllt, vereinigt General Boulanger viele Eigenschaften, welche ihn befähigen, unter seinen Landsleuten bis auf weiteres eine Rolle zu spielen und unter Umständen dieselbe bis zur Diktatur zu steigern. Paris hat — diese Thatsache wird auch von weitverbreiteten dortigen Zeitungen anerkannt — dermalen fast nur noch Augen für den General, ihm allein ist das Ohr des Publikums zugewandt. So populär Gambetta einst war, Boulanger ist es noch mehr, schon weil der Soldat hier jetzt, wo seit Jahren das Rüsten für den Krieg im Vordergrund des Interesses stand, mehr gilt als der Zivilist. Neben Boulanger giebt es für niemand mehr einen hohen Platz in der öffentlichen Meinung der Stadt, welche in Frankreich zuletzt den Ausschlag zu geben pflegt, für niemand, selbst nicht für den Schatten des Juden, der einst der Diktator des Landes war. Seine Epigonen, die Opportunisten, mögen noch so oft an ihn erinnern, der Durchschnittspariser und mit ihm der Durchschnittsfranzose hört sie nur zerstreut an und fährt fort, auf den General zu blicken, obwohl derselbe bisher zwar Verstand und Energie im Organisiren bewiesen, aber noch keinerlei Proben von Talent, geschweige von Genie in der Verwendung des organisirten Heeres abzulegen Gelegenheit gehabt hat. Daß Boulanger gewillt ist, dieses Ansehen nach besten Kräften auszunutzen, ist nach dem, was wir von ihm wissen, nicht zu bezweifeln, und wenn ihm dabei mächtige

parlamentarische Gegner im Wege stehen, so ist gerade er der Mann, dem die Absicht und in seiner Stellung die Mittel zuzutrauen sind, sich durch ein Vordringen unter der Fahne der Revanche an Deutschland in der Gewalt zu behaupten und den Versuch zu einer Steigerung derselben durch Siege zu wagen. Es bleibt so nur die Frage übrig, ob und wann er die militärische Macht Frankreichs als der deutschen gewachsen betrachten wird, wenn er das nächste Ziel seines Ehrgeizes erreicht hat.

Der Ausgang des letzten Krieges mit Deutschland hat in Frankreich eine fieberhafte Thätigkeit zu dem Zwecke hervorgerufen, für die Zukunft besser gerüstet zu sein, bei der kein Opfer gescheut und rücksichtslos mit überlieferten Theorien und Systemen gebrochen wurde, um sich ähnlich wie die siegreichen Gegner einzurichten. Es sind dabei allerlei Mißverständnisse und Mißgriffe vorgekommen, und wir haben verschiedene Geseze aufeinander folgen sehen, die sich widersprachen, aufhoben oder einschränkten; im ganzen aber darf man sich rühmen, ganz außerordentliche Fortschritte gemacht zu haben. Die neue Organisation der französischen Armee gestattet schon jetzt, große Menschenmassen in wohlgegliederten Verbänden aufzustellen, und gelingt es dem gegenwärtigen Kriegsminister, seine Pläne zur Vermehrung der Friedensstämme durchzusetzen, so wird die Armee eine Kriegsstärke erhalten, wie sie noch kein modernes Heer besessen hat. Frankreich wird — man lese das Genauere bei Röttschau*) nach, welcher nach den Schriften *Avant la bataille* und *Pas encore* eine ausführliche Übersicht und Beurteilung des in der Bildung begriffenen und bereits der Vollendung nahegerückten französischen Heeres giebt — nach Durchführung der 1872 begonnenen Organisation 2 025 253 völlig ausgebildete, 697 072 während eines Jahres geschulte und 686 100 nach Einberufung für kurze Zeit oberflächlich geübte, im ganzen also 3 408 425 Soldaten haben, die fast zehn Prozent seiner Bevölkerung ausmachen. Jedes von den 18 Armeekorps der Armee zerfällt in 2 Infanteriedivisionen zu je 2 Brigaden, die ihrerseits jede aus 2 Regimentern zu 4 Bataillonen und 2 Depotkompagnien besteht. Das vierte Bataillon ist disponibel und wird im Frieden gewöhnlich als Besatzungstruppe in einer Festung verwendet; indes hat sich diese Einrichtung nicht bewährt, und so will Boulanger die vierten Bataillone und die Hälfte der Depotkompagnien in den 40 Jägerregimentern aufgehen lassen, mit denen er die französische Armee zu vermehren gedenkt, und von denen jedes Armeekorps 2 erhalten soll, sodaß es künftig 10 Regimenter Infanterie zählen würde. Ferner wird es haben: 1 Kavalleriebrigade von 2 Regimentern zu je 5 Schwadronen, 1 Artilleriebrigade mit 1 Regiment Divisionsartillerie zu 12 fahrenden Batterien und 1 Regiment Korpsartillerie mit 8 fahrenden und 3 reitenden Batterien; dann

*) Der nächste deutsch-französische Krieg. Eine militär-politische Studie von E. Röttschau, Oberstleutnant a. D. Straßburg, R. Schulz u. Komp., 1886. Der militärische Teil ist sehr chreich, auch in Betreff des Kriegsschauplatzes, der politische hat geringern Wert.

1 Geniebataillon, 1 aus 3 Kompagnien bestehende Trainschwadron, endlich 1 Sektion Sekretäre, 1 dergl. Beamte und Arbeiter der Verwaltung, 1 dergl. Krankenwärter, 1 oder 2 Legionen Gendarmen und 8 Büreaux für Rekrutierung, Mobilisierung und Requisition. Diesen Truppenteilen der aktiven Armee entsprechen bei jedem Korps die Stämme der Territorialarmee, die aus 18mal 8 Infanterieregimentern, 8 Kavalleriebrigaden, 1 Artillerieregiment, 1 Geniebataillon und 1 Trainschwadron besteht. Zu der Infanterie der 18 normalen Armeekorps, die bisher 144 Regimenter Linieninfanterie und 30 Jägerbataillone hatten, kommt noch ein 19., das in Algerien steht, sowie die Division in Tunis, zusammen 4 Regimenter Zuaven, ebensoviel Regimenter algierischer Tirailleurs, 2 Fremdenregimenter und 3 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie. Das giebt an Infanterie 154 Regimenter und 33 einzelne Bataillone. Die Reorganisation Boulangers bezweckt die Aufstellung von 206 Infanterieregimentern und nötigt infolgedessen die Leitung des deutschen Kriegswesens, der jetzt nur 161 Infanterieregimenter und 30 Jägerbataillone zur Verfügung stehen, zu einer Vermehrung auch unsers Fußvolkes. Außer den 18 Kavalleriebrigaden, welche den Armeekorps des eigentlichen Frankreich zugeteilt sind, bestehen dort noch 5 Divisionen (in Paris, Lunéville, Meaux, Melun und Lyon) und 2 einzelne Brigaden dieser Waffe. Die französische Reiterei zählt somit jetzt 70 Regimenter zu je 5 Schwadronen. Die noch fehlende dritte Division wird bei der Mobilmachung durch Heranziehung einiger der in Afrika garnisonirenden Regimenter (4 Regimenter Chasseurs d'Afrique und 4 Regimenter Spahis) ergänzt werden. Die neue Organisation wird weitere 10 Reiterregimenter hinzufügen, sodaß die französische Armee deren künftig 88 haben wird, wogegen die deutsche 93 hat. Die 23 Batterien des 19. Armeekorps garnisoniren in Frankreich. Für den Bedarf Algeriens sind 12 besondere als Zwillingbatterien einer gleichen Anzahl in Frankreich verbleibender gebildet und nach jener Provinz detachirt. Die Gesamtzahl der im Frieden vorhandenen französischen Batterien beträgt hiernach 449 mit 2694 Feldgeschützen, während das deutsche Heer nur 2040 Feldgeschütze besitzt. Außerhalb des Verbandes der 19 Armeekorps stehen zahlreiche besondere Formationen der Spezialwaffen, z. B. 16 Bataillone zu je 6 Batterien Festungsartillerie, 2 Regimenter Pontonniere zu je 14 Kompagnien und 4 Genieregimenter zu je 5 Bataillonen. Die Reorganisation will die Festungsartillerie verdoppeln und mit den Genieregimentern zu einer besondern Festungsgruppe vereinigen.

Die Zahl der vollständig ausgebildeten, teils dem aktiven Heere angehörigen, teils den Ersatzbehörden zur Verfügung stehenden Infanteristen wird auf 1 306 000 berechnet, davon 623 000 auf die Truppen erster Linie. Außerdem sind noch 546 000 vorhanden, welche zwölf Monate gedient haben, und hinter diesen stehen weitere 665 000 Mann, welche zu einer zweimaligen je achtundzwanzig Tage dauernden Dienstleistung bei der Truppe einberufen gewesen sind.

Gewehre, Munition und die zur Mobilisirung dieser Infanterie erforderlichen Wagen sind reichlich vorhanden. Bewaffnet ist dieselbe mit dem 1874 für Metallpatronen umgeänderten Chassepotgewehr, welches soweit schießt wie das deutsche und wie dieses in ein Repetirgewehr umgewandelt werden soll. Auch ihr Degenbajonnet gleicht dem deutschen. Die Reiterei zerfällt in Kürassiere, 12, Dragoner, 26, Jäger zu Pferde, 20, Husaren, 12, afrikanische Jäger, 4, und Spahis, ebenfalls 4 Regimenter. Die zweite und vierte Division derselben stehen dicht oder doch nahe an der deutschen Grenze. Alle Reiter führen Säbel, die Kürassiere Revolver, die übrigen Karabiner nach dem System Gras. Das Pferdmaterial ist nicht so gut wie das deutsche, die Einübung der Leute aber besser als vor 1870, und so ist an der Leistungsfähigkeit dieser Waffe im Kriege nicht zu zweifeln, nur wird sie der unsrer Kavallerie im ganzen nicht gleichkommen. Die Artillerie ist der unsrer in der Zahl der Geschütze überlegen, schwerlich aber in der Güte des Materials derselben. Die französischen Feldkanonen nach dem System de Bange sind nicht besser als die deutschen, ihre Munition enthält Granaten, Schrapnells und Kartätschen in nahezu demselben Verhältnis wie die unsrer Feldartillerie, „der Kenner gewinnt — wie Röttschau sagt — bei dem Vergleiche der einander nach Material und Form sehr ähnlichen Geschütze und ihres Zubehörs den Eindruck, daß die französische Artillerie extreme Leistungen in Anfangsgeschwindigkeit und Schutzweite angestrebt hat, während die deutsche vorwiegend Einfachheit und Dauerhaftigkeit des Materials sowie eine gute Wirkung auf mittlere Entfernungen im Auge hatte.“ Französische Berechnungen stellen dem Revancheheer nicht weniger als 530 063 Artilleristen zur Verfügung, doch ist nur die Hälfte dieser Zahl vollständig ausgebildet, 122 623 gehören zu den Leuten, die immer nur auf dem geduldigen Papiere standen, die übrigen 181 874 werden als einigermassen geschult zu betrachten sein.

Sehr wichtig ist für einen zukünftigen Krieg zwischen uns und den Franzosen die fortifikatorische Rüstung, welche die Franzosen ihrem Lande von der Ostgrenze bis nach Paris mit Einschluß dieser Stadt in den letzten Jahren angelegt haben. Zunächst haben sie die 33 Meilen lange Strecke von der Schweizergrenze bis an die belgische in eine erste Verteidigungslinie verwandelt. Belfort, Epinal, Toul und Verdun sind durch Anlegung weit vorgeschobener Forts in große verschanzte Lager umgestaltet, und die Zwischenräume zwischen diesen Orten durch eine Reihe andrer Forts mit weittragenden Geschützen geschlossen worden. Etwa zehn Meilen hinter dieser ersten Verteidigungslinie hat man eine zweite hergestellt, deren rechter Flügel durch die verschanzten Lager Besançon, Dijon und Langres, und deren linker durch die von Reims und Laon bezeichnet wird. Eine dritte Linie endlich bilden die mit zahlreichen neuen Befestigungen versehenen Städte Lyon, Paris und Lille. Paris ist zu einer Riesenfestung von $5\frac{1}{2}$ Meilen Durchmesser geworden, Lille ein befestigtes Lager von $2\frac{1}{2}$ Meilen Durchmesser, das von einer Gruppe von vierzehn andern Festungen umgeben

ist. Den beschriebenen Versuchen, unser deutsches Eisenbahnnetz an einigen Stellen für militärische Zwecke zu ergänzen und zu verbessern, steht auf französischer Seite ein großartiges Bahnsystem gegenüber, welches vorwiegend solchen Zwecken dient. Ein Überblick über die seit 1871 entstandenen französischen Militärbahnen, den Köttschau giebt, läßt erkennen, daß der Aufmarsch der republikanischen Armeen in den vorbereiteten Stellungen, sowie derjenigen ihrer Avantgarden in den dicht an der deutschen Grenze gelegenen Gegenden mit außerordentlicher Schnelligkeit bewirkt werden kann, daß jedes der befestigten Lager im Osten mit den übrigen direkt und meist mehrfach durch die Eisenbahn verbunden ist, daß ferner hinter der ersten Verteidigungslinie geeignete Teile des Terrains für die Zusammenziehung einzelner Heere zu einem einzigen großen mit besondern Bahnen ausgestattet sind, und daß endlich die Verschiebung sehr bedeutender Truppenmassen auf sehr weite Entfernungen ermöglicht worden ist. Die Franzosen haben mit einer Ausgabe von dreißig Millionen Franks ihre Bahnhöfe und ihr rollendes Material so eingerichtet, daß die Einschiffung, Beförderung und Ausschiffung von ganzen Divisionen, ja von Armeekorps in kürzester Frist ohne Störung bewerkstelligt werden kann. Sie sind für die Defensiv mehr als hinreichend gerüstet, aber auch für die Offensive. Wir stehen ihnen in Betreff aller Waffengattungen — einzig die Kavallerie ausgenommen —, was die Zahl der Mannschaften anlangt, schon jetzt erheblich nach, und würden ihnen nach Ausführung der Boulanger'schen Reorganisation noch weit mehr nachstehen. Zwar wird unsre numerische Schwäche teilweise dadurch aufgewogen, daß der deutsche Soldat durchschnittlich kräftiger, besser geschult und schon in der nächsten Zeit mit dem Repetirgewehr bewaffnet sein wird, während der französische, wenn der drohende Krieg bald ausbräche, ohne ein solches uns gegenübertreten würde. Deutschland besitzet ferner eine Anzahl erfahrener Generale, bewährte Meister in der Kriegskunst, und ein Korps von Stabs- und Regimentsoffizieren, wie es die Welt noch nie so trefflich sah, während sich die französischen Befehlshaber von Armeekorps und Divisionen, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, noch keinen besondern Ruf der Befähigung erworben haben, und die Offiziere niederer Rangstufe hinsichtlich ihrer technischen Geschicklichkeit und ihres Einflusses auf die Mannschaften allen Berichten zufolge noch tief unter dem durchschnittlichen Werte der deutschen stehen. Trotz alledem aber ist die gegenwärtige Ungleichheit der deutschen und der französischen Streitkräfte — d. h. der nach etwa vierzehntägiger Mobilisirung zu rascher und massenhafter Aktion verwendbaren — ein Umstand von so ernster Bedeutung, daß die militärischen und politischen Wächter der Sicherheit des deutschen Reiches ihn nicht mehr mit Gleichmut betrachten und seine Fortdauer dulden durften. Es war eine schwere Gefahr, die schleunige Beseitigung dringend erforderte, und zwar umso mehr, als auch im Osten der Himmel nicht ganz so wolkenrein war, als man wünschen mußte, wenn man einem Kriege mit den Franzosen trotz ihrer Übermacht mit einiger Zuversicht

auf schließlichen Sieg der deutschen Heere entgegenzusehen imstande sein wollte. Bismarck hat sich zwar in seiner großen Rede vor dem Reichstage über die gegenwärtige Stellung Rußlands zu uns in einer Weise ausgesprochen, nach welcher von dieser Seite her nichts zu befürchten wäre, und das wird im ganzen für jetzt, wo auch der Krieg mit Frankreich nicht unmittelbar vor den Thoren zu stehen scheint, seine Richtigkeit haben. Hinsichtlich der Zukunft aber sind wir nicht ohne Bedenken, und selbst jene vertrauensvollen und beruhigenden Erklärungen des Reichskanzlers durfte man als mehr an eine answärtige Stelle als an den Reichstag und dessen Mandatgeber gerichtet deuten. Man durfte glauben, der Kanzler habe damit einem Herrscher sein Vertrauen auf seine Einsicht, sein Wohlwollen und seine Friedensliebe ausgesprochen, der solches Vertrauen zu schätzen und zu rechtfertigen gewohnt ist, namentlich wenn es, wie hier, von einer Seite geäußert wird, der er selbst uneingeschränktes Vertrauen schenken darf. Der Kaiser Alexander und sein oberster Rat für auswärtige Angelegenheiten erblicken jetzt in Deutschland keine Gefahr für Rußland und denken infolgedessen an keinen Angriff auf uns, und sie würden vermutlich auch für die nächste Zeit keine feindselige Stellung zu uns einnehmen, wenn alles so bliebe, wie es dormalen in Deutschland und Rußland steht. Die Situation kann sich aber ändern. Der Zar ist sehr mächtig, aber doch nicht allmächtig. Es giebt neben ihm eine Art öffentlicher Meinung, es giebt Parteien, die schon jetzt in gewissem Maße berücksichtigt werden müssen und bei einem Kampfe Deutschlands mit Frankreich umsomehr verhängnisvollen Einfluß auf die Entschlüsse der Krone gewinnen könnten, als sie ein wirkliches Interesse Rußlands zu vertreten scheinen würden. Wir sehen da Pauslawisten mit fanatischem Hass gegen Deutschland und starker Hinneigung zu Frankreich. Wir begegnen Polen und liberalen Russen, welche einen Krieg mit uns in der Hoffnung herbeiwünschen, er werde mit einer Niederlage Rußlands endigen, die den einen unabhängigkeit, den andern eine freisinnige Verfassung bringen könnte. Diese Parteien würden, wenn es zu einem deutsch-französischen Zusammenstoße käme, nach oben drücken, und die Möglichkeit, daß sie die dort herrschende Friedfertigkeit erschütterten, würde uns nötigen, an unsrer Ostgrenze gegen die 200 000 Mann, die Rußland in seinen westlichen Provinzen stehen hat, ein Beobachtungskorps von mindestens 100 000 Soldaten aufzustellen und damit unsre gegen Frankreich bestimmte Armee erheblich zu schwächen. Ferner würde, wenn wir hier trotzdem siegten, die öffentliche Meinung in Moskau und Petersburg und, von ihr bestürmt, zuletzt auch die Regierung schwerlich dulden, daß wir unsern Sieg so ausnützten, wie es geschehen müßte, zu gründlicher Schwächung des Erbfeindes; denn das wäre eine Stärkung Deutschlands, die auch in Rußland schwere Bedenken und Beklemmungen für die Zukunft hervorrufen könnte. Endlich ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß Rußland, während wir in Frankreich beschäftigt wären, Oesterreich angreifen würde, dem eine Verstärkung seiner

Wehrkraft noch mehr noththut, als uns die der unstrigen, und das diese Pflicht bis jetzt mit sträflichem Leichtsinne außer Acht gelassen hat.

Von solchen Gesichtspunkten aus war der Gesetzentwurf zur Vermehrung des deutschen Heeres zu betrachten. Die Mehrheit des deutschen Reichstages zog es vor, die Vorlage von einem andern Standpunkte aus anzusehen und zu behandeln. Sie beliebte, die Forderung der Regierung abzulehnen, und die Versammlung wurde daraufhin selbstverständlich aufgelöst. Sie hatte sich selbst aus ihrer Existenz als Landschaden hinausvotirt. Die Parteien, welche das Gesetz in der Gestalt, die es haben und behalten mußte, zu Falle gebracht haben, hatten den Reichstag vor der ganzen Welt, soweit sie vernünftig denkt, um nicht mehr zu sagen, zu einer Unbegreiflichkeit gemacht. Ein weitverbreitetes englisches Blatt äußerte sich damals über die Majorität: „In der Meinung aller zivilisirten Völker mit Einschluß des unverföhnlichen Erbfeindes hat sie ihren Ruf, patriotisch zu denken, ernstlich gefährdet, . . . die Sicherheit des Landes geschwächt und den Frieden Europas erschüttert. Obwohl Hellmuth von Moltke, dessen Prophezeiungen die Eigenschaft haben, immer einzutreffen, ihr versichert, auf die Verwerfung des Gesetzes werde der Krieg folgen, verwarf sie es dennoch. . . . Sie hielt an den Prärogativen der Volksvertretung [?] fest, die jedes andre Parlament unter so bewandten Umständen bereitwillig für den Fall beiseite gethan haben würde, und ermutigte so die Feinde Deutschlands, an dessen Bereitwilligkeit zu weitem Opfern für die Verteidigung seiner Existenz zu zweifeln. . . . Es ist ein Glück für diese übelberathenen Abgeordneten, daß es im jungen deutschen Reiche noch kein Gesetz giebt, wie das von Bismarck neulich angekündete, nach welchem jedes Mitglied des Parlaments, welches das Vaterland schädigt, vor ein Kriegsgericht zu stellen wäre.“ Ähnlich lauten andre Urtheile der fremden Presse, und wir können uns ihnen, auch denen, die sich noch stärker ausdrücken, nur vollständig anschließen. Auf den Rat von Fachmännern allerersten Ranges hin erklärte unser Kaiser in Übereinstimmung mit den verbündeten Regierungen eine Verstärkung der deutschen Heeresmacht für notwendig, wenn unter den gegenwärtigen Spannungen und Gefahren die Sicherheit der Nation erhalten bleiben sollte. Infolge der Bemühungen parlamentarischer Hänkeschmiebe, welche in militärischen Dingen und Fragen der auswärtigen Politik nicht einmal als Fachmänner dritten oder vierten Ranges, sondern als reine Pfuscher und Wühlfähen anzusehen sind, knüpfte der Reichstag die Bewilligung der ihm gemachten Vorlage an unerfüllbare Bedingungen, deren Aufstellung einer Ablehnung gleichkam. Die Opposition, zusammengesetzt aus offenkundigen Reichsfeinden und solchen, denen das Reich erst in zweiter oder dritter Linie steht, hinter dem Ziele einer parlamentarischen Regierung, einer Parteiregierung, genau erwogen der Regierung ihrer Partei, noch genauer der Führer dieser Partei, versuchte zuerst, die Notwendigkeit einer Vermehrung des Heeres überhaupt zu bestreiten, und als ein

Hinblick auf die Stimmung des Volkes sie davon abgebracht, da diese Stimmung bei einer Auflösung und neuen Wahlen das geliebte Mandat versagen konnte, weigerte sie sich, die Friedenspräsenz der Armee, wie sie bisher im Einvernehmen der Regierung mit der Volksvertretung bestanden hat, weiter zu bewilligen und wollte statt der verlangten sieben Jahre nur eine Frist von dreien zugestehen, an geblich um ein Volksrecht zu wahren, in Wahrheit, um möglichst bald wieder in Dinge hineintreten zu können, von denen sie nichts versteht und die zu ihrer gedeihlichen Entwicklung davor gesichert sein müssen, daß sie häufig in Frage gestellt werden können. Sie hat damit zwei Gefahren heraufbeschworen: die eines baldigen Krieges mit dem uns jetzt, wie es scheint, in verschiedenen Beziehungen überlegnen Frankreich und die eines innern Konfliktes, der vor den Wahlen eine Möglichkeit ist, nach den Wahlen zur Wahrscheinlichkeit werden und, wenn er ausbricht und gefährliche Dauer hat, eine Stunde herbeiführen kann, wo zur Rettung des Vaterlandes vor äußern Feinden die innern, sehende und verblendete, in eine Lage versetzt werden müssen, wo sie mit ihrem Mundwerk als Oppositionsredner und ihrem Votum nicht mehr zu schaden vermögen. Man denke für diesen Fall, den wir jetzt nicht herbeiwünschen, an das „Glück von Edenhall,“ an das Bismarck vor einiger Zeit warnend erinnerte, und man rufe sich das Wort Schwarzenbergs ins Gedächtnis: „Diese Einrichtung hat sich nicht bewährt.“ *Not bricht Eisen!* Das erste und wichtigste, was wir brauchen, ist ein starkes, festes Heer — so könnte man sich eines Tages sagen —, denn es verbürgt unsre Existenz, unsre höchste und wichtigste Freiheit. Wir könnten am Ende auch ohne die jetzige Verfassung uns die Freiheit von der Herrschaft des Auslandes wahren und gewiß besser ohne einen solchen Reichstag, wie der letzte war, der fast nur als Hemmschuh am Wagen unsrer Lebensinteressen wirkte. Die Wähler mögen sich das, wenn sie nicht bessere Motive, z. B. Vaterlandsliebe, klare Vorstellungen vom Werte des Friedens und Achtung vor dem Urteile Volkes und Bismarcks mitbringen, recht deutlich vor die Augen halten, bevor sie ihren Stimmzettel in die Urne werfen. Sie mögen sich nicht irremachen lassen durch die Ausstreunungen verlogener Parlamentsredner und lüggengewohnter Verfasser von Leitartikeln und Flugblättern, die trotz authentischer und zweifelloser Widerlegungen vonseiten der Regierung immer wiederkehren und sich mit neuen verbinden. Sie glauben selbst nicht daran. Sie gehen in Masken, Bismarck ist der einzige in diesem Mummenschanz, der keine Larve trägt. Es ist Heuchelei, jenes Gebahren. Es ist dreister, frecher Wahlschwindel, wenn geweissagt wird, der Kanzler beabsichtige und hoffe, mit einem in der Militärfrage gefügigen Reichstage auch die früher beantragten und abgelehnten Monopole durchzusetzen, das allgemeine Wahlrecht zu beseitigen, und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr in die einfältige und leichtgläubige Welt gegangen sind, aus welcher die Opposition bisher ihre Mandate fischte, um sich dann zu brüsten, sie vertrete das „Volk.“ Es wäre tief traurig, es wäre doppelt ver-

hängnisvoll, es wäre eine Schande, wenn der neue Reichstag dieselbe oder auch nur eine annähernd gleiche Mehrheit wie der alte aufwies. In die Hand des Volkes ist es gelegt, daß dies nicht geschieht. Quod Deus bene vertat!



Deutsch-böhmische Briefe.

2.



Wenn das dreizehnte Jahrhundert als die glänzendste Periode der böhmischen Geschichte zu betrachten ist, so gebührt dem deutschen Teile der Bevölkerung der Ruhm, sehr wesentlich dazu beigetragen zu haben. Das Deutschtum Böhmens gelangte in dieser Zeit zu hoher Blüte und Machtfülle und begann mit seinen materiellen Kräften wie mit seiner geistigen Überlegenheit die Zustände des Landes vielfach umzugestalten. Es gründete und bevölkerte vom einheimischen Adel unabhängige Dörfer und mit königlichen Freiheiten und Vorrechten ausgestattete Städte, es wurde zur treibenden und zugehenden Kraft in Handel und Gewerbe, lenkte durch seine Priester das religiöse Leben, verbreitete Licht durch seine Schulen und gewann Geltung in den Kreisen des Hofes und des Adels. Die Deutschböhmen, früher nur in Nesten alter germanischer Bevölkerung und vereinzelt Ansiedlungen neuer Einwanderer vertreten, setzten sich jetzt in zusammenhängenden Massen fest, drangen von dem Grenzgürtel mehr gegen die Mitte vor, engten so das Gebiet der slawischen Zunge weiter ein und schufen innerhalb desselben oasenartige Gemeinwesen. Der Hof und das ihn umgebende Prager Leben germanisirten sich unter den letzten Premysliden zusehends. Deutsche Sprache, Sitte und Tracht, desgleichen westliche Bildung griffen um sich. Waren die Fürsten etwas selbständiger geworden, so blieben sie doch Glieder des deutschen Reiches, die sich an dessen Kaiserwahlen, Hoftagen und Kriegen lebhaft beteiligten und sich ihre Frauen meist aus deutschen Geschlechtern holten. Ottokar I. förderte eifrig die deutsche Kolonisation. Wenzel, der erste König seines Namens, war mehr deutsch als tschechisch, er liebte die Sprache, die Kunst und Wissenschaft und die ritterliche Sitte der Nachbarn im Westen. An seinem Hofe lebten zahlreiche deutsche Ritter, darunter der Minnefänger Reinmar von Zweter und Oger von Friedberg, der ihm seine Turniere leitete und überhaupt sein Ratgeber war. Auch er begünstigte den Zuzug deutscher Einwanderer, geistlicher wie weltlicher. Keiner der Premysliden aber betrieb diese Kolonisation in so großartigem Maßstabe wie Ottokar II., der Sohn einer Stauferin, der

Gemahl einer Babenbergerin. Bitter klagen tschechische Chronisten, er habe „die Tschechen zu Gunsten der Fremdlinge vertrieben, er habe die Seinigen hintangesetzt und sogar angefangen, sie zu verachten, er habe den Meißnern und Thüringern versprochen, ihnen Böhmen zu ewigem Besitze zu schenken,“ und häufig begegnen wir unter jenen Historikern der Meinung, er sei durch sein deutschfreundliches Verhalten schließlich zu Grunde gegangen. Unter der Vikariatsregierung nach seinem Tode, die der Markgraf von Brandenburg führte, wanderten Deutsche „zahlreicher als Mückenschwärme“ ein. Wenzel II., deutsch erzogen, mit einer deutschen Prinzessin, der Tochter Rudolfs von Habsburg, vermählt, hatte um sich fast nur deutsche Berater, unter denen der Bischof Arnold von Bamberg der einflussreichste und so geradezu die Seele der Regierung wurde, in welcher Eigenschaft er eine Menge wichtiger Ämter mit Deutschen besetzte, die er aus Franken mitgebracht oder nachgezogen hatte.

Es war nur natürlich, daß der einheimische Adel an der Germanisierung des Hofes teilnahm. Er übte sich für die Turniere der Resideuz in Tsof und Buhurd, er trug deutsche Rittertracht und lernte deutsch sprechen, er ließ sich von deutschen Baumeistern Burgen errichten, denen er deutsche Namen gab und nach denen die Besitzer sich später selbst nannten. So entstanden noch um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts für ursprünglich tschechische Geschlechter Namen wie Löwenberg, Rosenberg und Sternberg, Niesenburg und Lichtenburg, zu denen später andre wie Schwamberg, Waldeck, Wartenberg, Waldstein und Falkenstein traten. Hierzu gesellten sich als Besitzer böhmischer Güter auch eingewanderte reindutsche Familien ablicher Herkunft wie die Schönburg, die Seeberg, die Viberstein und die Zleburg. Wenn der Adel Böhmens so immer mehr seinen slawischen Charakter ablegte, so trug dies doch wenig zur Förderung der Kolonisation bei, welche die Könige begünstigten. Im Gegenteil, dieser Adel nahm, eifersüchtig auf das daraus erwachsende Bürgertum, in welchem er eine Stütze der ihn beschränkenden Krone erblickte, meist eine feindselige Stellung zu den Eingewanderten ein und schloß sich den Tschechen zu deren Bekämpfung an. Nur wenige Mitglieder dieses Standes siedelten auf ihren Gütern Deutsche an.

Der böhmische Klerus blieb auch in diesem Zeitraume größenteils deutsch, doch mehr in seinen Klöstern als in seinen Weltgeistlichen. Die Oberaufsicht über ihn stand dem Erzbischof von Mainz zu, welcher die Könige krönte und die kirchlichen Streitigkeiten entschied. Die Klöster blieben lange deutsch und arbeiteten für die Germanisierung fort. Schon in dieser Zeit wurden Klagen laut, daß Ordensgenerale in die Klöster Böhmens mehr Deutsche als Tschechen schickten und slawische Novizen von dort ins Ausland sandten, sodaß die Klöster sich deutsche Vorsteher wählen konnten. Die Äbte aber thaten auch in dieser Periode ungemein viel für die Ansiedlung deutscher Bauern, deren tüchtige Arbeit den Wert der klösterlichen Besitzungen rasch zu steigern geeignet war.

Durch sie mehrte sich fortwährend die Anzahl der deutschböhmischen Dörfer im Norden, Südwesten und Osten bis an die mährische Grenze, wohin auch von den Fürsten deutsche Landsleute verpflanzt wurden und wohl gediehen. Die Lage der deutschböhmischen Bauern unterschied sich wesentlich von derjenigen der tschechischen: die letztern waren Hörige und im günstigen Falle Pächter, die erstern freie Eigentümer, die nur einen feststehenden Erbzins zahlten. Die nach „deutschem Rechte“ angelegten Dörfer waren unabhängig von den Gauvögten und frei von den Lasten der Gesamtbürgerschaft und der Staatsfrohnben. Die niedere Gerichtsbarkeit übte ihr „Schults“ aus, die höhere der Magistrat der nächstgelegenen Stadt, die damals immer deutsch war. Denn das Slaventum des Mittelalters kennt kein eigentliches Städtewesen und kein Bürgertum, nur Dörfer am Fuße einer Burg oder besetzte Ortschaften, in denen das Kriegsvolk sich sammelte, deren ständige Bewohner aber staats- und privatrechtlich sich nicht von der Landbevölkerung unterschieden und auch sonst in keiner Weise städtisch lebten.

Unter dem Schutze der letzten Premysliden entwickelte sich die kleine Kaufmannskolonie am Porschitz allmählich zu der mächtigen Stadt Prag. Schon unter Ottokar I. breitete sie sich über den Boden der jetzigen Altstadt aus. Wenzel I. bestätigte ihren Freiheitsbrief und vermehrte ihn durch Begnadigungen verschiedener Art, welche zeigen, daß sie bereits Dörfer außerhalb ihres Kreises erworben hatte, und welche mit den feierlichen Worten schließen: „Wer aber vielleicht unsre königliche Begnadigung zu verletzen wagen und die genannten Deutschen in den ihnen bewilligten Rechten angreifen sollte, der soll des Verbrechens der beleidigten Majestät für schuldig erkannt und für dasselbe bestraft werden, und überdies soll ihn der Fluch des allmächtigen Gottes treffen gleichwie Dathan und Abiram.“ Fortwährende Verstärkung durch neue Einwanderer mehrte die deutsche Gemeinde der Altstadt dergestalt, daß für dieselbe die „Neustadt bei St. Gallus“ hinzugefügt werden mußte, und da nach einiger Zeit auch diese nicht mehr genügte, so gründete Ottokar II. auf dem linken Ufer der Moldau für die Deutschen ein drittes Quartier, die „kleinere Stadt,“ deren Bewohner fortan nach Magdeburger Recht lebten, während die ältern Quartiere auf dem rechten Ufer sich des auf das Privilegium Sobieslavs basirten Prager Rechtes bedienten. Neben dem Richter finden wir jetzt auch Schöffen und ein ausgebildetes Gemeinwesen, sowie eine Anzahl von Patrizierfamilien, von denen ich nur die Tausentmark, die Friedinger, die Wolfram, die Wazinger, die Tafelrunge, die Pusch, die Geunaher, die Kornbuhel, die vom Thurme und die von den Hähnen nenne. Als die Stadt 1291 abbrannte, that Wenzel II. alles Mögliche für ihren Wiederaufbau und erließ der Bürgerschaft die Steuern für mehrere Jahre.

Wie unter der Prager Burg wurden auch bei andern königlichen Schlössern deutsche Vororte ins Leben gerufen, die allmählich zu Städten aufblühten. So

unter Ottokar I. Gräß an der Elbe (Königsgräß), unter Wenzel I. Dubiu, Kommotau, Leitmeritz und Saaz, unter Ottokar II. Auffig, Beraun, Brüx, Czaslau, Chrubim, Hohenmauth, Hirschberg, Kaaden, Kautschim, Kolin, Kuttenberg, Mies, Nimburg, Pilsen, Politz, Politschka und Taus. Auch der Adel begann im dreizehnten Jahrhundert die Entstehung von Städten zu begünstigen, wie denn die Herren von Lichtenburg die Gründung von Deutschbrod auf ihren Besitzungen förderten. Alle königlichen Städte erhielten ihre besondern Freiheitsbriefe, die sie von den Gauvögten unabhängig machten. Sie verfügten frei über ihr Gemeindevermögen, übten die Ortspolizei und die richterliche Gewalt in Sachen von Gut, Ehre und Leben, schrieben Steuern für städtische Zwecke aus, hielten Bewaffnete zur Verteidigung ihrer Mauern und eroberten sich allmählich Vertretung im Landtage. Der König hatte nur die Obergewalt in Landesangelegenheiten, für die er Steuern erhob und Kriegsdienste verlangte, und war die oberste Instanz, welche die Streitigkeiten der Städte unter einander schlichtete und allgemeine Gesetze erließ. Alle innern Fragen entschieden der Rat und der Richter der Gemeinde, die vom Könige ernaunt wurden und in dem einen Orte nach Magdeburger, in dem andern nach Prager Rechte verfuhrten.

Schon in alter Zeit wird Böhmen wegen seines Reichthums an allerlei Bergsgen gepriesen. Schon früh wurde bei Eule und Bergreichenstein Gold gewaschen. Der eigentliche bergmännische Betrieb zur Gewinnung edler Metalle läßt sich aber erst im dreizehnten Jahrhundert nachweisen, und die Begründer desselben sind Deutsche. Die Premysliden erfuhren von den Erfolgen, welche die Staufer im Reiche mit der von ihnen geförderten Ausbeutung von Mineralschätzen erzielt hatten, und verschrieben sich für ihr Land deutsche Knapen und Steiger zur Mutung und zur Anlegung von Gruben und Stollen. So entstanden die Bergwerke von Kuttenberg, Deutschbrod und Mies. Um Kuttenbergs Emporblühen erwarb sich Eberhard, ein Deutschböhme, der unter Wenzel I. und Ottokar II. Münzmeister des Landes war, große Verdienste, und die Stadt erhielt im Jahre 1300 eine Bergordnung, in deren lateinischem Text eine Menge deutscher Bergmannsausdrücke vorkommen. In Deutschbrod, wo die Herren von Lichtenburg schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Silbergruben anlegen ließen, werden 1258 als Gewerken Dietrich Freiburger und Gernoth der Schwarze, 1281 in gleicher Eigenschaft die Deutschen Schüttwein, Hennig und Sutmaus genannt, und die ihnen verliehenen Zechen tragen deutsche Namen wie Sägerberg, Breitbartsberg, Hochhalde und Gottesgab. Der Bergrichter von 1278 hieß Bernher, der „Urbarier“ Siegfried. In Aufstreffen wir unter Ottokar II. deutsche Bergleute, die auf Silber bauen. Auch die Namen der Zechen und Gänge in den Goldgruben von Eule deuten auf deutschen Betrieb dieser Bergwerke hin, und zweifellos alt ist der Zinnbau der deutschböhmischen Orte Schönfeld, Schlaggenwald, Lauterbach und Graupen.

Wo so viele Deutsche sich niedergelassen hatten, durfte auch der fahrende

Sänger höherer und niedriger Art nicht fehlen. Er folgte dem Ritter an den Hof, dem Kaufmann und Handwerker in die Städte, dem Mönche und Bauersmann auf das platte Land. Wie Reinmar von Zweter an Wenzels I. Hofe gefungen hatte, so lebte in Ottokars II. Umgebung der Kärntner Minnesänger Friedrich von Sonnenburg, in Wenzels II. Residenz Ulrich von Eschenbach. Unter der Regierung desselben Königs schrieb Heinrich von Freiberg im Auftrage des böhmischen Herrn Raimund von Lichtenburg seine Fortsetzung von „Tristan und Isolde,“ der Dichtung Gottfrieds von Straßburg. Aus der alten deutschen Stadt Eger stammten die beiden Spervogel, die frühesten Dichter des Böhmerlandes.

Die Premysliden ließen sich bei der Verufung der Deutschen nach Böhmen nicht bloß durch wirtschaftliche, sondern auch durch politische Gründe leiten. Sie erwarteten von ihnen bessere und allgemeinere Urbarmachung und Bebauung der Kronbesitzungen, Hebung des Handels und der Gewerbe und Anlegung von Schulen, und sie wurden darin nicht getäuscht. Die Einnahme der Könige, bei der Armut des tschechischen Landvolkes und der widerspenstigen Großen bisher nur gering, stieg durch intensivere Kultur ihrer Güter, durch Kaufgelder, welche die Einwanderer für Anteile an denselben entrichteten, durch Spenden, mit denen die Städte für neue Privilegien oder Bestätigung der alten zahlten, durch Geldbeiträge zur Handhabung der Straßenpolizei, durch Zoll und Geleite, durch direkte Steuern und namentlich durch die Ausbeute der Bergwerke, welche die Deutschen anlegten, bearbeiteten und leiteten. Dazu aber kam die Stütze, welche die königliche Gewalt sich an den deutschen Städten und Bürgern gewann. Fast jeder Herzog und später fast jeder König hatte einen trotzigem Adel zu bekämpfen. Im tschechischen Bauernvolke sah er kein Element, dessen er sich gegen die Ansprüche und die Unfügsamkeit der Herren bedienen konnte, und so richteten schon früh weitblickende Fürsten die Augen auf die deutschen Nachbarn. Wahrscheinlich ist, daß König Wratislaw I., der den Grund zur Entstehung des deutsch-böhmischen Bürgertums legte, durch den Kampf Kaiser Heinrichs IV. mit seinem hohen Adel auf die Bedeutung jenes Standes für die Monarchie aufmerksam geworden war, da der böhmische Fürst gesehen hatte, welch ein treuer und kräftiger Bundesgenosse der Bürger dem Nachbar war. Gewiß aber ist, daß das deutsche Bürgertum, als es in Böhmen festen Fuß gefaßt und sich zu Wohlstand und Macht entwickelt hatte, dem Königtume in seinem sich immer wiederholenden Kampfe mit dem Adel treffliche Dienste geleistet hat. Es verteidigte mit seiner Unterstützung des Monarchen eben sein eigenes Interesse. Das Geld der reichen städtischen Kaufherren gewährte Mittel zur Ausrüstung und Erhaltung königlicher Heere, die Mauern, Türme und Gräben der königlichen Städte bildeten stärkere militärische Bollwerke als die Adelsburgen, und die deutschen Bürger und Bauern schlangen Schwert und Speiß für ihren Fürsten umso kräftiger, als er mit seinem Rechte ihre Freiheit und Sicherheit

gegen die Herrschaft und den Eigennuß der Junkerschaft verteidigte. Im Frieden aber untergrub das Streben der Deutschen nach immer ausgedehnterer Selbstverwaltung die alte Grafschaftsverfassung, welche die Grundlage der Macht des feudalen Adels bildete. Man darf sagen: die Deutschböhmern des Mittelalters erfüllten unbewußt eine Mission, die Germanisirung war, soweit sie ging, eine Befreiung, ohne sie wäre Böhmen ein Land von tyrannischen Herren und stumpfen Knechten geblieben, sie brachten in das träge und einförmige Dahinvegetiren der böhmischen Slawen Leben und Wechsel.

Im vierzehnten Jahrhundert entwickelte sich die Germanisirung in der bisherigen Weise weiter. Der Habsburger, der Kärntner und die drei Luxemburger, welche in dieser Periode auf dem böhmischen Throne saßen, waren meist von Deutschen umgeben, sodaß deren Sprache am Hofe herrschte. Als Markgraf Karl sich mit der Französin Blanca vermählte, lernte sie nicht tschechisch, sondern deutsch; denn der Hof und die Städte bedienten sich — wie Peter von Zittau sagt — dieser Sprache. Ihre drei Nachfolgerinnen an der Seite Karls und die beiden Frauen Wenzels aber waren sämtlich Töchter deutscher Fürstenhäuser. Mit der Verschmelzung der böhmischen Krone mit derjenigen des deutschen Kaisers germanisirte sich die Prager Residenz noch mehr, indem deutsche Fürsten sich hier eigne Häuser bauten und Gesandtschaften hielten, ja längere Zeit selbst in der Stadt verweilten. Doch war das Verhältnis der Könige zu ihren deutschen Unterthanen in dieser Epoche kein so gutes, als es unter den letzten Premysliden gewesen war, namentlich die Luxemburger verhielten sich zu ihnen passiv und zuweilen geradezu feindlich. Nachdem die Städtebürger unter Heinrich von Kärnten die Gleichberechtigung mit dem Adel in Landtagsangelegenheiten erlangt, aber bald wieder verloren hatten, zwang die Aristokratie 1318 Johann von Luxemburg, „alle Rheinländer und Gäste“ aus dem Lande zu entfernen und keinem Fremden mehr ein Amt zu übertragen, womit der Verstärkung der Deutschböhmern aus dem Mutterlande und der Begünstigung jener durch stammverwandte Räte der Krone ein Ende gemacht wurde. Ähnliche Beschränkungen kamen unter Karl IV. vor. Die Gründung eines von Mainz unabhängigen Erzbistums in Prag blieb nicht ohne Einfluß auf die Befetzung der geistlichen Stellen, und der weltliche Klerus rekrutirte sich fortan immer mehr aus tschechischen Kreisen. Indes bewahrten die meisten Klöster ihren deutschen Charakter und setzten die Ansiedelung deutscher Bauern auf ihren Gütern fort. Desgleichen erhoben sich an verschiedenen Orten neue deutsche Städte, während die alten fortwährend an Größe und Wohlstand zunahmen. Dies gilt vor allem von Prag, wo nach dem Chronisten Benesch von Horschowitz „jedermann seine Kinder deutsch lernen ließ,“ und wo reiche deutsche Patrizierfamilien die höchsten Ämter und Würden besetzten. Ein Wolfkin war Burggraf von Pfrimburg und Unterkämmerer des Königreiches. Mehrere Mitglieder des Geschlechts Wolfram bekleideten Richter- und Schöppenstellen in der

Altstadt, ein Eberlin vom Steine war Gefandter, ein Rothlöw war so reich, daß er 1355 dem Kaiser auf eigne Kosten hundertzwanzig Reiter, alle trefflich beritten und gleich bewaffnet, nach Italien nachzuden und ihm eine Schuld von 100000 Goldgulden erlassen konnte. Das Prager Stadtrecht neigte zu dem der schwäbischen Städte hin, war aber zugleich vom Nürnberger, Regensburger, Bamberger und Magdeburger beeinflusst. Das Gemeinwesen war wohlgeordnet. Der Geist der Affoziation hatte Kaufleute und Handwerker zu Gilden und Zünften vereinigt, unter denen die Goldschmiede und die der Tuchhändler hervorragten. Ähnlicher Einrichtungen und ähnlichen Aufschwunges zu Wohlstand erfreuten sich viele deutsche Landstädte, z. B. Pilsen, Eger, Aussig, Budweis, Kuttenberg, Kaaden, Melnik, Leitmeritz und Prachaticz. Kuttenberg war nach Prag die mächtigste und wohlhabendste Stadt des Landes und mit diesem an der Spitze des Kampfes, welchen das deutsche Bürgertum gegen die Anmaßung des Adels führte. Sein Bergbau war wie der böhmische überhaupt fast ausschließlich in deutschen Händen. Kunst und Wissenschaft, welche unter der Regierung Karls IV. zu hoher Blüte gediehen, hatten deutsche Koryphäen. Deutsche Künstler dieser Jahre waren Theoderich von Prag, Niklas Wurmer von Straßburg, Martin von Klaffenbach und sein Bruder Georg, endlich Peter Arler von Schwäbisch-Gmünd, der Erbauer des Domes und der Brücke in Prag, und dessen Söhne Wenzel und Johann. An die Stelle der Minnefänger traten deutsche Meisterfänger, die 1376 einen Freibrief und Wappenrecht erhielten. Über alledem erhob sich 1368 in Böhmen, damals dem vornehmsten weltlichen Kurfürstentume des deutschen Reiches, die Universität als keine bloße Landesanstalt, sondern als Hochschule für die Welt mit vorwiegend deutschen Professoren und Studenten. Das bezeugt nicht bloß ihre Gründungsurkunde, sondern auch die Nationalität ihrer ersten Lehrkräfte. Unter den sechs- undsechzig Defanen, welche die philosophische Fakultät von 1368 bis 1400 besaß, befanden sich vierundfünfzig Deutsche und nur zwölf Tschechen. Der erste Rektor der Karolina war Nikolaus von Kolberg, und ihm folgten im Amte die deutschen Magister Weisfal und Friedmann. In der theologischen Fakultät zeichneten sich aus: Hermann von Winterewig, Johann Marienwerder aus dem Orden der Kreuzritter, Nikolaus von Guben, Mathäus von Krosow, später Bischof von Worms, und Konrad Soltow, der berühmte Erklärer des Petrus Lombardus, der zuletzt nach Heidelberg berufen wurde. Unter den Juristen treten hervor: Wilhelm Defan von Hamburg, Ludwig Talhem, Johann von Dülmen und Georg von Vor, unter den Medicinern Balthasar von Taus und Doktor Walter. Wie von den Professoren der bei weitem größere Teil der deutschen Nationalität angehörte, so auch von den Studenten. Von den vier Nationen, in welche die Universität sich teilte, waren die sächsische und die bairische rein deutsch, die polnische war mehr deutsch als slawisch, und selbst in der böhmischen befanden sich Deutsche aus Böhmen, Mähren und Ungarn.

Noch deutlicher wird das große Übergewicht des deutschen Elements, wenn man sieht, daß die sächsische Nation bei weitem die stärkste war und 1390 bis 1408 fast die Hälfte aller Studenten umfaßte, wogegen die böhmische in dieser Zeit nur ein Sechstel ausmachte.

Die Deutschböhmen erkannten frühzeitig den Wert guter Schulen, und da die vorhandenen Kloster- und Domschulen nicht genügten, so gründeten sie nach dem Muster solcher Anstalten in Deutschland schon im dreizehnten Jahrhundert Bürgerschulen. Wenigstens wissen wir, daß dies bei der Anlegung der Neustadt bei St. Gallus mit Erlaubnis Ottokars II. geschah, und daß die betreffende Urkunde auf Schulen Bezug nimmt, die anderwärts im Königreiche bestanden. Einige von diesen Stiftungen aber überflügelten später die der Klöster, wozu die Gründung der Universität beigetragen haben wird, deren Magister und Baccalaren zeitweilig mit einer Rektorstelle an einer Mittelschule vorlieb nahmen.

So erreichte denn das Deutschtum Böhmens im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts, jetzt mehr durch eigene Kraft als durch Regierungshilfe, seine höchste Blüte. Die Zeiten massenhafter Einwanderung, ausgedehnter Bauernansiedelung und vielfacher Städtegründung waren vorüber. Die Könige gaben wiederholt dem zu größerer Macht gelangten deutschfeindlichen Adel nach, dem das Bürgertum ein Dorn im Auge war. Aber das unter den Premysliden festgewurzelte deutsche Element war bereits so erstarbt, daß es den Beistand der Fürsten entbehren konnte. Es bedurfte auch keines Zuzuges aus dem Mutterlande mehr, und so beschäftigte es sich jetzt weniger mit Veranstellungen in dieser Richtung als mit der Ausbildung und Hebung der bereits vorhandenen Gemeinden. Deutschland gewährte die wichtige moralische Hilfe von selbst; denn zu keiner Zeit war Böhmen so eng mit dem deutschen Reiche verbunden als in dieser, wo es als dessen Vorland angesehen wurde, und wo Karl IV. Prag zu dessen Hauptstadt zu machen gedachte. Die Deutschböhmen bildeten eine nationale Grenzmark, eine Vorhut gegen die Slawen, und selbst von dieser Seite mußte gern oder ungern die Thatsache zugestanden werden, daß das Land zwischen den Sudeten und dem Böhmerwalde und Fichtelgebirge jetzt von zwei Völkern bewohnt war, daß die Deutschen die Slawen in einem breiten und kompakten Grenzgürtel umschlossen, daß sie in den Städten fast allenthalben die große Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, und daß sie das, was die Tschechen bei Betrachtung des ganzen Landes an Zahl voraus hatten, durch größern Reichtum und höhere Bildung mehr als genügend ausglich. Jener Reichtum erweckte den Neid der Tschechen, die Vorrechte der Deutschen verstimmt sie noch mehr, jene als Bauern grollten diesen als Städtern. Im allgemeinen aber lebten die beiden Nationen Böhmens in diesem Zeitraume friedlich nebeneinander, wenn sie sich auch sehr von einander unterschieden und der Gegensatz sich gelegentlich geltend machte und allmählich auf tschechischer Seite stärker hervortrat, sodaß gegen das Ende des Jahrhunderts die Frage, ob er sich ausgleichen oder

verschärfen werde, sich schwerer als früher beantworten ließ. Es läßt sich nicht behaupten, daß jene Verschiedenheit des Charakters der Deutschen und Tschechen so groß gewesen wäre, daß es mit Notwendigkeit zu einem Klassenkampfe hätte kommen müssen, und wenn ein solcher im fünfzehnten Jahrhundert ausbrach, so wurde das Feuer vorzüglich durch das Treiben fanatischer Eiferer, die halb Theologen, halb bittere Feinde deutschen Wesens waren, und durch das Verhalten des Adels angefacht, welcher die Deutschen als Hauptvertreter des böhmischen Bürgertums haßte und zu vernichten strebte.



Die Thätigkeit der Frauen für die Milderung der Wohnungsnot.



ie Frauen der höhern Stände sind in erster Linie zur thatkräftigen Mitarbeit an der Verbesserung der unter den ärmern Klassen herrschenden Wohnungsverhältnisse berufen; ohne ihre Mitwirkung wird im allgemeinen nur Ugenügendes erreicht werden können, werden die aufgewandten Mittel in der Regel nicht in dem richtigen Verhältnis zum Erfolge stehen. Diese Überzeugung drängt sich demjenigen auf, der die erstaunlichen Erfolge Octavia Hills in London gesehen hat, und wird noch mehr durch die Wahrnehmung befestigt, daß neuerdings auch in Deutschland Frauen, natürlich zur Zeit noch in bescheidenen Grenzen, mit kleinen Mitteln hervorragend Tüchtiges leisten und den praktischen Beweis liefern, daß die Herstellung gesunder und behaglicher Arbeiterwohnungen bei den gegenwärtigen Löhnen, Grundstückspreisen und Baupreisen thatsächlich möglich ist.

Dieser Kostenpunkt ist allseitig als Kernpunkt der ganzen Frage anerkannt. Nicht als ob, sobald es feststeht, daß man ohne Geldopfer Arbeiterwohnungen bauen kann, sofort eine genügende Anzahl von Wohnungen gebaut und vor allem in gutem, gesundem, nicht überfülltem Zustande erhalten werden würde; die Meinung ist vielmehr die, daß nunmehr die Möglichkeit erwiesen ist, nach und nach das Übel zu bekämpfen, ordentlichen, aber armen Leuten zu guten Wohnungen zu verhelfen, sie aus Schmutz, Fleud und Ausbeutung zu erretten und die unordentlichen wenigstens zum Teil zu bessern Lebensgewohnheiten zu erziehen. Ein solcher Beweis nimmt der Gesellschaft, welche ihre Gleichgiltigkeit gegen die Wohnungsnot mit dem Vorwande der Ausichtslosigkeit aller auf Abhilfe derselben gerichteten Bestrebungen zu beschönigen sucht, diesen Vorwand, und kräftigt und ermutigt diejenigen, welche den Bau gesunder und geräumiger

Wohnungen betreiben. Mit der thatkräftigen Durchführung gesundheitspolizeilicher Maßregeln muß die Beschaffung neuer Wohnungsgelegenheit Hand in Hand gehen, wenn diese Maßregeln Erfolg haben und nicht größeres Elend herbeiführen sollen.

Den Anstoß zur Abfassung dieses Aufsatzes hat mir eine Mitteilung über die Bestrebungen des „Tübinger Hilfsvereins“ gegeben, welcher neuerdings auch die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse in den Kreis seiner Thätigkeit gezogen hat. Was dieser Verein auf diesem Gebiete erreicht hat, mag vielleicht manchem geringfügig erscheinen, aber es ist nicht geringfügig im Verhältnis zu den zu Gebote stehenden Mitteln. Man kann das dort erreichte mit einer bescheidenen Pflanze vergleichen, die an ihrem gegenwärtigen Standort noch erheblichen Wachstums fähig ist, und deren Ableger oder Samenförner an andern Orten bei geeigneter Pflege zu großen Bäumen werden und in kommenden Jahrzehnten reiche Frucht tragen können. In der Bedeutung eines Vorbildes, eines Beispiels ist der Hauptwert der Tübinger Bestrebungen, wenigstens für alle übrigen Orte unseres Vaterlandes, zu suchen. Aller Anfang ist schwer — der Anfang ist gelungen.

Der „Tübinger Hilfsverein“*) besteht hauptsächlich aus Damen der höhern Stände, die von einigen Herren unterstützt werden. Eine vernünftige Armenpflege ist sein Hauptziel. Neuerdings hat der Verein zwei Häuser mit je sechs Familienwohnungen zur Vermietung an ordentliche Leute aus dem Arbeiterstande gebaut und wird, da der Erfolg befriedigend ist, in nicht langer Zeit den Bau eines dritten beginnen. Günstig liegen die Verhältnisse in Tübingen insofern, als die Boden-**) und Baupreise nicht die einer Großstadt sind. Anderseits sind aber auch die Löhne und damit die Fähigkeit zur Mietzahlung geringer, und, was bei Begründung gemeinnütziger Unternehmungen sehr ins Gewicht fällt, die Zahl der reichbegüterten Leute, welche ihren dauernden Wohnsitz in Tübingen haben, ist nicht sehr groß. Man kann daher wohl annehmen, daß der Tübinger Hilfsverein seine Thätigkeit unter Umständen entwickelt hat, welche als „mittlere“ zu bezeichnen sind.

Die Mittel zum Hausbau hat der Hilfsverein, welcher seit Jahren juristische Person ist, auf folgende Weise zusammengebracht. Als Grundstock dienen der Ertrag eines großen Bazars und einige Stiftungen, welche sich zusammen auf 7000 Mark belaufen. Das weitere Kapital, mehr als 20000 Mark, ist zu vier Prozent Zinsen aufgenommen. Da Kapital zu diesem Zinsfuß genügend angeboten wird — ein Zeichen, für wie sicher man die Kapitalanlage hält —, so

*) Näheres über ihn sowie über andre verwandte Bestrebungen in Mathilde Webers im vorigen Jahre in zweiter Auflage erscheinener Schrift: „Über die sozialen Pflichten der Familie“ (Berlin, Th. Hofmann).

**) Der Bauplatz von sechs Ar kostete 1000 Mark, ein Haus für sechs Familien kostete mit dem Grundstücke fix und fertig 15200 Mark.

stehen Schwierigkeiten in der Beschaffung der nötigen Mittel der Ausbreitung der Vereinsthätigkeit nicht mehr im Wege. Der Verein schenkt seinen Mietern nichts, das gesamte Baukapital, auch das gestiftete und eine größere zinsfrei dargeliehene Summe, trägt vielmehr vier Prozent Zinsen, und der Verein zahlt mit dem Zinsbetrage, soweit er nicht den Darleihern zufließt, allmählich seine Schulden ab, so daß er jetzt nach fünf Jahren schon ein Haus nahezu schuldenfrei besitzt.

Jede Familie hat ein großes und ein kleines heizbares Zimmer, eine Küche, einen Kellerraum, eine Dachkammer, eine kleine Veranda, mit welcher der Abort verbunden ist, und ein hübsches Stück Gartenland, ferner Mitbenutzung des Hofraumes und der Waschküche, das alles in gesunder und für den Erwerb günstiger Lage. Die Mietpreise sind: Erdgeschos 110 und 120 Mark, erster Stock 120 und 130 Mark, Dachstock 80 Mark. Für ähnliche Wohnungen in gewöhnlichen Miethäusern würden die Mieter fast achtzig Mark mehr zahlen müssen. Der bestgestellte Mieter hat einen Tagelohn von zwei Mark zwanzig Pfennigen (neben freiem Vesperbrote), der Anteil seines Einkommens, welcher für das Wohnungsbedürfnis verwandt wird, ist also verhältnismäßig hoch, aber die Wohnungen sind auch unendlich viel besser als die bei diesen Klassen sonst üblichen. Die Mieten werden in kurzen Terminen bezahlt, Abzahlungen werden schon von zwei Mark an jederzeit angenommen, und für pünktliche Zahlung während eines Vierteljahres werden zwei Mark Prämie gewährt. Astermiete, in vielen Städten eines der größten Übel, wird nur in durchaus dazu geeigneten Fällen gestattet. Die Damen des Hilfsvereins üben bei gelegentlichen Besuchen auf die Mieter einen sehr wohlthätigen Einfluß aus, der frei von beengender Kontrolle ist, nur fleißige und nüchterne Leute werden geduldet. Streitigkeiten, welche sonst in großen Miethäusern leicht vorkommen, sind äußerst selten — in einem Falle mußte ein streitsüchtiger Mieter das Haus verlassen —, im Gegenteil, die Familien unterstützen sich gegenseitig. Ganz ohne jeden Verdruß geht es natürlich nicht ab.

Ein ähnliches Bild zeigen die Bestrebungen Gustav de Liagres in Leipzig, über welche de Liagre selbst am Schlusse des zweiten Bandes des vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen Sammelwerkes über die Wohnungs Zustände in Deutschland anschaulich berichtet. Im Verein mit zwölf Damen und Herren wirkt er ganz nach dem Beispiele der Octavia Hill in London. Auch hier wird das in einem großen Miethause angelegte Kapital von 130 000 Mark ohne Schwierigkeit zum landesüblichen Satze verzinst, eine große Anzahl von Familien mit ausreichender Wohnung zu mäßigem Preise versehen und vor allem durch die sittliche Einwirkung gebildeter Leute, insbesondre von Frauen, emporgezogen. Näheres findet sich in dem angeführten Werke, welches durch diesen praktischen Beitrag eine wesentliche Bereicherung erfahren hat.

Wir sehen: in der Großstadt wie in der Kleinstadt sind ausgezeichnete Er-

folge erzielt. Nicht der Kostenpunkt erscheint in der Lösung dieser Aufgaben als das wichtigste, sondern daß die Sache praktisch und mit Liebe angefaßt wird, daß die geeigneten Persönlichkeiten sich der Sache widmen. Und an solchen wird es in wenigen Städten fehlen, sie finden sich unter den Frauen der gebildeten Stände, ja sie sind vielfach schon in Frauenvereinen organisiert. Es ist kein Zufall, daß bei den als klassische Beispiele zu bezeichnenden Bestrebungen zur Abhilfe der Wohnungsnot Frauen stets die Hauptbeteiligten gewesen sind. Zu diesen klassischen Beispielen sind nun außer den bekannten Bestrebungen der Octavia Hill in London und des Darmstädter Frauenvereins die oben erwähnten zwei Fälle in Leipzig und Tübingen zu rechnen. Ich nenne diese Beispiele klassische, weil hier mit kleinen materiellen Mitteln Großes geleistet ist, weil sie die Möglichkeit beweisen, selbst den ärmsten Klassen ein gesundes und wohnliches Heim zu bereiten, während die meisten der übrigen Bestrebungen in der Regel nur dem bessergestellten Arbeiter zu Gute kommen, weil endlich hier soziale Beziehungen zwischen Reich und Arm angeknüpft, die Armen (und wohl auch die Reichen!) sittlich und wirtschaftlich durch Tat und That gefördert werden.

Es handelt sich hier hauptsächlich um häusliche, wirtschaftliche Dinge, innere Familienangelegenheiten. Im eignen Hause überläßt der Mann im allgemeinen die auf diese Dinge bezüglichen Pflichten seiner Frau, sollte sie nicht auch im Hause der Armen solche Aufgaben zweckdienlicher und besser erfüllen? Die Frau ist hier dem Manne entschieden überlegen. Ihre Kenntnis von Haushalteinrichtungen und Kinderpflege, ihre Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit in kleinen Dingen, ihr Mitgefühl für die Frauen, Milde gegen die Männer und Interesse für die Kinder, ihre Geduld und Beredsamkeit sind für diese Aufgaben wesentliche Eigenschaften. Die nötige Thatkraft nachlässigen oder rohen Mietern gegenüber scheinen sie sich auch leichter anzueignen, als man gewöhnlich glaubt. Eine Frau würde garnicht auf so unpraktische und undurchführbare Pläne wie die Besserung der Wohnungszustände allein durch Herstellung von Einfamilienhäusern (vergl. Grenzboten 1885, IV.) kommen. Sie sagt sich, von allem andern (hohe Baukosten u. dergl.) abgesehen, wie unvorteilhaft es für eine Arbeiterfrau ist, weit von der Stadt in einem Hause allein zu wohnen. Wer sieht nach ihren Kindern, wenn sie täglich ihre Bedürfnisse weit entfernt holen muß, da sie Vorräte anzulegen nicht die Mittel hat? Wer sieht nach ihr, wenn sie krank oder Wöchnerin ist? Wer übernimmt in solchen Fällen ihre Besorgungen? Wer hilft ihr im Falle der Not aus? Das Zusammenhalten der Hausbewohner in derartigen Fällen wird insbesondre vom Tübinger Hilfsvereine rühmend hervorgehoben, welcher obendrein durch Zuweisung von Gartenland seine Mieter eines großen Vorteils der Einfamilienhäuser teilhaftig gemacht hat. Er will nur vermieten, nicht für den Verkauf bauen, weil er auf die Armen dauernd einwirken, sie erziehen, sie sittlich heben will. Auch wenn man an dem Ideal

des Einfamilienhauses festhält, wird man diese Erziehung als beste Schulung für künftige Hausbesitzer ansehen müssen.

Erscheint die Frau aus den vorerwähnten Gründen geeigneter als der Mann zur Arbeit an der Besserung der Wohnungszustände der ärmeren Klassen, so spricht dafür auch noch die Erwägung, daß heutzutage wenige Männer zu finden sind, denen ihr Beruf eine umfanglichere, gemeinnützige Thätigkeit erlaubt und die nicht schon durch andre öffentliche Ämter und Pflichten gebunden wären. Die Thätigkeit der Männer ist heute eine rastlosere, aufreibendere als früher, die häusliche Arbeit der Frauen dagegen vielfach durch Maschinen u. dergl. verringert. Es giebt zahllose Frauen, seien es ältere unverheiratete, verheiratete ohne Kinder oder mit schon erwachsenen Kindern, welche ihr Hauswesen nicht vollständig beschäftigt, welche geistig und körperlich gewinnen würden, wenn sie Gelegenheit fänden, eine Thätigkeit wie die oben geschilderte auszuüben. Manche Frau mag dazu nicht geeignet sein, denn die Arbeit ist schwer und fordert Anopferung, eine große Anzahl ist es aber glücklicherweise, wenn es ihnen auch selbst zweifelhaft ist. Übung macht auch hier den Meister.

Leider gehört eine solche Thätigkeit bei uns in Deutschland vielfach nicht zum „guten Ton,“ ja man hat noch keine Ahnung von ihrer Wichtigkeit und Dringlichkeit. Anders in England. Einige große englische Baugesellschaften haben die Verwaltung ihrer großen Häuser der Hauptsache nach in die Hände von Frauen gelegt. Sie vermieten, sammeln wöchentlich die Mieten ein, gehen den Leuten mit Rat und That an die Hand, haben ein Auge auf die Erziehung der Kinder, den Schulbesuch, die Reinlichkeit, sorgen für Verbesserungen, Reparaturen u. s. w. Sollten deutsche Frauen dazu nicht fähig sein?

Ja, wird es heißen, die Gelegenheit zur Bethätigung fehlt. Bisher allerdings, aber rührige Frauen werden sich diese Gelegenheit schaffen, wie sie sich die mittellose Lehrerin Octavia Hill in London, wie sie sich die Tübinger und Darmstädter Frauen verschafft haben. Was Kapitalisten vom Bau von Arbeiterwohnungen abschreckt, ist im allgemeinen nicht die Furcht, Kapital und Zins zu verlieren, es ist die Unbequemlichkeit, an eine größere Anzahl von Familien, welche vielfach der Überwachung, ja der Erziehung bedürfen, zu vermieten, sich der wöchentlichen oder monatlichen Eintreibung des Mietzinses hinzugeben, Streitigkeiten zu schlichten u. dergl. Der Mann, der in seinem eignen Beruf vollaus beschäftigt ist und vielleicht noch öffentliche Pflichten übernommen hat, kann sich in der That solchen Geschäften nicht widmen. Aber wohlhabende Leute, welche ein paar hundert oder tausend Mark gegen landesüblichen Zins für solche Zwecke herleihen, werden sich genug finden, besonders wenn es gelingt, einen wenn auch nur kleinen Grundstock durch Stiftungen, Bazaré u. dergl. zu bilden. Ist nur der Anfang gemacht, so strömen bei vernünftigem Betriebe die Kapitalien zu dem Zinsfuß, welcher heute im allgemeinen für sichere Anlagen gezahlt wird, bald zu. Man verweise nicht auf

die vor Jahren gegründet, oft mit Pomp in Szene gesetzt, zahlreichen „gemeinnützigen Bauvereinigungen,“ welche sich vielfach wieder aufgelöst haben oder ein kümmerliches Dasein fristen. Sie sind durch mangelhafte und unpraktische Verwaltung und aus Mangel an liebevoll hingebender Thätigkeit zu Grunde gegangen, ohne daß man daraus den beteiligten, meist vielbeschäftigten Männern einen Vorwurf machen könnte.

Noch auf eines sei hier hingewiesen. Bei Erörterung der „Wohnungsfrage“ stößt man natürlich bald auf die Frage: „Was hat die Gemeindeverwaltung hier zu thun?“ Die Antwort ist meist: Sie hat alle möglichen gesundheitlichen Vorkehrungen zu treffen, nur hüte sie sich selbst zu bauen. Dieser Lehrsatz steht auf schwachen Füßen. Im Gegenteil liegt oft die Notwendigkeit vor, daß Gemeinden, in welchen die private Thätigkeit nicht den nötigen Bedarf an kleinen gesunden Wohnungen erzeugt, die Herstellung solcher in die Hand nehmen. Was Aktiengesellschaften leisten können, vermag eine gut verwaltete Gemeindebehörde ohne Zweifel auch. Ja sie hat gerade auf dem hier in Frage kommenden Gebiet einen großen Vorsprung. Sie hat Bau- und andre Beamte zur Verfügung, oft ist für diese Zwecke gut zu verwertender Grund- und Hausbesitz vorhanden. Ein „Recht auf Wohnung,“ vor dem man sich fürchtet, gewährt die Gemeinde niemand, wenn sie durch die Unternehmung von Bantzen die Konkurrenzverhältnisse zu Gunsten der wirtschaftlich Schwächern zu verändern strebt. Sie wird natürlich die ordentlichen und zuverlässigen Mieter bevorzugen müssen, ohne die ärmern auszuschließen. Damit werden die unordentlichen unzufrieden sein, deren Dank und Zufriedenheit soll aber hier auch garnicht erstrebt werden. Eine Last übernimmt die Gemeindebehörde mit solcher Thätigkeit gewiß, die muß sie eben mit andern Lasten tragen, wenn Pflicht und Notwendigkeit es erheischen. Und sie kann sie tragen, wenn sie geeignete Ehrenbeamte, nach dem Vorbilde jener großen englischen Gesellschaft vor allem — Frauen zur Hilfe heranzieht, welche sie in der Regel in den weitverbreiteten „Frauenvereinen“ leicht finden würde. Wie die Arbeit durch die Teilnahme solcher Hilfskräfte erleichtert wird, erhellt aus dem Bericht de Viagres, welcher mit Hilfe von drei Damen 120 Zimmer an Arbeiterfamilien vermietet und selbst wöchentlich nur eine Thätigkeit von wenigen Stunden aufzuwenden braucht, um die laufenden Geschäfte zu erledigen.

Sir Richard Croft, der Urheber eines wichtigen, zur Beseitigung der Wohnungsnot in England erlassenen Gesetzes, schreibt im Januarheft des Nineteenth Century 1884: „Vor allem müssen wir hoffen, daß viele in der speziellen Absicht wirken werden, die Armen, welche in elenden Wohnungen leben, fühlen zu lassen, daß man sich wirklich für sie bemüht, daß sie jetzt noch unerkannte Freunde haben, welche ihnen zu helfen gern bereit sind, und zu welchen sie in Zeiten der Not und der Prüfung ohne Scheu fliehen mögen, daß es ihnen jetzt noch unbekannte Leute giebt, die nicht nur für ihre Gesundheit gesorgt wissen


wollen, sondern auch fähig und bereit sind, so weit es an ihnen ist, zu helfen, zu belehren, in den ersten Grundsätzen des geselligen und Familienlebens zu erziehen und sie zu bessern, glücklichen Zeiten hinzuleiten, als sie jetzt zu verstehen fähig sind. Zur Erreichung dieses Zweckes bedarf es ganz besonders alles dessen, was man in dem Worte Liebesthätigkeit (charity), in dem höchsten, weitesten und edelsten Sinne dieses Wortes zusammenfassen kann, es bedarf nicht nur des Geldgebens, sondern des freudigen Opfers von Zeit, Aufmerksamkeit, Sorge, Hingebung und Liebe. Diese Leute können gewonnen werden, und sie verdienen es, und diejenigen, welche dazu beitragen, mögen sich versichert halten, daß sie sicherlich selbst in dem weitesten, höchsten und edelsten Sinne gewinnen werden."

Göttingen.

W. Ruprecht.



Martin Salander.

 on einzelnen großen Meistern erzählt die Kunstgeschichte, daß sie in vorgerückten Jahren, je souveräner sie die Technik ihrer Kunst beherrschten, umso kühner sich über alle äußerlichen Mittel der Darstellung hinwegzusetzen liebten, etwa wie der ältere Rembrandt, der die Fülle seiner malerischen Absichten nur mit großen massigen Pinselstrichen andeutete, sodaß seine Gemälde von der Nähe einen unschönen Haufen von Farbflecken vorstellten und erst in mäßiger Entfernung ihre volle Schönheit verrieten, oder wie P. P. Rubens, der seine Gemälde gar ohne Untermalung gleich vom Fleck weg auszuführen liebte; auch vom ältern Beethoven erzählt man eine ähnlich kühne Ablehnung aller technischen Hilfsmittel, sodaß der Genuß der spätern Sonaten nur demjenigen ganz gegönnt ist, der sich ihn sozusagen im Schweiß seines Angesichts errungen hat.

An diese Beobachtungen der Kunsthistoriker haben wir uns beim Lesen des neuesten Kellerschen Romans*) erinnert. Gottfried Keller ist zweifellos der einzige lebende Dichter in deutscher Sprache, von dem man sagen kann, daß es ein literarisches Ereignis sei, wenn von ihm ein neues Werk erscheint. Nicht daß der ihm nächst berechnigte — Theodor Storm — unterschätzt werden soll; es spielen da auch äußerliche Dinge mit. Es hat sich kaum ein anderer lebender deutscher Dichter so schwer und langsam den Beifall eines größern Leserkreises errungen wie Gottfried Keller, und als dieser Beifall sich endlich einstellte, da

*) Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. Berlin, Herp, 1886.

hatte er seine Hauptwerke schon geschrieben. Die Menge aber strebt nach dem Neuen, und unter diesem liebenswürdigen Drucke schrieb Keller wieder sehr langsam sein herrliches „Sinngedicht,“ gab er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, schrieb er endlich seinen neuesten Roman „Martin Salander.“ Schon die Ankündigung des letzteren erregte die lebhafteste Spannung aller literarisch Gebildeten, und als er in monatlichen Fortsetzungen (die überdies nicht einmal streng eingehalten wurden) erschien, da wurde jedes neue Stück der Dichtung gleich emsig gelesen und tief sinnig kritisiert. Noch bevor sie ganz veröffentlicht war, hatte sich schon eine Meinung über die Dichtung gebildet, und es erging ihr ähnlich wie einem Gemälde von Rembrandt, das man allzunah, ohne Übersicht des Ganzen, in seinen einzelnen Teilen betrachtet — man war enttäuscht. Wenn aber irgend ein dichterisches Werk durch die bruchstückartige Veröffentlichung geschädigt werden mußte, so war es der „Martin Salander,“ über den man nur urteilen kann, wenn man ihn ganz und zweimal gelesen hat. Denn erst da übersteht man, wie merkwürdig einheitlich und groß diese Dichtung konzipiert ist, von der man nach dem Lesen der einzelnen Bruchstücke gleich bereit war zu sagen, sie sei wieder ein Novellenzyklus, es seien wieder Episoden, aber kein ganzer Roman. Erst nach dem zweiten Lesen wird man hinter die Geheimnisse dieses merkwürdig gedruckenen Stiles kommen, der sich mit Anbenütungen begnügt, wo andre Romanschreiber, etwa Spielhagen, Bände schreiben; dann erst wird man die Höhe des Standpunktes erfassen, von dem aus hier der Dichter ein Bild der politischen und moralischen Zustände seiner Heimat geliefert hat; dann wird man die Fülle von dichterischen Motiven in seiner kleinen Welt bewundern, wie hier kein Wort zu Boden fällt und auch die kleinsten Nebenzüge zu symbolisch-poetischer Wirkung kunstvoll ausgenutzt werden; dann die außerordentliche Kraft in der Charakteristik erfassen, wie jeder Mensch in diesem Romane aus der Tiefe seines eignen Wesens spricht; dann die hohe dichterische Weisheit erkennen, die schon in der Wahl und Gruppierung dieser sich gegenseitig durch die Wirkung des Kontrastes beleuchtenden Gestalten verborgen liegt.

Man hat bisher in aller Poesie Gottfried Kellers die merkwürdige Verschmelzung national-deutscher und schweizerischer Charakterzüge beobachten können; Otto Brahm hat von dieser Wahrnehmung aus seinen trefflichen Essay über den Dichter glücklich eingeleitet. Deutsch ist in Keller die literarische Bildung, sein Ausgang von Jean Paul, mit dem er in den Jugendwerken das Schwelgen im Gefühl gemein hat, seine Auffassung der Volkspoesie, als dem mythischen Quell aller poetischen Empfindung im Sinne der Romantiker, deutsch der phantastische Zug in Kellers Dichtung. Schweizerisch ist in ihr das Lokal, das praktische Lebensideal, die nüchterne Beobachtung, der trockene Humor, der Realismus der Kunst. Und je älter der Dichter wurde, umso enger schloß er sich an seine Heimat an; vom „Grünen Heinrich“ bis zum „Martin Salander“

ist der Weg vom subjektiven Bildungsroman, in welchem der Held nach des Dichters persönlicher Eigenart geschaffen ist, zum sozialen Roman, der auch den Helden aus der Mitte des Volkes wählt und ihm nicht das geringste von der Persönlichkeit des Autors andichtet. Im „Grünen Heinrich“ die Bildungsgeschichte des aufwärts strebenden, mit sich selbst unfertigen Dichters, im „Martin Salander“ die Schilderung des Volkes, das der Dichter mit patriotischer Treue liebt, das er aber mit der reifsten Weisheit des Genies überschaut. Der „Grüne Heinrich“ ist ein sentimentaler, der „Martin Salander“ ein satirischer Roman; dort wogt der Kampf um Ideen, hier um materielle Interessen. Darum ist das letzte Werk des Dichters umso schweizerischer, als es zu dem schweizerischen Lokal, zu den schweizerischen Menschen auch spezifisch schweizerische Vorgänge behandelt. Aber doch thäte man sehr Unrecht, wenn man dem Werke, wie es geschehen ist, nur eine lokale Bedeutung zugestehen wollte; der Dichter selbst scheint dagegen schon protestirt zu haben, als er der idealen Gestalt seines Buches, dem Arnold Salander, der wohl Kellers eignen positiven Standpunkt vertritt, die Bemerkung in den Mund legte: *Chez nous comme chez les autres*. Und so ist es in der That.

Der sogenannte wirtschaftliche Aufschwung, welcher vor mehr als einem Jahrzehnt der Reihe nach alle europäischen Staaten beglückte, um überall nach einem grandiosen Börsen- und Bankencrash, wie seinerzeit der Teufel des Volksbuchs mit Gestank, wieder zu verschwinden, hatte auch die Schweiz heimgesucht. Auch hier dieselben Erscheinungen: Aufschwung des Baugewerbes, Massenbau von Eisenbahnen, Gründung von Bau- und Hypothekbanken, vermehrte Genußsucht des Volkes in lärmenden Vergnügungen, in dem Streben über Stand und Vermögen hinaus, bis die ganze papierne Herrlichkeit ein jammervolles Ende nahm. Diese Ereignisse bilden den Vorwurf des Kellerschen Romans. Die Handlung desselben erstreckt sich über einen Zeitraum von etwa fünfundsanzig Jahren. Sie giebt uns nicht bloß ein Bild, sondern auch eine Entstehungsgeschichte des Aufschwunges, und sie schildert nicht bloß die Schwindler, sondern auch die gesunden Elemente des Volkes in zahlreichen Abstufungen, sodaß wir sehen können, an welchen Mächten es lag, daß das Unwetter, ohne allzu großen Schaden anzurichten, vorbeizogen konnte, und auf welchen kräftigen Schultern noch immer die Zukunft des Volkes ruht, an dessen gedeihlicher Zukunft der Dichter im übrigen keinen Augenblick zweifelt. Nur „wie wenn der Geist eines alten hysterischen Weibsbildes in unserm Ländchen herumsühre, wie der Böse im Buche Hiob“ (S. 409), kommen ihm alle diese Ereignisse vor, die er auch demgemäß mit dem zuweilen grimmigen Humor des gesunden Mannes überschaut. Dieser positive Geist des Werkes, welcher sich keineswegs mit der Geißelung der Schlechten begnügt, macht einen Teil seiner Größe aus; mit frühlichem Mute legt man es aus der Hand. Ja, so wenig Lust hat Keller an der Satire als solcher, daß er die Hände von der Berührung mit den un-

saubern Gesellen sich so rein als nur möglich zu halten das Bedürfnis fühlt und künstlerisch diese Gestalten fast zu kurz kommen läßt.

Im Mittelpunkte der Erzählung stehen der ehrenwerte Münsterburger Bürger und Handelsherr Martin Salander mit seiner herrlichen Frau Marie, den Töchtern Setti und Netti und dem Sohne Arnold. Das ist eine Familie so recht vom tüchtigen schweizer Menschenschlag, aus der Mitte des Bürgertums, weder zu hoch noch zu tief gestellt. Martin Salander ist nichts weniger als ein sogenannter Romanheld. Von Haus aus ein bescheidner Schulmeister, zwang ihn die frühe Ehe, nach einem größeren Einkommen zu trachten. Da er ein thätiger Mensch war, pflichteifrig, mutig, mit offenen Sinnen, so glückte es ihm anfänglich recht leidlich, bis ihn eine unkluge Bürgerschaft in den Bankrott eines schurkischen Jugendgenossen mithineinriß und nur das Vermögen brachte. Dieser Jugendfreund, gleichfalls Schulmeister von Beruf, Louis Wohlwend, soll noch später die Wege des gutmütigen Salander unglücklich kreuzen. Nach seinem Unglück ging Martin nach Brasilien hinüber, wo es ihm nach siebenjähriger Thätigkeit gelang, sich ein Vermögen von etwa hundertsiebzigtausend Franken zu erwerben. Während dieser Zeit lebte seine Frau mit den im zartesten Jugendalter von drei bis ein Jahren verlassenen Kindern von einer kleinen Milch- und Kaffeewirtschaft, die sie sich auf einem beliebten Aussichtspunkte in nächster Nähe Münsterburgs eingerichtet hatte. Sie lebte so sparsam, daß sie von ihrem Gatten keinerlei Zuschuß verlangte, damit er durch Zusammenhalten seines erworbenen Kapitals umso rascher vorwärts kommen könne. Allein die sich immer mehr ausdehnende Stadt legte auch an das kleine Gehölz der Salanderschen Milchwirtschaft die Art, und mit den gefällten Bäumen kam auch das Geschäft an den Ruin. Am Ende der sieben Jahre steht Marie Salander mit den drei Kindern vor dem nackten, hungrigen Elend. Da gerade in der ersten Nacht, in der die Familie „ungeessen schlafen“ (S. 41) gehen soll, kehrt Martin endlich heim. Allein kaum angekommen — und damit wird die Erzählung eröffnet —, muß er das fürchterlichste erfahren, daß ihn eben jener Wohlwend, wie schon früher einmal, so auch jetzt wieder um die Früchte seiner siebenjährigen angestrengten Arbeit betrogen, ja geradezu ihrer beraubt hat. Salander hatte nämlich sein ganzes Vermögen bei einer Bank in Rio de Janeiro hinterlegt, welche ihm dafür einen Chec auf das mit ihr geschäftlich verbundene Münsterburger Haus Kaverius Schadenmüller und Kompagnie ausstellte. Gleich beim Eintritt in die heimliche Stadt erfährt Salander von einem jener Allerweltsfreunde, die nichts thun, als sich um die Sachen der andern kümmern und auf Neuigkeiten Jagd machen, von einem gewissen Mōni Bighart, daß hinter der Firma Schadenmüller kein anderer als Wohlwend stecke, ein Mann halb Narr, halb Gauner, und daß dieser gerade wieder in Konkurs geraten sei. Salander beeilt sich, diesen Wohlwend aufzusuchen, ihn zur Anerkennung der in Rio ausgestellten Anweisung zu veranlassen, durch einen Rechtsanwalt die An-

sprüche auf die Konkursmasse anzumelden; allein alle seine Schritte sind erfolglos. Das ganze Vermögen, von dem Salander nur den geringen Teil von zwanzigtausend Franken baar mit sich geführt hatte, ist auf Nimmerwiedersehen verloren.

Nachdem Martin seiner Frau in der schonungsvollsten Weise — „Er gehörte zu denen, welche dergleichen (Unglück) lieber verschweigen möchten, wie ein Vergehen, das ihnen selbst und nicht fremder Schledhtigkeit zur Last fällt“ (S. 54) — Mitteilung von seinem neuen Unglück gemacht hat, entschließt er sich nach längerer Veratschlagung, wieder nach Brasilien zurückzukehren; und zwar allein, ohne seine Familie. Denn er sagt: „Die neue Welt jenseits des Meeres ist wohl schön und lustig für Menschen ausgelebter und ausgepoffter Länder. Alles wird von vorn angefangen, die Leute sind sich gleichgiltig, nur das Abenteuer des Werdens hält sie zusammen; denn sie haben keine Vergangenheit und keine Gräber der Vorfahren. So lange ich aber das Ganze unsrer Volksentwicklung auf dem alten Boden haben kann, wo meine Sprache seit fünfzehnhundert Jahren erschallt, will ich dazu gehören, wenn ich es irgend machen kann!“ (S. 83). Wie ganz anders und aus der Fülle der heutigen Anschauung heraus klingt dieses Kellersche Bekenntnis verglichen mit den bekannten Goethischen Versen: „Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, der alte!“ So kehrt denn Salander mit ungeschwächtem Mute nach Brasilien zurück; die frühern Erfahrungen, neu angeknüpfte geschäftliche Beziehungen zu landsmännischen Handlungshäusern kommen ihm zu Gute, und nach erneuter dreijähriger Arbeit hat er sich soweit gebracht, daß er in Rio einem Stellvertreter die Führung der Geschäfte überlassen kann, um endlich in Münsterburg bei den Seinen zu leben. Seine Frau hat inzwischen auch mit bescheidenen Anfängen ein sich stetig erweiterndes Geschäft betrieben, die Kinder sorgsam erzogen, sodaß nun diese Dinge ein für allemal geordnet sind. So steht Martin Salander als ein Kaufmann von echtem Schrot und Korn, für immer gesichert, in zunehmender Wohlhabenheit da, und nun erst beginnt die eigentliche Handlung des Romans.

Als die beiden Töchter Setti und Netti — der Sohn Arnold ging inzwischen auf eine deutsche Universität und nach der Promotion zum Doktor juris nach England — herangewachsen waren, ereignete sich, wie Keller lächelnd erzählt, „ein seltsames Phänomen verliebter Leidenschaft,“ dergleichen noch in keinem Lustspiel und keinem Romane erfunden wurde, denn die Wirklichkeit sei ja erfinderischer als jede Dichtersphantasie. Setti und Netti verlieben sich nämlich beide in dieselbe Persönlichkeit, d. h. eigentlich in zwei junge Leute, aber die sind Zwillinge und körperlich und auch geistig gar schwer von einander zu unterscheiden. Es sind Individuen von jenem billigen Kaliber, wo ihrer zwölf gerade ein Duzend machen. Diese Zwillinge sind die Brüder Isidor und Julian Weiblich. Es ist eine der geistreichsten Erfindungen des tief sinnigen, Symbole liebenden Kellerschen Humors, von dieser Menschenjorte gleich zwei auf den Plan gebracht

zu haben, denn einzeln sind sie nichts: „ihnen fehlt die Persönlichkeit, sie haben keine Seelen.“ Darum wird auch das Treiben dieser Zwillinge nicht immer dargestellt, sondern es wird darüber berichtet; um sie in Handlung ausführlich zu schildern, hätten sie ja wieder eine „Seele“ nötig, die sie eben nicht haben. Die Salander'schen Töchter verlieben sich also in die Brüder Weidelich. Zwar sind diese Herren jünger als die bald sechsundzwanzigjährigen Schwestern; zwar sind sie als Söhne einer Waschfrau, die zugleich das Gemüse ihres Mannes zu Markte trägt, weit unter dem Stande, auf den die Salander'schen Anspruch erheben dürfen, bei aller republikanischen Vorurteilslosigkeit; zwar sind die Zwillinge vorläufig nichts als simple Notarschreiber, ohne Vermögen und haben außer einigen körperlichen Kunststücken, wie stottem Tanzen, nicht viel gelernt; zwar ist der gegründete Verdacht vorhanden, daß die Zwillinge auf nichts andres als auf das reiche Erbe der Salander'schen Töchter spekuliren, von denen jede ihre halbe Million schwer ist — das thut alles nichts! Die Setti und die Netti haben sich einmal die Jünglinge in den Kopf gesetzt, sie lassen Jahr auf Jahr in klösterlicher Zurückgezogenheit verstreichen, um abzuwarten, bis der Ffidor und der Julian heiratsfähig geworden sind, jeder andre Antrag wird ausgeschlagen, die Warnungen, die Drohungen, der Zorn und der Kummer der Eltern werden trozig ertragen, bis sie ihren Willen durchgesetzt haben und die Gattinnen der Zwillinge geworden sind.

Diese Brüder Weidelich sind ganz durchtriebene Schufte, Keller hat in ihnen ein satirisches Meisterstück geliefert. Das Strebertum hat schon mancher zu zeichnen versucht; mit Kellers Leistung kann sich niemand vergleichen. Er läßt ihnen schon in der Jugend das Strebertum einimpfen. Ihre Mutter, die Waschfrau Amalie Weidelich, die im Verlaufe der Dichtung zu einer tragisch mächtigen Figur auswächst, thut sich in begreiflichem Mutterstolze auf ihr Söhnepaar viel zu Gute. Auch sie fühlt von der frischen demokratischen Strömung des Landes, die eben weht, ihren Mut gehoben, sie will sich durch nichts mehr von den bessern Ständen unterscheiden. Sie trägt einen neumodischen Hut anstatt des einfachen Kopfstuches der Marktweiber, und ihre Söhne müssen zu ihr „Mama“ sagen, nicht mehr Mutter, wie das ungebildete Volk. Zum Gemüsegärtner Jakob Weidelich sagen die Kinder jedoch bloß „Vater“; denn der Pfarrer hat den Eltern in irgendeiner Sonntagspredigt gelegentlich den Wink gegeben, daß mit dem noblern „Papa“ auch die höhern Steuern ins Haus kämen, und so ließ man es beim „Vater“ bewenden. Dann wurden die Jungen der Waschfrau ins Gymnasium geschickt, was zwar viel Geld kostete, doch die Eltern waren fleißig. Freilich vor der Reiseprüfung für die Universität rissen beide Zwillinge aus; wegen ihrer schönen Handschrift fanden sie als Notariatschreiber Unterkunft. Dann gelingt ihnen die schlaue eingefädelte Liebschaft mit den Salander'schen Töchtern; der Verkehr dauert lange Zeit hinter dem Rücken der Eltern. Als diese davon Kenntnis erhalten und Martin in der heitern Lauscherzene im Garten dem verliebten Paare die Ent-

erbung androht, wissen sich die Zwillinge schnell zu fassen. Des Besitzes der Töchter jedenfalls sicher, werfen sie sich auf das politische Strebertum, um vorerst durch eigene Kraft zu etwas zu kommen, worauf gegen ihre Verbindung mit den reichen Mädchen kein Einwand würde erhoben werden können. Sie sehen ein, daß sie beide bei derselben Partei nicht so viel Vorteile gewinnen könnten, als wenn jeder sich einer andern anschloße, um mit den Kennnissen der Begner sich jeweilig zu unterstützen; so würfeln sie denn um die „Gesinnung,“ zu der jeder Bruder sich bekennen soll. Mit der demokratischen Gesinnung legt sich der eine, Isidor, einen Hut breit wie ein Wagenrad zu, auch läßt er sich nun das Haar lang wachsen; der altliberale Julian trägt dagegen ein zierliches Hütchen kaum von Tellergröße und kleidet sich stutzerhaft. Erst nach dieser Maskerade vermag man die Zwillinge von einander zu unterscheiden. Köstlich wird geschildert, wie sie in Wählerversammlungen den Versuch machen, den politisch ehrgeizigen Martin Salander zu fördern. So sehr dieser in seiner bescheidenen Eitelkeit sich geschmeichelt fühlt, so ist er doch zu vornehm, sich diesem Komödienpiel anzuschließen. Die Zwillinge aber gelangen durch ihre schlauen Manöver nach und nach zu ihren Zielen: sie erhalten beide selbständige Notarstellen, sie werden in den großen Rat gewählt. Die Schilderung der ersten Ratssitzung ist eine der beißendsten Satiren: die jüngsten Großräte benehmen sich mit der Ungelehrtheit der ältesten Parlamentarier: sie hören mit halbem Ohre dem jeweiligen Sprecher zu, sie laufen aus und ein aus dem Sitzungssaale, sie versorgen ihre Geschäftskorrespondenz während der Verhandlungen des Rates u. dergl. Sie benutzen alle Begünstigungen eines Ratsherrn, ohne eine seiner Pflichten zu erfüllen. Endlich führen sie auch die angestrebten reichen Töchter heim. Allein nun, nachdem sie in den Besitz alles dessen gelangt sind, was sie gewollt hatten, offenbart sich ihre armselige Natur. Die Frauen, welche auf die jüngeren Gatten einen erzehrerisch wohlthätigen Einfluß zu gewinnen hofften, werden tyrannisiert; die geträumte Liebe verflüchtigt sich in Kürze, denn die Brüder haben ja „keine Seele.“ Die meiste Zeit verbringen die Herren Notare außer dem Hause, sei es, daß sie sogenannten politischen Versammlungen beiwohnen, sei es, daß sie sich von einem Schützenfeste zum andern herumtreiben und mit sehr viel Geld, da sie schlechte Schützen sind, sehr kleine Becher erringen. Um die vielen Ausgaben zu decken, geraten sie in Betrügereien, indem sie systematisch einen ausgedehnten Hypothekenschwindel betreiben. Das Schlimmste offenbar, was Keller ihnen nachzusagen weiß, ist, daß sie ihre Zeit der eine mit dem Fischfang, der andre, bößere, mit dem Fange von Singvögeln, die, gegessen werden sollen, schließlich totschlagen. Endlich aber kommen mit dem allgemeinen Krach alle ihre Betrügereien zu Tage, sie werden verhaftet. Jetzt, bemerkt der Dichter, zeigte sich zum erstenmale eine kleine Differenz in den sonst identischen Charakteren der Brüder: Julian ist noch im rechten Augenblicke ins Ausland durchgebrannt, wo er indes auch bald ab-

gefaßt wird. Ihr Benehmen während der Untersuchungshaft und Verhandlung muß noch ihre läppiſche Bornirtheit bekunden, und ſchließlich werden ſie jeder zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt, auf daß ein Exempel ſtatuiert werde. Als ihre Mutter, die gute Waſchfrau Amalie Weidelich, dies erfährt, wird ſie vom Schlage gerührt und ſtirbt. Sie hatte ſchon früher Kummer an ihren herzloſen Söhnen, denen ſie ihr ganzes arbeitsvolles Leben geopfert, erfahren müſſen. Und ſymboliſch ſprach ſich die tiefe Reue ob ihres einſtigen Hochmuts aus, als ſie den reichgeſchmückten Federhut grimmig ins Waſſer warf. Die Töchter Salanders ſind gleich beim erſten Einſchreiten der Behörden in den Schutz ihres Elternhauſes zurückgeflüchtet; auch ſie ſind für ihren Eigenſinn ſchwer geſtraft. Martin Salander, der ſo gutmütig war, ſich von dem Zwillingſpaar imponieren zu laſſen, der die barocke Idee hatte, die Hochzeit ſeiner Töchter zu einem lärmenden Feſte mit politiſchem Anſtrich zu geſtalten, muß jetzt mit ſchwerem Gelde für ſeine ſamofen Schwiegerſöhne büßen. Und der klaſſiſche Nekrolog, den ihnen der Dichter (S. 413) widmet, lautet: „Um dieſe Stunde [des Todes ihrer Mutter] glichen die Söhne der Toten einander wieder ganz ſo, wie ſie ehemals gethan, und ſetzten die Beamten der Strafanſtalt in Verlegenheit, da ſie geſchoren, raſirt und in die Sträflingskleider geſteckt waren, als Vereiſtümmer, daß das eiferne Uhrwerk der Gerechtigkeit noch aufgezogen war und ſeinen Dienſt that.“

Mit all dem eben berichteten haben wir aber die Vorzüge in dieſem Roman noch lange nicht erſchöpft, wir haben noch nichts erzählt von dem, was Martin Salander in dieſen Zeiten erlebt, welche Entwicklung er inzwiſchen durchgemacht hat. Zweifellos iſt es ſeine Geſtalt, welche das Verſtändnis der oberflächlichen Leſer und Rezenſenten auf die ſchwierigſte Probe ſtellt. Denn dieſer Held des Romans macht die vielleicht einzig in der Literatur daſtehende Wandlung von einer erſt ſympathiſchen Haltung bis zur Lächerlichkeit durch, ohne deswegen ganz um die Achtung des Leſers zu kommen. Und gerade hier bekundet ſich jene eingangs erwähnte kühne Technik des ſouveränen Meiſters, welche dem Leſer nicht entgegenkommen will, ſondern vielmehr ſeine angeſtreugte Aufmerkſamkeit verlangt. Hat man dieſe angewendet, dann merkt man wohl, daß im Organismus dieſer komplizierten Natur kein Häkchen fehlt, und daß ſie ſchon beim erſten Eintritt die Keime ihrer ganzen folgenden Entwicklung in ſich trägt. Man bedenke nur, daß ſich die Handlung des Romans über einen Zeitraum von etwa fünf- und zwanzig Jahren verbreitet, und halte ſich die Anſchanung vom Gange der menſchlichen Entwicklung vor Augen, welche Keller gelegentlich des ſtillen Zuſammentrinkens von Martin und Marie Salander bei der Hochzeit ihrer Töchter ausſpricht. Dort (S. 216) ſagt der Dichter: „Sie trank unverweilt einen beſſern Schluck als gewöhnlich, und mit ihm einen jener kurzen Sonnen- oder Silberblicke, die mit der Länge der Zeit ſich immer mehr verlieren, wenn die Menſchen ſich in Wind und Wetter leiſe ändern, ſodaß die

Klugen weniger klug, die weniger Klugen Narren, und die Narren oft schnell noch Hallunken werden, eh sie sterben, wie wenn sie Gott weiß was versäumten.“ In diesen absichtsvollen, an bedeutender Stelle gesprochenen Worten des Dichters liegt der Schlüssel für das Verständnis seines guten Martin Salander. Dieser ist einer von jenen Klugen, welche in Wind und Wetter sich leise ändern, um im Laufe des Lebens weniger klug zu werden, und mit vollem Humor, der allerdings wie ein feines Lustspiel meist still an sich hält, hat dies Keller geschildert — ein Meisterwerk der Kunst!

Der Leser erinnert sich, daß wir Martin Salander das erstemal gerade bei seiner Rückkehr aus Brasilien nach einer siebenjährigen Abwesenheit von Münsterburg angetroffen haben. Damals ließ er sich in seiner gelassenen Gutmütigkeit vom Allermeltsfreund Wöni zu einem Schoppen Wein einladen, noch bevor er das ersehnte Weib gesehen hat. Hier steht der Dichter noch ganz für ihn ein; dieser leicht zu beeinflussende Charakter wird von ihm in einem fort verteidigt. Als Martin im Gespräch mit Wöni sich des Wohlwend erinnert, ist ihm trotz aller der gröberen Unbill, die er von diesem erfahren, nichts lebhafter in Erinnerung geblieben, als die heillos falsche Betonung, mit der Louis die „Bürgerschaft“ und dergleichen allbekannte Gedichte in großem Kreise zu deklamiren pflegte: mehr peinlich als lächerlich. Den sanguinischen, leicht bestimmbareren Charakter behält Martin bei; er müsse immer hinter einem Osterhasen herjagen, bemerkt einmal seine herrliche Frau; aber im Verlaufe seines Lebens verliebt er auch dies ästhetische Feingefühl. Als es ihm dann besser geht, schließt er sich, halb unbewußt, jener politischen Partei an, die gerade die Zeit beherrscht, und ahnt nicht, wie nachgiebig er selbst derjenigen gegenüber ist, die er zu bekämpfen glaubt. Martin kann nicht lange zürnen und verzeiht schnell. Der Schlauchheit der Zwillinge ist er nicht gewachsen; mit ihrer Hencherei berücken sie ihn nicht minder, als die ihm genau nachgeratenen Töchter. Bei der barocken Hochzeit derselben, auch seinem eigensten Werke, ereignet es sich, daß ein Chor ohne Takt und mit falscher Betonung gesungen wird. Seine Frau macht ihn darauf aufmerksam, indem sie bemerkt: „Zufrieden mit dem guten Willen, wenn es unter sich ist, betrachtet das Volk eine stramme Kunstübung eher als ein aristokratisches Wesen, und ist durch alle Schichten hindurch darauf aus, eifrig zu demokratisiren, was in seinen Bereich kommt.“ Aber Martin erwiedert darauf: „Und das Volk hat Recht!“ Marie fragt: „Warum Recht? Früher, es ist freilich lange her, dachtest du anders, als der Wohlwend so falsch sang und deklamirte!“ — „Hm! Ja, das heißt, es ist nicht derselbe Fall! Dieser that es in einer gebildeten Welt, inmitten eines Vereines wohlgeübter Leute, die er störte. Hier hätte er niemandem die Freude verdorben!“ (S. 215.) Hier haben wir eine solche Stufe in der Entwicklung Salanders, sodaß uns das Folgende nicht überraschen kann. Wunderlich genug ist es allerdings. Denn wie sein ästhetisches Feingefühl mit vorschreitendem Alter abgenommen hat, so

hat seine Leichtgläubigkeit und Bestimmbarkeit immermehr zugenommen. Jener heuchlerische Wohlwend, der ihn schon zweimal empfindlich geschädigt hat, legt ihm nun einen neuen Fallstrick. In der Zwischenzeit hatte Louis sich in der Welt herumgeschlagen, mit dem bei Salander geraubten Gelde in der Tasche; er war bis nach Ungarn gekommen, hatte dort, ganz magyarisirt, die Tochter eines reichen Schweinezüchters geheiratet, sodaß er von seiner Rente leben und noch etwas zurücklegen konnte. Nach Jahren kehrte er nach Münsterburg zurück, in der Begleitung seiner Frau, zweier Knaben und einer ungewöhnlich schönen Schwägerin, Myrrha Glawicz, die nur leider etwas blöde war. Da er die Absicht hatte, sich in seiner Heimat ständig niederzulassen, spekulierte er auf Martin Salanders Verkehr, dessen bürgerliches Ansehen als Staatsrat und reicher Handelsherr ihm den Eintritt in die Gesellschaft möglich machen sollte. Gleich beim ersten schlauen Kniff ließ sich Salander gewinnen: Wohlwend trat wie aus den Wolken geschweicht bei ihm ein, legte ihm fünftausend Franken hin mit der Ankündigung, daß er ihm nach und nach das beim ersten Bankerott geborgte Geld zurückzuzahlen gedente. Marie Salander lachte halb empört über die Naivität ihres Gatten; dieser strich das Geld vergnügt ein, erinnerte sich sentimental, daß Wohlwend, den er früher schon in der Jugend nicht gut habe leiden wollen, sein Schulkollege war, ja er ließ sich sogar von dem heuchlerischen Gesellen zu Tische laden, um seine Familie kennen zu lernen. Ihn freilich ins Haus zu nehmen durfte er unter den strengen und klugen Augen seiner Marie nicht wagen. Bei Wohlwend nun lernte Martin Salander die schöne Myrrha kennen, und so groß war der Eindruck, den sie auf ihn machte, daß der fünf- undfünfzigjährige Mann sich in das achtzehnjährige Mädchen verliebte. Nöthlich werden nun die Schmerzen dieses Johannistriebes geschildert, bis zum Glück der Sohn zur rechten Zeit aus Amerika heimkehrt, um dem verliebten Alten trocken zu sagen, daß das schöne Kind einsilbig aus purer Einfältigkeit sei, und ihn so zu kuriren. Damit sind auch die Pläne Wohlwends auf eine Verbindung zwischen Arnold Salander und Myrrha zerstört. Wohlwend, der immer ein ideales Mäntelchen um seine nackte Schurkerei zu breiten liebte, wird in der Folge ein Frömmeler und Agent einer Missionsgesellschaft.

Soviel haben wir bisher, freilich mit Übergehung einer Fülle von schönen Einzelheiten und herrlichen Episoden, von den Hauptgestalten des Romans erzählen müssen und haben noch immer nicht von den beiden idealen Figuren in dieser Dichtung gesprochen, die allerdings infolge des satirischen Charakters der Dichtung nur im Hintergrunde der Vorgänge bleiben. Aber sie sind für das Verständnis der Dichtung ganz unentbehrlich. Marie Salander haben wir schon öfter im Vorbeigehen nennen müssen. Was das für ein herrliches Frauenbild, was das für eine Gattin und Mutter ist, läßt sich schwer in wenig Worten sagen. Sie ist das Muster einer Ehefrau. Als Salander nach seiner siebenjährigen Abwesenheit heimkehrt und die erste Nacht wieder unter dem eignen

Dache verbringt, da spinnt sich unmittelbar vor dem Schlafengehen folgendes kurze Gespräch ab: „Du, Marie! — Was, Martin? — Eines will ich wetten, hast du gewiß vergessen! — Was denn? — Meinen alten Stiefelknecht! — Hier ist er! — Sie zog ihn unter dem Fußende des Bettes hervor.“ Mit diesem lakonischen Satz charakterisirt Keller (S. 57) die zarte Aufmerksamkeit seiner Marie Salander. An klarer Menschenkenntnis ist sie ihrem Gatten weit überlegen: sie wird weder von der Heuchelei Wohlwends noch von der der Zwillinge genasführt, sie durchschaut beide, und diese fürchten sich vor ihrem Scharfblick. Mit ihren Kindern ist sie eher streng als zärtlich. Aber als ihre Töchter die Liebchaft hinter ihrem Rücken betreiben, da fühlt sie sich als Mutter tief gekränkt. Bei der Verlobung will sie garnicht anwesend sein. Als trotz allem Abzuziehen die majorennen Töchter die Weidelichs heiraten, da sorgt Marie Salander dennoch für eine reiche Ausstattung, daß ihre Kinder auch nicht das geringste entbehren. Als sich dann die Enttäuschung einstellt, ist sie die erste, die Betrogenen zu trösten. Bei der Verhaftung Ividors wollen die Eltern der Tochter auf dem Lande telegraphiren. Martin „nahm also ein Formular, beschrieb es mit den erforderlichen lakonischen Worten und gab es der Frau. Sie las den Blichbrief, studirte einen Augenblick daran herum und beschrieb ein neues Formular. Verwundert las Martin Salander dasselbe, als sie fertig war. Sie hatte die gleich harten Steinblöcke dastehenden Haupt- und Zeitwörter mit den dazu gehörigen, sie verbindenden Kleinwörtern versehen, sonst aber nichts geändert. »Du hast ja garnichts dazu gethan, als die Pronomina, den Artikel und einige Präpositionen und verglichen. Dadurch wird ja lediglich die Depesche dreimal so tener!« sagte er [der Millionär!] noch immer überrascht. »Ich weiß wohl, es ist vielleicht närrisch,« erklärte sie bescheiden, »allein es will mir vorkommen, daß diese kleinen Zuthaten die Schrift milder machen, ein wenig mit Baumwolle umhüllen, sodaß Setti das Gefühl habe, als hörte sie uns mündlich reden, und dafür reut mich die höhere Lage nicht. Wenn du aber willst, so unterschreib' ich das Ding selbst!« — »Es ist merkwürdig, wie recht du hast!« sprach Salander, der die drei oder vier Zeilen nochmals gelesen. »Es nimmt sich in der That urplötzlich fein und herzlich aus. Wo zum Kukuf holst du die wunderbar einfachen Stillkünste? Nein, das mußt du selbst unterschreiben, es wäre mir altem Schulfex nicht eingefallen!« (S. 372.) In dieser kleinen Szene hat man das ganze Paar vor sich. Marie überschaut ihren Gatten, aber sie hat Humor. Als er ihr seine späte Liebchaft beichtet, lacht sie ihn fein aus. Wir glauben nicht, daß in der ganzen Literatur eine zweite zugleich so lebenswahre als ideale Schilderung des Ehelebens vorhanden sei, wie sie der Junggeheile Gottfried Keller in seinem Ehepaar Salander geliefert hat.

Ganz seiner Mutter nachgeraten ist Arnold Salander, den man wohl als den Träger des Kellerschen politischen Ideals ansehen kann. Arnold, der nur

als Kind und Knabe flüchtig in der Dichtung erscheint, bleibt während der längsten Zeit in der Ferne, um am Schlusse erst wieder aufzutreten. Er hat sich selbst seinen Lebensplan zurechtgelegt, in echt schweizerischer Manier: „Ein junger Jurist arbeitet nach Bedürfnis und Gelegenheit im Handelshause seines Vaters mit, treibt daneben Geschäfte für seinen Hausgebrauch, um die werdende Geschichte besser zu verstehen und ihre Dimensionen messen, ihre Bedingungsweite schätzen zu lernen.“ Und welchen Zweck dieses mit praktischer Thätigkeit vereinigte Gelehrtenleben haben soll, erklärt er selbst in den folgenden Worten. Er erzählt von einer zufälligen politischen Unterhaltung mit einem alten Herrn aus dem Kanton A. in einem Seebade. „Als er ein und das andre ungeduldige und vorschnelle Urteil vernahm, woran sich der Schluß knüpfte, es dürfte der betreffende Uebelstand wohl erst durch ein neues Geschlecht von Gesetzgebern, von frischen Kräften gehoben werden, lächelte der Alte und meinte, es handle sich nach seiner Erfahrung nicht sowohl um einen Mangel an frischen Kräften, die ja ohnehin schon durch das allgemeine Menschenjoch unauhörlich zuflößen, als im Gegenteil um einen bedächtigeren, beharrlicheren Ausbau des Geschaffenen. Er erzählte nun anschaulich, wie er zum drittenmale erlebt habe, daß nach einem kraftvollen Umschwunge die Söhne der Männer, die ihn bewirkt und im besten Mannesalter standen, als Schüler sich zusammengethan und verabredet hätten, sie wollten noch etwas ganz andres herstellen, wenn sie daran kommen würden. Ohne zu wissen, was das Unerhörte eigentlich sein solle, hätten sie später wirklich Wort gehalten, wie wenn sie auf dem Rütli geschworen hätten, und ihre Zeit lang die heilige Gesetzgebung verwirrt und gestört, bis ihre eignen Sprößlinge den gleichen Schwur gethan und als neue Generation ihnen vom Amte halfen oder wenigstens mit großem Spektakel zu helfen suchten. In diesem Lichte gesehen, sei der Fortschritt nur ein blindes Hasten nach dem Ende hin und gleiche einem Laufkäfer, der über eine runde Tischplatte wegrenne, oder höchstens dem Rande entlang im Kreise herumlaufe, wenn er nicht vorziehe, umzukehren und zurückzurennen, wo er dann auf der entgegengesetzten Seite wieder an den Rand komme. Es sei ein Naturgesetz, daß alles Leben, je rastloser es gelebt werde, umso schneller sich auslebe und ein Ende nehme; daher — schloß er humoristisch — vermöge er es nicht gerade als ein zweckmäßiges Mittel zur Lebensverlängerung anzusehen, wenn ein Volk die letzte Konsequenz, deren Keim in ihm stecke, vor der Zeit zu Tode heße und damit sich selbst. . . Kurz, wir gelangten endlich zu dem Entschlusse, im Gegensatz zu den Schulbantagitatoren, uns nicht als neue Generation aufzuthun, sondern uns im Stillen für alle Fälle brauchbar zu machen in Zeiten, wo es notwendig werden könnte, mit einzustehen und den Rand finden zu helfen. Am allgemeinen mitzudenken sei immer nötig, mitzuschwäzen aber nicht.“ (S. 202.) Indem Keller dieses sein politisches Bekenntnis dem jungen Sohne und Erben seines Helden in den Mund legt, spricht er seine optimistische Gesinnung aus,

welche das Beste von der Zukunft seines Schweizer Volkes hofft, und mit der Charakteristik dieser gesunden Jugend seines Vaterlandes schließt er den Roman.

Zweifellos steht dieses Werk hinter keinem einzigen der frühern Meisterstücke der Kellerschen Kunst zurück, und es hat vor dem ersten Romane die größere Bedrungenheit der Komposition und die reifste plastische Darstellung aller einzelnen Personen voraus. Hier ist kein einziger Strich, der nicht seine reiche poetische Bedeutung hätte, und der Reichtum der Beziehungen, in welche die Gestalten gebracht sind, ist erstaunlich. Man denke nur an Martin Salander, der uns als Ehemann, als Vater, Geschäftsmann, Politiker, Freund und schließlich noch in menschlichem Irrtum als Liebhaber vorgestellt wird! Man thut daher Unrecht, mit kühler Hochachtung von diesem neuen Werke des Züricher Meisters zu sprechen; fast möchte man eben diese kühle Reserve nach allen literarischen Erfahrungen als das glänzendste Anzeichen für seine ruhmvollen Zukunft ansehen. Wenn aber ein Rezensent den vor all den gesprochenen Leitartikeln und Parlamentsreden bis auf fünfzehnhundert langweilige Seiten aufgedunsenen Roman Spielhagens: „Was will das werden?“ über Kellers Werk setzt, so hat sich der Kritiker selbst ein Denkmal seiner Geschmacklosigkeit gesetzt.

Wien.

Moriz Weder.



Die Berliner Singakademie und die musikalische Volksbildung.



ie Gestalt des ehrwürdigen Professors Grell, des Direktors der Berliner Singakademie, wird vielen unsrer Leser in pietätvoller Erinnerung fortleben. Im August 1886 starb er im sechsundachtzigsten Lebensjahre zu Steglitz bei Berlin. Soeben hat nun sein Schüler Professor Heinrich Vellermann nach dem Willen des Verstorbenen ein Buch*) veröffentlicht, das uns die tiefsten Bestrebungen Grells wieder lebhaft vor Augen stellt. Es geziemt sich, daß wir bei der bleibenden Bedeutung seines Wirkens uns etwas genauer über diese Bestrebungen unterrichten. Das Buch enthält — wie Grell selbst sagt — seine „musikalischen Grundansichten,“ das Fundament seiner Lehre. Meist sind die in dem Buche enthaltenen Aufsätze Gutachten, die vom Kultusminister amtlich erfordert wurden.

*) Aufsätze und Gutachten über Musik von Eduard Grell. Nach seinem Tode herausgegeben von Heinrich Vellermann. Berlin, Springer, 1887.

Denn Grell hatte eine so hervorragende Stellung in seinem Gebiete, daß an den Staat gerichtete Anträge in Bezug auf staatliche Einwirkung auf die Musikpflege und -Organisation nicht wohl ohne seine Mitwirkung erledigt werden konnten. Eine Zeit lang wurde seine Stimme auch beachtet; nachher kamen andre Männer und Richtungen oben auf, und wenn man Grell noch zuweilen fragte, so geschah es nur, um alte Formen nicht zu verlernen. Ein interessantes Beispiel der Art hätte Professor Vellermann, wenn er nicht bestimmte Aufträge seines Lehrers vor sich gehabt hätte, aus dem Jahre 1864 vorlegen können, wo die höhern Schulen Preußens auf dem Wege waren, für den Gesangunterricht und die schulmäßigen Gesangmaterialien die so nötige amtliche Anweisung in Grells Sinne zu bekommen. Die Sache war im besten Zuge, im Jahre 1867 sollte sie abgeschlossen werden. Da kam eine neue begutachtende Stimme dahinter, daß die bisherigen Ratschläge sehr einseitig seien. Seit der Zeit schweigt alles. Und doch — es ist wahr —, das Wort „einseitig“ trifft in gewisser Beziehung die Bestrebungen Grells und muß sie treffen; aber nicht als Tadel, sondern als Ruhm ist ihm diese Einseitigkeit anzurechnen, wenn man mit ihm die musikalische Volksbildung im Sinne hat und die Singakademie als Pflanzstätte edelster Musik ansieht, für das Volk in der höchsten Bedeutung des Wortes. Das bitten wir im Auge zu behalten. Wir wollen gleich sehen, wie das gemeint ist.

Jeder weiß, wie die Instrumentalmusik seit mehr als hundert Jahren um sich gegriffen hat. Wenn nun einer im Ernste in die Masse hineinriefe, die Instrumente verdrängen die Musik, es müsse allein der Gesang erschallen, selbst die Orgel müsse aus den Kirchen verschwinden, so können wir ziemlich genau sagen, wie man diesen Ruf aufnehmen würde. Die meisten, auch bis hoch in die Kreise der Gebildeten und der Musiker hinauf, würden diese Stimme als die eines übergeschnappten Sonderlings behandeln, ähnlich dem Rufe eines solchen, der alle Krankheiten aus der modernen Impfung ableitet. Sie würden triumphierend auf Mozart und Beethoven, auf Mendelssohn und Wagner hinweisen, und die „erdrückendste“ Majorität wäre auf ihrer Seite. Eine nicht ganz kleine Anzahl von Freunden der Singakademie und Anhängern Grells würde sich indes bei jenem Rufe anders verhalten. Sie kennen den Ruf und verstehen seine Begründung; sie pflichten ihm sogar vollkommen bei, wenn es sich um die Ausbildung des Ideals aller Musik handelt. Aber sie sind weit entfernt, von der Gegenwart zu hoffen oder zu erwarten, daß sie umkehre und Buße thue, die Instrumente zererschlage, die Klaviervirtuosen aus dem Lande treibe, die „Musikalische Komposition“ nach A. Marx verbiete, und was solche Übertreibungen mehr sind. Warum sie so thöricht nicht sind, liegt auf der Hand. Niemand erhebt sich ungestraft über seine ganze Zeit. Er kann die unendliche Summe der Entwicklungen, die wir mit diesem Ausdrucke zusammenfassen, wohl hie und da zu verstehen suchen, kann auch Kritik üben und sich

in einigen Stücken frei erhalten von dem allgemeinen Drange der Zeit, aber es ist lächerlich, wenn er seiner Zeit zumutet, sich selbst aufzugeben und fortan nach einem näher bestimmten alten Ideal zu bauen, zu dichten, zu musizieren, zu denken und zu fühlen. Alles dies gewinnt erst wieder einen gewissen Sinn, wenn es sich um Erziehung handelt.

Auch Grell selbst wußte diesen Unterschied sehr wohl zu beachten. Er, der in seinem spätern Leben fast nur für Gesang komponirte, hat sich früher auch in der Instrumentalmusik hervorgethan, hat sogar Opernmusik geschrieben, und weil er in alle Dinge seine Gründlichkeit hineinbrachte, wußte er auch den Instrumenten genau abzulauschen, worin sie einer wirklich reinen Intonation nahe kommen. „Daher klingen seine Orchesterfachen, und seine Opern, Symphonien und ältern Kirchenkantaten hat er zum Theil in höchst wirkungsvoller und glänzender Weise instrumentirt. Mit welchem Geschick er noch in den letzten Jahren die Instrumente zu behandeln wußte, das beweisen z. B. die bei R. Sulzer in Bielefeld und Leipzig erschienenen Kompositionen für ein, zwei, drei und vier Violoncellos.“ Wir sehen also, wie Grell außerhalb seiner pädagogischen Pflichten dem heutigen Musikwesen garnicht fremd gegenüber stand. „Er hat bis zuletzt stets Freude an dem guten Vortrag guter Instrumentalmusik gehabt, er sagt, daß auch die Instrumentalmusik mit Schönheitsfuss betrieben werden könne.“ Ja noch mehr, er hat auch in seiner geliebten Singakademie den Umständen sich mitunter gebeugt, und hat auf Kompromisse eingehen müssen. Jeden Winter mußte er Oratorien und andre Musik mit Orchester aufführen, um durch die Beiträge des herbeiströmenden Publikums dem Institute der Akademie das Bestehen zu sichern. Was er nicht gern that, das war uns Zuhörern doch das segenvollste. Es war doch etwas besonderes, die Matthäus-Passion in der Singakademie zu hören. Man merkte wohl, daß dieser Chor eben für ernste kirchliche Musik geübt, ich möchte sagen geweiht war. Es war ein Eindruck wie von einem Priester, wenn Grell vor Beginn der Aufführung daran erinnerte, in welcher Gesinnung der Meister Text und Musik gedacht habe, und daß die Darstellung durch Töne nur dann die rechte sein werde, wenn sie etwas von dieser Gesinnung an sich trage. Wie gesagt, uns war sein Nachgeben, sein Kompromiß mit dem Instrumentalgeschmack sehr lieb, aber Grell pflegte zu sagen, der Sommer mit seinen unbegleiteten Übungen müsse das wieder einholen und gut machen, was durch die Orchesterfachen im Winter verdorben worden sei. Grell schreibt auch S. 111: „Ich für meinen Theil habe nie einen größern musikalischen Wohlklang vernommen und bin nie mehr von Musik ergriffen worden, als es durch die schönen, in meinem Herzen unverflungenen Morgengesänge in der Saale der Singakademie geschehen ist.“ Das waren A cappella-Übungen in kleinen Kreise, unbegleitete, reinste Kirchenmusik, allerdings von Grell eingeübt und von Sängern und Sängerinnen ausgeführt, die etwas von heiliger Kunst ahnten.

Sollen wir noch von den Gründen sprechen, welche Grell zu der oft berührten „Einseitigkeit“ seiner Grundansichten gebracht hatten? Wir müssen es wohl thun, damit nicht die Meinung entstehe, es sei eine bloße aristokratische Grille, daß er sich gegen das Virtuositentum der Hochschule und die Instrumentalbegleitung ausgesprochen habe. Nein, es waren in der That außerordentlich gut durchdachte, ich möchte sagen mathematische Gründe, die ihn wenigstens bei den Kunstschulen zu seiner Hartnäckigkeit bestimmten, und er rechnete eben die Singakademie zu den Kunstschulen.

Wer Grell weniger in diesen mathematisch-physikalischen Grundlagen glaubt, mag den Physiker Helmholtz befragen, der in seiner Lehre von den „Tonempfindungen“ gegen Ende genau im Sinne Grells wenigstens das auseinandersetzt, warum die Instrumente, insbesondre Klavier und Orgel, nur durch künstliche Verstimmung fast aller Intervalle, also durch die „gleichschwebende Temperatur,“ ihre Brauchbarkeit gewonnen haben, und wie sie schon dadurch auf den Gesang, den nichts an der reinsten wechselnden Intonation hindert, schädlich einwirken, ganz abgesehen von andern Uebelständen. Helmholtz hat bekanntlich eine Physiharmonika erfunden und auch auf neuere englische Orgeln hingewiesen, die nicht der ausgleichenden Verstimmung unterliegen. Aber wer kennt diese Instrumente, und wer kann sie benutzen? Die wirklich vorhandenen Instrumente sind eben anderer Art, und wenn Grell sie nicht zur zusammenhängenden Begleitung des Gesanges, sondern nur als (kombinierte) Stimmgabeln zur Stütze des nahestehenden Sängers benutzt wissen will, so denkt er ganz im Interesse des reinen Gesanges, und bleibt in den Bahnen der alten Gründer der Singakademie Fasch, Zelter u. s. w., die einen fast unhörbar schwach klingenden Federflügel zur Begleitung ihres Chores für völlig genügend hielten.

Nicht bloß aus diesem mathematisch-physikalischen Grunde steht für Grell der A cappella-Gesang auf der Höhe der Musik, sondern noch aus andern, die nicht alle gleichen Wert haben. Insbesondre übertreibt er den Unterschied, daß die Instrumentalmusik „Handwerkszeug“ nötig habe, der Gesang nicht. Der Unterschied ist nicht prinzipiell, der eigne Körper muß (die Kehle und andre Organe beim Singen, die Füße beim Tanz) auch gewissermaßen erst erobert werden, und gleich wie manche Sängerin „seelenvoll“ singt, ohne eigentlich eine Seele zu haben, so kann uns auch der Violoncellspieler unter Umständen durch ein „seelenvolles“ Spiel erfreuen. Damit soll die Wichtigkeit des Wortes in der Musik nicht herabgesetzt werden.

In andrer Beziehung, nämlich als Komponist, kommt Grell dem Thema seiner musikalischen Grundansichten zu Hilfe. Im Gegensatz zu dem genannten A. Marx, nach dessen Art die Kompositionslehre jetzt meist auf das Zusammenklängen der Akkordstimmen basirt wird und nur hinterher und beiläufig auf das Fortschreiten jeder einzelnen Stimme geachtet wird, will Grell und seine Schule in älterer Weise das harmonische Gewebe erst durch die Einzelstimmen entstehen

lassen. Daraus ergibt sich wieder eine neue dringende Notwendigkeit, daß der Komponist durch die richtige Gesangsschule hindurch gehe, ja auch selbst fleißig mitfinge. Wer gemerkt hat, wie viel Unsaugbares sich in modernen Chören, ja schon bei J. Seb. Bach findet, der wird den Grund davon erraten. Er wird ferner vermuten, warum Grell eine so ausgesprochene Vorliebe für die kirchlichen Tonstücke aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat. Da haben wir eben noch keine Instrumentalverwöhnung, sondern reine, rhythmisch mannichfaltig gegliederte, aber harmonisch einfache Musik edelster Art, nicht darum einfach, wie Helmholtz meint, weil sie die modernen Akkordmittel noch nicht kannte, sondern weil sie die Reinheit der Intonation aller glatten Verknüpfung der Akkorde und Tonarten vorzog.

Wir befolgen in unsrer Pädagogik noch immer theoretisch den Satz, daß das Beste gerade gut genug sei für die grundlegende Bildung. Nicht das Elegante und Moderne, sondern das im historischen Sinne Klassische dient normaler Weise als Geistesnahrung. Wir treiben Cicero und Horaz, aber nicht Apulejus, wir lesen Goethe und Schiller, aber nicht Paul Heyse; die Franzosen studieren Corneille und Racine, obgleich sie sie nur das Knochengestüst ihrer Literatursprache nennen und einer ganz andern Manier huldigen. So sehe ich auch Grells „Einseitigkeit“ an, sie ist die schulmäßige, strenge Hervorhebung des wahrhaft Großen in der Musik. Mag sich die Welt dem anders gearteten zuwenden, das kann niemand hindern und soll es auch nicht wollen. Aber wenn der Staat in die Kunst eingreifen soll, und er darf es nur thun zum Zweck der Schulung und Erziehung, so soll man ihm nicht untergeordnete Formen der Ergöpfung und des Virtuositentums in der Kunst zu unterstützen vorschlagen, denn die helfen sich selbst durch die Anziehung, die sie auf die breite Masse ausüben; sondern man soll ihm in Grells Sinn die ewigen Grundlagen aller wahren Kunst empfehlen, die darum leicht vergessen werden, weil sie nicht prunken.



In den Tagen des Kampfes.



n einer Berliner Wählerversammlung soll Herr Eugen Richter erklärt haben, Graf Moltke gehöre allerdings in den Reichstag, aber nicht er dürfe gewählt werden, sondern Herr Virchow, der ebenfalls dahin gehöre, weil er die Wunden heile, welche andre geschlagen haben. Und zum Schluß soll der Redner emphatisch ausgerufen haben: „Graf Moltke, Sieger in hundert Schlachten, du sollst nicht über das freisinnige Bürgertum siegen!“

Obgleich wir uns das Staunen über Gefinnungs- und Geschmacksproben des Scheißs der Freisinnigen längst abgewöhnt zu haben glaubten, würden wir

jene Erzählung für böstliche Erfindung gehalten haben, wenn sie nicht aus Blättern stammte, die dem Redner nahelehen. Daß er mit solchem Aberwitz donnernden Beifall entseßelt habe, glauben wir schon eher: in jeder großen öffentlichen Versammlung giebt es ja eine, wenn auch nicht räumlich getrennte, Galerie des Zanbagels, welche die Leistungen der ärgsten Klaffenreißer mit Stampfen und Zohlen begleitet. Indessen werden doch auch andre Leute zugegen gewesen sein: sollten die gar keine Empfindung dafür haben, wie beleidigend es ist, wenn Herr Richter meint, ihrem beschränkten Freisinnigenverstande dergleichen bieten zu dürfen? Und Herr Virchow! Eine so lächerliche Figur er als Politiker vorstellt, dauert er uns doch in seiner Eigenschaft als Gelehrter. Sich anpreisen lassen zu müssen wie der starke Mann oder das Kalb mit zwei Köpfen auf der Leipziger Messe! „Ich bin kein Kliniker,“ schrieb er vor mehreren Jahrzehnten, um eine mißglückte Publikation zu entschuldigen, und nun heilt er die Wunden, die andre, natürlich Feldmarschall Moltke, schlägt, und als Chirurg, der er nicht ist, muß er in den Reichstag, anstatt Moltkes! Diese Szene im Zivoli darf nicht in den Tagesblättern verloren gehen, sie muß registriert werden zur Charakteristik der diesmaligen Wahlkämpfe, und weil wir schon wiederholt erlebt haben, daß ähnliche Schlagwörter hinterdrein dreist abgeleugnet wurden. Dieses hat wenigstens das Verdienst der Neuheit für sich.

Denn im übrigen tischen die Herren ihre alte verlegene Waare an, machen auch gelegentlich Anleihen in gleicher Qualität. Herr Richter deckt wieder mit seinem Leibe die armen Hohenzollern gegen den heimtückischen Kanzler. Der groteske Einfall, die Wilhelme und Friedrichs mit den Chilperichs und Chilperichs zu vergleichen, ist dem geistreichen Herrn schon einmal schlecht bekommen, aber es scheint ihm garnichts andres mehr eingefallen zu sein als Hansmeier und Monopol. Herr Windthorst aber, der gewiegte, seine Diplomat, versuchte wieder besonders glücklich bei diesem Anlaß den Kronprinzen als geheimen Protektor der freisinnigen Brüderchaft auszuspielen. Denn es ist ja so glanzwürdig, daß der Sieger von Eblum, Weissenburg, Wörth zc. mit denen sympathisiren muß, die das Heer unter parlamentarische Oberhoheit bringen möchten. Und einem Freiherrn, einem Oberbürgermeister, einem Geheimrat könne man doch nicht destruktive Tendenzen zutrauen! So unschuldig ist der alte Herr, er weiß garnicht, daß es selbst Erzellenzen giebt, die aus solchen Tendenzen taum ein Hehl machen! Und nun vollends der Meisterzug des Ministers in partibus, von dem aktiven Minister Scholz die Erklärung zu fordern, ob derselbe für alle Ewigkeit auf Monopole verzichte oder nicht? Dachte er dabei an Benedetti und jenen 13. Juli in Ems? Die Stellung der handelnden Personen zu einander war ja in beiden Fällen ungefähr gleich, und auch das schöne Lied von damals könnte mit angemessenen Veränderungen wieder gesungen werden:

Da sah unser Wilhelm Rege
Sich das kgl. Gewächse
Mit den Königsaugen an.

Herr Richter thut ihm leid deswegen, daß er immer in seiner, Windthorst's, Gesellschaft genannt wird. Die Empfindung ist menschlich — wer möchte sich auch wünschen, als sein Kompagnon angesehen zu werden! —, aber in diesem Falle ebenjowenig am Platze, als wenn Herr Richter eben deswegen Herrn Windthorst bemitleiden wollte: sie sind einander wert, und es würde schwer sein, ein besser passendes Gespann zu finden.

Möchten sie nur in der bisherigen Weise weiter reden und schreiben, das ist das beste Mittel gegen die Wiederkehr eines Reichstages, wie der aufgelöste. Und wir brauchen ihre Hilfe dazu. Thäte jeder Wahlberechtigte, der das Reich einig und kräftig erhalten möchte, seine Schuldigkeit, so könnte ja der Ausgang der Wahlschlacht nicht zweifelhaft sein. Aber noch fürchten wir die Lässigkeit und den Mangel an Disziplin gerade in denjenigen Schichten, welche den Ausschlag geben müssen. Noch scheinen zu viele den furchtbaren Ernst der Lage nicht zu erkennen. Die Reichstreuen sehen sich gegenüber völlig militärisch organisirte Bataillone, die unweigerlich ihren Offizieren gehorchen. Freisinnige und Sozialdemokraten haben der preussischen Heeresverfassung manches abgelauscht, ihre Aufgebote sind stets des Kommandos gewärtig; die Alerikalen brauchen nichts neues zu schaffen, ihre Kadres waren längst da, sie bedurften auch keiner neuen Lösung; die Verleumdung, daß das protestantische Kaiserthum den katbolischen Glauben unterdrücken, alles „preussisch“ machen wolle, wird von Tausenden täglich verbreitet, welche durch ihr Amt Anspruch auf Vertrauen haben — wenn nicht bei den Männern, doch mittelbar durch die Frauen. Wenn Windthorst auch den Monopolunsinn wiederkaut, so thut er es den Bundesgenossen zu gefallen, seine eignen Scharen marschiren auch ohne jenes Reizmittel. Aber Freisinn und Sozialdemokratie nutzen dasselbe im weitesten Umfange und mit höchster Energie aus. Wo die Leute gewohnt sind, sich ihren Kirchs- oder Pflaumenbranntwein selbst zu bereiten, wird mit dem Branntweinsmonopol gedroht, in der Pfalz mit dem Tabaksmonopol. Würden die Emissäre gefragt, in welchem Zusammenhange denn Septennat und Monopol stehen, wieso denn gerade die sieben Jahre so gefährlich seien und die drei Jahre nicht, so würde eine vernünftige Antwort ausbleiben. Aber die Zungenbrecher verstehen es, den Armen an Geist einzuheizen, Schnapswirte und Zigarrenreisende kommen ihnen als Freiwillige zu Hilfe, Personen, denen die Sorge um ihren Erwerb die vernünftige Überlegung geraubt hat; daß Hunderttausende notwendig sind, um „den Volkswillen zu unverfälschtem Ausdrucke“ gelangen zu lassen, diese Schmach wird offen eingestanden, und darüber, welche Summen manche Kandidaten, die mit Glücksgütern gesegnet sind, noch privatim aufwenden, kann man in verschiednen Gegenden erbanliche Geschichten hören.

Ist auf unsrer Seite auf eine Mäßigkeit zu rechnen, welche nur einigermaßen die gegnerische aufwiegen könnte? Werden am Tage der Entscheidung alle Mann unter Waffen stehen? Werden alle Reichstreuen unverbüchlich zusammenhalten? Wird die Erkenntnis, daß es sich darum handelt, ob Deutschland sein soll oder nicht, alle Sonderinteressen, Sondergelüste, Nebenfragen, Korpsfeindschaften und persönliche Antipathien zurückdrängen? Wird die Berechnung jener französischen Politiker zu schanden werden, welche heute schon rund herans jagen, die Vergeltung für 1870 müsse kommen, wenn die Franzosen nur Geduld haben, denn die Deutschen würden sich schon selbst zerschneiden und zur alten Ohnmacht verurtheilen — wird diese Berechnung zu schanden werden?

Herr v. Bennigsen erscheint wieder auf dem parlamentarischen Schlachtfelde. Möge er Grund haben, 1887 seine Worte von 1874 zu wiederholen: „Ebenso weitgehend und fest, ebenso würdig und national ist die Politik der Reichsregierung, und sie wird der Zustimmung der Mehrheit dieses Reichstages und der Zustimmung der deutschen Nation für alle Zukunft sicher sein.“



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



Ich möchte hier eine kurze Charakteristik der Hausgenossen einschalten, mit denen ich damals als Knabe einige Wochen lang in Verührung kam und von denen einige späterhin bestimmend oder doch erziehend mehr oder weniger auf mich Einfluß gewannen.

Vor allen muß ich da meines Großvaters selbst gedenken, des Dr. jur. Christ. Gottfried Bergmann, der damals bereits nahezu achtzig Jahre zählte und schon seit längerer Zeit als emeritirter Bürgermeister in völliger Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften lebte. Er ist mir erinnerlich als ein breitschultriger Mann von mittlerer Größe, der mir stets durch die Würde seines Auftretens und durch seinen ihm zur Gewohnheit gewordenen Gruß Serviteur! sehr imponirte. Diesen Gruß rief er mit seiner tiefen, wohl lautenden Stimme jedermann zu, was seinen Grund wohl in der Kurzsichtigkeit seiner großen, weit vorstehenden Augen hatte, die einige Jahre später beinahe in völlige Blindheit überging.

Originell war die Haustracht dieses alten Bürgermeisters, die immer dieselbe blieb und ohne die wir Kinder uns den würdigen Herrn garnicht denken konnten. Sie bestand aus einem weiten, faltigen grauen Talar, welcher die ganze Gestalt bis auf die Füße verhüllte. Das vollkommen haarlose Haupt bedeckte eine hohe Mütze von Grauwert, nicht unähnlich den Grenadiermützen, nur daß diese höher und von schwarzem Pelzwerk waren. Diese wunderliche Kopfbedeckung, die ich sonst bei keinem andern Menschen gesehen habe, trug der Großvater Sommer und Winter, in seinem Zimmer wie bei Tisch, desgleichen, wenn er sich in seiner Sänfte nach seinem in der Baugener Vorstadt gelegenen Garten tragen ließ, der eine Auswahl der seltensten Obstbäume und große Gemüsepflanzungen enthielt,

welche unter einem besondern Gärtner standen. Seiner blöden Augen wegen und wohl auch, um eine Stütze für den schwachen Körper zu haben, bediente er sich auch im Zimmer stets eines Rohrstockes.

Meiner Großmutter, die schon wenige Jahre nachher starb, kann ich mich nur aus der Zeit unsers damaligen Aufenthaltes erinnern. Da sie mich nicht von sich wies, auch wenn ich ihr durch endloses Fragen und Klappern manchmal recht unbequem werden mochte, hing ich mehr an der alten, immer heitern Matrone, als an zwei noch unverheirateten Tanten, die im großelterlichen Hause lebten. Aus den sehr lauten Stimmen beider, die sich abwechselnd bald auf dem geziegelten Vorplatze, bald auch im Zimmer vernehmen ließen, konnte ich merken, daß diese jüngeren Schwestern meiner Mutter entweder nicht immer gleicher Ansicht waren oder daß sie ihre Kenntnisse durch lebhaften Gedankenaustausch zu vermehren suchten.

Von Zeit zu Zeit erschien auch die einzige Schwester des Großvaters in der Wohnung ihres älteren Bruders, und dann hörte bei der überredseligen Dame das Sprechen gornicht auf. Die gute Alte, noch kleiner als die Großmutter, drehte sich bei ihren Erzählungen wie ein Kreisel oder machte fortwährend Knige, was mir höchst sonderbar vorkam. Im übrigen bekümmerte sie sich wenig um uns Kinder, da sie mit ihren eignen unbedeutenden Angelegenheiten vollauf zu thun hatte. Damals schon seit laugen Jahren verwitwet, überlebte sie ihren Bruder lange und erreichte ein Alter von nahezu hundert Jahren. Auch der Besitzer des Hauses — die Großeltern bewohnten nur die erste Etage, und im Parterre befanden sich noch zwei unheizbare, sehr dumpfe und ungemüthliche Zimmer — begegnete mir dann und wann. Er war Hagestolz, sehr steif und wortkarg und machte mir stets einen unheimlichen Eindruck. Früher Kaufmann, hatte er sich schon längst zur Ruhe gesetzt und lebte in großer Zurückgezogenheit von seinen Renten. Gewöhnlich ward ich des alten Herrn aufichtig, wenn er in seinen hinter dem Hause gelegenen Garten ging, der zwar sehr wüßt ausah, dessen Betreten mir aber trotzdem strengstens verboten war. Ein langer, halbdunkler Gang führte von dem Vorplatze des Hauses dahin; auf diesen Gang flüchtete ich mich bald allein, bald mit meiner Schwester Amalie, wenn uns eine der scheltenden Tanten oder die tiefe Stimme des Großvaters aus der Nähe der vorderen Zimmer verschuchte.

Auf diesen Gang öffneten sich auch die Thüren mehrerer Verschläge, welche unten ziemlich große runde Ausschnitte hatten. Diese Öffnungen reizten unsre kindliche Neugierde, obwohl wir nur in dunkle Räume blickten. Wir konnten aber oft sehr lange ausgestreckt vor den geheimnisvollen Ausschnitten liegen und den räthelhaften Geräuschen lauschen, die sich bisweilen längere oder kürzere Zeit hören ließen und die wohl von nagenden Mäusen herrühren mochten, denn für eine große, schöne Tigerfäze, die überall im Hause herumgeschweifte, hatten diese stets verschlossenen Thüren dieselbe Anziehungskraft wie für uns.

Hier traf uns meist, während wir entweder auf den niedrigen Stufen vor einer der erwähnten Thüren saßen oder ausgestreckt davor lagen, Herr Schubert, der Hauseigentümer, an. Gewöhnlich erschien er, ehe wir sein Kommen hörten, denn er schlich stets auf Filzschuhen und machte auch durch seine lange, hagere Gestalt und in seinem schlappernden grauen Rocke den Eindruck eines wandelnden Gespenstes. Ich fürchtete mich unsäglich vor dem langen Manne, aus dessen eingefallenem, runzelvollem Gesicht mich ein strenges, kaltes Augenpaar düster und drohend anblickte. Gewöhnlich blieb er einige Sekunden lang kerzengerade vor mir stehen, ohne den Mund zu öffnen. Nur die Hand bewegte sich unmerklich, indem der Zeigefinger sich wie gebietend hob und senkte. Vermuthlich sollte diese Bewegung mich zur Ruhe ermahnen, was nicht nötig war, denn vor Furcht konnte ich keinen Laut von mir geben. Sprechen habe ich den sonderbar steifen und stillen Mann niemals hören.

Der Aufenthalt bei den Großeltern war für meine Mutter mit Verdrießlichkeiten mancherlei Art verknüpft. Der Raum war für zwei Familien, die einträchtig mit einander verkehren sollten, verhältnismäßig beschränkt. Um uns Platz zu machen, mußten die schon erwähnten unverheirateten Schwestern nebst der Mutter sich dürftiger als sonst behelfen. Das mochte den guten Tanten auf die Dauer unbequem werden, zumal da sich bei den kriegerischen Zeitläufen nicht vorausbestimmen ließ, wie lange unser gezwungener Aufenthalt dauern würde. Außerdem störte die Krankheit meines Bruders, dessen Husten bei Tag und Nacht schrecklich anzuhören war, die ganze Hausordnung und versetzte jedermann in Sorge und Unruhe.

Unter so mißlichen Umständen konnte es an leise geflüsterten Bemerkungen nicht fehlen, die, meiner Mutter von unberufenen Zuträgern hinterbracht, deren Zartgefühl verletzten und baldige Heimkehr in die eigne Häuslichkeit sehr wünschenswert machten. Dinehin wurde die Geängstigte von der Sorge um den Vater verzehrt, der ganz allein mit jener resoluten Magd in dem verlassenen Pastorat hauste. Einmal wöchentlich besuchte uns der Vater, immer aber nur auf kurze Zeit, da er nicht lange abwesend sein konnte. Das Scheiden nach solchen Besuchen, bei welchen es zwischen den Eltern wohl auch zu Herzensergießungen kommen mochte, war immer traurig. Wenigstens zeigten sich im Auge der Mutter dann Thränen, die bei ihrem von Natur heitern Temperamente sich nur in Augenblicken schmerzlicher Erregung bemerkbar machten.

Wir Kinder fanden uns leichter in die neuen und ungewohnten Verhältnisse. Vermißten wir auch anfangs die gewohnten Räume des Vaterhauses, in dem wir ungehindert schalten und walten konnten, so gab uns doch das kriegerische Leben auf der Straße, in das wir uns bisweilen sogar an der Hand eines nächsten Verwandten zu mischen wagten, und manches neue im Hause, das uns fesselte, fortwährende Beschäftigung.

Am liebsten theilte ich mit der Großmutter den Platz am Fenster, wo mir

erlaubt wurde, eine Fußbank zu besteigen und zu beobachten, was auf der Neustadt vorging. In der That gab es hier des Neuen, Anziehenden und Absonderlichen so viel zu sehen, daß die Phantasie eines noch nicht vierjährigen Kindes wohl davon erfüllt werden konnte.

Kurz vor unserm Einzuge in Zittau hatten sich die ersten Russen in der Umgegend gezeigt. Bald folgten ihnen, die wohl nur als Kundschafter vorausgeschickt waren, größere Abteilungen der Feinde des französischen Kaisers, der auch Zittau, umgeben von den berühmtesten seiner Marschälle, einen kurzen Besuch abgestattet hatte.

Eines Nachts, gegen Ende Septembers, ging es beunruhigend lebhaft auf den Straßen zu. Niemand im Hause fand Ruhe, selbst der alte Großvater blieb in längerer Beratung mit meiner Mutter und deren Schwestern in seinem Zimmer, das an das von uns bewohnte Zimmer stieß. Aus dem endlosen Pferdegetrappel, dem Wagengerassel, dem Schreien und Rufen in Sprachflängen, die nie zuvor jemand gehört hatte, war abzunehmen, daß neue Kriegsvölker einrückten. Jedermann hütete sich, Licht in seiner Wohnung zu zeigen, weil allen vor ungestümem Andrang der fremden Ankömmlinge graute. Nur in unserm großen Schlafzimmer brannte hinter deckendem Schirme eine Nachtlampe, deren flackernder Schein den Nofokogemälden auf den Tapeten — wir bewohnten das nur bei außerordentlichen Gelegenheiten benutzte Staatszimmer des Großvaters — Leben und Bewegung verlieh. Wir gefielen diese garnicht übel gemalten Figuren, die ich später noch oft bewundert habe, ihrer seltsamen Tracht und ihrer kapriziösen Stellungen wegen sehr wohl. Jede Tapete stellte nämlich entweder ein im Menuettschritt tanzendes Paar dar oder zeigte Männlein und Fräulein bei losendem Geflüster. Auch gab es ein paar Flötenspieler zu bewundern, die ganz so wie die Tänzer gekleidet waren. Die Tracht dieser Wandfiguren war reich und kostbar, die Gesichter der hochfrisirten Damen von großer Zierlichkeit. Am schönsten aber fand ich die Schnallenschuhe an den Füßen der Tanzenden, die mir namentlich der rosenroten Stelzchen wegen höchst beneidenswert erschienen.

Als der Tag zu grauen begann, bot sich den Einwohnern der Stadt ein ebenso neues als seltsames Schauspiel. Die ganze Neustadt bis zur Hauptwache war bedeckt mit kleinen, zottigen Pferden und niedrigen, schlecht gebauten Wägelchen, zwischen denen Hunderte in schmutzige Filzröcke gekleidete Menschen theils auf dem Straßenpflaster lagen, theils aus kurzen Pfeifen rauchend hin und wieder gingen. Ein breiter Gurt von Zuchtenleder hielt die schlotternden Röcke dieser Fremdlinge über den Hüften lose zusammen. Die Fußbekleidung war schlecht und primitiv, am meisten aber wurde ihre Kopfbedeckung angestaunt, die aus einem zuckerhutförmigen hohen weißen oder vielmehr weiß gewesenen Filzhut mit schmaler Krempe bestand. Über den Rücken hing jedem nächtlichen Zwanzender ein großer Bogen nebst einem Köcher, gefüllt mit gesiederten Pfeilen. Eine solche Ausrüstung wird noch heute auf der Zittauer Ratsbibliothek aufbewahrt.

Es waren Waschkiren aus den Steppen Asiens, deren uns das Kriegs-

wetter ein paar tausend zugeweht hatte. Alle diese Menschen unter Dach und Fach zu bringen, fehlte es an Gebäuden, auch wenn man alle verfügbaren Scheunen mit zu Hilfe nahm. Die Väter der Stadt waren in nicht geringer Verlegenheit. Zuletzt mußten sie sich entschließen, ein paar Kirchen zu öffnen. Von diesen wurde die große, im Mittelpunkte der Stadt gelegene, seit der zerstörenden Beschädigung von 1757 noch nicht wieder ausgebaut St. Johanniskirche von den heidnischen Nomaden in einen Pferdestall verwandelt.

Diese Fremdlinge, zu denen sich später auch noch Kalmücken gesellten, blieben wochenlang in der Stadt, verursachten derselben große Kosten, belästigten aber die Bürger und Einwohner nicht durch rohes Auftreten und unbescheidne Forderungen. Im Gegenteil, als echte Naturkinder und ohne alle Bedürfnisse zivilisirter Menschen waren sie leicht zufrieden zu stellen. Es genirte sie gar nicht, die Nacht auf bloßem Steinpflaster zuzubringen. Ich kann mich deutlich erinnern, daß ich sie wiederholt des Morgens vom Fenster aus noch in dieser Lage beobachtete. Wurden sie dann munter, so pflegten gewöhnlich zwei Mann einen dritten zwischen zwei Wagenrädern hin- und herzuführen, um denselben auf die einfachste Weise von gewissen Insekten zu befreien, an denen diese Kinder der Steppe, wie allgemein behauptet wurde, sehr reich sein sollten.

Welche Verwendung diese versprengte Truppe auf dem Kriegstheater finden sollte, war ihr selbst sicherlich unbekannt, nur aus dem Worte „Paris,“ das sich in ihrem niemand verständlichen Kauderwelsch oft wiederholte, schlossen die Bürger, daß ihnen wenigstens das Endziel ihres Zuges gen Westen bekannt sein müsse.

Aus spätern Erzählungen meiner Eltern und naher Verwandten weiß ich, daß im allgemeinen der Verkehr mit diesen seltsamen Gästen weit leichter war als mit allen andern Truppen, die während des Krieges das Weichbild der Stadt überschritten hatten. Wären sie nicht so über alle Begriffe unreinlich gewesen, so würden sie sogar durch ihre ans Kindische streifende Harmlosigkeit ein erheiternendes Element in das eintönig verlaufende Leben der ehrfamen Bürgerschaft gebracht haben.

Während ihres Aufenthaltes in Zittau führten die Wäschkiren ein sehr ungezwungenes Leben. Dienstliche Übungen schienen bei dieser an freies Umherschweifen gewohnten Horde nicht üblich zu sein. Jeder vertrieb sich die Zeit nach Belieben, wobei es an wahrhaft kindischen Spielen nicht fehlte.

In der Johanniskirche sammelten sich die Fremdlinge in großen Scharen, tummelten auf dem freien Plage zwischen Kirche und Gymnasium, dem früheren Kirchhofe, ihre muntern, kleinen Pferde, übten sich im Lanzenwerfen, wobei sie selten das bestimmte Ziel verfehlten, und erlaubten sich wohl auch einen Pfeil dergestalt hoch in die Luft zu schießen, daß er auf einer vorausbezeichneten Stelle niederfallen mußte.

Die Johanniskirche besitzt zwei aus Sandsteinquadern erbaute Türme von bedeutender Höhe. Einer derselben war damals halb verfallen; er wurde erst in den dreißiger Jahren zugleich mit dem Innern der Kirche wieder ausgebaut

und mit einer Spitze versehen. Der andre bedeutend höhere trägt unter flacher Bedachung die Türmerwohnung, die mit einer Galerie umgeben ist, welche einen unvergleichlichen Ausblick auf die prachtvolle Gebirgsfette gewährt, deren mannichfache, schöngestaltige Gipfel und Kuppen der alten Stadt einen seltenen Reiz verleihen. Bis hinauf zur Türmerwohnung führt eine breite, lichte und bequeme Treppe, ebenfalls von Sandsteinquadern, deren Erstigung wenig Mühe verurthacht.

Unsre Gäste aus dem fernen Asien erstiegen alsbald den Johannissturm, ursprünglich wohl in keiner andern Absicht, als um sich die Stadt, das geeignete Land rundum und die vielen belebten Ortshäfen mit ihrer betriebenen Bevölkerung von oben herab zu betrachten. Zufällig entriß der scharfe Wind auf dem Kranze einem der Baschkiren den spitzen Filzhut, der sich schnell wie ein gepeitschter Kreisel drehte und langsam zur Erde hinabschwebte. Das war ein Anblick, den noch keiner dieser speerwerfenden Helden gehabt haben mochte. Das lustige Drehen des Filzes setzte sie in höchstes Erstaunen und belustigte sie wie kleine Kinder. Sie klatschten in die Hände, jauchzten, tanzten, und im Nu standen alle auf dem Turme befindlichen Baschkiren im bloßen Kopfe da, und ihre Hüte wirbelten an der Seite des Turmes zur Erde nieder. Fortan ward dies kindische Spiel ihre tägliche und liebste Beschäftigung. Der Kranz des Turmes wurde fast nie leer von ihnen, und wer an der Front der Kirche vorüberging, sah fast immer ein paar zwischen Himmel und Erde schwebende Baschkirmützen.

Während des Aufenthaltes dieser halbwildern Horden, die manchmal Querspielen blaud durch die Straßen zogen, wurde von Erwachsenen oft die Frage aufgeworfen, ob dieselben wohl Christen oder Heiden seien. Des Morgens hielten viele auf der Neustadt, wo sich stets eine Wagenburg befand, eine Art Andacht vor kleinen Bildern, die sie bei sich trugen und vor sich hin stellten. Einzelne solcher Bilder fanden sich nach ihrem Abmarsch vor und werden jetzt noch in dem Naritätenkabinet eines Privatmannes aufbewahrt. Die Annahme derer, welche meinten, man habe es hier mit Heiden vom reinsten Wasser zu thun, fand einigen Anhalt bei Gelegenheit der Beerdigung eines verstorbenen Baschkiren, welcher sehr viele Neugierige bewohnten. Die Bestattung des Toten erfolgte auf der städtischen Schießwiese vor dem böhmischen Thore. Wie ich öfters erzählen hörte, wurde die Leiche aufrecht stehend von seinen Kameraden in eine tiefe Grube gesenkt und ihm zur Reife ins Jenseits ein Stab und ein Löffel mitgegeben. Andre religiöse Ceremonien hat man nicht dabei beobachtet.

Unser Aufenthalt bei den Großeltern dauerte bis nach der Schlacht bei Leipzig, deren welterschütternde Bedeutung uns Kindern selbstverständlich verborgen blieb. Die ungeheuern Ereigniffe trugen sich in zu großer Entfernung zu, als daß sie auf Kinder überhaupt hätten Eindruck machen können. Die Kriegesfurie war wie eine finstere Wetterwolke an uns vorübergebraust. Kaum daß ein kurzer Wirbelwind derselben uns und die nächste Umgebung empfindlich berührte. Nun trat nach dem lauten farbigen Gewühl vorüberziehender Soldaten in blinkendem Waffenschmuck die gewohnte Ruhe des Alltagslebens wieder ein, die kaum jemand sehnlischer herbeigewünscht haben mag als meine Eltern. Wir kehrten zurück ins Pastorat. Mir entschwand das Erlebte wie ein langer, unklarere, aber doch unterhaltender Traum, mit ihm zugleich aber endigen auch die ersten Kindheits Erinnerungen, die in der Seele des Knaben dauernd haften blieben.

(Fortsetzung folgt.)



Spanische und englische Kolonialpolitik.



Die Entwicklung der spanischen Kolonialpolitik hat sich, ebenso wie die Portugals, auf der Grundlage der bekannten Bulle Papst Alexanders VI. vom Jahre 1493 vollzogen, durch welche der Meridian der Kanarischen Inseln als Grenzscheide des Wirkungskreises der beiden Reiche bezeichnet wurde. An Spanien fiel der Westen, an Portugal der Osten, samt allen Entdeckungen, welche von den genannten Ländern in ihren Kreisen in Zukunft gemacht werden würden.

Die Kolonialpolitik Spaniens beruhte, von der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus bis zum Ende des ersten Viertels des folgenden Jahrhunderts, auf dem Rechte der Entdeckung und Eroberung, selbstverständlich innerhalb der von der päpstlichen Bulle begrenzten Kreise. Erst unter der Regierung Kaiser Karls V. wurde die spanische Kolonialpolitik auf eine neue Grundlage gestellt. Die in Granada am 4. September 1526 erlassene Ordonnanz Kaiser Karls V. vollzog diese Wendung. Die Vorkämpfer der letzteren waren Männer wie Las Casas, Vitoria, Acosta, Soto und andre. Der Bischof von Chiapas, Las Casas, und der Bischof von Quevedo, Dorian, gaben den ersten Anstoß zur Reform der spanischen Kolonialpolitik. Der Bischof Las Casas trat zuerst gegen die Anwendung von Gewalt gegenüber den Eingeborenen der entdeckten Länder auf und rügte und bekämpfte vor allem die Sklaverei, selbst da, wo sie in milderer Formen auftrat. Dorian nahm den entgegengesetzten Standpunkt ein und stützte sich dabei auf das dritte Kapitel der Schrift des Aristoteles über die Staatswissenschaft. Die Ausführungen des griechischen Denkers dienten auch denjenigen zur Stütze, welche auf der denkwürdigen Versammlung im Jahre 1520 in Gegenwart Kaiser Karls V. zu Molins de Rey gegen Las Casas auftraten.

Der Sieg fiel Las Casas, dem Bischof von Chiapas, zu. Die am 4. September 1526 von Karl V. zu Granada erlassene kaiserliche Ordonnanz brach mit dem Rechte der Eroberung. Diese Ordonnanz sowie die folgenden in demselben Geiste gehaltenen Gesetze machten der Sklaverei der Eingeborenen ein Ende.

Las Casas kam im Jahre 1547 nach Spanien zurück, in der Absicht, nicht wieder in seine Diözese zurückzukehren, sondern seine Thätigkeit dem, trotz jener Ordonnanz vom Jahre 1526, noch immer ausgeübten Gewaltsystem in den neuentdeckten Ländern entgegenzusetzen. Er tabelte in seinen Briefen an Karl V. namentlich die unaufhörlichen Verfolgungen, denen die Eingeborenen ausgesetzt waren. Er fand einen Gegner in Sepulveda, welcher unter dem Titel *Democrates* alter eine Streifschrift gegen ihn erließ. Es gelang jedoch Las Casas, die Beurteilung dieser Schrift bei allen hervorragenden Theologen jener Zeit zu erreichen. Die Anhänger des Gewaltsystems wandten sich darauf an den Humanisten Pedro Simon de Abril, den sie veranlaßten, das Buch des Aristoteles ins Spanische zu übersetzen. Außerdem wurde derselbe Gelehrte veranlaßt, sich an König Philipp II. im Jahre 1580 mit der Bitte zu wenden, daß „die Übersetzung des Aristoteles als Lehrbuch in den Schulen des Königreichs zugelassen werde.“ König Philipp II. übergab die Petition den Cortes des Königreichs, welche entschieden, daß es nicht angemessen sei, das Volk mit einer so schwierigen Materie bekannt zu machen. Die Petition wurde demgemäß abgelehnt. Die Cortes waren der Ansicht, daß das Bestreben der Petenten vornehmlich auf die Abschaffung der neuen Gesetze, die im Geiste der Ordonnanz Karls V. vom Jahre 1526 gehalten waren, gerichtet sei. Aber selbst durch die Haltung der Cortes ließen sich die Freunde des Gewaltsystems nicht zurückschrecken. Die Interessen, die auf ihrer Seite in Betracht kamen, waren bedeutend und eines hartnäckigen Kampfes wohl wert. Am meisten waren die sogenannten *encomenderos* an dem Kampfe gegen das System des Bischofs Las Casas interessiert. Die *encomenderos* waren diejenigen Landbesitzer in den Kolonien „welchen die königliche Gnade die Eingeborenen überwiesen hatte.“ Diese hatten eine Interesse daran, daß sich niemand um das Verfahren bekümmere, welches sie gegenüber der Eingeborenen zu beobachten für gut befanden. Trotz der Weigerung der Cortes ist die erwähnte Übersetzung des Aristoteles von Pedro Simon de Abril doch im Jahre 1584 in Saragossa gedruckt worden.

Alle Anstrengungen der *encomenderos* und ihrer Freunde waren jedoch umsonst. Die königliche Ordonnanz vom 11. Juni 1621 (Gesetz VI, Titel I, Buch IV der *Recopilacion de Indias*) verfügte, daß der Ausdruck „Eroberung“ in den Meldungen und Berichten über neue Entdeckungen keine Aufnahme mehr finden solle; statt dessen sollten die Bezeichnungen *pacificacion y poblacion* (Herstellung des Friedens und Ansiedlung) angewendet werden. Der Wortlaut der Ordonnanz ist in ihrem Hauptteil folgender: *Que en las capitulaciones que se hicieran para nuevos descubrimientos se excuse la palabra conquista,*

y en su lugar se use las de pacificacion y poblacion; pues habiendose de hacer con toda paz y caridad, es nuestra voluntad que aun este nombre, interpretado contra nuestra intención no ocasione ni dé color a lo capitulado para que se pueda hacer fuerza ni agravio á los indios.

Die Anhänger des Gewaltsystems machten einen neuen Versuch, ihren Interessen Freunde zu verschaffen, indem sie eine von Alfonso Ordóñez das Seijas verfaßte angebliche Abhandlung des heiligen Thomas über die „Regierung der Fürsten“ im Jahre 1625 in Madrid drucken ließen. Die Echtheit dieses angeblichen Werkes des heiligen Thomas wurde von Anfang an angezweifelt, und gewiß ist es unter allen Umständen, daß die Schriften des heiligen Thomas einen Geist atmen, welche jener Lehre der Gewalt direkt entgegen gesetzt ist.

Um der Bedrückung der Eingebornen entgegenzutreten, wurden neue Dispositionen getroffen, welche sich unter Titel XIII, Buch I, III und IV der Recopilacion de Indias finden. Gesetz XV gewährte den Eingebornen Richter und eingeborene Administratoren. Die Gesetze XVIII und XIX untersagten jeden Verkehr zwischen den Niederlassungen der Eingebornen. Gesetz XXI bestimmte, daß in den Dörfern der Eingebornen keine Spanier, Keger, Weitzigen oder Mnlatten wohnen dürften. Gesetz XXIII bestimmte, daß sich kein Spanier in den Niederlassungen der Eingebornen länger als zwei Tage nach seiner Ankunft aufhalten dürfe. Gesetz XXIV bestimmt, daß sich kein Händler länger als drei Tage in den Niederlassungen der Eingebornen aufhalten dürfe. Gesetz XXV bestimmt, daß in solchen Niederlassungen, wo es Gasthäuser gebe, niemand in den Wohnungen der Eingebornen absteigen dürfe.

Um zu verhindern, daß die Lokalbehörden der Wirksamkeit dieser Gesetze im Wege ständen, wurde durch Gesetz XIV bestimmt, daß jede Beschwerde vor den „Rat von Indien“ (Consejo de Indias) gebracht werden sollte.

Die Verwaltung der Missionen war ganz den Missionären überlassen, welche unter der Leitung des „Rates von Indien“ standen.

Nach einer ausführlichen und interessanten Schilderung von Depons waren die Missionen folgendermaßen organisiert: 1. curas-rectores, 2. curas-doctrineros, 3. die eigentlichen Missionäre.

Die curas-rectores waren für die Niederlassungen mit vorwiegend spanischer Bevölkerung bestimmt. Die curas-doctrineros versahen die Seelsorge in den Niederlassungen der Eingebornen, und die Missionäre hatten die Aufgabe, die Eingebornen zu erziehen. Jeder Niederlassung war ein Missionär zugeteilt; andern Fremden wurde ein längerer Aufenthalt dort nicht gestattet. Die ankommenden Spanier konnten in dem Hause des Missionärs übernachten, mußten die Niederlassung aber am folgenden Tage verlassen. Jeder Verkehr zwischen den Eingebornen und Ankömmlingen anderer Rassen wurde verhindert. Anziehender noch als die Schilderung von Depons ist die Beschreibung, welche

der Venezuelaner Baralt (*Histoire antique de Venezuela*, Paris, 1841) entwirft: „Sobald eine Mission einen Stamm unterworfen hatte oder von den Eroberern unterworfen antraf, bemächtigte sie sich der Regierung desselben mit absoluter Gewalt und unabhängig von allen Zivilbehörden der Provinz und nahm die Schuldigungen an, welche dem Souverän und dem Priester gehören. Die Mission lenkte die Seele und den Körper; sie gebot den Gedanken der Eingebornen und ihrer Hände Arbeit. Die Mission bildete Dörfer und Niederlassungen und teilte jeder Niederlassung einen der ihrigen zur Verwaltung bei. Zu den Niederlassungen wurden die schönsten Flußufer, die herrlichsten Thäler und Bergschluchten bestimmt, stets aber an einsamen und dem Ackerbau und der Viehzucht günstigen Stellen, weit entfernt sowohl von einander als von den Niederlassungen der Spanier, um den Verkehr mit andern Stämmen zu verhindern. Auf solche Weise gelang es den Missionen, große Massen der Eingebornen zu regieren, wenn auch nicht mit absoluter Gewalt, so doch als geistliche und weltliche Berater und als Gesetzgeber. Diese Bevölkerungen enthielten kein fremdes Element, denn das Gesetz untersagte jedem Fremden den Zutritt zu den Niederlassungen, damit die Missionen nicht gegen die Hindernisse der Sitten und die Laster andrer Stämme zu kämpfen brauchten.“

Man ersieht daraus, daß die Organisation der spanischen Kolonien sich auf der Grundlage der Missionsthätigkeit entwickelte, und zwar im Geiste der zu Granada 1526 erlassenen Ordonnanz Kaiser Karls V. Diese Ordonnanz war das Ergebnis der auf den oben erwähnten Konferenzen zu Molins de Rey im Jahre 1520 geführten Erörterungen, wobei, im Auftrag des Kaisers, Domingo de Soto den Vorsitz führte. Auf jenen Konferenzen vertrat Sepulveda den Satz, daß die Kriegführung gegen die Eingebornen nicht nur gerechtfertigt, sondern auch ein zweckdienliches Mittel sei, um den Glauben auszubreiten. Der Bischof von Chiapas, Las Casas, bekämpfte diesen Satz mit aller Entschiedenheit und hatte die Genugthuung, daß Kaiser Karl V. sich seiner milden Anschauung angeschlossen. Die damals von dem Kaiser und seinen Nachfolgern auf dem Throne Spaniens erlassenen Gesetze stellten die Grundlage zu der mächtigen hierarchisch-politischen Organisation des spanischen Kolonialreiches her, welches den ersten Stoß erhielt, als England im Jahre 1570 den bekannten Kapierbrief an Drake erteilte. In neuerer Zeit sind über die Kolonialgesetzgebung Kaiser Karls V. von den Engländern Herbert Spencer (*System of evolution*) und dem Oxford Professor Payne (*History of European colonies*) sehr günstige Urteile gefällt worden, obgleich die der spanischen Kolonialpolitik zu Grunde liegenden Anschauungen in direktem Gegensatze zu der englischen Kolonialpolitik stehen.

Das spanische Kolonialsystem, dessen Schilderung in kurzen Umrissen wir versucht haben, beruht auf Voraussetzungen, welche zu unsrer Zeit nicht mehr vorhanden sind. Es ist nicht zu verkennen, daß jenes System außerordentlich zur Befestigung und zur Ausdehnung des spanischen Kolonialreiches beigetragen hat.

Wäre es gelungen, die Fortdauer dieser Voraussetzungen zu sichern, so würden wir höchst wahrscheinlich noch heute Spanien als vorherrschende Kolonialmacht zu betrachten haben; es kann aber niemandem mehr zweifelhaft sein, daß diese Voraussetzungen thatsächlich unhaltbar waren. Jenes Kolonialsystem hat Zustände geschaffen, welche die Bewunderung der Zeitgenossen herausforderten, deren Nachteile aber heute klar zu Tage liegen. Man werfe nur einen Blick auf die Republiken in Zentral- und Südamerika. Wir finden dort unterdrückte Völker, die jahrhundertlang in Unwissenheit und Armut gehalten worden sind, auf deren Rücken der Fuß des Spaniers schwer lastete, und die heute, nachdem sie ihre Freiheit schon zwei oder drei Menschenalter hindurch besitzen, immer noch nicht in diejenigen Bahnen einlenken können, welche zu politischer Reife und zu wirklicher Freiheit führen. Auf der andern Seite sehen wir die Nachkommen jener Männer, welche die Waffen Spaniens durch das ganze damals bekannte Amerika getragen haben, im Besitze großer Reichthümer und fast absoluter Herrschaft. Und diese Gegensätze sind durch nichts vermittelt. Kein Gesetz, möge es auch noch so viel Worte über konstitutionelle Freiheit und Gleichberechtigung der Eingebornen enthalten, kann die tiefe Kluft überbrücken, welche zwischen der einheimischen Rasse und den Nachkommen der Pizdalgos unlegbar besteht. Dieser tiefe Abstand wird nur durch einen dünnen Schleier verhüllt, falls diese Angehörigen der einheimischen Rasse Männer in hohen Stellungen im Staate sind. Es ist einer der Gründe für die zahllosen Revolutionen in allen Republiken Zentral- und Südamerikas, daß zwischen den Abkömmlingen der Spanier, selbst wenn sie sich mit einheimischem Blute vermischt haben, und den Abkömmlingen der Indianer eine tiefe Abneigung besteht. Der Umstand, daß diese Abneigung des Blutes durch Interessenfragen erklärt werden soll, ist nur ein schwacher Versuch, die Wahrheit zu verhüllen und die Dinge minder bedenklich erscheinen zu lassen, als sie thatsächlich sind. Noch immer betrachten die vornehmen Familien Zentral- und Südamerikas, welche ihre Herkunft von den Begleitern des Cortez und der Vizekönige ableiten, die Rasse der einheimischen Bevölkerung als gente sin razon, und selbst auf die Offiziere, Generale und hervorragenden Politiker pflügen sie mit einer Mischung von Geringschätzung und Neid herabzusehen. Die Geringschätzung hat ihre Ursachen in historischen und sozialen Reminiscenzen, der Neid findet seinen Grund in dem Umstande, daß die Männer aus indianischem oder Mischblute daran sind, Reichthum und Macht in jenen Ländern in ihre Hände zu bringen. Die vornehmen, von den spanischen Eroberern abstammenden Familien verlieren an Einfluß und an Besitz, und zahlreich sind in ganz Zentral- und Südamerika die verarmten Sprößlinge jener Familien. Eins darf jedoch nicht übersehen werden: diese spanischen Familien haben, obgleich sie aus fremdem Blute sind, dem Volke größere Wohlthaten entgegengebracht als die Mehrzahl der heutigen Machthaber. Das lag daran, daß zur Zeit der Blüte des spanischen Kolonial-

reiches eine strenge kirchliche und moralische Zensur geübt wurde. So groß auch der amerikanische Besitz der spanischen Edelleute war, so mußten sie sich doch stets als Lehnsleute des Königs von Spanien und der Vizekönige sowie der Kirche betrachten. Der Einfluß der Kirche war allmächtig, und sie hielt streng darauf, daß das arme einheimische Volk nicht ausgebeutet und nicht von Lastern angesteckt würde. Ein Beispiel, welches an jene Zustände erinnern mag, fand sich noch in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts in Kalifornien. Die dortige Indianerkolonie ist bei der Eroberung Kaliforniens durch die Nordamerikaner elend zu Grunde gegangen.

Die Dinge nahmen jedoch ein andres Gesicht an, als der Zerfall der spanischen Kolonialmacht begann. An die Stelle der strengen Zucht trat die Zügellosigkeit, an die Stelle weiser Verwendung von Macht und Reichtum trat die Verschwendung und der ausschweifende Gebrauch der Macht. So ist es gekommen, daß von den ehemaligen Grundpfeilern des spanischen Einflusses in Amerika fast nichts mehr übrig geblieben ist als Ruinen. Die prächtigen Gebäude der Edelleute, die großartigen Dome und Kirchen, die gewaltigen, trotz der Zerstörung noch heute imponirenden klösterlichen Gebäude, zahllose Wohlthätigkeitseinrichtungen, im Plane großartige, wenn auch zum Teil der Zerstörung anheimgefallene Landstraßen, stauenswerte Wasserbauten: sie alle erinnern an die stolze, ruhmvolle Zeit, in welcher Spanien das Meer und die Erde beherrschte; aber sie alle tragen den Stempel des Verfalls oder der Vernachlässigung an sich, und es ist unmöglich, bei ihrem Anblick den Gedanken zu verschweigen, daß das spanische Kolonialsystem doch viel Schuld an dem heutigen Verfall des spanischen Amerikas hat. Freilich ist die Frage aufzuwerfen, ob Spanien überhaupt imstande gewesen wäre, eine andre Kolonialpolitik zu verfolgen. Wir glauben kaum, wenn wir an die großen Kriege der mächtigsten, begabtesten Herrscher Spaniens denken: Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, Philipp II. und ihre Nachfolger. Sie hatten in Europa alle Hände voll zu thun, und sie verschwendeten die Schätze und das Blut ihrer Länder, um Phantomen in Europa nachzujagen. Spanien hätte weder die Menschen noch ein hinreichendes Maß von andern Mitteln bebesen, um Amerika thatsächlich in Besitz zu nehmen. An eine Massenauswanderung von Spaniern nach Amerika konnte niemals gedacht werden. So bildeten das Heer und die Marine, die königliche Verwaltung und die Kirche die einzigen Bande, welche Amerika an Spanien knüpften. Diese Bande waren ohne Zweifel stark zu jener Zeit, aber es war vorauszu sehen, daß sie früher oder später zerreißen würden.

Die englische Kolonialpolitik trägt von ihrem Anbeginn ganz andre Züge als die spanische. Sie ist gewissermaßen der Gegensatz derselben, und sie ist auch in manchen Teilen thatsächlich aus dem Gegensatz zu der spanischen Kolonialpolitik erwachsen. Als England anfing, die Grundlagen zu seiner Seeherrschaft zu legen, geriet es in Kampf mit der gewaltigen Seemacht Spaniens,

und schon durch diesen Umstand wurde England auf den Weg der Eroberungen entweder durch die Waffen oder durch die Unternehmungen seiner Kaufleute gedrängt. Das religiöse Element spielt in der englischen Kolonialpolitik, wenn man von der Geschichte Marylands und der Neuenglandstaaten abieht, fast gar keine Rolle. Was England heute an Kolonien und Dependenzen besitzt, haben ihm seine Waffen oder seine Kaufleute verschafft; der Missionar ist nur an der Seite dieser beiden gegangen, selten ihnen voran. Außerordentlich charakteristisch für die englische Kolonialpolitik ist die historische Persönlichkeit Drake's. In England wird derselbe als Heros gefeiert; in Spanien und Portugal betrachtet man ihn als einen Seeräuber, und mancher Umstand spricht dafür, daß seine Zeitgenossen ihn in keinem andern Lichte betrachtet haben. Drake hat die englischen Farben und mit ihr Zerstörung überall hingetragen, wo er auf seiner berühmten Fahrt laudete. Er zerstörte, damit seine Landsleute Gelegenheit fänden, auf andern Grundlagen neu zu bauen. So ist das englische Volk fast allenthalben verfahren: in Nordamerika haben sie die Indianer nicht unterdrückt, wie die Spanier es gethan haben, sondern ausgerottet, getödet, und ähnlich sind sie in Ozeanien vorgegangen. Die Hindus haben schwer unter dem Joch Englands gelitten, bis ihnen in den letzten Jahrzehnten einige Linderung zu Teil geworden ist. Allenthalben, wohin wir der englischen Kolonialpolitik folgen, sehen wir, daß sie erst zerstört hat, um dann aufzubauen und jene großartigen Einrichtungen und Organisationen zu schaffen, welche die Bewunderung der zeitgenössischen Welt besitzen. Vielleicht die glänzendsten Repräsentanten der englischen Kolonialpolitik, seitdem sie den hohen Flug eingeschlagen hat, sind Lord Clarke und die Ostindische Kompagnie. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß Lord Clarke ursprünglich ein bescheidener Kaufmannseler war. Der Drang nach Abenteuern, seine Entschlossenheit, seine Thatkraft und sein Glück führten ihn dazu, Länder zu erobern, welche seit Alexander dem Großen keine Kriegshelden im großen Stil gekannt haben. Die englische Kolonialpolitik war bis zum zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts eine vorzugsweise erobernde, und erst seit etwa einem Menschenalter fängt sie an, planmäßig organisatorisch aufzutreten, da man die Notwendigkeit erkannt hat, den gewaltigen Besitz einzuteilen und zu besetzen. Unglücklicherweise fällt diese Organisationsarbeit mit einer bedenklichen Spaltung unter den politischen Parteien in England selbst zusammen. Diese Spaltung hat seither lähmend gewirkt, und es ist eine Frage, welche uns alle gegenwärtig interessiert, ob es einem englischen Staatsmanne gelingen wird, diese Spaltung zu überwinden und damit den Boden zu gewinnen, auf welchem die Konsolidation des britischen Weltreiches mit Erfolg angestrebt werden kann.

Lenken wir nun unsere Blicke von der spanischen und englischen Kolonialpolitik ab und richten wir sie auf unsere eignen Bestrebungen, überseeische Länder in Besitz zu nehmen und Kolonialpolitik zu treiben, so müssen wir zu dem

Schlusse kommen, daß — abgesehen von allem andern — die spanische Kolonialpolitik in den Rahmen unsrer Zeit nicht paßt. Die englische Kolonialpolitik dagegen bietet manchen Zug, der uns als Beispiel zur Nachahmung oder als Warnung dienen kann. Wir glauben, die wichtigste Lehre, welche uns die Entstehungsgeschichte des englischen Kolonialreiches erteilt hat, ist „die Lehre vom raschen Zugreifen.“ Das ist der Weg, auf welchem England zu seiner heutigen kolonialen Machtstellung gelangt ist. Nicht Theoretiker, sondern Kaufleute und Soldaten waren es, welche jene ausgedehnten Landstriche, aus denen England seinen Reichtum und den größten Teil seiner Macht zieht, in Besitz genommen haben. Was an organisatorischer Arbeit geleistet worden ist, ist aus den Eingebungen der Situation entstanden. Wer daran zweifelt, der fasse nur den Charakter derjenigen Männer ins Auge, welche in der neuesten Geschichte Englands sich auf dem Gebiete der Kolonialpolitik großen Namen erworben haben. General Gordon ist bekannt als ein Mann, welcher nach Eingebungen, um nicht zu sagen aus Offenbarung, zu handeln pflegte. Daß er bei einer so entstandenen Unternehmung zu Grunde gegangen ist, wenn auch mit Ruhm bedeckt, spricht nicht gegen ihn. In zahllosen andern Fällen ist der Erfolg nicht ausgeblieben. Wir glauben in der That, daß es sich für uns Deutsche im gegenwärtigen Augenblick nicht so sehr um die Frage handelt, wie wir unsern Kolonialbesitz einrichten und behandeln sollen, sondern wie wir ihn vermehren können. Der Erwerb von Kolonien ist die Hauptsache, das übrige wird sich dann von selbst ergeben. Die Geschichte Englands rechtfertigt diese Ansicht durchaus.

f. m.



Toynbee-Hall.

Von Gerhart Schulze.

1.



ür den Fremden, der England besucht, beginnt London im Osten gewöhnlich mit der City, während er nach Westen hin die entferntesten Ansläufer jenes Häusermeeres, Richmond und Hampton-court, zu besuchen pflegt. Daß sich die Stadt um dieselbe Entfernung vom Mansion-House, dem Mittelpunkt der City, auch nach Osten hin erstreckt, wird er sich oft genug nicht einmal zum Bewußtsein bringen. Der Glanz des Hydepark und der umliegenden Quartiere, die Abwechslungen und Vergnügungen des großstädtischen Lebens, die Schätze der

Kunst und der geschichtlichen Erinnerung, welche die englische Nation seit Jahrhunderten in West-London aufgespeichert hat, sie sind es, die den Fremden zuerst gefangen nehmen.

Persönliche Neigungen richteten meinen Blick daneben auf die eigentümlichen Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse des Landes. Für längere Zeit Gast im Temple, jenem altertümlichen Gebäudekomplex im Mittelpunkt der Stadt, welcher Sitz und Mittelpunkt der bedeutenden Juristenkorporationen des Inner-Temple und Middle-Temple ist, hatte ich zugleich Gelegenheit, die fast noch mittelalterlichen Formen des englischen Rechtslebens und -studiums aus der Nähe mit anzusehen. Ausflüge in die Umgegend Londons machten mich mit den berühmten Erziehungsanstalten des Landes, den beiden ehrwürdigen Universitäten und den berühmten Public Schools, wie Eton, Winchester, Harrow, bekannt. Überall hatte ich das Glück, alte Freundschaften wieder aufzunehmen oder neue Bekanntschaften zu knüpfen, und dadurch war es mir vergönnt, auch einen Blick in das abgeschlossene Innere dieser Anstalten zu thun. Immer aber kehrte ich nach London mit einem Gefühl zurück, welches das Leben in der Großstadt so anziehend macht, nämlich mich im Mittelpunkte des Lebens einer großen und glänzenden Nation zu befinden.

Erst allmählich treten neben den Lichtseiten auch die Schatten des Bildes hervor. Insbesondere ist eine Reise nach den Industriebezirken des Nordens geeignet, dem Fremden die schweren sozialen Schäden im Leben des englischen Volkes zum Bewußtsein zu bringen. Rauchende Schornsteine, zusammengedrückte Arbeitermassen, nimmer rastende Maschinen, das alles ist in London auch vorhanden, aber dem Fremden tritt es erst in Manchester, Liverpool und Newcastle vor Augen. Bei längerem Aufenthalte wird er sogar auf die pessimistische Anschauung wieder zurückgreifen, die er in Beziehung auf die Zukunft Englands wahrscheinlich vom Festlande mitgebracht hat.

Wer weiter nach Norden reist, kommt in das Land der englischen See und dann nach Schottland. Trotz aller Naturschönheiten, die uns eine solche Reise aufthut, ist sie doch wenig geeignet, die düstern Eindrücke zu mildern, die wir in Nordengland empfangen haben. Wer die weiten, unbauten „Sportslands“ durchfährt, kann sich der Überzeugung kaum verschließen, daß eine Neuteilung des Landes noththut. Die „Landfrage“ begleitet ihn überall hin wie ein Gespenst, welches zu bannen die Zauberformel noch nicht gefunden ist. In Schottland, dem Lande der Sage und Geschichte, alter Schlösser, einsamer Kirchen und verfallener Abteien, tritt zu der pessimistischen Stimmung noch ein gewisser romantischer Zug: Verherrlichung der Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart. Auch Engländer selbst sind davon nicht ganz unberührt geblieben, wie mir einer der frühesten Romane des spätern Earl of Beaconsfield: „Sybil oder die zwei Nationen“ beweist. Die beiden Nationen, über die die Königin des Volkes herrscht, das sich für das größte, moralischste und religiöseste der Welt
Grenzboten I. 1887.

hält, und die sich so fremd sind, als seien sie in andern Zonen geboren, sind für ihn die Armen und die Reichen. Demgegenüber blickt er bewundernd auf eine Vergangenheit zurück, in der es noch Mittelglieder, „Ruheplätze,“ wie er es ausdrückt, zwischen Arm und Reich gab. Insbesondere wurde ich an das Buch erinnert, als ich die Ruinen der südschottischen Melrose-Abtei besuchte. In den erhabenen Trümmern glaubte ich bis ins einzelne jenes Kloster wiederzuerkennen, dessen Beschreibung im Anfange des Romans ich bisher für ein poetisches Idealbild gehalten hatte. Ich hatte den Ausflug nach der genannten Abtei gemeinschaftlich mit einem Freunde gemacht, mit dem ich London zugleich verlassen hatte, der aber, während ich die Industriestädte des Nordens besuchte, geradeswegs nach Schottland gegangen war. Dort wurde er wieder mein Führer, und zwar umso lieber, als er das Land in früheren Jahren oft durchstreift und die Fjelle, die sich mehr und mehr in die Wäde des Hochlandes zurückzieht, bis in die abgelegenen Thäler verfolgt hatte.

Während ich sonst die nationalen Vorurteile schonte, benutzte ich diesmal die Stille des Ortes und die Gegenwart einer großen Vergangenheit, um entsprechend den Eindrücken, die mir seit unsrer Trennung geworden waren, meinem Freunde einmal von den Gefahren zu sprechen, welche nach einer in Deutschland weitverbreiteten Ansicht das englische Volksleben heutzutage bedrohen.

Wenn wir nach unsern heimatischen Verhältnissen urteilen, halten wir gewöhnlich ein Übergewicht der Stadt über das Land, der Industrie über den Ackerbau an sich für ein Unglück. Wir haben leider die Erfahrung gemacht, daß das Individuum, das Tausende seinesgleichen umdrängen, nicht nur gegen den Nachbarn, sondern auch gegen das große Ganze, das Vaterland, gleichgiltig wird. Wenn wir nun sehen, daß in England die Entwicklung der Städte viel weiter fortgeschritten ist als bei uns, daß die Verödung des Landes, die Bildung eines städtischen Proletariats und der Klassengegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeiter dort uns unbekannte Ausdehnungen angenommen hat, so halten wir solche Erscheinungen nur zu leicht für den Anfang vom Ende.

Mein Freund sagte zunächst das Letzte auf. England im Niedergang! eine Ansicht, die er bei Ausländern öfters gefunden habe. Was uns Zeichen des Unterganges scheinen, seien nichts als die Anzeichen des Unbehagens einer Krabbe, die ihr altes Haus zu eng findet und im Begriff steht, sich ein neues und besseres zu bilden. „Eine Verherrlichung unsrer Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart mag verzeihlich sein, fuhr er fort. Aber jener Schriftsteller, dessen Sie oben gedachten, hat daraus nicht den Schluß gezogen, daß an unsern heutigen Zuständen zu verzweifeln sei. Für ihn war jener romantische Zug seiner Romane, selbst wenn er mit der geschichtlichen Wahrheit in Widerspruch sein mochte, wertvoll, um die Schäden der Gegenwart zu beleuchten. Er begann damit seine Laufbahn als konservativer Staatsmann, in welcher Eigen-

schaft er Anhänger und später Leiter jener sozialreformatoischen Gesetzgebung wurde, welche die Konservativen als ihre Domäne betrachteten. Neben jener Gesetzgebung sind es aber noch andre, mehr innerliche Mächte, deren verborgenes Wirken uns die Zukunft sichert. Sie haben Recht, die Gefahr liegt weniger in dem Elend einzelner Punkte, als in dem Zerfallen der alten gesellschaftlichen Bande und der damit eintretenden „Monotonie der Massen.“ Aber thun Sie einen Blick in den Osten Londons und sagen Sie, ob wir solches zu fürchten haben? Sehen Sie, wie es da ringt und kämpft nach neuen Gestaltungen, von unten aus den Massen selbst nach oben und von oben nach unten. Von den Höfen der Gesellschaft — edle Menschenfreunde voran — sucht man hindurchzudringen durch den Wolf, der die Klassen trennt, und ein Zeichen hierfür sind Ihnen unzählige Vereine, mißbräuchlicherweise charities genannt, die sich wie ein Netz über London ausbreiten. Aber auch in den Tiefen der Gesellschaft ist die Kraft der Genossenschaftsbildung noch nicht erloschen. (Mein Freund war in Deutschland gewesen und von einer gewissen Richtung der neuern deutschen Jurisprudenz nicht unberührt geblieben.) Mit dem sächsischen Blute, das in seinen Adern fließt, hat der englische Arbeiter diese Fähigkeit in die Baumwollfabrik, den Kohlenschacht, in Docks und Werften mit hinübergerettet, eine echt germanische Erbschaft. Ihr verdanken wir die Größe unsrer Vergangenheit, und ihr werden wir die Größe unsrer Zukunft verdanken.“

Ein solcher Optimismus setzte mich in Erstaunen, aber ich mußte meinem Freunde zugeben, daß ich von dem Leben, das er beschrieb, bisher wenig oder nichts zu Gesichte bekommen hatte. „Die Organisationen — fuhr er fort —, die sich von unten heraus aus dem Volke entwickelt haben, Trades unions, Cooperations, Societies u. s. w., haben im Auslande mehrfach Beachtung gefunden. Dagegen sind die auf die Hebung der untern Klassen gerichteten Interessen und Anstrengungen unsrer gebildeten Stände dort größtentheils wenig beachtet; und doch sind sie die notwendige Ergänzung jener. Selbst die geistig Höchststehenden der Nation, auch unsre alten Universitäten, haben sich dem Zuge der Zeit nicht verschlossen. Gerade das, was sie leisten, dürfte Ihnen, der Sie auch alter University-man sind, vielleicht besonders interessant sein. Da ich selbst als Oxford-man an jenen Unternehmungen beteiligt bin, so sollten Sie, bevor Sie unserm Insellande den Rücken kehren, mit mir dem östlichen London einen Besuch abstatten; und wollen Sie selbst die Formen des Collegelebens beibehalten sehen, so begleiten Sie mich nach Toynbee-Hall.“

2.

Wie ein langgedehnter Ring umschließt die große, unterirdische Eisenbahn die zentralen Teile Londons. Unaufhörlich kreisen hier Lokomotiven, von Ost nach West und von West nach Ost den Verkehr vermittelnd. Der östlichste

Punkt des Ringes ist Aldgate-Station. Hier war es, wo acht Tage nach diesem Gespräch mein Freund und ich ans Tageslicht emporstiegen.

Menschenschwärme jagen an uns vorüber, schwere Lastwagen rollen über das Pflaster: noch sind wir im Mittelpunkte des Verkehrs, aber der Charakter der Stadt ist doch ein anderer geworden. Die hohen Häuser der City, aus denen sich mehr und mehr die Bevölkerung zurückzieht, um dem Kontor und Magazin Platz zu machen, liegen bereits westlich von uns; und, charakteristisch genug, der Cylinderhut, der in der Handelswelt sein unbestrittenes Regiment führt, hat plebejischeren Kopfbekleidungen das Feld geräumt.

Wir wenden uns nach Osten. Die breite Straße, die wir verfolgen, erscheint uns gar nicht übel. Denn das Gebiet der eigentlichen Cottage (Hütte) beginnt erst weit über eine Stunde im Osten. Unser Freund belehrt uns jedoch, daß der Bezirk, in dem wir uns befinden, White Chapel genannt, der Sitz einer dichtgedrängten Arbeiterbevölkerung ist; in den Nebenstraßen haben schon Sorge und Elend ihre dauernde Stätte, und wir brauchen nicht weit zu suchen, um auf eins jener berüchtigten Viertel, „Slums“ genannt, zu stoßen, Brutstätten des Elends und Verbrechens, von deren Niederlegung man jahraus jahrein immer wieder von neuem hört. Zehn Minuten Londoner Schritts, und wir wenden uns feithwärts. Wir würden hier an einer Kirche vorüberreiten — einer der unzähligen Kirchen und Kapellen Ost-Londons —, wenn nicht unsre Aufmerksamkeit durch ein Wandgemälde gefesselt würde, das hier, in dauerhafter Mosaik ausgeführt, Nebel und Rauch Trotz bietet. Es ist eine Allegorie des Engländers Watts, Zeit, Tod und Gericht darstellend, mit einer Unterschrift, die etwa folgendes besagt: Die Zeit ist ein kräftiger Mann, der der Zukunft zweifelt, der Tod eine traurige Mutter, die jenen bei der Hand nimmt; über beiden aber schwebt das Gericht Gottes. Darunter befindet sich ein Brunnen mit hübschem Becken aus gebranntem Thon und Trinkgefäßen, und über dem Becken die Worte: „Bei Gott ist die Quelle des Lebens.“ Wir stehen vor St. Judas, der Kirche von White Chapel, die ihr Vikar, J. A. Barnet, in unermüdlicher, zwanzigjähriger Arbeit zu einem wahren Sammelpunkte der Wohlthätigkeit gemacht hat. Hinter der Kirche liegt die Judaschule, neben der Kirche Coynbee-Hall, davor ein nicht unbedeutendes Heim für obdachlose Mädchen.

Werfen wir einen Blick in die Kirche, die entgegen der englischen Gewohnheit auch an Wochentagen geöffnet ist, „zu schweigender Andacht und Nachdenken,“ wie die Überschrift sagt. Der Raum, in den wir treten, ist eine dreischiffige Halle in gothischem Stile. Obwohl schmucklos, macht sie in ihren dunklen Farbentönen doch keinen fahlen Eindruck, sie ist ernst, aber nicht unschön. Um den Altar grünen hohe Blattpflanzen; der einzige künstlerische Schmuck der Kirche aber ist ein eigentümliches Werk der neuern englischen Skulptur. Die Gruppe stellt den Augenblick dar, wie Esau vor seinem blüden Vater Jaak kniet und ihn fragt: „Mein Vater, hast du denn für mich keinen

Segen mehr?“ während der schmerzliche Ausdruck des Greises zeigt, wie derselbe soeben bemerkt, daß er von seinem jüngern Sohne hintergangen worden ist und diesem den Segen des Erstgeborenen vorweggegeben hat. Sonderbares Zusammentreffen, diese Gruppe hier unter den Enterbten der Gesellschaft!

Wir verlassen die Kirche und wenden uns nach Toynbee-Hall. Wir treten zunächst in den Hof; vor uns erhebt sich ein zweistöckiges Gebäude aus rotem Backstein, das zwar auf architektonische Bedeutung keinen Anspruch macht, aber doch mit seinen drei Giebeln und hohen Schornsteinen einladend und wohnlich ansieht. Wir treten ein und werden in einen weiten Speisesaal gewiesen, in dem wohl mehr als zweihundert Personen bequem Sitze finden könnten. Die Bücherschränke aus schwarzem Holz, die sich rings an den Wänden hinziehen, zeigen, daß der Raum zu andern Stunden als Bibliothek dient. Die Ausstattung ist dem entsprechend einfach, aber nicht ohne Geschmack: einige Gypsabgüsse auf den Bücherschränken und als Hauptschmuck über dem Kamin eine große Originalphotographie der Sixtinischen Madonna.

Die Gesellschaft, in der wir uns befinden, besteht aus etwa zwanzig bis dreißig Herren. Die Mehrzahl sind Residenten von Toynbee-Hall, d. h. junge Männer, die die Universtät verlassen haben und nun, den Tag über im Westen Londons beschäftigt, hier wohnen und ihre Freistunden am Abend dem Werke im Osten widmen, außerdem einige ältere Herren, welche der Anstalt ihr Interesse zuwenden. Wir lernen hier bald aus eigner Erfahrung kennen, was manchen Londonern selbst unglücklich erscheinen mag, daß sich auch hier im Osten ein Abend in aller Behaglichkeit zubringen läßt. „Sie dürfen nicht denken — versicherte mir einer der Herren — daß unser Leben hier düster oder niederdrückend sei. Allerdings sind die äußern Umgebungen einer Wohnung in Ost-London weniger erfreulich als die im Westend, jedoch vergessen Sie nicht, daß für einen Mann, der frisch vom Genuße seines Universtätenslebens kommt, der Tausch seines Colleges mit einer Mietwohnung in der besten Lage des Westens, sagen wir selbst in South-Kensington, nicht eben eine Verbesserung erscheint. Statt am Abend in eine Einsamkeit zurückzukehren, findet der Resident von Toynbee-Hall seine Abende hier durch eine nützliche Thätigkeit erhellt und zugleich einen glücklichen Antrieb in der Gemeinschaft von Gleichgesinnten, worin ja das Prinzip unsers Collegelebens besteht.“

Bevor wir den Raum verlassen, werfen wir noch einen Blick auf den Inhalt der Bücherschränke. Zeigen uns doch die Bücher zunächst oft mehr von dem Geiste eines Hauses als die erste flüchtige Bekanntschaft mit seinen Ansassen. Sämtliche Zweige der Wissenschaft sind in einer Auswahl ihrer Hauptwerke vertreten: Geschichte, Geographie, Rechtswissenschaft, besonders englische Verfassung, Selbstverwaltung, Armen-, Fabrik- und Schulgesetzgebung, daneben auch Werke über die Rechtsverhältnisse der Kolonien und Geschichte der englischen Verfassung. Nationalökonomie ist sehr reich vertreten, unter andern

durch Ricardo, Smith, Malthus. In der Abteilung Philosophie glänzen die Namen Locke, Hume, H. Spencer, in der Naturwissenschaft Lyndall, Lyell und Darwin. Daß auch die Ausländer nicht vergessen sind, zeigen Namen wie Moscher, Mommsen, Tocqueville, auch eine Überetzung des Plato. Natürlich steht eine solche Bibliothek nicht jedermann aus dem Volke offen; wie das Recht, sie zu benutzen erworben wird, werden wir später sehen. Aber ein charakteristisches Merkmal von Coynbee-Hall, durch welches es sich von vielen Anstalten ähnlicher Art unterscheidet, können wir aus der Auswahl der Bücher entnehmen; Coynbee-Hall ist weltlich, es gehört keiner bestimmten kirchlichen Richtung an. Wie die Universitäten heute säkularisiert sind, so auch die Universitätsbildung, die sich hier an weitere Kreise wendet. Coynbee-Hall ist dagegen nichts weniger als kirchenfeindlich; es arbeitet vielmehr mit der Kirche Hand in Hand, wie schon seine Verbindung mit St. Judas beweist.

Wir verlassen den Bibliotheksraum, denn unser Freund ruft uns, ihm zu folgen. Draußen sammeln sich bereits die neuen Ankömmlinge, für die der Raum in Bereitschaft gesetzt wird, indem man die Tische zu langen Tafeln zusammen-schiebt. „Hier im Osten kommen die Gäste nie zu spät.“ meint unser Freund lachend; „wie bei gewissen Herren im Westen die Uhr stets eine halbe Stunde zurückbleibt, so scheinen hier im Osten die Uhren eine allgemeine Neigung zu haben, vorzugehen. Wenigstens faun es leicht vorzukommen, daß die Gäste eher da sind als der Gastgeber.“ Aus dem Eßsaal treten wir in einen großen Vorlesungs-saal, der seiner Bestimmung gemäß durchaus einfach eingerichtet und für etwa 400 Zuhörer berechnet ist. Außerdem befinden sich noch im untern Stockwerk ein großer Gesellschaftsraum und die Wohnzimmer einiger Residenten; die Schlafzimmer und übrigen Wohnzimmer sind im oberen Stockwerk, außerdem dort noch ein größerer Common Room, entsprechend dem Common Room in den Oxford Colleges, der lediglich der Benutzung der Graduates, d. h. derer, die ihre Examen gemacht haben, insbesondre der Fellows*) vorbehalten ist. Die Zimmer der Residenten sind klein, etwa so wie die Durch-schnittszimmer in Oxford. In einigen werden augenblicklich „Klassen“ abgehalten, in andre ist uns ein Blick vergönnt. Es sind echt englische Studentenzimmer, deren Einrichtung meist von der Universität mitgebracht worden ist; an den Wänden erblicken wir die Bilder des geliebten Colleges, des Fußball- und Cricketklubs, und auch wohl des langgebauten Bootes, das einst zum Siege geführt hat, mit seinen muskulösen Insassen. Darunter sehen wir vielleicht einen silbernen Becher als Siegespreis.

Unterdessen hat sich unten das Bild geändert. Die eingeladene Gesellschaft hat im Speisesaale ihren Thee getrunken und versammelt sich bereits im Vor-

*) Die in den Colleges wohnenden Lehrer, entfernt den deutschen Privatdozenten entsprechend.

lesungsraume. Wir haben den Abend für unsern Besuch in Coynbee-Hall gut gewählt. Man hat für heute die Cooperators, d. h. die Mitglieder der Kooperationsvereine des Bezirkes, eingeladen. Diese Vereine entsprechen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nach unsern deutschen „eingeschriebenen Genossenschaften.“ Ihr Zweck ist, durch gemeinsame Anschaffungen den Gewinn des Zwischenhändlers oder durch gemeinsame Produktion den Gewinn, der dem Unternehmer zufallen würde, auf die Mitglieder der Gesellschaft zu verteilen und dadurch deren wirtschaftliche Lage zu heben. Derartige Vereine spielen in England eine größere Rolle als bei uns*); ihre Entwicklung wird von Coynbee-Hall in seinem Bezirke möglichst begünstigt. Insbesondere knüpft man an die durchaus gesunde Bestrebung dieser Vereine an, sich zu vollständigen Lebensgemeinschaften zu erweitern, ähnlich wie mittelalterliche Zünfte wahre Confraternitates waren, die neben andern Zwecken auch für Vergnügen und Geselligkeit ihrer Mitglieder sorgten.

Für den heutigen Abend hat man einen Herrn, der Vorstand solcher Vereine in Nordengland ist und sich zur Zeit als Parlamentsmitglied in London befindet, bevogen, über die Fortschritte des Genossenschaftswesens in seiner Heimat zu berichten. Die Mitteilungen, größtenteils statistischer Natur, behandeln die Ausdehnung und Organisation der nordeuglischen Vereine und haben außerordentliches praktisches Interesse. Die Zuhörer bestehen zur Hälfte aus Männern, zur Hälfte aus Frauen, denn der Gegenstand ist ja für den Haushalt von größter Wichtigkeit.

Welcher Klasse die Mehrzahl der Besucher angehört, kann man daraus entnehmen, daß auch das künftige Geschlecht nicht unvertreten ist; manchmal macht sich trotz aller Beschwichigungsversuche einer der kleinen Weltbürger vernehmbar. Die Mutter hat ihn mitbringen müssen, weil sie nicht wußte, wo sie ihn sonst lassen sollte. Trotzdem ist das Interesse ununterbrochen reg; an den Vortrag knüpfen sich noch verschiedene Fragen, nach deren Erledigung dem Redner für seine belehrenden Mitteilungen lebhafter Dank zu Teil wird.

Im weitem Verlaufe des Abends bildet der Gesellschaftsjaal den Mittelpunkt. Er ist sehr geräumig. Wenn auch nicht eben verschwenderisch eingerichtet, entbehrt er doch nicht jener Behaglichkeit, die dem englischen Drawing-Room eigen zu sein pflegt. Da die eingeladenen Gäste von den häufigen Vereinszusammenkünften einander alle persönlich gut bekannt sind, so mangelt es nicht an Stoff für geselliges Gespräch. Auch an sonstiger Unterhaltung fehlt es nicht. Freilich vernehmen wir keine hochtönenden Künstlernamen wie im Westen, sondern Freiwillige aus der Gesellschaft treten vor. Gesang wechselt mit Vorträgen auf dem Klavier und der Geige. Besonders erinnerlich ist mir

*) Von besondrer Bedeutung für die Ausbreitung der Genossenschaften war die christlich-soziale Bewegung der fünfziger Jahre.

die Figur eines bleichen Mädchens, das mit Geige und Bogen den Beifall der Gesellschaft erntete; ihr Spiel war nicht fehlerfrei, mochte jedoch weniger des Talents als der Übung ermangeln.

Drüben ist mittlerweile der Speisesaal in eine Bibliothek verwandelt worden, denn ein Raum faßt die Menge der Geladenen nicht. Auf den Tischen sind Karten mit Abbildungen ausgelegt, vorzüglich Veröffentlichungen bekannter Gemäldegalerien, die sich besonders dann anziehungskräftig erweisen, wenn sie unter den anwesenden Herren einen Erklärer finden.

Eine ganze Anzahl von Herren aus dem Westen mischt sich unter die Gesellschaft, Männer, die zwar nicht in Toynbee-Hall wohnen, aber doch an dem dort zu thunenden Werke beteiligt sind. Die sonst so scharfe Grenze zwischen Gentleman und Nicht-Gentleman scheint verwischt; in der ganzen Gesellschaft herrscht ein über Erwarten gesitteter Ton. Wenn auch gern auf die konventionellen Redensarten des Westens verzichtend, halten es die Mitglieder von Toynbee-Hall doch für geboten, in ihrem Hause Sitte und Höflichkeit zu pflegen, und das mit Recht; ist doch eine gewisse Achtung der Persönlichkeit des andern die notwendige Vorbedingung für das Gedeihen jedes geselligen Lebens. Gerade dieses zu fördern, ist der Zweck solcher Vereinigungen in Toynbee-Hall. Hier im Osten, wo der Mensch dem Menschen nur zu leicht als lästiger Mitbewerber erscheint, fehlt zunächst jede Idee davon, daß gegenseitiger Verkehr und Gedankenaustausch zu einer Quelle geselligen Behagens werden kann. Diese Freude ihren Nachbarn zu lehren — denn sie will gelernt sein —, zählen die Residenten von Toynbee-Hall unter ihre wichtigsten Aufgaben. Sie sehen darin ein Mittel, dem Zerfall der Gesellschaft in Atome entgegenzuwirken, die Menschen untereinander zu nähern und so die Bedingungen eines gesunden Genossenschaftslebens herzustellen, während sonst das Individuum, rein auf sich gestellt, so leicht im Egoismus untergeht. Daß es dem heutigen Abend gelungen ist, dieses gesellige Wohlbefinden hervorzurufen, belehrt uns der Augenschein. Manche jener einfachen Frauen, die um das flackernde Kaminfeuer zusammensitzen, mag hier zum erstenmale das Behagen empfinden, das jedes rechte Wohnzimmer hervorrufen soll. Allerdings dürfen wir dabei nicht vergessen, daß das Gelingen des heutigen Abends wesentlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sich in den Cooperators gewiß die besten und geschicktesten Elemente des Bezirks zusammengefunden haben.

Als Beweis hierfür und zugleich als Probe für den Ton der Gesellschaft, gebe ich ein Gespräch mit einem ältern Arbeiter wieder, auf den mich als auf einen verständigen Mann mein Freund besonders aufmerksam gemacht hatte. Betrachtungen wie diese bieten an sich nichts neues, sind aber doch aus solchem Munde höchst beachtenswert. Wir sprachen von der weitverbreiteten Notlage, welche vergangenen Winter in London eine ansehnliche Größe erreicht hatte. „Zu wenig Arbeit und zu viel Hände, die beschäftigt sein

wollen!" war der oft wiederholte Kehrreim der Klagen. „Ich erzählte neulich den Leuten in dem Arbeiterklub, dem ich angehöre — fuhr der Mann fort —, was sie thun sollten; sie glaubten mir nicht, aber trotzdem weiß ich, daß ich Recht habe. Eines Tages werden sie es auch einsehen. Der englische Arbeiter sollte sich entschließen, billiger zu arbeiten und mehr Stunden. Die Löhne sind jetzt höher als je, mit zwei bis drei Pfund Sterling die Woche könnte der Arbeiter zufrieden sein. Aber er ist es nicht, sondern streift, um die Löhne noch höher hinaufzutreiben. Da kommt der Fremde ins Land, unterbietet ihn auf dem eignen Markte, erhält die Arbeit, hält sie fest, und der englische Arbeiter hungert. Wollte er sich den Zeiten anpassen, so würde er fähig sein, die Konkurrenz der Fremden auszuhalten. Statt dessen schreit man gegen sie und verlangt gar, daß der Gesetzgeber sie vom Lande ausschließen soll. Aber wenn die Fremden nicht mehr zur Arbeit kommen, so kommt die Arbeit zu ihnen, wie ja schon manche einst englische Industrie gethan hat.*)

Diese Worte aus ungelehrtem Munde bestätigten zwar nicht das sogenannte „eherne Lohngesetz“ in derjenigen Schroffheit, welche ihm sein Urheber gegeben hat; sie enthielten aber die Überzeugung von dem Vorhandensein einer Neigung der Löhne, auf die niedrigste Stufe zurückzusinken, die neben andern Einflüssen sich oft genug in der Lohnbewegung geltend macht. Mußte es nicht tief entmutigend für die edeln Menschenfreunde hier im Osten sein, zu beobachten, wie dadurch gerade solche Arbeiter bedroht werden, welche mit Erfolg ihre materielle Lage zu verbessern versuchten, wie jener Saß, trotz seiner obigen Beschränkung, oft Hunderte und Tausende ergreift, gleichviel ob im einzelnen Falle verdient oder unverdient? Diese Fragen richtete ich auf dem Heimwege an meinen Freund. „Ja und nein, erwiderte er, gleich einem Janus wendet Ihnen jener Saß soeben seine finstere Seite zu. Erlauben Sie mir, Ihnen auch die andre zu zeigen, die Sie ernst, doch nicht hoffnungslos anblickt. Jeder höhere Gewinn, jede Verbesserung der materiellen Lage des Volkes wirkt allerdings weniger zum Segen als zum Unsegen, wenn ihr nicht eine Steigerung der Fähigkeiten entspricht. Erst wenn der Mann mit doppeltem Verdienst, weil er fähiger ist, die Konkurrenz des minder fähigen nicht mehr zu fürchten hat, ist der höhere Gewinn von Dauer und gerecht. In dieser Richtung liegt unsre Thätigkeit, die wir darum nicht gern Charity genannt sehen. Wohlthätigkeit wende sich zu den

*) Hier ein merkwürdiges Beispiel dieser Art. Die Säckereifabrikation von Sheffield nahm großen Aufschwung während des deutsch-französischen Krieges. Obgleich die Löhne hoch waren, streikten damals die Arbeiter um zwanzig Prozent Lohnerhöhung, was sie auch durchsetzten. Nach dem Friedensschlusse blieb das Geschäft in England. Auf Befehl der Trades Unions streikten 1874 die Arbeiter um weitere fünf und zwanzig bis vierzig Prozent. Diesmal konnten die Arbeitgeber nichts bewilligen, und nachdem alle Ersparnisse aufgebraucht waren, nahmen die Leute die Arbeit zum alten Lohnsaze wieder auf. Innerhalb dieser Zeit hatte sich jedoch die deutsche Industrie des Marktes bemächtigt, den sie jetzt siegreich behauptet.

Schwachen, Kranken, den Familien, denen der Ernährer geraubt ist, nicht zu dem kräftigen Manne, dem Hände zur Arbeit gegeben sind. Da heißt es: Help them to help themselves, eine Mahnung an Private wie an den Staat, der leider bei uns seine Aufgabe hier noch sehr vernachlässigt. Leiblich, geistig und sittlich die arbeitenden Klassen fähiger zu machen, darin sehen wir die Hauptaufgabe der Gegenwart. Leiblich: in dieser Richtung können wir mit den beschränkten Mitteln, die uns zu Gebote stehen, wenig thun. Wir können den Leuten nicht Waldestluft in ihre Keller und Roastbeaf in die Pfanne zaubern. Unsere Thätigkeit ist in dieser Beziehung mehr negativ; wir wachen in unserm Bezirk über die Ausführung der bestehenden Gesundheitsvorschriften. Desto wichtiger ist unsere Aufgabe auf dem zweiten Gebiete; hier liegt die Hauptwirksamkeit von Toynbee-Hall, das vor allem eine Anstalt zu verschiedenen Erziehungszwecken ist, wie Ihnen ein näherer Einblick in unsere Einrichtung zeigen wird. Ebenso wichtig, dabei aber weit schwieriger sind Bemühungen in der dritten Richtung, eine Bevölkerung wie die hier ansässige auch sittlich zu heben. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß unser Arbeiter unsittlich oder weniger sittlich sei als der anderer Länder. Aber es mangelt ihm an gewissen weitern sittlichen Gesichtspunkten, in denen ein Mann aus dem Mittelstande sozusagen aufwächst. Nehmen Sie einen Arbeiter, der treu und gewissenhaft seine tägliche Pflicht erfüllt. Lassen Sie die Löhne einmal ausnahmsweise hoch sein, lassen Sie ihn nur soviel haben, um einen Ring zu kaufen und die Gebühren zu bezahlen, dazu noch ein Mädchen finden, das ihn will, und derselbe Mann wird sich ohne Bedenken verheiraten. Die Zahl der Kinder wächst von Jahr zu Jahr, aber der Lohn wächst nicht, ja auf die fetten folgen magere Jahre, und mit ihnen kommt der Hunger ins Haus. Wenn dann die Familie von Stufe zu Stufe sinkt und endlich zu Grunde geht, wird der Mann sich dann selber anklagen und sich bewußt sein, daß er durch seine Heirat nicht nur seiner Frau und seinen Kindern, sondern auch seinem Staate ein schweres Unrecht angethan hat? Das Bewußtsein seiner Pflichten gegen die Gesellschaft in dem ungebildeten Manne zu erwecken, ist eine Aufgabe, deren unmittelbare Erfüllung unmöglich ist; dagegen ist eine Thätigkeit, die mittelbar auf dieses Ziel zusteuert, zwar schwierig, aber nicht hoffnungslos, schwierig besonders deshalb, weil sie nicht mit Geld abzuthun ist, sondern persönliche Hingebung erfordert. Unzählige Sekten, Missionare und kirchliche Vereinigungen — wie verschieden ihr Glaube auch sein mag — arbeiten unvermerkt an dieser Aufgabe, indem sie den Heiden im Osten Gott zu lehren versuchen. Daneben gehen Bemühungen wie die unsern. Sie sind stete Arbeit, langsames Fortschreiten, aber ohne glänzende Erfolge. Zudem wir unsere Nachbarn zusammenführen, suchen wir die Vereinzelnung aufzuheben, Gegensätze zu überbrücken und so in engem Kreise die Bedingungen für ein gesundes gesellschaftliches Leben zu fördern. (Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Maler in Rom.



Im ersten Gesange des Purgatorio hat der große Dichter der Göttlichen Komödie das uralte Lied von der Vergänglichkeit irdischen Ruhmes und von dem launenvollen Wechsel namentlich des Künstler Ruhmes in die Unterredung Dantes mit dem Miniaturmaler Oberisi zusammengedrängt, und die wenigen ergreifenden Terzinen:

O vana gloria dell' umane posse,
Com' poco verde in su la cima dura,
Se non è giunta dall' etati grosse!
Credette Cimabue nella pintura
Tener lo campo: ed ora ha Giotto il grido,
Si cho la fama di colui oscura.*)

enthalten ganze Kapitel der Geschichte der Kunst und der Geschichte des Geschmacks, der unberechenbaren Wandelbarkeit der Neigungen und Abweichungen auch der Gebildeten. Wer, der 1862 in dem prächtigen Parke von Siebeneichen bei Meissen das große Künstlerfest mitfeierte, das zu Ehren Julius Schnorrs von Carolssfeld und der Vollendung seiner Bilderbibel veranstaltet wurde, hätte voraussehen können, daß es ein Vierteljahrhundert später eine weitverbreitete Anschauung geben würde, nach welcher der Schöpfer der Bilderbibel und der Münchener Nibelungenfresken überhaupt nicht unter die Künstler im großen Stil gerechnet und der Begriff des Malers so eng gefaßt werden sollte, daß selbst Albrecht Dürers Ruhm dabei in Frage gestellt werden kann. Wer hätte geahnt, daß uns Tage bevorstünden, in denen die unbedeutendste Er rungenschaft einer doch niemals klar definierten „Technik“ höher würde angeschlagen werden, als alle Phantasie und Gestaltungskraft der großen Münchener Schule, Tage, in denen der geistig dürftigste Atelierschüler, der einen kleinen Lichteffekt mit einigem Geschick anzubringen weiß, mit souveräner Verachtung auf Cornelius und Schnorr herabzublicken würde? Gleichwohl fühlen selbst unbedingte Bewunderer der malerischen Bestrebungen der Gegenwart, daß in dieser Verachtung

*) D eitler Ruhm der menschlichen Begabung,
Wie schnell vergeht das Grüne seines Gipfels,
Wenn hinter ihm nicht rohe Zeiten folgen!
Das Feld der Malerei zu halten dachte
Einst Cimabue; jetzt rühmt man nur Giotto,
Sodasß verdunkelt wird der Ruf des Ersten!

(Uebersetzung von Karl Witte.)

eben soviel Kindisches als Kindliches liegt, daß eine mächtige Entwicklungsperiode der deutschen Kunst nicht mit dem wohlfeilen Spott über ihre leicht ersichtlichen Mängel abgethan sein kann, daß jede historische Betrachtung und jede tiefere Einsicht in das Werden und Wesen der Dinge zu einer ganz andern Schätzung dessen gelangen muß, was diese Künstler für Deutschland und die deutsche Kunst bedeutet haben. Es wird in dem Augenblicke, wo eine wertvolle literarische Publikation die Augen auf einen der hervorragendsten Künstler des römischen und Münchener Künstlerkreises zurücklenkt,*) zum Eingang unsern Lesern willkommen sein ein neueres Gesamturteil über Julius Schnorr von Carolsfeld aus der Feder Adolf Rosenbergs zu vernehmen. Der geistvolle Geschichtschreiber der modernen Kunst steht durchaus auf dem Boden des neuern Realismus, er betont die Mängel der Münchener nendutschen Schule scharf und für unsre persönliche Empfindung, gegenüber ihren Vorzügen, allzuscharf, er ist durchaus der Meinung, daß Schnorr seines Besten in der Kartonmalerei und der Illustration gegeben, daß er „mit technischer Virtuosität“ nur den Zeichenstift, die Feder und die Reißkohle zu handhaben gewußt habe, der Fresko- und Ölmalerei nie ganz Herr geworden sei. Wie gesagt, sein Urtheil ist nicht völlig unser Urtheil, aber es ist ein wohlabgewogenes Urtheil, es räumt, die Gesamtbedeutung Schnorrs ins Auge fassend, mummwunden ein: „Schnorr bildete in den verschiedenen Momenten seiner künstlerischen Entwicklung nach mehreren Richtungen eine Ergänzung zu dem strengen, herben, sich gegen fremde Einflüsse immer mehr abschließenden Cornelius. Sein mildes, nachgiebiges Temperament neigte von vornherein mehr dem Romantischen und Poetischen zu. Die Herbeheit der Formen, in welchen Cornelius später den vollkommensten Ausdruck seines Kunstideals sah, blieb ihm fremd. Er besaß einen empfänglichen Sinn für weibliche Schönheit und bildete anmutige Frauen, wo Cornelius ernste, jedes menschliche Begehren abweisende Heroinnen schuf. Er war der berufene Interpret der ritterlichen Romantik, der vor allem nach dem Ausdruck idealer Schönheit strebte. Daneben fehlte ihm keineswegs der Sinn für das Erhabene und die Fähigkeit, es darzustellen. Seit Dürer hat es kein deutscher Meister verstanden, die Majestät Gottes in so verehrungswürdiger Glorie und doch so echt menschlich zu verkörpern, wie es Schnorr in seinen Illustrationen zur Bibel gelungen ist. Wenn auch das idyllische Element der Poesie seinem Charakter am nächsten lag, so wußte er sich auch, wo es der Stoff erforderte, wie bei den Nibelungenbildern zu dramatischer Gestaltungskraft zu erheben. Nur der antike Klassizismus blieb seinem durch und durch romantischen und innerlichen Wesen fremd.“ (A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, Bd. 1, S. 264.)

*) Briefe aus Italien von Julius Schnorr von Carolsfeld, geschrieben in den Jahren 1817 bis 1827. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und der Kunstbestrebungen seiner Zeit. Gotha, F. A. Perthes, 1886.

Wir können es dahingestellt sein lassen, ob früher oder später eine Zeit kommen wird, in der man das Gewicht aller dieser Eigenschaften und Leistungen höher anschlagen wird, als es unser Historiker thut. Käme diese Zeit nicht, so müßte den gegenwärtigen Kunstbestrebungen in der Zukunft eine Erweiterung, Vertiefung und Verklärung gegönnt sein, zu denen wir vor der Hand nicht die leisesten Anfänge sehen, die wir jedoch im Interesse des deutschen Volkes und der deutschen Kunst von Herzen wünschen wollen. Jedenfalls wird keine wahrhafte Erkenntnis und keine überschauende Beurteilung hinter die Linie zurückgehen, welche Rosenberg hier gezogen hat. Und wer auch nur halb zu empfinden vermag, was diese Anerkennung in sich schließt, wessen Augen auch nur für die unvergängliche Gewalt und Schönheit der Schnorr'schen Bilderbibel geöffnet sind, der wird wissen, daß die Entwicklung eines schöpferischen Künstlers dieser Art zu keiner Zeit etwas Gleichgiltiges und Untergeordnetes sein kann, und wird die Freude teilen, welche das Erscheinen der Schnorr'schen „Briefe aus Italien“ in uns erweckt hat. Mit der Einsicht, welche wir in Anlage, Geistesbildung, Kunststreben und Lebensschicksale eines vorzüglichen und (was man auch dagegen sagen möge) großen Künstlers gewinnen, eröffnet sich uns zugleich der Blick in ein entschwindendes Gesamtleben, in die Eigenart jener deutschen Kolonie in Rom, welche in den drei ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von so weit nachwirkender Bedeutung geworden ist. Anspruchlos, aus der schlichtesten Wahrheit des Augenblickes heraus, ohne den leisesten Gedanken an eine künftige Veröffentlichung geschrieben, bilden diese an verschiedene Personen gerichteten Briefe, kraft der Natur, die hinter ihnen steht, kraft des unbefieglichen und lebensfrischen Idealismus, der sie durchhaucht, ein wohl zusammenhängendes, einheitliches und hochinteressantes Buch.

Herausgeber des Buches ist der Sohn Julius Schnorr's, der Bibliothekar an der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden, Prof. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld. Mit vollem Rechte sagt er in seiner Einleitung: „Die nachfolgenden Briefe kommen als Ganzes einer zusammenhängenden, in sich selbst ihre Erklärung tragenden autobiographischen Aufzeichnung so nahe, daß sich die Einleitung darauf beschränken durfte, ihnen außer kurzen Nachrichten über die vor ihrer Niederschrift liegende Lebenszeit ihres Verfassers lediglich eine zusammenfassende Übersicht der wichtigsten darin erzählten Thatsachen voranzuschieben. Denn auch die Persönlichkeit und der Charakter Schnorr's wird dem Leser seiner Briefe aus diesen selbst vollständig und in allen wesentlichen Zügen entgegentreten: der jugendfrische, für das Schöne begeisterte, mit rastlosem Fleiße und unermüdblicher Kraft strebende und arbeitende Künstler nicht minder, als der religiös gestimmte und von sittlichen Idealen erfüllte, seinen Glauben inmitten der ihn umgebenden katholischen Welt standhaft verteidigende Protestant, der dem Vaterlande mit Hingebung und während einer langjährigen Trennung mit unverminderter Treue anhängende Patriot, ebenso wie der kindlich liebende

Sohn, der sich mit Offenheit und Vertrauen seinem Vater auch als dem älteren und erfahreneren Künstler mittheilt, und der trennherzige Freund, der den überlegenen unter seinen Genossen neidlos anzuerkennen, den helfenden und fördernden mit warmer Liebe und Dankbarkeit zu belohnen, den schwächeren und hilfsbedürftigen mit Aufopferung zu unterstützen die Fähigkeit hat.“

Gewiß wird kein Leser das vortreffliche und vortreflich herausgegebene Buch aus der Hand legen, ohne das alles vielfältig empfunden und klar erkannt, ohne ein höchst lebendiges Bild des Mannes und der eigentümlichen Zustände gewonnen zu haben, in denen seine Künstlerjugend verließ. Als Julius Schnorr, der dritte Sohn jenes Malers Hans Veit von Schnorr, der 1801 mit Senne den vielberühmten „Spaziergang nach Syrakus“ angetreten hatte (er begleitete Senne bis Wien) und 1841 als Direktor der Leipziger Kunstakademie starb, im Jahre 1811 seine Vaterstadt Leipzig verließ, um sich dem Studium der Kunst in Wien zu widmen, war er siebenzehn Jahre, als er im November 1817 nach Italien aufbrach, fünfundsiebenzig Jahre alt und stand in jener seltenen Frische einer zugleich ernsten und doch lebensheitern Jugend, in jener glücklichen Stimmung, der aus der Reinheit und Stärke ihrer guten Vorsätze auch eine gewisse Zuversicht des Gelingens (die darum nicht Annäherung ist) erwächst. Wie vor Zeiten der Vater, begann auch der Sohn an der Seite eines Dichters und Schriftstellers, des spätern Griechen- und Müllerliederdichters Wilhelm Müller aus Dessau die Italiensfahrt. Die ersten Reisebriefe gehen über das, was jeder Schauensdürstige, der mit offenen Augen Venedig und Florenz durchwandert, berichten könnte, nur wenig hinaus. Charakteristisch für die Gesundheit in Schnorrs Wesen ist es, daß er gegenüber den Bilderschätzen und der Fülle der Meisterwerke, denen er vom Eintritt in Italien an begegnet, nicht von jener nervösen Herabstimmung ergriffen wird, welche gewisse moderne Naturen überwältigt, die es denn freilich eine Blasphemie schelten, wenn jemand im Herrlichen und Gewaltigen einen Sporn, anstatt einen vergifteten Pfeil erblickt, der alles eigne Wollen ertödet. Schnorr sehnt sich schon nach wenigen Wochen, die nur dem genießenden Lernen, der Beschauung gewidmet sind, wieder zu arbeiten, er „weiß, daß er wieder vorwärts gekommen ist,“ und will dann doch „noch was besseres machen als bisher.“ Mit voller Lust und gehoben von der Hoffnung, die damals alle erfüllte, tritt er zu Anfang 1818 in den deutschen Künstlerkreis in Rom ein und schreibt seiner Schwester Ottilie: „Gut ist es, daß ich hier bin, das sehe ich ein; Rom mußte sein, wenn in unserm Vaterlande ein besserer Geist in der Kunst gemein werden sollte. Wir wünschen und hoffen, daß es einst nicht mehr nötig sein werde, daß der deutsche Künstler nach Rom ziehe; in unserm Lande soll eine Schule sich bilden; aber wie die Sachen jetzt standen, war Rom nötig, nur hier, getrennt von allen einengenden Verhältnissen, konnte die Masse der Künstler entzündet werden, nur hier konnte der Funke der Wahrheit so bald zur Flamme werden, die auch ganz Deutschland bald erwärmen wird.“

Wie eine Verheißung der großen und günstigen Zukunft, die seiner wartete, konnte es gelten, daß Schnorr gleich in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Rom dem für die neuere Kunststrichtung begeisterten Kronprinzen Ludwig von Baiern bekannt wurde, der von vornherein an Schnorr großes persönliches Wohlgefallen fand und für sein Talent besondere Teilnahme bezeugte. Doch sollte allerdings noch manches Lehrjahr hingehen, bis diese Teilnahme auf das Leben des Künstlers entscheidenden Einfluß gewann, und nur mit diesen Lehrjahren haben wir es in der Hauptsache in den Briefen aus Rom zu thun. Da ein Haupttheil der Briefe des jungen Malers an Vater und Geschwister gerichtet ist, so erteilen sie natürlich Aufschluß auch über die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Vorgänge des täglichen Lebens, wir entnehmen ihnen, wie genügsam und wohlfeil man 1818 und 1819 in Rom lebte, auch wenn man mit Prinzen und Gesandten in geselligem Verkehr stand, sich einen altdentschen Rock machen ließ und bei frohen Festen nicht den Spielverberber machte. Der Wiedererschein dieser frohen Feste, unter anderm des dem Kronprinzen von Baiern gegebenen, der Hochzeit Overbecks, einer Villeggiatur mit Friedrich Rückert und dem schwedischen Dichter Atterbom leuchtet uns aus Schnorrs Briefen entgegen. Doch auch an schmerzlichen und unerquicklichen Erlebnissen fehlt es nicht. Dahin gehören der erschütternde Tod der jungen Maler Johr und Söhnhold, die beide beim Baden im Tiber ertranken, die wiederholten Fieberanfalle, mit denen Schnorr in den ersten Jahren zu kämpfen hatte, die peinlichen, mehrfach angeknüpften und wieder abgerissenen Verhandlungen mit dem Marchese Massimi wegen der Beteiligung Schnorrs an den Fresken in dessen Villa, von manchem andern zu schweigen. Durch all diese Eindrücke und Erfahrungen aber zieht sich der rote Faden jugendlichen Lebensmutes, unverwüthlicher Schaffenslust, guten Glaubens an den nächsten Freundeskreis. Kein Zweifel, daß ein Tropfen von dem Saft, den Oberon auf Titanias Augen träufelt und der den Weber Zettel in einen holden Sterblichen verwandelte, auf die Augen der jungen Künstlerfreunde gefallen war. Sie sahen alles im goldensten Lichte, selbst Dorothea Schlegel wurde höchst anmutig gefunden, und nur die Gegner der Sache trugen gelegentlich Efelstöpsel. Der feinsinnige Schnorr theilte die allgemeinen Empfindungen immer nur bis zu einem gewissen Punkte, die Frauen, in deren Gesellschaft sich Overbeck gefiel, waren ihm rasch genug zu stockkatholisch, und über einen Theil seiner Kunstgenossen legte er schon im Sommer 1818 das Bekenntnis ab: „Derer, mit denen ich einen näheren Umgang habe, sind überhaupt wenig, es kommt nichts dabei heraus, mit gar so vielen nähere Bekanntschaft zu machen, und nun sind noch obendrein ein gutes Theil unsrer Landsleute zwar gutmüthige, aber unendlich rohe Leute, mit denen umzugehen es höchst unerquicklich ist.“

Die Hauptsache in all diesem Treiben blieb die Mühe des künstlerischen Vorwärtstrebens, blieb die Arbeit. Auch Schnorr hatte neben dem Zwiespalt, der zwischen einer hochidealen Anschauung, mächtigen Kunstvorläufen und einer

noch nicht gereiften Kraft ein- für allemal besteht, das Hemmnis jenes Nazarenertums zu überwinden, zu welchem die junge Künstlergeneration in der Abwehr der seelenlosen Bravour und der Öde handwerksmäßigen Kunsttreibens gedrängt worden war. Gerade in diesem Augenblicke und in denkwürdigem Zusammen treffen mit Schnorr's Briefen aus Italien erscheint (im 25. Bande der von Bernhard Seuffert herausgegebenen „Deutschen Literaturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Neudrucken“) eine Sammlung „Kleine Schriften zur Kunst“ von Heinrich Meyer,*) in welcher sich auch jene Aufsätze wieder gedruckt finden, mit denen die W. K. Z. (Weimariſchen Kunſtſreunde) die übermäßige Werthschätzung alter, noch roher Produkte der deutschen, niederländischen, florentinischen und anderer Malerschulen, zunächst allerdings vergeblich, bekämpften. So gewiß Schnorr einer der ersten unter den jungen Künstlern war, welche diesen Drang überwand, so läßt sich nicht leugnen, daß auch er ihm eine Zeit lang verfallen war. Wie ein Beleg zu Heinrich Meyers vielangefochtenem, in seinem Kern unwiderlegbarem Aufsatz „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst“ (in Goethes „Kunst und Altertum“ von 1817, auf S. 97 der genannten Sammlung) nehmen sich einzelne Äußerungen Schnorr's in seinen ersten italienischen Briefen aus. Wenn er 1817 aus Florenz seinem Vater schreibt: „Der Eindruck, den die Bilder der alten Venetianer auf mich gemacht haben, besonders die von Cima da Conegliano, ist durch Rafael noch nicht verwischt worden, durch andre nun vollends nicht. In Rafaels Bildern spricht sich ein vorherrschender Zug aus, der mir nicht ganz zusagt, ein Suchen nach Zierrichheit und Anmut der Geberden, worunter manchmal das innere Leben der Gestalten zu leiden scheint. So bedeutende Gestalten, besonders männliche, habe ich noch nicht von ihm gesehen wie von Cima. Auch haben die Venetianer besser gemalt. Ihr Kolorit ist ausdrucksvoller. Die Werke, die ich bis jetzt von Michel-Angelo gesehen und ich sah denn doch schon einige, haben mir garnicht gefallen, doch soll man diesen Meister erst in der Sixtinischen Kapelle kennen lernen. Du wirst über die Kühnheit dieser Äußerungen erstauen, es dürfte auch wohlgethan sein, sie niemand mitzuteilen. Perugino behauptet sich nicht ganz, er wiederholt sich gar zu sehr, und da nun ein Stücker zehn guter Schüler immer wieder so gemalt und dieselbigen Stellungen angewendet, so wird man am Ende auch schöner Gestalten überdrüssig. Dagegen verweile ich mit großem Entzücken bei den Darstellungen der ältesten Meister, und es scheint nicht, als würden die goldnen Worte von Goethe (Goethe galt für den Verfasser des oben erwähnten Meyerschen Aufsatzes) meine Liebe für solche erkälten. Diese Sachen sind über alle Begriffe, auch über seine Begriffe schön. Die schönsten Darstellungen dieser Art soll ich nun erst in Pisa kennen lernen; Rom selbst ist nicht reich daran.“

Ähnliche Äußerungen kehren noch öfter, im Laufe der Jahre aber seltener

*) Heilbronn, Gebr. Henninger, 1886.

wieder. Schnorrs Augen öffneten sich bald dafür, daß die höchste Meisterschaft und Vortrefflichkeit nicht für die ihr folgende äußere Nachahmung und die entgeistigte Virtuosität verantwortlich gemacht werden dürfen und daß sie muster-giltig bleiben müssen, weil sie mustergiltig sind. Auf der andern Seite ist es Thorheit, zu vergessen, daß die Gruppe der jungen Künstler in Rom mit den ihr dargebotenen Ratschlägen und Fingerzeigen nichts anfangen konnte. Wenn es in der Einleitung zu der vorerwähnten Sammlung von Meyers kleinen Schriften heißt, im Laufe der Zeit seien die ewig geltenden Wahrheiten, welche die Weimari-schen Kunstfreunde aufgestellt haben, doch zur Geltung gekommen, oder der Herausgeber betont, daß heute jeder den Meyerschen Satz unterschreiben werde, daß ein Gemälde „darum nicht erbaulicher und vaterländischer sei, weil die Anordnung kunstlos, die Anordnung und die Wirkung von Licht und Schatten fehlerhaft, das Kolorit des Fleisches eintönig, das Ganze flach und unfreundlich ausfalle,“ so wird freilich niemand Widerspruch erheben. Cornelius, Schnorr und ihre besten Genossen aber waren sich bewußt, daß nicht die technische Unbehilflichkeit und die Unzulänglichkeit des Naturstudiums sie zu den älteren Bildern zurückzog, sondern der Hauch der Wahrheit, der Unmittelbarkeit, der schlichten Hingebung an den Vorwurf, der sie aus denselben anwehte und erquickte. Und in welchem Lichte mußten den jungen, ihrer Kräfte, ihrer höhern Anschauung sich bewußten Künstlern eine Kunstkritik erscheinen, die ihnen „den strengen Ernst und die fast ängstliche Sorgfalt in der Nachbildung antiker Formen, welche der berühmte Rafael Mengs zu Tage gelegt,“ die ihnen wieder und wieder „Meister“ wie Maron, Unterberger, Wilhelm Tischbein anpries! Es konnte doch wahrlich nicht allein darauf ankommen, daß die Werke der Antike und der Hochrenaissance als die vorzüglichsten erkannt und anerkannt, sondern auch darauf, wie sie für die Gegenwart erfährt und genützt wurden, und in diesem Sinne sind auch die bezüglichen Äußerungen in Schnorrs Briefen aus Italien aufzufassen.

(Schluß folgt.)



Gespensfer.

Ein Gespräch.



Swald. Wollen wir heute Schlittschuh laufen, Helene?

Helene. Nein.

Swald. Nein? Und das so kurzweg! Und dabei das herrlichste Wetter, die prächtigste Bahn!

Helene. Ich werde überhaupt nie wieder mit einem Leutnant

Schlittschuh laufen.

Swald. Na, es kann doch keiner gleich Oberst sein.

Grenzboten I. 1887.

Helene. Das ist es nicht. Ueberhaupt mit keinem Offizier.

Oswald. Warum? Laufen wir dir zu rasch? Sind wir dir zu wild beim Ketteziehen? Ich verspreche dir, ich will heute sehr artig sein.

Helene. Ach was! — (seufzend) Lebensfreudigkeit — ja, das habt ihr!

Oswald. Lebensfreudigkeit? — Ach so, du philosophirst wieder einmal. Ja das hättest du gleich sagen sollen. Ich habe ihn nämlich noch nicht gelesen, wie konnte ich also da wissen — na, auf Wiedersehen denn! Ich gehe auf die Eisbahn. (Will rasch fort.)

Helene. Oswald!

Oswald (in der Thür). Ja doch, ja, ich verspreche dir feierlich, ihn zu lesen, aber jetzt will ich — ach ja, in welcher Zeitung stand er gleich?

Helene. Wer?

Oswald. Na, der neue Roman, von dem du sprichst.

Helene. Ich spreche von keinem Roman. — Oswald, du hast keine geistigen Interessen.

Oswald. Erlaube —

Helene. Du kümmerst dich nicht ums Theater.

Oswald (lachend). Ja, wenn du unser Theater zu den geistigen Interessen rechnest! — Na, laß gut sein. Ab und zu gewährt mir Majestät's Gnade ein Freibillet. Sonst würde allerdings meine Gage für solche geistige Interessen zu knapp bemessen sein.

Helene. Aber für etwas andres reicht sie aus. Wein —

Oswald (das Gesicht verziehend). Du meinst den Wein im Kasino?

Helene. Zigarren —

Oswald (zu dem Dritten hinübersprechend). Ach, Westler, hast du eine vernünftige Zigarre da?

Dritter (reicht ihm das Etui).

Oswald (indem er sich eine ansteckt). Siehst du, das hätte ich beinahe vergessen — (rauchend) na, Zigarren und —

Helene. Und wer weiß was sonst noch.

Oswald. Richtig, die Handschuhe kosten ein scheußliches Geld.

Helene. Ihr kennt eben keine erhebende Freude, sondern nur Vergnügungen, ihr habt keinen Lebenszweck, ihr habt nur ein Amt. Ihr seht nirgend eine Arbeit, der ihr euch mit allen Kräften widmen könnt —

Oswald. Oho!

Helene. — ihr habt nur eine Beschäftigung. Ihr besitzt keine Kameraden, sondern nur Zechbrüder, kennt nur Müßiggänger —

Oswald. Na, jetzt hört es aber auf! Weißt du, Lene, mich kannst du schimpfen, die Kameraden aber sollst du mir nicht verunglimpfen! Übrigens, die Vormürse, die uns dein Romanschreiber da macht, sind — das kannst du mir glauben, nichts als dumme Hirn—

Dritter (am Tisch, hält ein gelbrotes Bändchen mit sehr schlechtem Papier und noch schlechterem Druck in die Höhe). Oh! oh!

Oswald. Was ist denn?

Dritter. Oh! oh!

Oswald. Zeig doch mal her! (liest) Gespenster! Ach, ist das nicht das neue Stück, bei dem ihr vorige Woche im Dramatischen Verein wart und gestern im Residenztheater?

Dritter. Oh! oh!

Oswald. Ja, ja. Ich habe inzwischen gehört, es soll nichts für Kinder sein. Hans hat mir erzählt, Fritz wäre das letztemal im Dramatischen Verein eingeschlafen. Dafür sei der aber erst in Quarta, er aber schon in Tertia. Gewundert habe er sich nur, weshalb ihn der Papa während der Aufführung oft so eigentümlich genau angesehen habe.

Dritter. Oh! oh! oh!

Oswald. Ja, warum sagst du denn immerfort: Oh, oh?

Dritter. Das ist ja die gewöhnliche Ausdrucksform von Gespenstern. In Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ läuft auch einer herum, der macht immerfort: Oh, oh! Es ist so tiefbegründet, dieses Oh, oh!

Oswald. Ich dachte, vom Gespenst wärst du doch noch etwas entfernt.

Dritter. Du meinst, weil ich etwas zu Schweninger neige? Das ist eitel Täuschung. Uns alle, wie du uns da siehst — du stehst ja gegen den Spiegel — wir sind nichts als wandelnde Leichen — Fäulnis, Moder, Verwesung, Remuren, Gespenster!

Helene. Ich bitte mir's aus, sein Sie ernst. Das Stück hat einen ganz andern Sinn. Es bedeutet unsre Ideale; die Lügen, auf welche unsre Gesellschaft gebaut ist, das sind die Gespenster. Ja wohl, so stand's in der Zeitung.

Dritter. Da wird's wohl auch so sein. Ich habe gemeint, die Leute da oben auf der Bühne, das wären die Gespenster. Wirklich, es sind ehrliche Gespenster, die Leute in diesen nordischfranzösischen Dramen, und ich habe mir schon wunder was eingebildet mit meiner Auslegung.

Oswald. Aber in meiner Zeitung steht wieder etwas ganz andres. Ich habe da so etwas gelesen von einem, der im Vorzimmer das Kammernädchen küßt. Das hat er nun „von Vatern“ geerbt, und das sind dann die Gespenster.

Dritter. Ha ha!

Helene. Oh! oh!

Dritter. Sehen Sie, jetzt machen Sie auch schon: Oh, oh!

Helene. Was soll man anders dazu sagen, wenn man sich über ein bedeutendes Dichtungswerk lustig macht, ohne es zu kennen?

Dritter. Nun, ich lenne es ja — (seufzend) leider! das bedeutende — Dichtungswerk.

Helene. Dann haben Sie es nicht verstanden.

Dritter (mit Bedeutung). Aber Sie, mein Fräulein, haben es gelesen und verstanden — Sie und die übrigen jungen Mädchen in — in Ihrer „Dramatischen Gesellschaft.“

Helene. Gewiß. Ich habe die Überzeugung davon im Herzen. Eine Freundin von mir freilich — die Glückliche war sogar mit beim Ibsenfest und hat auch ein Autograph von dem großen Dichter —, die behauptet, ich verstehe es nicht recht. Aber das lasse ich mir nicht einreden. Ich fühle, daß ich's recht verstehe.

Dritter. Ich gebe viel auf solches Gefühl und wäre Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie uns daran teilnehmen ließen.

Helene. Nun, das ist doch sehr einfach. Es kommt alles daher, daß die Ehen nicht nach Neigung, sondern nach Konvenienz und äußerlichen Rücksichten geschlossen werden.

Oswald. Hört, hört! Wie neu!

Helene. Entpuppt sich dann nach der Hochzeit der saubere Herr Gemahl —

Oswald. Warum gerade der Herr Gemahl?

Helene. Unterbrich mich doch nicht immer — der saubere Herr Gemahl, so wird nun die arme Frau durch alle die Gespenster von Sitte und Herkommen, die uns umgeben, gezwungen, an seiner Seite auszuharren, seine Laster zu bemänteln, ja die Kinder fortzugeben, nur um ihnen das väterliche Ideal zu erhalten. Erfährt dann so ein armes Kind später, was das in Wirklichkeit für ein Ideal war, so wird es natürlich wahnsinnig.

Dritter (hat gegen den Schluß immer gespannter zugehört). Ah! Erlauben Sie, Fräulein Helene, daß ich Ihnen — (warm) daß ich Ihnen einmal herzlich die Hand drücke.

Helene. Warum nicht? Sehen Sie, jetzt sind Sie auch überzeugt.

Dritter. Ja, jetzt bin ich überzeugt, überzeugt von der Wahrheit der alten Sage, daß gute, schuldblose Sonntagskinder unangefochten bleiben von allem Gespensterspuk und Teufelsunrat. Sie sind so ein Sonntagskind, Fräulein Helene.

Helene. Ich? Sie wollen mich gewiß anführen und mir weismachen —

Dritter. Ich will Sie nicht anführen, Ihnen nichts weismachen. Sie glauben also wirklich, daß einer beim Verlust eines Ideals — Sie sind ja so stark im Gefühl, fühlen Sie es also, da so viele sich bei dem Worte nichts denken können — eines Ideals wahnsinnig werden könne?

Helene. Gewiß glaube ich das.

Dritter. Sehen Sie, wie gut Sie sich auf das Bannern von Gespenstern verstehen. Nein, ich will Ihnen nichts weismachen. Sie selber sollen uns alles sagen, was wir wissen wollen. Gestatten Sie mir nur einige Fragen zu stellen und antworten Sie mir gewissenhaft, aber ganz ruhig und unbefangen; wir sind ja nicht im Verhör.

Helene. O, ich fürchte mich vor keinem Verhör.

Dritter. Also: Sagen Sie, was halten Sie von ihrer verheirateten Schwester?

Helene. Der Kammerrätin? O es ist die beste, liebste Frau von der Welt, etwas ängstlich und schüchtern, aber gerade weil sie so edel und wacker ist, so viel besser, als andre Menschen. Solch eine Mutter und Frau und dabei so treu anhänglich an die Familie —

Dritter. Hm! Was ist das nun wohl für eine Ehe, eine aus Konvenienz oder aus Liebe?

Helene. Wie können Sie hier mit solchen Unterscheidungen kommen, das paßt ja auf diesen Fall garnicht.

Dritter. Wie vielleicht auf die meisten. Aber Sie sind trotzdem überzeugt, daß die Ehe glücklich ist.

Helene (lacht). Das wissen Sie doch selbst.

Dritter. Wir könnten uns beide täuschen; die ganze Welt könnte sich täuschen. Denken Sie an die Gespensfer! Es könnte ja sein, daß der Herr Kammerrat auch solch ein sauberer Herr Gemahl —

Helene (mit blitzenden Augen). Nein, das könnte nicht sein, weil ich einen solchen Wicht niederschießen würde —

Dritter. Es ist hier nicht die Frage, was Sie thun würden, mein mutiges philosophisches Fräulein, sondern was Ihre Frau Schwester thun würde, die ja, wie Sie selbst sagten, etwas schüchtern und ängstlich ist, die vor dem offenen Bruch zurückbebt, die auf die Kinder Rücksicht nimmt, auf die Familie, die den Skandal vermeiden —

Helene. Nun hören Sie auf! Das trauen Sie meiner Schwester zu? Gerade weil sie schüchtern und ängstlich ist, würde sie schon im ersten Augenblick das Haus verlassen haben.

Dritter. Ja, um zu irgend einer Jugendflamme zu gehen, sich der an die Brust zu werfen und zu sagen: „Da bin ich!“

Helene. Ach, ich merke schon, Sie wollen mich schrauben. Aber ich habe Ihnen schon gesagt, der Vergleich jener Ehe in den Gespensfern mit der Ehe meiner Schwester trifft erstens garnicht zu, und zweitens ist meine Schwester eine ganz andre Frau.

Dritter. Das glaube ich. Aber nun ruft jemand — nicht ich, sondern ein Bewunderer des großen Dichters —: Seht, seht, die Scheinheiligen, die Pharisäer, wie sie die Augen verdrehen und jeder sagt: Wir sind nicht so. Ja vielleicht andre! Aber wir, z. B. ich —

Helene. Ich will Ihnen zugeben, daß der Fall in jenem Drama ganz besonders schroff gewählt ist. Aber das muß eben der Dichter, um eindringlich zu sein. Wenn auch nicht ganz genau so, so geht's doch oft ganz ähnlich zu, wenn auch nicht ganz so schlimm, so doch schlimm genug.

Dritter. Hm! Blicken wir um uns! Ich kenne manche Ehe, wo es schlimm genug zugeht. Hier ist die Frau unerträglich, puß- und genußsüchtig oder dergleichen, dort wieder der Mann roh, selbstsüchtig, knauserig; in allen solchen Fällen hat der andre Teil die Hölle im Hause. Überall spielt sich ein kleines Drama ab, dessen Voraussetzung die gesellschaftliche Lüge ist. Und alle jene Duldner unterstützen jene Lüge, aus Feigheit, aus feiger Rücksicht auf Verhältnisse, auf Ruf, auf die Kinder —

Dswald. Erlaube, ich möchte das nicht Feigheit, sondern im Gegenteil Heldennut nennen. Das möchte ich feig nennen, wenn sie einfach fortliefen, sobald ihnen die Sache einmal nicht mehr paßt. Diese Leute stehen sozusagen auch auf einem Posten und haben ihn zu behaupten, solange es irgend angeht. Denn sie verteidigen eine heilige Sache, die Sache ihrer Kinder, und kämpfen für höchst ehrwürdige Menschenrechte, deren Achtung und Reputation wahrhaftig kein Spaß ist. Und sie haben, wie jeder Soldat, ihren Posten erst dann aufzugeben, wenn seine Aufrechterhaltung der guten Sache selbst schädlich wird, und das geschieht hier, wenn von einer Seite eben diese heiligen Rechte offenbar mit Füßen getreten werden.

Dritter. Aber die Lüge! Bedenke doch, die Lüge! Unter welcher Form sie auch auftreten mag, die Lüge bleibt immer Lüge, und ist rücksichtslos auszurotten, denn sie ist die Mutter der Sünde, des Unrechts und alles Übels. Und bleibt ein solcher Zustand in der Ehe nicht immer eine Lüge, und muß sie sich nicht rächen, wie sie sich dort im Drama rächt, an den Kindern? Wenn nun den Kindern einmal die Augen aufgehen über diese Lüge —

Dswald. Aber ich begreife garnicht, wie die Bezeichnung Lüge hier überhaupt herpaßt. Ist denn so eine Ehe, wie es da in euerm kuriosen Drama freilich der Fall zu sein scheint, eine abgeschiedne Insel, auf der alle Jubeljahre einmal revidirt wird, und zwar immer nach vorheriger pünktlicher Anmeldung? Steht nicht vielmehr so eine Ehe mitten im Leben, und ist sie nicht seinem ganzen dreiften, ja oft sogar unverkürzten Lichte ausgesetzt? Das heißt doch nicht Lüge, wenn man zudringlichen, böswilligen, überhaupt fremden Augen gegenüber für die nötigen Vorhänge sorgt. Das erfordert doch schon der bloße Anstand. Wenn man das Lüge nennt, ja, dann ist auch unsre ganze über-tünchte Höflichkeit und somit nach dem geistreichen Schlusse jenes kanabischen Rousseau unsre ganze Zivilisation Lüge, und es bleibt uns eben nichts andres übrig, als uns gegenseitig ungeschmiukt und offenherzig aufzufressen, bloß damit jene merkwürdigen Wahrheitsfreunde einmal den Genuß haben, ihr Ideal triumphiren zu sehen oder vielmehr zu spüren. Ei, den Fenter auch! Und nun gar die Kinder, denen da plötzlich die Augen aufgehen über diese Lüge. Donnerwetter, wenn sie solche Kreteins sind, daß sie nicht nach und nach merken, wie's im Hause steht —

Dritter. Man schickt sie für immer fort, in Pension, irgendwohin!

Oswald. Das ist im äußersten Falle sehr vernünftig; aber es wird selten genug nötig sein —

Dritter. Und läßt in Briefen tapfer drauf los, schildert den schuldigen Teil dem Kinde als ein Ideal —

Oswald. Na, viel besser als ein Kretin kann ein Kind auch nicht sein, welches so etwas unter diesen Umständen glaubt. Wer nicht geradezu auf den Kopf gefallen ist, macht sich doch seinen Vers auf die Verhältnisse. Und übrigens wäre ein solches Beginnen vonseiten eines Vaters oder einer Mutter in solchem Falle völlig unmöglich — unpsychologisch, so nennt ihr's doch? Ich warf neulich einmal einen Blick in den Kolportageroman meines Vurfschen, da kam so etwas ähnliches vor. Nein, da wird sich schon eine Form finden lassen, eine Art Vorhang oder besser Trost- und Linderungsmittel für solch ein armes Menschenkind.

Dritter. Du billigst also solche Verhältnisse?

Oswald. Fällt mir nicht ein. So etwas ist immer ein Unglück. Aber Unglück bleibt Unglück, ob man es billigt oder nicht. Und ein Unglück ist am wenigsten eine Lüge, sondern im Gegenteil eine traurige Wahrheit. Wo bleibt auch schließlich die Sünde, das Unrecht, das es erzeugt? Ich möchte sogar behaupten, daß es weniger Übel erzeugt, als manches Glück — natürlich immer euer bedeutendes Drama ausgenommen. Solche Verhältnisse bilden oft die nachsichtigsten, zartfühligsten und dabei selbständigsten Naturen. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß viele bedeutende Männer ihnen ihr Dasein verdanken. Ob aber auch dein Drama, Helene — ei, du ziehst dich zurück?

Helene. Ja, ich komme gleich wieder.

Oswald. Hoffentlich ist sie jetzt auch überzeugt.

Dritter. Das gute Kind! Sie kennt freilich nur die Hälfte. Das übrige ahnt sie nur oder reimt sich's auf ihre Art zusammen. Eigentlich läuft die Sache auf die bekannte darwinistische Schrulle von der Vererbung hinaus, mit der man jetzt alles zu erklären liebt, die Milben im Käse und die Zustände im menschlichen Geiste. Alles, was wir sind und bedeuten, alles, was wir denken, dichten und thun, das sind nicht wir, sondern die aufgegangenen Keime, Thaten und Raten aller unsrer werthen Voreltern. Wir sind nur das Fazit, der Käse, natürlich der verdorbene Käse, denn bei so hohem Alter —

Oswald. Du bebiebst dich da sehr wohlriechender Vergleiche. Und es giebt noch immer Leute, die so etwas glauben?

Dritter. Es giebt sogar ihrer, wie du siehst, die darüber Dramen schreiben. Nächstens wird man es in Musik setzen, und die Primadonnen unsrer Opernbühnen werden es als Ziel ihres Ehrgeizes betrachten, sich daran ihre Stimmen zu verderben. Ja, die Poesie ist eben exakt geworden. Es war auch hohe Zeit. Wohin sollte es schließlich führen, dieses Herumstümpern an gänzlich unbelegten Thatfachen, wie Liebe, Glaube, Freiheit, Gott, Mensch und dergleichen

Phrasen, das Grübeln über neue Gestaltungen des alten, von Anfang an wurmstichigen Materials, das Herausbisteln womöglich neuer Ideale, neuer Lügen, neuer Gespenster, um die Welt von neuem zu täuschen und weiter am Gängelbände zu führen! Was weißt du von Gott und deinem Menschentum? Das sind alberne Phrasen, die du im Katechismus einmal auswendig gelernt hast. Was weißt du von Liebe, von Treue, von Vaterland? Irgend ein süßholzraspeln der Lyriker hat dir in deinen Kinderjahren diese Raupen in den Kopf gesetzt. Das kommt alles noch hinzu zu dem bewußten Krankheitsstoffe, den wir unsern werten Voreltern verdanken. Höre nur (er schlägt das gelbrote Bändchen mit dem schlechten Druck und dem noch schlechteren Papier auf): „Es ist nicht allein das, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, das in uns umgeht. Es sind allerhand alte, tote Ansichten und aller mögliche alte Glaube und dergleichen. Es lebt nicht in uns, aber es steckt in uns, und wir können es nicht loswerden. Ich glaube beinahe, wir alle sind Gespenster.“

Oswald (lacht aus vollem Halse).

Dritter. Ich bitte mir aus, daß du nicht lachst. Die exakte Poesie beansprucht, sehr, sehr tragisch genommen zu werden, tragischer als die sogenannte Tragödie mit ihren schwächlichen Theaterpuppen, ihren Lears und Fausts, die mit ihren verlogenen Theaterschmerzen „das mächtige Rund der Welt zerschlagen, die Formen der Natur zerbrechen wollen,“ denen von nichts und wieder nichts „der Geist zu schwindeln beginnt.“ Wenn unsre dramatischen Helden heutzutage den Verstand verlieren sollen, so muß das belegt sein durch physische Gründe, etwa durch eine Gehirnerweichung infolge gewisser Ausschweifungen; aber nicht ihrer eignen — beileibe, dann würde ja der Hauptindruck verfehlt sein, nämlich der der Lüge, welche die Poesie zu entlarven hat —, sondern infolge der Ausschweifungen ihrer als Ideal verehrten Väter.

Oswald (lacht noch immer). O wie bequem! wie bequem!

Dritter. Und daß das nur recht eindringlich und recht genau geschildert werde! Dann sind wir des Eindruckes gewiß. Die Krankengeschichte aller Hospitäler kann nicht gegen uns aufkommen. So ein Hospital ist doch im Grunde ein ganz verlogener reinlicher Ort, wo es sogenannte Krankenwärter, Heilmittel und Ärzte giebt. Nein, bringen wir unsern Kranken in recht handgreiflich unsaubere Verhältnisse, bringen wir ihn etwa in die Behandlung einer recht verlogenen, schwächlichen Mutter, die an der ganzen Geschichte Schuld ist, denn sie hätte ja voraussehen müssen, daß der Herr Sohn einmal die Gehirnerweichung bekommen werde. Geben wir ihm ein kleines Verhältnis zur Seite, machen wir daraus, damit die Sache nur recht verlogen wird, etwa eine illegitime Schwester. Die ist zwar kerngesund und leidet garnicht an Erbgespenstern, aber die berühmte „Nana“ unsers Pariser Meisters stammt ja auch aus einem Säufergeschlecht. Also, machen wir einmal so eine „Nana im Zivill,“ sozusagen eine Familien-Nana, die so „wunderbar leichtsinnig“ ist, daß sie unserm

Selben schließlich noch die einzige Handlung abnehmen könnte, die Erbtheorie ihren Menschen übrig läßt, nämlich sich auf ausländige Weise aus der Welt zu begeben. Aber da dies ganz natürliche Verhältnis — die Frau Mama behauptet sogar, daß es da draußen im Lande umher viele Ehepaare (!) giebt, die ebenso nahe verwandt sind —, da diese einfachste Lösung der Sache bei einem ganz dummen, schwächlichen, sich selbst belügenden Pastor auf niederträchtigen Widerstand stößt, so bleibt der Mama nichts andres übrig, als dem Sohne selbst den Liebesdienst zu leisten. Und damit es schließlich in diesem Schmutz nicht an Gewürm fehle, so besorgen wir uns rasch aus dem englischen Roman einen jener verlognen, christelnden Kleinbürger und statten ihn mit einem Apparat von Lügen, Kniffen und Heucheleien aus, daß der schönfärberische Molière mit seinem Tartüffe dagegen als Waisenknaube erscheint. So! Daraus machen wir dann ein Drama, und da wir uns auf diese Kunst verstehen trotz Dumas, Augier und Sardou, und da das „Familiendrama“ im Gegensatz zum historischen die Eigentümlichkeit hat, seinen Vorwurf als allgemeingiltig erscheinen zu lassen, so müßte es mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn wir die erste und letzte Forderung der exakten Poesie — nicht Furcht und Mitleid! pah! akademisches Gewäsch! — sondern Angst, tödtliche Angst zu erregen, nicht glänzend erfüllen sollten.

Dawald. Also das ist das „bedeutende“ Drama! Zunächst, muß ich dir sagen, habe ich den Eindruck bekommen, daß es ganz gut ist, sich ein wenig darum zu kümmern, wenn die Familie einmal wieder in den „Dramatischen Verein“ geht. Aber dies und die üblige „Sensation“ beiseite — denn es wird mir jetzt auf einmal klar, weshalb der alte Schwede plötzlich bei uns so populär geworden ist, daß ein halb Duzend Werke von ihm mit einem Schlage aus dem Dunkel auftauchen und in allen Buchhandlungen bereit gehalten werden —, also ohne darüber ein Wort zu verlieren, glaubst du, daß irgend ein vernünftiger Mensch, der sich etwas abseits vom großen Haufen zu stellen liebt, solche Dinge ernst nimmt? Daß der Bildungspöbel noch immer auf diese abgelegte encyclopädistisch-materialistische Weisheit anbeißt, besonders wenn sie ihm in so „pilantem“ Gewande geboten wird, ist schließlich nicht sehr zu verwundern. Dieses Publikum hat einen sehr guten Magen, wie alle Individuen, die nicht viel denken. Überdies hat, scheint mir, jede Zeit ihre besondre Methode, sich auf eigne Faust gruseln zu machen. Aber wenn die guten Leute dies Geschäft gehörig besorgt haben (allerdings ihre Frauen und Töchter könnten sie bei dieser neuesten Methode zu Hause lassen), so gehen sie nicht um ein Haar anders hinweg, als sie hingekommen sind. Sie werden ihre Buben nach wie vor tüchtig beim Schopf nehmen, wenn sie irgend welche gespenstische Neigungen bei ihnen entdecken sollten, und so auch weiter dafür sorgen, daß sich die Charaktere wie bisher tüchtig modifiziren und regeneriren. Und thun sie das nicht, so wird es zuverlässig schon das Leben besorgen, das sich nicht viel

um Vererbungstheorien kümmert und dem es am wenigsten vor Gespenstern gruselt. Die Mädchen werden durchschnittlich nach wie vor nicht den Primaner oder Leutnant ihrer ersten Liebe, sondern höchst wahrscheinlich weiterhin denjenigen unromantischen Ehrenmann heiraten, auf den sich die Neigung der Eltern und das schließliche Ja ihres Gewissens vereinigen. Sollte der betreffende Ehrenmann sich als kompletter Schuft erweisen, so werden sie nach wie vor wissen, was sie zu thun haben. Was aber die gespenstischen Krankheiten betrifft, die im Hirn dieser hypochondrischen Federfuchser herumspuken, so kann ich dir als Soldat versichern, daß es damit nicht so schlimm ist, und daß wir eher noch an zu viel als an zu wenig gesunden Mannschaften leiden. Und wenn es solche Unglücksfinder heutzutage wirklich mehr geben sollte als früher, so giebt es auch mehr gesunde Hungerleider als je, die sie ersetzen können. Solltest du aber zweifeln und trübe in die Zukunft blicken, so kann ich dir die Veruhigung geben, daß wir heutzutage eine Gesundheitschule für das ganze Volk haben, wie keine Zeit vor uns, und daß „Gewehrgumpen“ und „langsamer Schritt“ ganz unfehlbare Banmittel gegen solche „Gespenster“ sind. Über die aus dem Schoße der Sozialdemokratie aufsteigenden Vitaneien von den „Lügen der Gesellschaft“ und alles, was drum und dran hängt, ist im Prinzip vollends kein Wort zu verlieren. Das ist nun einmal jetzt Mode, alle Augenblicke hört man wieder einmal von einem Buche mit einem derartigen ansprechenden Titel. Die Presse schlägt ihr Kapital daraus, so lange es ihr in den Kram paßt. Wenn aber Leute, die auf den Titel „bedeutender Dichter“ Anspruch machen, sich mit so trivialen Gesfunker befassen, so erweckt das schon von vornherein Mißtrauen. Ja, wenn einer auf den Gedanken käme, eben diese „Lügner der Gesellschaft“ einmal an den Pranger zu stellen, welche mit solchen nichtsagenden Phrasen handeln, das wäre schon eher eines „Dichters“ würdig. Überhaupt meine ich doch gehört zu haben, daß ein „bedeutender“ Dichter, und wenn er selbst wie der junge Schiller in Mord und Brand, Revolution und Klassenhaß schwelgt, was freilich alles noch poetischer ist als pathologische Anatomie, daß ein solcher Dichter durch die tiefere Fassung und vor allem durch die positive Bewältigung solcher Zeitprobleme sich von dem Heer der Schmierer und Phrasenhelden auszeichnet. Ist dies bei diesem nordischfranzösischen Dichter der Fall?

Dritter. Trotz mancher Anläufe in den ältern Stücken meiner festen Überzeugung nach: nein.

Oswald. Dann werde ich den bedeutenden Dichter nicht lesen. Ah, da ist ja Helene wieder, und mit den Schlittschuhen! Wollen wir also jetzt auf die Eisbahn gehen?

Helene. Ja, jetzt wollen wir auf die Eisbahn gehen.

Berlin.

Karl Borinski.



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

3.



inderu sind ganz unbedeutende Begebenheiten in der Regel von weit größerer Wichtigkeit als die ungeheuersten weltgeschichtlichen Vorgänge. Was unmittelbar auf das Gemüt des Kindes wirkt, was seine Phantasie in irgend welcher Weise beschäftigt, was ihm sinnlich gewissermaßen faßbar nahe tritt, das prägt sich seinem Gedächtnis unausstilgbar ein. Das dumpfe unterirdische Dröhnen, welches uns die Schlacht bei Bauzen verriet, habe ich nie wieder vergessen; ich weiß sogar heute noch genau die Stelle anzugeben, wo ich mich neben dem Vater auf die Erde legte, um dem unterirdischen Rollen zu lauschen. Die Leipziger Schlachttage und was sich daran knüpfte, weiß ich nur vom Hörensagen, und sie haben ebensowenig Eindruck auf mich gemacht wie die Gefangennahme des Königs Friedrich August, die doch in ganz Sachsen allgemeine Bestürzung erregte und in der Bevölkerung eine recht bittere Stimmung hervorrief. Erst die Rückkehr des Königs aus der Gefangenschaft, die uns eine Abbildung im Kalender versinnlichte, ward Anlaß zu Fragen und Antworten, welche uns jene trüben Tage für Sachsen lebhaft zurückeriefen und auch in die Seelen der Kinder einen Tropfen Barmut träufelten, dem sich ein Gefühl von Zorn und ohnmächtiger Erbitterung beimischte.

Jenes Kalenderbild, an das meine Knabenerinnerungen nach der Rückkehr ins Vaterhaus zuerst wieder anknüpfen, veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen, welche die damalige Auffassung der geschichtlichen Vorgänge scharf charakterisiren. Man wird sich kaum wundern, wenn ich behaupte, das Volk im ganzen und

großen habe zur Zeit der Napoleonischen Kriege noch kaum eine Vorstellung von Patriotismus gehabt. In Preußen mag es seit dem Unglückstage der Schlacht bei Jena anders gewesen sein; Sachsen aber, das durch Napoleon I. aus einem Kurfürstentum ein Königreich geworden war, das einen nicht zu unterschätzenden Machteinfluß durch seine geographische Lage ausübte, das an Bildung hinter keinem andern deutschen Staate zurückstand, manchen darin übertraf, Sachsen hatte vor dem Zuge des Franzosenkaisers nach Rußland nicht unmittelbar von den Schlächten des weltverherrlichenden Imperators zu leiden gehabt. Gab es auch noch keine politische Freiheit im Sinne unsrer Tage, das Volk vermüßte sie nicht, weil dies unbekanntes Ding innerhalb der Grenzen Deutschlands oder richtiger des aus den Fugen gegangenen heiligen römischen Reiches deutscher Nation nirgends zu finden war.

Der Befreiungskrieg, an welchem Sachsen sich nur in sehr geringem Grade und zwar erst nach der Leipziger Schlacht beteiligen konnte, ward in seinem Ausgange für das Land selbst verhängnisvoll; die Teilung des Landes, welche über die Hälfte desselben zu Preußen schlug, verletzte die Bevölkerung tiefer, als der jetzt lebenden Generation vielleicht verständlich ist. Die Wunde, die man dadurch dem sächsischen Volke schlug, schmerzte geraume Zeit tief und ist erst später und zwar langsam genug vernarbt.

Des großen Verlustes, den Sachsen getroffen, ganz bewußt wurde sich dessen Bevölkerung erst seit der Rückkehr seines gefangenen Königs in sein altes Stammland, und der Einzug desselben in seine Hauptstadt Dresden war für alle Sachsen ein Ereignis, an das sich sehr gemischte Empfindungen knüpften. Die Versinnlichung desselben durch eine Abbildung der Festlichkeit beim Empfange des Königs vor dem Thore der Residenz sprach zu aller Herzen, und wenn man wünschte, das Ereignis selbst dem Bewohner auch der ärmsten Hütte des Landes zugänglich und verständlich zu machen, so war der „Königlich Sächsische privilegierte Birnaische Kalender“ allerdings der geeignetste Platz, um dasselbe durch Wort und Bild zu illustriren. Denn dieser Kalender kam in jedermanns Hände und war für Kleinbürger und Bauer größtenteils der damalige Urquell seines Wissens, sofern es sich auf profane Dinge bezog.

Meinem um zwei Jahre ältern Bruder und mir gab die Unterschrift des erwähnten Bildes viel zu denken. Da wir uns das darin enthaltene Rätsel nicht selbst lösen konnten, so nahmen wir unsre Zuflucht zum Vater. Weshalb war der König, unser König, welcher den Beinamen „der Gerechte“ führte, in Gefangenschaft geraten? Gerechte, d. h. gute, tugendhafte Menschen, welche andern als Vorbilder dienen, setzt man nicht gefangen. Thut man's dennoch, so begeht man ein Unrecht, einen Frevel, eine Sünde. Das war der Gedankengang, aus dem wir keinen Ausgang fanden. Wer anders hätte uns in dieser Lage aus der Not helfen können als der Vater? Er war ja ein gelehrter Mann, Magister liberalium artium und obendrein noch Pastor, der allsonn-

täglich und gar häufig auch in der Woche von der Kanzel herab lehrte. Wenn einer, so mußte der Vater es wissen, was den gerechten König in Gefangenschaft gebracht hatte.

Die Antwort auf unsere Frage blieb uns der Vater nicht schuldig. Sie lautete kurz und enthielt nur so viel Thatsächliches, als Kindern in so frühen Jahren zu wissen ersprießlich war. Wir begnügten uns damit, nahmen aber doch Anstoß an der Teilung unsers speziellen Vaterlandes, das als solches doch nichts mit der persönlichen Anhänglichkeit des armen, beklagenswerten Königs an den Kaiser Napoleon zu thun hatte, der nun in weiter, weiter Ferne auf öder Insel im Ozean sein verlorenes Glück, seine verschwundene Herrlichkeit beklagen konnte. Wir fanden, dieser wunderbare, geheimnisvolle Mann, den man in den Tagen seines Unglücks durch allerhand Karikaturen ebenso arg verhöhnte, als man zur Zeit seiner Macht ihn blind gehuldigt und ihn demütig, ja knechtisch gefeiert und verherrlicht hatte, sei viel übler daran als unser guter König. Diejem war doch wenigstens das halbe Land geblieben, und er saß wieder stolz und geliebt von seinen treuen Unterthanen auf dem Throne. Es war sehr natürlich, daß wir uns sehr freuten, mit zu diesen getreuen Unterthanen zu gehören. Manche nahe Verwandten von uns, ein Stiefbruder des Vaters, der in Lauban lebte, und andre Vettern in Görlitz konnten sich dieses Glückes nicht rühmen. Sie waren, ohne es zu wollen, Preußen — Neupreußen — geworden und mußten sich in die neuen Verhältnisse schicken und einleben, so gut es gehen wollte.

Politische Fragen wurden zur Zeit meiner Jugend in den Familien, die uns befreundet waren, nur äußerst selten besprochen. Es waren das Dinge, über die man sich ein selbständiges Urtheil nicht zutraute. Man überließ das denen, die es anging, die von Amtswegen damit zu thun hatten, also den Herren von der Regierung und in unsrer unmittelbaren Nähe dem hochweisen Räte der Stadt Zittau. Wie dieser gewisse Angelegenheiten betrachtete, blieb uns selten lange verborgen, denn der älteste Bruder der Mutter bekleidete als Syndikus eine hohe Stellung im Räte und stand als Studiengenosse des Vaters in fortwährender Verbindung mit diesem. Bei gelegentlichen Besuchen dieses einflußreichen, stets wohlunterrichteten Onkels in unserm Hause kam es gewöhnlich zwischen den Jugendfreunden und damaligen Schwägern zu vertraulichen Mittheilungen. Wir Brüder, auf deren harmlose Spiele man nicht achtete, hörten diesen Gesprächen oft mit größerer Aufmerksamkeit zu, als Vater und Onkel ahnen mochten, und legten uns das, was uns interessirte und insoweit wir es verstanden, nach unsrer Weise zurecht.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die Teilung Sachsens durch den Wiener Kongreß ein Akt politischer Klugheit war. Preußen, das unter der Herrschaft Napoleons so schwer gelitten, das so ungeheure Opfer gebracht hatte und dessen zäher Ausdauer alle deutschen Stämme die endliche Vertreibung der fremden

Eroberer vorzugsweise zu danken hatten, sollte nach Beendigung des Krieges für diese Opfer entschädigt werden. Der ganzen Sachlage nach konnte dies nur auf Kosten Sachsens geschehen, dessen Souverän aus mißverstandenen Gerechtigkeitsgefühl bis zum letzten Augenblicke seinem mächtigen Verbündeten treu geblieben war. Diese Anhänglichkeit des Königs Friedrich August an den französischen Kaiser hatten wohl die Einsichtigeren bedauert, aber sie hatten nicht vermutet, daß die Strafe dafür eine so herbe sein werde. In dieser Härte erblickten auch ruhig urteilende eine dem Lande und Volke zugefügte Ungerechtigkeit, während man Preußen der Ländergier bezichtigte.

Außerungen des erwähnten Dufels ließen uns annehmen, daß er mit seinen Gefühlen ganz und gar eingeleiteter Sache sei; der Vater widersprach nicht, obwohl er mit seiner eignen Ansicht zurückhielt, und so glaubten wir Kinder in vollem Rechte zu sein, wenn wir in den Preußen unsre Feinde erblickten. Bald sollten wir gewahr werden, daß die Stimmung des Volkes eine ganz ähnliche sei, nur machte sie sich bei diesem durch sehr herbe Worte bemerkbarer. Die Landleute machten in ihren Gesprächen, die sich gewöhnlich um den erlittenen Landverlust drehten, gar kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen Preußen, ja die Worte: „Preußen hat uns das Land gestohlen“ waren allgemäng und gebe. Es machte sich darin der Unmut Luft, welcher seit der Teilung Sachsens die Bevölkerung ergriffen hatte. Dieser Unmut war gerade in der südlichsten Ecke der Oberlausitz deshalb besonders stark und tief, weil die politische Trennung auch tief in die Familienverhältnisse zahlreicher Landesbewohner eingriff. Die neue Grenze war nur wenige Stunden von uns entfernt und berührte fast das Zittauische Gebiet. Es wohnten in dem an Preußen gefallenen Teile der Oberlausitz nahe Verwandte einer großen Menge von Familien, die ihrem Stamme nach in dem sächsischen Anteile ansässig waren. Da nun besonders im Anfange die Grenzkontrolle sehr streng und meistens von Personen gehandhabt wurde, die sich an der scharfen Aussprache schon als echte Altpreußen verrieten, so gab es bei der im Volke einmal vorherrschenden Stimmung allerhand Nörgeleien und endlose Verdrießlichkeiten beim Überschreiten der Grenze. Es war zu verwundern, das es nicht bisweilen zu offenen Thätlichkeiten kam; außer kleinen Reibereien, die indeß gütlich wieder beigelegt wurden, fand meines Wissens ernstliche Unruhen nirgends vorgefallen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die stark und laut an den Tag gelegte Abneigung der Erwachsenen ansteckend auf das junge, heranwachsende Geschlecht wirkte. Die Knaben besonders waren samt und sonders große Preußenhasser und mußten diesen Haß auf irgend eine Weise kundgeben und austoben. Zunächst machte sich derselbe Luft in Reimen, zu denen die preußischen und sächsischen Farben den Stoff hergeben mußten. Diese Reime waren mehr als derb und lassen sich nicht wiedergeben; Schaden gestiftet haben sie nicht. Der Spottvers allein aber, der auf die preußischen Farben gemünzt war, genügte

dem knabenhaften Übermute noch nicht, die Preußen sollten fühlen, daß das verkleinerte Sachsen dem immer größer und stärker werdenden Staate Friedrichs des Großen sehr böse war.

Was konnte einer Schar unvernünftiger kleiner Bengel beim Spiel im Freien erwünschter sein als eine lustige Kauferei? Zu solcher Kauferei gab der Haß auf Preußen die schönste Gelegenheit, die ausgiebig benutzt wurde. Die kampffähigen Knaben — und für kampffähig wurde alles erklärt, was die Fäuste brauchen und einen Stecken schwingen konnte — teilten sich in zwei der Zahl nach gleiche Parteien. Eine derselben stellte die preußische, die andre die sächsische Macht vor, und so rückten sie mit Stecken und Schwuppen bewaffnet unter wildem Geschrei gegen einander. Die Erbitterung gegen Preußen in den kleinen Herzen der eifrigen Krieger sorgte dafür, daß man sich gegenseitig wenig schonte, sondern mit Herzenslust einander durchbläute. Die politisch sehr weise Einrichtung, welche mit Genehmigung aller Teilhaber an diesem Kriegsspiel getroffen wurde, daß nämlich die schwächeren und kleineren Knaben regelmäßig die Preußen, die größeren und stärkeren dagegen die Sachsen vorstellten, hatte einen doppelten Nutzen. Wer vermöge seiner Kleinheit oder noch sehr wenig entwickelter Körperkraft zu den Preußen kommandirt ward, ergrimmte schon vor Beginn des Spiels innerlich und geriet dadurch in nachhaltige Kampflust. Zugleich aber war damit auch der Ausgang der Schlacht bereits im voraus gesichert. Die größeren mußten selbstverständlich die kleineren zuletzt besiegen und in die Flucht schlagen, Sachsen also mit Ruhm bedeckt aus dem Kampfe hervorgehen. In der Regel endigte auch wirklich das knabenhafte Kriegsspiel sehr im Widerspruch mit den geschichtlichen Thatsachen in der angedeuteten Weise, immer jedoch erwies sich die kluge Berechnung unsrer Strategen nicht als stichhaltig. Es gab nämlich unter den Preußen, bei denen ich als einer der Jüngsten und Kleinsten meistentheils auch eingestellt wurde, einige sehr gewandte und völlig rücksichtslose Kerlchen, die sich ungern der Disziplin, dem Kommando unsers Kriegsobersten aber garnicht fügten. Diese Ungeberdigen liebten es, sobald die Schlacht in voller Wut entbrannt war, auf eigne Faust hinterlistige Aus- und Anfälle zu machen, wodurch mancher phlegmatisch kämpfende Sachse ins Stolpern geriet. Solche arge Kniffe verschafften dann den bösen Preußen den Sieg und entschädigten uns Kleine einigermaßen für die abscheulichen Prügel, die wir uns aus Patriotismus von den Sachsen gefallen lassen mußten.

Patriotismus! Ob in meiner Kindheit wohl viele Leute sich klar zu machen suchten, was unter Patriotismus zu verstehen sei? Ich glaube es nicht. Von Deutschland sprachen allerdings so ziemlich alle, wirklich deutsch aber fühlten trotz des Arndtschen Liedes vom deutschen Vaterlande nur sehr wenige. Es gab in jenen längst vergangenen Tagen nur Landsmannschaften: die Menschen waren Preußen, Sachsen, Würtemberger, Hessen, Mecklenburger zc., und dementsprechend kannten sie auch nur einen spezifisch preußischen u. s. w. Patrio-

tismus. Selbst mit diesem konnten sich gewisse Gauen noch nicht vollkommen befreunden, wenigstens hatten die Oberlausitzer neben dem großen sächsischen noch einen ganz aparten Oberlausitzer Patriotismus, auf den sie sich nicht wenig zu Gute thaten.

Heutigen Tages findet dies vielleicht das jüngere Geschlecht unverstündlich, es erklärt sich aber sehr leicht durch die damals geteilte Regierung und Verwaltung der bei Sachsen verbliebenen Oberlausitz. Dieses Ländchen mit seinen alten sechs Städten Waugen, Görlitz, Zittau, Löbau, Rameuz und Lauban bildete das Markgrafentum Oberlausitz, wurde durch einen Landeshauptmann, welcher in Budissin, d. h. Waugen, residierte, regiert und hielt (wie noch jetzt) in letztgenannter Stadt seine eignen Landtage ab, auf welchen von den Deputirten der Städte das Wohl des Landes in Sitzungen beraten wurde, von deren Verhandlungen nie jemand ein Sterbenswörtchen vernahm. Wo hätte da wohl wahrer deutscher Patriotismus herkommen sollen! Der Sachse war und blieb eben kraft seiner Geburt sein Leben lang nur Sachse, der Baier nur Baier. Dieser scharf ausgeprägte Partikularpatriotismus, der leider bis auf diesen Tag noch nicht verschwunden ist, ja möglicherweise nie ganz ausgetilgt werden wird, machte sich nach den Stürmen von 1848 und 1849 manchmal noch in oft komischer Weise bemerkbar. Mehr als einmal wenigstens habe ich in den spätern fünfziger Jahren bei Gelegenheit politischer Erörterungen, die bereits Mode geworden waren, von einem wohlsituirten alten Hamburger, der am liebsten Plattdeutsch sprach, wenn ihm jemand die Ehre anthat, ihn einen ehrlichen Deutschen zu nennen, die Aeußerung hören müssen: „Nec, Herr, id bün keen Düttscher, id bün en Hamburger!“

Mich dünkt, es war leichter, das neue deutsche Reich aufzurichten und ihm ein politisches Oberhaupt zu geben, als dieses nun mächtige Kaiserreich auch mit lauter echt deutschen Bewohnern zu bevölkern. Unfre eigensinnige Individualität, die auch der Beste nur widerstrebend aufgibt, ist der schlimmste und am schwersten niederzukämpfende Feind des deutschen Patriotismus.

Höher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel. Dies Wort Schillers fällt mir jedesmal ein, wenn ich des erbitterten Kriegsspiels der Knabenzeit gedenke. Was war uns Preußen, was der politisch-diplomatische Hader, der Sachsen zu einen machtlosen Staate herabdrückte! Wie das so gekommen war und wie es kaum anders kommen konnte, kümmerete uns ganz und gar nicht. Wir tobten in unserm Spiele, das einzig dazu erfunden ward, die Preußen zu klopfen, nur den verhaltenen Groll der Erwachsenen aus, der die Demütigung Sachsens nicht vergessen konnte und stets mit schelem Auge auf das größer gewordene, ungeliebte Preußen blickte. Seltsamerweise ward unser lärmendes Spiel, bei dem es ohne Schrammen und Wunden nicht abging, von vorübergehenden Erwachsenen nicht gestört. Wir bemerkten vielmehr, daß sie verstohlen lachten, wenn sie erfuhren, um welche Dinge wir mit so großem Eifer kämpften.

Nur der Vater verbot mir und dem Bruder streng, uns hinter den Scheunen der Nachbarhöfe oder auf dem Felde mit andern Knaben herumzutreiben und ungebührlichen Spektakel zu machen, er verwehrte uns aber nicht, die so tief gewurzelte Abneigung gegen Preußen auf der Schiefertafel auszutoben. Hier schlugen wir denn im tiefsten Frieden und ohne Geschrei Tag für Tag unsere Gegner, bis dies wenig amüsante Spiel, dem aller Reiz der Erregung fehlte, uns zu langweilen begann und wir deshalb in sehr kurzer Zeit ganz darauf verzichteten.

Warum ich dieser Knabenspiele gedenke? Weil sie eine treue Spiegelung der Zeitstimmung waren, die lange Jahre im Herzen des Volkes vorhielt. Allerorten beim Spiel der Kinder konnte man dieselbe Beobachtung machen; es war wie eine Krankheit, die epidemisch die gesamte Jugend ergriffen hatte.

Wie kam dies? wird mancher Leser fragen. Die richtige Antwort auf solche Frage kann nur ein Blick auf die politische Verfassung Deutschlands nach den Befreiungskriegen geben, die von der jetzigen Generation kaum noch verstanden werden dürfte. Sorgfältig gearbeitet an dieser Verfassung, gründlich vorbereitet hatte sie zumeist die Weisheit der Diplomatie auf dem Wiener Kongreß, welcher die Meisterschöpfung des Bundesstaates zustande brachte, der achtunddreißig oder neununddreißig — man vergißt dergleichen mit der Zeit — einzelne deutsche Vaterländer mit eben so vielen Sonderinteressen, Sonderpolitiken und Farben schuf. Dem deutschen Charakter war diese politische Parlekinsjacke recht auf den Leib zugeschnitten, denn nunmehr hatte jeder Gau, jedes Vaterländchen das volle Recht, sich ganz individuell zu entwickeln und ein recht eigensinnig einseitiges politisches Sonderleben für sich allein zu führen. Weiter entfernt von dem heiß ersehnten Ziele einzelner, aus den verschiedenen deutschen Stämmen ein einiges, großes, mächtiges Volk zu machen, ist unser Vaterland kaum je gewesen, als in der Zeit, wo man es unter den Schutz des hohen deutschen Bundes stellte.

Die Gesamteinrichtung des deutschen Bundes mußte erschlaffend auf das Volk wirken, im besten Falle aber den Partikularismus großziehen. Nur innerhalb des Landes, dem jemand angehörte, dessen Unterthan er war, gab es noch einen schwachen Halt. Jenseits der Grenze, die manchmal keinen Büchsenchuß weit entfernt war, hörte politisches Recht, politischer Schutz vollständig auf. Man war dann vogelfrei und konnte, wenn die unerlässliche Legitimation fehlte, eingesteckt oder mittes Schubes über die Grenze geschafft werden.

Einsichtige Männer gestanden sich wohl unter einander, daß diese politische Morgenröte, die nach den fürchterlichen Schlachten anbrach, welchen wir die Befreiung des deutschen Vaterlandes verdankten, kein Erwachen zu einem gefunden, kräftigen und frohen Staatsleben sei. Der Gebildete schämte sich der Errungenheiten, welche mit so viel Blut erkaufte worden waren, und weil nach dem Dafürhalten der meisten behauptet wurde, durch die Vertreibung der Fremden

habe einzig und allein nur Preußen gewonnen, so wurde just dieses Land, wenigstens in Sachsen, ein Gegenstand der entschiedensten Abneigung.

Es zeugte von wenig politischer Einsicht, daß man diese Abneigung in den Gemüthern der Jugend eher zu nähren als abzuschwächen suchte. Sie wuchs mit uns groß und verstärkte sich bei manchem wohl bis zum thörichten Ingrim, der nur sehr langsam sich in sich selbst verzehrte. Ja ich bin überzeugt, daß gegenwärtig noch genug alte Leute in Sachsen leben, die ihre Abneigung gegen Preußen noch nicht überwunden haben. So tief und fest wurzelt ein Vorurteil, das früh der Kinderseele eingeimpft wird.

Es hätte durch Schule und Lehrer manches geschehen können zur Aufklärung der Jugend wie des Volkes, allein es geschah gar nichts. Auch beim Geschichtsunterricht in den Schulen wurde der kitzliche Punkt der Theilung Sachsens, der uns stets in gelinde Wut versetzte, ohne irgend welche Bemerkung berührt. Freilich waren damals aus Preußen auch keine begehrenswerten Schätze zu holen; es gab dort eher Einrichtungen, die in Sachsen niemand nachgeahmt sehen mochte, und so darf denn wohl die allgemeine politische Trostlosigkeit, welche das ganze Deutschland wie eine finstere Wetterwolke überdeckte, einigermaßen als Entschuldigung auch für die politische Kurzsichtigkeit selbst der Gebildeten dienen.

Die erwähnten Kämpfe im Verein mit andern Knaben abgerechnet, kamen wir mit Kindern der Ortseinwohner nur selten in Berührung, was sich aus der Stellung des Vaters zur Gemeinde erklärte. Zwischen der Familie des Predigers und allen andern Einwohnern des Dorfes klappte eine weite und tiefe Kluft, die schwer zu überbrücken war, ohne daß der Abstand zwischen beiden Theilen, die einander nicht beigeordnet, sondern über- und untergeordnet waren, empfunden worden wäre. Dem Bauer, auch dem aufgeweckten, galt vor sechs Jahrzehnten der Prediger, welcher ihm allsonntäglich das Wort Gottes auslegte, als der schlechthin Wissende, weil er auf der hohen Schule gewesen war und dort studirt hatte, und weil er dahin nochmals auf kurze Zeit zurückkehren mußte, um von dem Superintendenten ordiniert zu werden, ehe er als erwählter Prediger sein Amt antreten konnte; darum mußte er an Kenntnissen auch die Begabtesten und Klügsten in der Gemeinde weit überragen. Die Ordination, die damals noch nicht öffentlich war, verlieh dem Pastor eine geheimnisvolle Weihe. Wichtig benutzt, konnte die hohe Achtung, welche der Bauer vor der Würde des Priesters hatte, nach vielen Seiten hin Gutes wirken, falsch verstanden und gemißbraucht aber auch faule Früchte zeitigen.

Aber bei aller Trennung, die sonach zwischen dem Prediger und den einzelnen Gemeindegliedern stattfand, fehlten doch keineswegs Vertrauen und offenes Entgegenkommen. Beide steigerten sich zu herzlicher Verehrung, wenn der Prediger statt des eingebildeten, sich über alle andern hoch erhabenen dünkenden Gelehrten den humanen, an allem, was die Gemeinde betraf, aufrichtig teilnehmenden Menschen herauskehrte.

Meinem Vater, dem es weder an Pastoralklugheit noch an Herz und Gemüt fehlte, glückte es, das richtige Maß zu halten und den rechten Ton zu treffen. Er war freundlich gegen jedermann, sprach ebenso eingehend mit dem ärmsten Häusler wie mit dem stolzen Großbauer und wußte bei aller Herablassung doch immer die Würde und den Stand des Pastors zu wahren. So kam es, daß die umfangreiche Gemeinde, die mein Vater volle fünf und vierzig Jahre lang als Prediger leitete, ihm bis zu seinem Tode in vertrauender Liebe zugethan blieb. Wenige Einzelne nur machten davon eine Ausnahme, hüteten sich aber wohl vor jeder Herausforderung, da zu einer solchen vonseiten des Vaters niemals Anlaß gegeben wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Von Professor Dr. G. Bornhat, Berlin, Nicolaische Verlagbuchhandlung, 1886.

Populäre Darstellungen ohne andern Zweck als den der Popularisirung einer Wissenschaft — bei keinem wirklichen Forscher sonderlich beliebt — pflegen ihm doch auf keinem Gebiete weniger zu behagen als auf dem der Literaturgeschichte. Natürlich; denn es giebt kein Gebiet, das dem allgemeinen Zugange so offen wäre als das seine, keines, das einer außerwissenschaftlichen Behandlung weniger bedürftig wäre, keines, das bei einer unwissenschaftlichen mehr verlöre. Das Publikum ist andrer Ansicht, wie unausgesetzt neue Erscheinungen auf diesem Felde sogar mit wiederholten Auflagen beweisen. Denn dies wissenschaftliche Gebiet ist zugleich eins von denen, die dem Tagesleben zunächst liegen, und dasjenige, dessen Kenntnis bei jedem, der auf „Bildung“ Anspruch macht, zunächst vorausgesetzt wird. Kein Wunder, daß bei den bekannten gesellschaftlichen Eigenheiten der Menschen, möglichst viel scheinen zu wollen oder mit möglichst wenig möglichst viel auszurichten, auch hier der „billige Mann,“ d. h. derjenige, welcher für die geringste Geistesanstrengung das meiste bietet, den größten Zuspruch findet.

Es ist daher stets mit Freuden zu begrüßen, wenn man berufene Hände bei dem schwierigen und wenig dankbaren Werke findet, hier zu vermitteln, den wirklichen Geist der Wissenschaft in eine würdige und dabei allgemein gangbare Form zu bringen. Das vorliegende Werk erweitert rühmlichst den verhältnismäßig kleinen Kreis der hierher zu rechnenden Leistungen. Der Verfasser bietet auf der einen Seite in einem verhältnismäßig nicht zu starken Bände das gewaltige Material seines Themas nebst dem wissenschaftlichen Apparat von Spezialwerken und Monographien in einer bisher auch in Frankreich nicht vorhandenen Vollständigkeit (man könnte dort höchstens das in bedeutend kleinerem Rahmen gehaltene Werk von Demogeot etwa als Seitenstück aufführen), sodas man hier wohl von einem Ansätze zu dem von deutschen Forschern schmerzlich vermißten „französischen Goethe“ sprechen kann. Auf der andern Seite liefert er dem Stoff- und grundlagebedürftigen Reuling auf eine sehr bequeme Art nicht bloß eine bis ins Einzelne gehende

Literaturbeschreibung, sondern, was für ihn vielleicht noch wichtiger ist, eine geschichte Inhaltsübersicht aller nur irgendwie bedeutsamen Erscheinungen. Hierbei wird mit denkbarster Objektivität verfahren, und wenn sich irgendwie Sympathien oder Antipathien verspüren lassen in der breiteren Ausführung dieser, der kürzeren Behandlung jener Partien, so wird man darin nur die Kritik eines ästhetisch und historisch gebildeten Mannes erkennen, der aus einem Wust von politischen und sozialen und Geschmacksexperimenten das Bedeutsame, Verwendbare und Bleibende in den Vordergrund zu stellen sucht. George Sand tritt z. B. mehr hervor als Eugen Sue, wir finden das sehr natürlich. Aber deswegen wird eine Erscheinung wie Balzac außs eingehendste und liebevollste gewürdigt, dem wadern Bayle wird eine verdiente Auszeichnung zu Teil. Das Sensationelle und infolge dessen vielfach Besprochene beirrt den Blick dieses literarhistorischen Führers glücklicherweise nicht. Wichtig ist das z. B. bei dem Dramatiker Augier, dessen Bedeutung andrer Art ist als die eines Ecribe, Dumas und Sardou und gerade auf den nicht vom Tageserfolge getragenen und infolge dessen bei uns leider am wenigsten bekannten Stücken beruht. Die Nichtbeachtung der allerneuesten Entwicklung, sowie etwa die knappe, obligate Besprechung Zolas gründet sich auf dieselben Prinzipien. Die neuere Literatur spielt sonst eine überwiegende Rolle und zwar eine umso umfangreichere, je mehr sie sich unsern Zeiten nähert. Die Gründe hierfür ergeben sich aus der Bestimmung des Buches von selbst.

Ueber die Anordnung des Stoffes mit dem Verfasser zu rechten, wird sich jeder hüten, der die Schwierigkeit dieses Punktes gerade in der französischen Literatur einsieht. Gruppierungen um Zentralpunkte oder nach Landschaften und Stämmen, wodurch z. B. die deutsche so übersichtlich wird, sind dort unmöglich. Nicht erst seit den Begründern der Souveränität, seit Henri IV., Richelieu, Mazarin, nein schon seit der Renaissance unter den Auspizien des Siebengestirns aus dem Collège de Coqueret giebt es nur eine Literatur, die haute littérature von Paris. Und dies ist schließlich die eigentliche französische Nationalliteratur, da das sintende Mittelalter gerade in Frankreich poetisch höchst physiognomielos, die Troubadourpoeie aber nicht eigentlich „französischen“ Gepräges ist. Die Normandie etwa als Dichterproving zu fassen (Malherbe, Corneille), wie bei uns im siebzehnten Jahrhundert Schlesien, oder gewisse moderne Südfrenzosen dem Norden entgegenzusetzen, wie die Schweizer den Sachsen, wird niemandem im Ernst einfallen. Die gewählte Gruppierung nach den Dichtungsarten oder den literarischen Produktionen, die der Dichtung nahestehen (und hier sind gerade in Frankreich Geschichtsschreibung, Politik und Philosophie mehr als irgendwo heranzuziehen, schon aus äußern Gründen, da diese Gebiete drüben nicht so im Banne des „Faches“ liegen), diese Gruppierung, an der z. B. bei uns die Krzische Literaturgeschichte scheiterte, dürfte für unsre Empfindung die passendste sein. Denn nirgends haben sich die einzelnen Gattungen mehr ausgelebt, nirgends ist ihre Scheidung für die Gestaltung der Literatur selbst wichtiger geworden, als bei dem forngläubigsten aller Literaturvölker. Unzuträglichkeiten ergeben sich schließlich in dieser Hinsicht bei jeder Methode. Diejenige Periode, wo sie hier am ehesten auffallen, die sogenannte klassische, gestehen wir übrigens noch nirgends vollkommen durchsichtig behandelt gefunden zu haben. Die Gegensätze und Entwicklungen (Malherbisten und Precieuse, Grammatiker, Akademiker und Italiener, sowie ihre Opponenten, der philosophischen Interessen garnicht zu gedenken) sind da so mannichfach und so rasch aufeinander gefolgt, daß zu ihrer historischen Bewältigung mehr Kunst gehört, als in so kleinem Rahmen, wie er hier dem siebzehnten Jahrhundert verhältniß-

mäßig eingeräumt wird, aufgewendet werden kann. Zusätze und Wünsche können immer vorgebracht werden. Oft sagt man damit dem Verfasser eines historischen Buches nichts neues, wenn es sich nicht gerade um Spezialstudien handelt. Da letzteres hier nicht der Fall ist und der Eindruck des ersteren an den betreffenden Stellen überwiegt, so unterlassen wir es lieber ganz.

Die Kais. Kön. Gemäldegalerie in Wien. Radirungen von Willam Unger.
Text von Carl v. Lützow. Wien, S. D. Neichle.

In Wien besteht bekanntlich seit anderthalb Jahrzehnten oder länger eine Gesellschaft, deren Aufgabe dem Namen nach wäre, die vervielfältigenden Künste zu fördern, die es jedoch sehr bald vorgezogen hat, den verschiedenen Arten mechanischer Reproduktion mittels der camera eine Förderung zu gewähren, deren sie gar nicht bedürfen. Umso verdienstlicher erscheint das obengenannte, jetzt mit der fünf- und zwanzigsten Lieferung abgeschlossene Privatunternehmen. Der Bedeutung der Heliographie, des Lichtdrucks, der Zinkätzung u. s. w. soll in keiner Weise zu nahe getreten werden. Die Kunstwissenschaft möchte diese Vervielfältigungsmittel so wenig entbehren wie das kunstfreundliche Publikum, und nicht ihnen gereicht es zum Vorwurf, wenn sie gezwungen werden, die Illustrationsmode auf allen ihren Irrwegen zu begleiten. Aber Auge und Hand des Künstlers können nicht durch die Maschine ersetzt werden, und insbesondere bereitet die photographische Wiedergabe alter Gemälde trotz aller Fortschritte, welche uns die letzten Jahre gebracht haben, immer nur einen mäßigen Genuß, da sie alle Zerstörungen durch die Zeit viel auffälliger macht, als sie an den Originalen sind.

Gerade eine Publikation der Hauptwerke der Wiener Galerie mußte längst gewünscht werden, da weder die vor längerer Zeit erschienenen Stahlstiche noch die Photographien nach Kartonzzeichnungen höhern Ansprüchen genügen. Freilich konnte nur ein Künstler wie Unger ein solches Werk unternehmen, der mit der längst bewährten Meisterschaft, sich in die Eigenart jeder Schule und jedes Malers zu versetzen, eine heutzutage beispiellose Arbeitskraft vereinigt. Im Laufe von zehn Jahren hat er hundert Blätter großen Formats (bis 38 × 32 Centimeter Plattengröße) und noch siebenundsiebzig kleinere, in den Text eingedruckte radirt — allein schon eine bewundernswürdige Leistung, umso bewundernswürdiger, wenn man bedenkt, daß fünfundsiebzig verschiedene Meister von Jan van Eyck bis auf Peter von Strudel wiederzugeben waren, und in dieser Reihe neben den seiner Individualität am meisten zusagenden, wie Rubens (vierzehn große, elf kleine Stiche), van Dyck (acht große, fünf kleine), Tizian (elf große, sieben kleine), Rembrandt (fünf große, zwei kleine), auch Mantegna, Raffael, Dürer, Holbein zc. nicht fehlen durften.

Der Text zu Prachtwerken — und ein solches ist das vorliegende auch vermöge seiner Ausstattung — ist stets zu einer ziemlich bescheidenen Rolle verurteilt. Hier hat man für denselben verständigerweise ein Format gewählt, welches gestattet, auch von den historisch-kritischen und gegenständlichen Erläuterungen, mit welchen Professor von Lützow jedes Blatt augemessen begleitet, wirklich Nutzen zu ziehen.

Führer durch den Konzertsaal. Von Hermann Kretschmar. Erste Abteilung:
Sinfonie und Suite. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1887.

Mit diesem Buche haben Verfasser und Betleger einen sehr glücklichen Wurf gethan. An einem solchen Buche hat es wirklich gefehlt. Der Verfasser, einer

unser geistvollsten und kenntnißreichsten Musiker, den Lesern dieser Blätter durch manchen wertvollen Beitrag zu den letzten Jahrgängen bekannt, hat in Rostod, wo er als Kapellmeister thätig ist, seit Jahren den löblichen Brauch beobachtet, die Zuhörer seiner Konzerte durch vorher veröffentlichte Aufsätze auf die Aufführungen vorzubereiten. Aus solchen Aufsätzen ist mit der Zeit dieses Buch entstanden.

Der vorliegende erste Band ist der Suite und der Symphonie gewidmet. Die Anordnung ist sehr übersichtlich und bequem. In fünf Abschnitten zeichnet der Verfasser in großen Zügen die Entwicklung beider Kunstformen von den Zeiten Händels und Bachs bis zur unmittelbarsten Gegenwart, legt aber auch jede einzelne Symphonie und Suite Satz für Satz nach Form und Inhalt dar. Jeder Kenner weiß, daß derartige Darlegungen für ein größeres Publikum zu schreiben eine ungemein schwierige Sache ist. Auf der einen Seite droht die Gefahr, in leere, schönreduerische Phrasen zu verfallen, auf der andern die Gefahr, eine trockne, sozusagen naturgeschichtliche Berglederung zu liefern. Beide Gefahren hat der Verfasser vermieden. Er weist überall kurz und klar die Hauptthemen nach — die in Rotendruck, mit Angabe der Instrumente, in den Text eingeflochten sind —, sodas man beim Lesen den Eindruck hat, als wenn der Verfasser in lebendigem Vortrage die Hauptthemen spielte oder sänge — und diese Themen charakterisirt er dann, wobei ihm Bilder und Gleichnisse in Hülle und Fülle, aber immer glücklich und treffend, in die Feder fließen, zeigt ihren Wechsel, ihre Verknüpfung und läßt so den ganzen Satz an unserm innern Auge vorüberziehen. Bei dieser Darstellungsart findet jeder seine Rechnung: der Musiker von Fach ebenso wie der tüchtige Dilettant und der bloße musiklebende Laie. Und vollends die Herren von der Feder! Wie werden unsre gewerksmäßigen Musikregensenten diesen Text ausplündern! Wenn sie es nur thäten! Es wäre das Geheiligste, was sie thun können.

Im Vorwort entschuldigt sich der Verfasser gleichsam, daß er die Komponisten und Kompositionen auch „beurteilt“ habe. Dieser Entschuldigung bedarf es wahrlich nicht. Der Leser wünscht ja geradezu, namentlich den neuern Erscheinungen gegenüber, auch kritische Fingerzeige, und wo das Urtheil so unparteiisch, so wenig tendenziös, so maßvoll ist, wie hier, wird niemand das Geringsste dagegen einwenden. Zu maßvoll möchten wir es bisweilen nennen. Den nachgiebigen Standpunkt z. B., den der Verfasser der Programmmusik liest und überhaupt dem ganzen Komponisten liest gegenüber einnimmt, theilen wir durchaus nicht. Das weiß er auch.

Das Buch ist auch stilistisch eine Freude, und würde es noch mehr sein, wenn der Verfasser nicht gar zu sehr in entbehrlichen Fremdwörtern schwelgte. Wir meinen nicht die un vermeidlichen Kunstausdrücke, nein nein, die ganz entbehrlichen Wätschlinge, die bloß zum Redeschmuck dienen sollen, und die man im Handumdrehen ins Deutsche übersetzt. Für eine zweite Auflage haben wir die Bitte, daß in dieser Beziehung gründlich angeräumt, auch daß die Sinfonie überall in eine Symphonie, dagegen der Styl überall in einen Stil verwandelt werden möge. Und noch eine Bitte: Wollen wir denn den trefflichen böhmischen Komponisten Dvoršak nicht endlich beim richtigen Namen nennen? Er schreibt sich böhmisch Dvořák, und das Zeichen ř ist auszusprechen ršch. Wenn unsre deutschen Druckereien das Zeichen nicht haben, so kann man doch nicht ohne weiteres ein bloßes r dafür setzen, und selbst wenn sie es hätten, was nützt es dem Leser, wenn er es nicht auszusprechen weiß? Wir Deutsche sind und bleiben in solchen Dingen doch unverbesserliche Pedanten. Wenn man sich entschließen könnte, einen Namen wie Chodowiecki vernünftigerweise deutsch Rodowicki zu schreiben, so würde man ihn nicht alle Tage von sonst

recht hübschen Leuten Schodowiecki aussprechen hören. Nadecki war klug, er ließ sich gleich Nadecki schreiben.

Die Ausstattung des Buches ist allerbüß. Die kleine Kolumne, der breite Rand, die zierlichen Rötchen im Text — wir haben lange nicht etwas so anmutiges gesehen.

Credo. Gesammelte Aufsätze von Fritz Mauthner. Berlin, J. F. Neines Verlag. 1886. Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung von Fritz Mauthner. Dritte Auflage. Dresden, Binden, 1887.

Nichts ist natürlicher als das Bedürfnis eines Feuilletonisten, seine zerstreut gedruckten kleinen Aufsätze zu sammeln, um einmal auch in seiner ganzen Besonderheit gewürdigt werden zu können. Denn das einzelne Feuilleton, wie es zerstreut gelesen wird, zeigt niemals den ganzen Autor; was er in Wahrheit vermag, das kann nur die Sammlung vieler zeigen. Von dieser Absicht war auch Mauthner bei der Ausgabe seines „Credo“ geleitet, und diesen Zweck hat er auch erreicht. Wir lernen ihn als einen vorurteilslosen und Vorurteile bekämpfenden Mann kennen, er weiß genug, um über die beschränkte Spanne der Gegenwart hinaus zu leben und dieselbe von höhern Gesichtspunkten anzuschauen; er ist philosophisch gebildet genug, um von der Beobachtung des Einzelnen Rückschlüsse auf die allgemeinen Strömungen, die dahinter liegen, ziehen zu können; er hat den Mut und den Geist, um freimütig allen Thorheiten gegenüberzutreten, und wären sie mit den ehrbarsten wissenschaftlichen Fähhchen gedeckt; und er schreibt anmutig und geistreich genug, um seine Wahrheiten auch in dem maniertlichsten Salon vortragen zu können. Dabei berührt es wohlthuend, daß sein Wiß nie Selbstzweck wird, dem zuliebe die Wahrheit und Gerechtigkeit geopfert würde; er ist immer eigentlich sehr ernsthaft und es bleibt in all seinen Satiren auch stets ein wohlthuender Rest übrig, der uns das Gefühl der Bitterkeit erspart; er sagt wirklich etwas und spielt nicht bloß mit Worten. Die hier gesammelten Aufsätze sind vornehmlich streitbarer Natur; sie berühren das künstlerische, musikalische, literarische und soziale Leben der Gegenwart. Mauthner spottet über die übertriebenen Musikfreunden derselben, über die Klavierfeuche; er weist nach, wie im Grunde dabei nur hohle Gebanklosigkeit befördert wird. In glänzender Weise zieht er eine Parallele zwischen Klopstock und Richard Wagner, was mehr als ein Wiß, sondern eine Idee ist. Er macht boshafte Betrachtungen über den Streit zwischen den Künstlern und Kunstgelehrten; er erzählt von der Wanderung eines modernen Bildes aus München über Amerika, China und Asien in ein deutsches Museum für Anthropologie; vor dem modernsten Gößen, genannt „Publikum“, hat er gottlob keinen Respekt, denn er weiß dessen Kunstfönn richtig zu tagiren. Er weist auf die Charakterlosigkeit der illustrierten Zeitungen hin. Er untersucht die Frage nach dem, was in unsre Hausbibliothek gehöre, und geißelt die literarischen Moden, die mit Ebers z. B. einen Kultus treiben und „Warda“ gar auf die Bühne bringen. Er untersucht: „Was wirkt die Bühne?“ und antwortet: „Aus einer Stätte der Erhebung ist sie eine der Erholung geworden.“ Vom edelsten Humanismus getrieben, schreibt er eine Philippika gegen die „Menschenausstellungen“ der Siamesen im Zoologischen Garten. Er beklagt das „Virtuosentum in der Literatur“ und schreibt boshafte Satiren auf die Goethephilologen: „Goethe auf Besuch“ und „Wagner über Faust.“ In dem letztern Feuilleton wird Loevers Faustkommentar ebenso heiter ins rechte Licht gestellt, wie Dubois-Reymonds Vortrag „Goethe und kein Ende“ vornehm abgeföhrt wird. Jörnig werden die „Verkleinere Lessings“ abgezankelt. Dann

folgen ein Duzend Charakterbilder aus der Gesellschaft: der Halbgebildete, der Dilettant, der Autographensammler, der Streber, Reisende der Dichtkunst, der -aner, der Kassauer (worunter auch der ehrenwerte Journalist gemeint wird, der sich seine Theaterarten stets umsonst holt). Es sind durchaus Studien nach dem Leben und so treu, daß man mit dem Finger nach dem hier und da angetroffenen Originalen deuten möchte. Die Form dieser Bilder erinnert an die Manier des alten Labruyère: nach Erklärung des Begriffs werden die Bemerkungen angereicht. „Modelle“ nennt Mauthner in glücklicher Wendung seine Sammlung.

Soviel über die Feuilletonsammlung. Ob sie, die vornehmlich streitbarer Natur ist, die ihre Originalität nur in dem, was belämpft wird, nicht in dem Standpunkte, von dem aus gekämpft wird, findet, ob sie mit dem positivsten Worte der Welt, mit dem *Credo*, richtig bezeichnet worden ist, darf man jedoch bezweifeln, trotz Mauthners Versuch, diesen Titel zu rechtfertigen.

Die Erzählung „Der letzte Deutsche von Blatna“ ist poetisch garnicht ernst zu nehmen, aber als Tendenzwerk ist sie ein Meisterstück. Mauthner, von Haus aus ein Deutschböhme und demnach mit den Verhältnissen seiner Heimat wohlvertraut, giebt in der Erzählung ein ausgezeichnetes und wirkungsvolles Bild der nationalen Kämpfe in derselben zwischen Deutschen und Tschechen. In dem Schicksale zweier Jugendfreunde, des Deutschen Anton Gegenbauer und des Tschechen Baboj Prokop, giebt er eine Entwicklungs- und Naturgeschichte der böhmischen Zustände. Die Knaben sind Söhne ein- und desselben Städtchens, in welchem der durchfließende Fluß seit Jahrhunderten die Sprachgrenze der beiden Nationen bildet. Aber nach 1866 ist über die Tschechen die Furcht vor den Preußen gekommen, und mit Unterstützung der Regierung ist ihr Nationalgefühl immer mehr gestärkt worden; von da ab beginnen die nationalen Reibungen. Hübsch werden die Nationalcharaktere schon in den Knaben kontrastirt: Baboj schwärmt für die Hussiten, Anton für Ideale der reinen Menschlichkeit. Es wird dann gezeigt, wie die Tschechen, immer von der Regierung unterstützt, die Deutschen zurückdrängen, aus den Wirtshäusern, aus den Geschäften, aus dem Grundbesitz, aus den Wahlen, und Mauthner ist streng genug, um auch die Schwächen der Deutschen aufzudecken: ihre nationale Gleichgiltigkeit, ihre Nachgiebigkeit, ihren unpolitischen Sinn. Und anderseits stellt er den nationalen Ausschreitungen der Jungtschechen die geschmacklosen Uebertreibungen des Reichenberger Deutschthums in gutmütigem Humor gegenüber. Es wird ferner gezeigt, wie die langsamen Deutschen, gezwungen durch das Vorgehen der Tschechen, sich endlich zum Kampfe um ihre Nationalität aufraffen und dann mit stämmigem Troß bis aufs Äußerste ansharren. Kurz, alle Typen der Bewegung werden verständnisvoll vorgeführt, die Tendenz ist, ohne sich aufzudringen, im Gange der Handlung verborgen. Da die nationalen Kämpfe in Böhmen die Augen von ganz Deutschland auf sich lenken, so war es verdienstlich von Fritz Mauthner, einmal ein wahrheitsgetreues Bild derselben zu entwerfen und anders, als es die Zeitungsliteratur zu thun vermag. Daß er einen glücklichen Griff in seinem „Letzten Deutschen“ gethan hat, beweist der rasche Erfolg des Buches, denn es liegt schon in dritter Auflage vor.





Bewegungen in der katholischen Welt.



or einigen Wochen (Jahrgang 1886, S. 449 ff.) haben wir auf die revolutionären Bewegungen hingewiesen, welche sich in der katholischen Welt zeigen. Unfre Bemerkungen haben in der Presse Beachtung gefunden, weil, was dem Einzelnen schon hie und da aufgefallen sein mochte, hier zu einem Gesamtbilde zusammengefaßt war. Auch die rohen Schimpfworte, welche das Berliner Jesuitenblatt „Germania“ unsern Ausführungen zu Teil werden ließ, zeigten deutlich, daß wir die Hand in eine offene Wunde gelegt hatten. Wir deuteten in jenem Aufsatz schon auf den Widerspruch hin, den selbst die höchsten Autoritäten in der Kirche durch das Parteitreiben, mit welchem religiöse Fragen von ehrgeizigen Parteiführern zur Unterlage ihrer weltlichen Bestrebungen gemacht werden, in nicht mehr mißzuverstehender Weise erfahren haben. Durch einzelne Beispiele aus der jüngsten Zeit beleuchteten wir diese Andeutung; wir zeigten an den Heterereien gegen den Bischof von Fulda, sowie an manchen direkt gegen den Papst gerichteten Demonstrationen, daß in den Katholizismus eine Bewegung einzubringen beginne, welche mit dessen Grundlehren in tiefstem Widerspruch stehe und nicht mehr Staat und Regierung, sondern Kirche und Papst angehe.

Trotz aller Schnelllebigkeit, durch welche sich unsre Zeit auszeichnet, hätten wir nicht geglaubt, daß schon nach wenigen Wochen sich die Opposition der Führer der deutschen Katholiken gegen den Papst bis zum offenen Ungehorsam steigern würde. Durch die Zeitungen sind Kundgebungen Leo's XIII. veröffentlicht worden, in denen er dem Zentrum gegenüber den Wunsch ausgesprochen hat, für die von den Bundesregierungen eingebrachte Septennatsvorlage einzutreten. Die Zentrumsführer, an welche dieser Wunsch gerichtet war, hatten — wenn sie es ihrer Sonderpolitik nach für richtig erachteten mußten, demselben nicht zu ent-

sprechen — gewiß das Recht, bei dem heiligen Vater Gegenvorstellungen zu machen und dann die weitere Entscheidung desselben abzuwarten. Sie hätten aber jedenfalls diesen Wunsch zur Kenntnis ihrer Parteigenossen bringen und in der Partei beraten müssen, was darauf zu erfolgen habe. Keines von allem ist geschehen. Die Führer des Zentrums von Franckenstein und Dr. Windthorst haben die Mitteilung dieses Wunsches ihres kirchlichen Oberhauptes den Mitgliedern des Zentrums vorenthalten oder, um es mit dem ungeschönten Worte deutlich zu sagen, unterschlagen; sie haben sogar auf besondere Anfragen einzelner Parteigenossen das Vorhandensein eines solchen päpstlichen Wunsches rundweg abgeleugnet, sie haben beim Papste keine Gegenvorstellungen vorgebracht, sondern die Partei mit dem Androhen des Verlustes der Wahlsitze gezwungen, gegen die Regierungsvorlage und gegen den Wunsch des Papstes zu stimmen.

Freiherr von Franckenstein hat sich darauf veranlaßt gesehen, dem Papste gegenüber sein Verhalten zu rechtfertigen, und es scheint, als ob er sich hauptsächlich darauf berufen habe, daß das Zentrum eine politische Partei sei und als solche in nichtkirchlichen Fragen dem Papste nicht Gehorsam leisten könne. In dem bekannten auf dieses Schreiben ergangenen Erlaß des Kardinalstaatssekretärs Jacobini wird auf die Entschuldigungsgründe des revolutionären bayerischen Freiherrn nicht weiter eingegangen. Der Papst erachtet es offenbar unter seiner Würde, einem ungehorsamen Gliede seiner Kirche Mahnungen wegen seines Ungehorsams zu erteilen. Die mangelnde Ehrfurcht gegen den Papst wird der in den Dienst des revolutionären Weltentums getretene Baron im Weichstauf zu erledigen haben. Der Papst wahrte das Recht seines Eingreifens durch die Ausführung, daß er sich nicht in weltliche Dinge gemischt habe, daß die Frage des Septennats auch mit kirchlichen Interessen in Zusammenhang stehe und daß die Vertretung dieser nicht dem Zentrum, sondern allein dem heiligen Stuhl obliege. Dieser vom 21. Januar datirte Erlaß ist dem Freiherrn von Franckenstein ausdrücklich mit der Forderung zugestellt worden, den Inhalt zur Kenntnis seiner Parteigenossen zu bringen, und man wird, wenn man nicht an eine fortgesetzte erschwerte Empörung glauben soll, annehmen dürfen, daß der Zentrumsführer diesem Befehl gehorcht habe.

Man merkte in einzelnen katholischen Zeitungen, daß in der Zeit zwischen dem Erlaß vom 21. Januar und seiner Veröffentlichung in der Wiener „Politischen Korrespondenz“ vom 4. Februar der Inhalt desselben schon in einzelne Kreise gedrungen war. Denn einzelne im Dienste des Zentrums stehende Blätter deuteten schon vor seiner Veröffentlichung die wesentlichsten Bestimmungen desselben an. Dennoch haben andre Blätter des Zentrums, vor allem die Berliner „Germania“ und die „Schlesische Volkszeitung,“ die Möglichkeit ein solchen Erlasses rundweg bestritten, und dies mit Gründen, welche alles andre eher sind, als Ehrfurchtsbezeugungen gegen das Oberhaupt ihrer Kirche. Von besondrer Bedeutung sind diejenigen Gründe, welche eine sachliche Annäherung gegen die

Autorität des heiligen Stuhles enthalten und welche sich persönlich in verlezender Weise gegen den jetzt regierenden Papst wenden.

Es ist klar, daß, wenn in kirchlichen Dingen von den Katholiken dem Papst die höchste Autorität zuerkannt wird, es schwer und mißlich sein muß, ihm in weltlichen Dingen das nötige Verständnis abzusprechen. Es ist dies umso mißlicher, als bekanntlich geistliche und weltliche Dinge nicht immer durch eine scharfe Linie getrennt werden können. Gerade das päpstliche System in der Entwicklung der katholischen Kirche verdankt nicht zum wenigsten der Behauptung den Sieg, daß das geistliche Element das gesamte Wesen der Dinge beherrsche. Es würde ein leichtes sein, von der berüchtigten Bulle Bonifazius des Achten Unam sanctam an bis in die neueste Zeit herein nachzuweisen, wie dieser Satz den Ultramontanen in der Ausdehnung und Ausbeutung ihrer Herrschaft Dienste geleistet hat, und der auf einer Katholikenversammlung von Windthorst ausgesprochene Satz: „Der Papst regiert doch die Welt“ ist ja neben so vielen Leitartikeln der „Germania“ und ihrer Genossen aus der jüngsten Gegenwart das schlagendste Beispiel dafür, daß die Ultramontanen je nach Bedürfnis für das geistliche Element ihrer Weltordnung den Vorrang beanspruchen. Es ist also nicht katholisch gewesen, wenn die gedachten Blätter die Möglichkeit eines päpstlichen Erlasses über das Septennat abstritten, weil der Papst sich nicht in die innern Angelegenheiten eines Staates mischen dürfe — wie der Freiherr von Franckenstein behauptet hat — oder werde — wie dies von der klerikalen Presse behauptet worden ist. Mit diesem Satze verleugnen die Männer und die Blätter vom Zentrum ihre Katholizität, vielleicht mit Absicht, in der Hoffnung, daß der nichts mit der Religion gemein habende revolutionäre Jesuitismus schon jetzt zur Weltherrschaft berufen sei. Nur geistlose und in ihrem Parteihaf blinde Organe konnten in dieser Opposition des Zentrums gegen den Geist der katholischen Kirche eine „dem deutschen Namen zur Ehre reichende That“ erblicken. Der im Ertrinken begriffene Fortschritt klammert sich hilfsehend an das Zentrum und bringt ihm nicht nur das Opfer seiner Einsicht, sondern auch seiner Grundzüge. Deshalb geht von Herrn Eugen Richter bis zu Herrn Rudolf Woffe — die „Woffische Zeitung“ des Herrn Stadtgerichtsdirektors Lessing selbstverständlich einbegriffen — nur die eine Parole: „Der Jacobinische Erlass ist eine Ermunterung für das Zentrum, hört es, katholische Wähler, und gebt eure Stimmen dem Fortschritt, den Polen, Welsen, Sozialdemokraten und Elsäffern, die euch alle gegen das Septennat und gegen den Reichskanzler unterstützen.“

Ein die Grenzen seiner Macht überschauender Papst und insbesondere ein Mann von solcher staatsmännischen Begabung, wie Leo XIII. es ist, wird sich in Acht nehmen, sich in die innern Angelegenheiten eines Staates zu mischen, wenn sie rein weltlicher Natur sind. Man wird fragen: Welche sind denn rein weltlicher Natur? und wer hat darüber zu entscheiden? Über die erste Frage wollen wir hier nicht lange Erörterungen pflegen, da wir nicht die Absicht haben,

zu den vielen Abhandlungen über den Grenzstreit zwischen weltlichen und kirchlichen Dingen noch eine neue hinzuzufügen. Bezüglich der zweiten Frage aber giebt es für die Katholiken nur eine Antwort: Ob eine Angelegenheit einen kirchlichen Charakter hat, darüber entscheidet eben der Papst. Er allein vertritt, wie es in dem Jacobinischen Erlasse heißt, die Interessen der Kirche, das Centrum ist zu diesem Amte nicht berufen. Als zum erstenmale die Frage auftauchte, ob der Papst dem Centrum empfohlen habe, für das Septennat zu stimmen, da lag es wohl sehr nahe, zu untersuchen, welche Legitimation Leo XIII. zu einem solchen Wunsche haben mochte. Man braucht nicht Katholik, sondern nur ein gerechter, nicht vom Parteifanatismus geblendeter Feind des Reichskanzlers zu sein, um diese Legitimation für begründet zu erachten. Oder soll man es als thöricht bezeichnen, daß bei Beurteilung der Septennatsvorlage der Papst lieber der Autorität des Feldmarschalls Moltke als der der Abgeordneten Windthorst, Richter und Grillenberger folgt? Der berühmte Feldherr aber hat vor Europa wie vor dem Reichstage erklärt, daß die Ablehnung des Septennats den Krieg bedeute, die Bewilligung aber ein wirksames Mittel zum Frieden sei. Es ist unnötig, nochmals auf diese Erklärung hier einzugehen. Jedenfalls ist sie von Leo XIII. für richtig befunden worden. Wie es in dem Erlasse des Kardinalstaatssekretärs heißt, ist die Frage des Septennats mit Fragen moralischen und kirchlichen Inhalts verknüpft, und es kann sich nur darum handeln, nach diesen sehr deutlichen Hinweisungen den Gedankengang des Papstes zu ermitteln. Dieser ist nicht schwer zu finden, wenn man daran festhält, daß das Septennat eine Stärkung des Friedens bedeutet. Denn dann darf man wohl sagen, auch ohne Katholik zu sein, daß es für den Papst keine höhere und edlere Aufgabe geben könne, als das Seinige zur Erhaltung des Friedens beizutragen. Und es handelt sich hier nicht um einen lokalisirten Frieden, sondern um die Verhinderung eines Weltbrandes. Schon einmal hat der Papst seine Friedensmission bethätigt, als er im Jahre 1885 durch sein geschicktes Eingreifen dazu beitrug, daß eine, wenn auch aus geringfügigem Anlaß entstandene, aber sehr tiefgehende und ernste Verstimmung zwischen Deutschland und Spanien zu einem friedlichen Ausgleich gebracht und ein Krieg vermieden wurde, der unheilvoll nicht bloß für die beteiligten Nationen, sondern für die Welt und die Zivilisation hätte werden können. Auch jetzt wieder steht ein Krieg von den schwersten Folgen in Aussicht, es steht in Frage, ob zwei Nationen im Herzen Europas und berufen, vor allen andern Kultur und Menschlichkeit zu pflegen, in blutigem Streite ihre besten Kräfte vergeuden, ihre edelsten Söhne opfern wollen. Fürwahr, wenn hier der Papst das Seinige dazu beiträgt, der Welt diesen blutigen Kampf zu ersparen, dann wird nur ein blinder Parteiliebhaber oder ein Heuchler davon reden können, daß ein fremder Souverän sich in die innern Angelegenheiten eines Staates mische. Der friedliebende Teil unsers Volkes wird die Berechtigung dieser Einmischung anerkennen und

dadfür dankbar sein müssen. Die „Germania“ hat diese Bedeutung des päpstlichen Eintretens für das Septennat auch wohl erkannt, denn sie begründete die Unmöglichkeit dieser Intervention ihres Kirchenhauptes damit, daß es sich hierbei um internationale Fragen handle, bei denen dem Papst Zurückhaltung geboten sei. Diese Bemerkung konnte keinen andern Zweck haben, als Leo XIII. einzuschüchtern und ihn mit dem Zorn der Franzosen zu bedrohen. Diese aber haben die friedliche Natur des päpstlichen Wunsches auf den ersten Blick verstanden und ihre Zeitungen, welche zur Verhüllung ihrer kriegerischen Absichten jetzt für gut halten, den Frieden zu betonen, haben, wie z. B. der Temps, sofort auf den friedlichen Charakter der päpstlichen Kundgebung aufmerksam gemacht.

Der päpstliche Wunsch, daß das Zentrum die Regierungsvorlage annehmen solle, ist den Führern schon vor der Abstimmung im Reichstage mitgeteilt, aber von diesen, wie erwähnt, unterschlagen worden. Freiherr von Franckenstein hat sein Verfahren zu rechtfertigen versucht; trotzdem beharrt der Papst dabei, daß es wünschenswert sei, daß das Zentrum für das Septennat stimme, und er erklärt, daß er diesen Wunsch aus „kirchlichen und moralischen Gründen“ stelle. Wenn demgegenüber der Abgeordnete Windthorst vor den katholischen Wählern der Rheinlande in Köln behauptete, daß die Erfüllung dieses Wunsches dem Zentrum unmöglich sei, wenn die „Germania,“ die „Schlesische Volkszeitung“ und ähnliche Blätter des Zentrums erklären, daß man nicht für Septennatsanhänger stimmen dürfe, so besteht unter den deutschen Katholiken bereits eine Partei, welche auch in kirchlichen Angelegenheiten dem Papste den Gehorsam verweigert. Damit hat die von uns bereits früher nachgewiesene revolutionäre Bewegung in der katholischen Welt ihren Höhepunkt erreicht. Die Fanatisierung der Massen, wie sie durch den welfischen Zentrumsführer erfolgt ist, ist mit allen Mitteln demokratischer Agitation in Szene gesetzt worden, und man darf sich daher nicht wundern, wenn Sturm geerntet wird, wo Wind gesät wurde. Die Untergrabung der Autorität im Staate, wie sie von dem welfischen Agitator seit der Gründung des deutschen Reiches in einer den sozialen Frieden unter den verschiedenen Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise betrieben worden ist, hat die Leidenschaften der Masse gewedt und beginnt das Gefühl der Ehrfurcht auch gegen das kirchliche Oberhaupt zu ersticken. In dem Organ eines der berüchtigtesten Sezagitatoren des Zentrums, in der „Schlesischen Volkszeitung“ des die Diözese Breslau anonym beherrschenden Domherrn Franz wird mit nicht mißzuverstehender Wendung gefragt, ob man Leo XIII. für einen altersschwachen Greis halte, der sich von einigen Phrasen des Fürsten Bismarck behören lasse. Kann eine solche Äußerung über den höchsten Denker der katholischen Christenheit ohne demoralisierenden Einfluß bleiben? Der Abgeordnete Windthorst hat in der Kölner Katholikenversammlung bemerkt, daß er bereit sei, den Papst als Schiedsrichter zwischen Zentrum und Regierung anzuerkennen,

daß aber dann Leo XIII. nicht bloß von Herrn von Schölzer informiert sein dürfe. Der weltliche Zentrumsführer setzt sich also absichtlich darüber hinweg, daß der Papst bereits zweimal in der Septennatsfrage seine Entscheidung abgegeben hat; er mißachtet es, daß diese Entscheidung von dem Papste als eine mit kirchlichen und moralischen Verhältnissen in Verbindung stehende Angelegenheit bezeichnet worden ist; er wagt es trotzdem, dem Papste Parteilichkeit für die preußische Regierung oder mangelhafte Information vorzuwerfen — in der That vonseiten eines Führers von Katholiken gegenüber dem Oberhaupte der Kirche ein starkes Stück.

Die Ereignisse der letzten Wochen haben für die revolutionäre Bewegung innerhalb des deutschen Katholizismus ein überreiches Material gebracht. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, dasselbe hier in erschöpfender Weise vorzuführen, schon die gegebenen Andeutungen werden genügen. Der Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, der sich schon so oft zum Unheil derjenigen gewendet hat, die ihn praktisch verwirklicht haben, erhält durch die ganze Bewegung eine besondere Beleuchtung. In unnatürlicher Weise hat man die verschiedensten Elemente im Zentrum zu einer einzigen Partei zusammengebracht. Während es sich sehr wohl verstehen läßt, daß zur Vertretung bestimmter kirchlicher Interessen Männer von jedem politischen Bekenntnisse zusammentreten, wie sich dereinst auch für die wirtschaftlichen Interessen in einem Reichstage die Vereinigung der 204 zusammengefunden hatte, ist es unbegreiflich, wie es der Leitung eines auf die Trennung der Reichseinheit abzielenden Mannes hat gelingen können, diese verschiedenartigen Bestandteile auch als politische Partei zu gestalten und auf die einzelnen Mitglieder einen Parteidwang selbst in solchen Fragen auszuüben, welche nicht kirchlicher Natur sind. So lange in Preußen der Kulturkampf bestand, nahmen die kirchlichen Fragen nicht nur das Hauptinteresse in der Partei in Anspruch, sondern ergriffen auch die einzelnen Persönlichkeiten mit dem Eifer und der Leidenschaft, mit welchen Fragen religiösen Inhalts insbesondere katholische Gemüter zu erfassen pflegen. Alles wurde nur von dem Gesichtspunkte der kirchlichen Streitigkeiten aus behandelt; die Festigkeit des Kampfes verbitterte die Gegner, sodaß man eigentlich nicht mehr unterscheiden konnte, was weltliche oder kirchliche Interessen waren. Daher kam es, daß in dem Kampfe um die höchsten Interessen im Zentrum ebensosehr alle Parteilichattirungen zurücktraten, wie in dem Kampfe der Nationen innerhalb jeder einzelnen gegenüber dem Feinde der innere Haß vergessen wird. So saß der konservative schlesische und westfälische Adliche neben dem demokratischen Kaplan des Rheinlandes, der konservative altbayerische Landpfarrer und Landwirt neben dem fortschrittlichen und demokratischen Literaten und Rechtsanwalt. Diese anscheinende Verschmelzung wurde von den ehrgeizigen Führern geschickt benutzt und die gesamte Partei in eine Opposition gebracht, welche mit den kirchlichen Interessen nicht das geringste mehr zu thun hat. Diese Verhältnisse begannen

sich jedoch von dem Augenblicke an zu ändern, als die preußische Regierung mit dem Vatikan zu einer Verständigung zu gelangen suchte und diese auch bei dem zur Friedensliebe geneigten Papste fand. Die welfischen Pläne des Abgeordneten Windthorst führen dazu, daß das Zentrum Oppositionspartei als solche bleiben soll, während doch für eine Reihe von Mitgliedern nach Anbahnung guter Beziehungen zwischen Berlin und der Kurie zur Bekämpfung des Reichskanzlers kein Grund mehr vorliegt. Jetzt treten diejenigen Erscheinungen zu Tage, welche vor Gründung der Zentrumsparthei, wie uns selbst Majunke in der Geschichte des Kulturkampfes schildert, von dem Abgeordneten Peter Reichenperger im Hause des Herrn von Savigny gegen die von dem geistlichen Rat Müller vorgeschlagene Bildung einer „katholischen Fraktion“ vorausgesagt worden sind. Die Vermischung von Religion und Politik muß auf die Dauer zum Nachteil der Kirche und des Staates ausschlagen, wenn der Partreizwang die Mitglieder nötigt, bloß deshalb, weil sie gemeinsame kirchliche Interessen verfolgen, in politischen Fragen ebenfalls zusammenzustimmen. Ganz anders war es im preußischen Abgeordnetenhause vom Jahre 1852 an, wo die katholischen Abgeordneten keine festgeschlossene Partei bildeten, sondern nur für die Lösung religiöser Fragen zusammentraten. Diese Aufgabe will offenbar auch der päpstliche Septennatserlaß fortan dem Zentrum zuweisen. Er erachtet es zwar für die Pflicht der Katholiken, daß sie sich bemühen, für gute Auslegung der neuen Gesetze zu wirken, die Reste der alten zu beseitigen, etwa angegriffene Rechte der Katholiken zu verteidigen und, soweit es geht, auch ihre Landsleute für die Lage des Papstes in Rom zu interessieren. Aber auch nur das soll noch das Programm einer katholischen Partei sein; alle Fragen der Politik sollen davon ausgeschlossen sein und auch im übrigen die Partei nicht berufen sein, die Interessen der Kirche zu vertreten.

In dem Septennatserlaß des Papstes liegt eine Kundgebung von außerordentlicher Bedeutung, welche in ihrer beabsichtigten Wirkung sowohl nach außen wie nach innen das Merkmal des Friedens an sich trägt. Leo XIII. ermahnt das Zentrum, für das Septennat zu stimmen, weil er zu der Hoffnung berechtigt ist, daß alsdann die Menschheit vor nicht abzusehenden schweren Leiden bewahrt, der Friede unter christlichen Völkern aufrecht erhalten, der Lauf der Kultur und Zivilisation nicht gehemmt sein werde. Der Papst deutet gleichzeitig diejenigen Aufgaben an, welche von einer katholischen Partei zu erfüllen sind: sie soll für die gute Ausführung der Friedensgesetze bedacht sein, mit politischen Fragen hat die Partei nichts zu schaffen. Wie über diese in dem Verhältnis zum deutschen Reiche der Papst selbst denkt, auch dies verschweigt er seinen Glaubensgenossen nicht. Er hat den Wunsch, dem deutschen Kaiser und seinem leitenden Minister gefällig zu sein, er ist der Meinung, daß sich der päpstliche Stuhl keine Gelegenheit entgehen lassen dürfe, um auch seinerseits das deutsche Reich zu stützen und zu kräftigen. Es wird hier zum

erstemale von dem Papste ausgesprochen, daß die Stärkung des deutschen Reiches im Interesse des heiligen Stuhles und der katholischen Kirche liegt, daß also, wer diese Entfaltung des Reiches hindert, gegen die Interessen der Kirche handelt. Es ist ein anerkennenswerter Mut, daß Leo XIII. auch das offen ausgesprochen hat, und daß er das, was er von seiner hohen Warte aus kennen zu lernen Gelegenheit fand, seinen Gläubigen nicht vorenthält.

Wir haben es schon oft in diesen Blättern ausgesprochen, daß das deutsche Reich das feste Bollwerk gegen die umstürzenden Bestrebungen der Anarchie bildet, daß von dieser letzteren nicht bloß die weltliche, sondern auch die kirchliche Autorität bedroht und angegriffen ist, und daß es deshalb im Interesse der beiden höchsten Gewalten auf Erden liegt, zusammenzuhalten und sich gegenseitig zu unterstützen in einem schweren Kampfe, der das Fortbestehen der höchsten und edelsten Güter der Menschheit in Frage stellt. Der Papst hat so deutlich seine Meinung ausgesprochen, daß jedermann nun wissen kann, wie er sein politisches Verhalten im Interesse des Staates und der katholischen Kirche einzurichten hat. Daß diese Interessen nicht mit denen des hannoverschen Ministers Dr. Windthorst zusammenfallen, bedarf keiner Ausführung.

Als wir vor einigen Wochen in diesen Blättern bemerkten, daß die revolutionäre Bewegung im Katholizismus die Aufmerksamkeit und das Eingreifen des Papstes nötig mache, glaubten wir nicht, daß dieses Eingreifen so schnell erfolgen werde. Jetzt hat Rom gesprochen — an uns ist es, die Wirkung seiner Worte abzuwarten.



Zu dem jüngsten Entwurf eines Prozeßkostengesetzes.



u einer Zeit, wo uns die bange Sorge erfüllt, ob wir nicht einer schweren innern Krisis oder gar einem verhängnisvollen auswärtigen Kriege entgegentreiben, mögen viele wohl noch weniger als sonst Neigung verspüren, sich mit Justizfragen zu beschäftigen. In der Hoffnung aber, daß die drohenden Gefahren glücklich an uns vorübergehen werden, benützen wir die augenblickliche Ruhepause, um einen Gegenstand zu besprechen, der noch jüngst auf der Tagesordnung gestanden und die juristischen Kreise lebhaft beschäftigt hat.

Den vom Reichskanzler dem Bundesrate vorgelegten Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Abänderung von Bestimmungen des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte, haben wir insofern mit Freuden begrüßt,

als er zu beweisen scheint, daß die Justizgesetzgebung, so wie sie aus der Organisation des Jahres 1879 hervorgegangen ist, noch nicht der Stagnation verfallen ist. Der Entwurf knüpft an die wiederholten Beschlüsse des Reichstages an, welche zu einer Ermäßigung der Gerichtskosten und Revision der Anwaltsgebühren gedrängt hatten. Dabei gingen jedoch die verbündeten Regierungen von der Ansicht aus, daß, nachdem die Gerichtskosten bereits durch das Gesetz vom 29. Juni 1881 eine Ermäßigung erfahren haben, eine weitere Ermäßigung von solchen unthunlich sei, weil überhaupt die Gerichtskosten in Vergleich mit den früheren (preussischen) nicht wesentlich gesteigert seien, weil die Ermäßigung von 1881 schon einen erheblichen Ausfall herbeigeführt habe, und weil die nicht unbedeutend gestiegenen Kosten der Rechtspflege schon jetzt nur zum geringsten Teile durch die für bürgerliche Rechtsstreite bezogenen Gerichtsgebühren gedeckt werden. Abgesehen von einer einzelnen, für die Berechnung von Gebühren maßgebenden Abänderung des Gerichtskostengesetzes, beschränkte sich daher der Entwurf auf eine Revision der Anwaltsgebührenordnung. Auch hier wollte es derselbe bei der Hauptgrundlage des früheren Gesetzes, der hohen Gebührenskala, lassen. Nur da, wo man in bestimmten Gebührensätzen ein Übermaß erkannte, wollte man dieses abschneiden.

Diese beabsichtigte Minderung der Gebühren, so maßvoll sie auch war, hat gleichwohl in Anwaltskreisen die lebhafteste Agitation wachgerufen. Viele Blätter haben dem Widerspruch der Anwälte gegen jede Gebührenherabsetzung ihre Spalten geöffnet. Die Vorstände der Anwaltskammern sind zusammengetreten und haben die geplanten Änderungen fast in allen Beziehungen für unannehmbar erklärt. In einer ausführlichen Denkschrift ist dieses Ergebnis begründet worden. Die Begründung läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß die Anwälte ohne die Gebühren in ihrer jetzigen Höhe nicht bestehen könnten.

In dieser Lage hat die Angelegenheit durch Auflösung des Reichstages vorerst eine Unterbrechung erlitten.

Der geschichtliche Gang der Entstehung unsrer Kostengesetze ist in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1883, Heft 38 und 39) schon einmal ausführlicher dargestellt worden. Für die Beurteilung der gegenwärtigen Sachlage dürfte es sich lohnen, an die wesentlichsten geschichtlichen Momente nochmals zu erinnern. Die Grundlage dieser geschichtlichen Betrachtung entnehmen wir allerdings nur aus den Verhältnissen Preußens. In Preußen beruhten die Gerichts- und Anwaltsgebühren auf gleichzeitig erlassenen Gesetzen vom Mai 1851. Die Gebühren waren nicht gering. Aber sie hatten den Vorzug, daß sie in ihrer dem Werte des Streitgegenstandes sich eng anschließenden allmählichen Steigerung ein hohes Maß von Gerechtigkeit in sich trugen. Was insbesondere die Anwaltsgebühren betrifft, so ist es notorisch, daß sie einer großen Anzahl von Anwälten eine durchaus anständige Lebensstellung gewährten, ja daß einzelne Anwälte unter ihrer Herrschaft sehr wohlhabende Leute geworden sind. Im

Grenzboten I. 1887. 45

Jahre 1875 wurden diese Gebühren durch ein vom Minister Leonhardt dem Landtage vorgelegtes Gesetz ohne jede äußere Veranlassung durchweg um fünf- und zwanzig Prozent erhöht. Fortan genossen die Anwälte ein noch weit reicheres Einkommen. Als nun für die neue Justizorganisation auch die Gerichts- und Anwaltsgebühren neu geregelt werden sollten, wurden nicht, wie es wünschenswert gewesen wäre, die Entwürfe über beide gleichzeitig vorgelegt; vielmehr ging der Entwurf über die Gerichtskosten dem über die Anwaltsgebühren um ein Jahr voraus. Die Sätze desselben waren in Vergleich mit den preußischen wesentlich höher bemessen. Auch wurde die sehr allmählich ansteigende preußische Gebührenskala verlassen; statt dessen waren Wertklassen in verhältnismäßig geringerer Zahl aufgestellt. Die Reichstagskommission, an welche der Entwurf gelangte, ermäßigte zwar die Kostensätze etwas, aber doch nicht sehr erheblich. Wesentlich höher, als der preußische Tarif, ging der Entwurf aus der Kommission hervor. Wie sehr die Arbeit dieser Kommission den Wünschen der Regierungen entgegengekommen war, konnte man daran erkennen, daß sie in Regierungskreisen als eine wahre Musterkommission bezeichnet wurde; wie denn auch bei der Reichstagsverhandlung Staatssekretär Dr. Friedberg der Kommission für ihre „selbstverleugende Hingebung“ öffentlich dankte. Nach dieser Kommissionsarbeit wurde der Entwurf Gesetz.

Im nächsten Jahre ließ nun das Reichsjustizamt auch die Anwaltsgebührenordnung in einer den erhöhten Gerichtskosten entsprechenden Höhe entwerfen. Sofort trat eine lebhafteste Agitation der Anwälte ein, welche noch weit höhere Gebühren verlangte. Das Reichsjustizamt ließ sich dadurch bestimmen, nochmals die Gebührensätze wesentlich zu erhöhen. Der hiernach an den Reichstag gelangte Entwurf wurde einer Kommission überwiesen, die schon in ihrer Zusammensetzung sichere Gewähr dafür bot, daß sie den Wünschen der Anwälte in vollem Maße willfahren werde. In der That beantragte diese Kommission eine abermalige Erhöhung, die sich auf ungefähr vierzehn Prozent belief. Diese allgemeine Erhöhung wurde nun zwar vom Reichstage abgewiesen; aber für einige Nebensätze (namentlich für die Schreibgebühren) gelangten doch die auf Erhöhung gerichteten Anträge der Kommission zur Annahme. Zur Rechtfertigung der hohen Sätze wurde wiederholt darauf Bezug genommen, daß man ja auch sehr hohe Gerichtskosten bewilligt habe. Charakteristisch ist noch, daß der Hauptvertreter der höchsten Anwaltsgebühren der Abgeordnete Windthorst war. So ist die gegenwärtige Anwaltsgebührenordnung zustande gekommen.

Nachdem das neue Gerichtsverfahren einigermaßen ins Leben gedungen war, wurde natürlich die Höhe der Kosten sehr schmerzlich im Publikum empfunden. Viele, welche seinerzeit das Gerichtskostengesetz mit seinen hohen Sätzen möglichst gefördert hatten, hatten dieses Gesetz doch nur als ein Gerüst betrachtet, mittels dessen man den babylonischen Turmbau der Anwaltsgebühren umso leichter aufrichten könne. Nachdem dies im wesentlichen gelungen war,

wollte man natürlich das Gerüst wieder abbrechen. Und deshalb erscholl laut der Notruf: „Die Gerichtskosten sind zu hoch!“ Im Reichstage liehen namentlich die Rechtsanwälte Payer und Wolffson diesem Rufe ihre Stimmen. Letzterer, der frühere Vorsitzende der Kommission für die Anwaltsgebührenordnung und eifrigste Vertreter dieser Ordnung, erklärte nun, daß die Höhe der Gerichtskosten zu wahrhaft unerträglichen Zuständen führe, welche an Rechtsverweigerung streifen. Auch nachdem durch das Gesetz vom 29. Juni 1881 die Gerichtskosten einigermaßen gemindert waren, hörte doch jener Notruf nicht auf, bis endlich einige bescheidne Stimmen darauf aufmerksam machten, daß nicht bloß die Höhe der Gerichtskosten, sondern weit mehr noch die Höhe der Anwaltskosten es sei, was die Prozeßführung übermäßig verteuere, und daß eine Minderung der Gerichtskosten den Notstand der Prozeßführenden kaum ändern werde, wenn nicht zugleich die Anwaltskosten (welche sich zu den Gerichtskosten ungefähr wie 8 zu 5 verhalten) gemindert würden. Infolgedessen wurde dann in die auf „Ermäßigung der Gerichtskosten“ gerichtete Reichstagsresolution auch der Antrag auf „Revision der Anwaltsgebührenordnung“ aufgenommen. Seitdem ist der Notruf über die Höhe der Gerichtskosten weit weniger erklungen, die Not der Prozeßführenden aber ist dieselbe geblieben.

Gegenwärtig liegt nun die Sache so. Auf das Begehren nach Herabsetzung der Gerichtskosten antworten die Regierungen: Wir können die jetzigen Kosten nicht missen. Auf das Begehren nach Herabsetzung der Anwaltskosten antworten die Anwälte: Wir können die jetzigen Kosten auch nicht missen. So ist das deutsche Volk, welches die jetzigen, die Rechtsverfolgung schwer belastenden Kosten fort und fort bezahlen soll, gewissermaßen in eine Zwickmühle geraten zwischen die beiden beim Bezuge der Kosten beteiligten. Da darf man wohl mit Recht fragen: Was hat sich denn nun seit 1879 so geändert, daß diese hohen Kosten zur Notwendigkeit geworden sind?

Was zunächst die Gerichtskosten betrifft, so können wir die Erhöhung derselben in Vergleich mit den früheren (preussischen) doch nicht für ganz geringfügig halten. Stellt man die Hauptgebühren eines vollständigen Prozesses nach den achtzehn Wertklassen des Reichsgesetzes zusammen, diesen die entsprechenden Gebühren nach dem preussischen Gesetz gegenüber und addirt dann beide Zahlenreihen, so erhält man in den Summen ein ungefähres Bild von der Höhe der beiderseitigen Kostensätze. Eine solche Addition giebt für die Reichskosten die Zahl 6182,70, für die früheren preussischen Kosten die Zahl 4636,30. Ein Unterschied von mehr als 33,3 Prozent. Dabei ist der Unterschied in den geringsten Klassen am größten, indem sich hier die Zahlen 6,90 : 2,40, 16,20 : 8,40, 31,20 : 18 gegenüberstehen. In der achtzehnten Klasse stehen sich die Zahlen 877,50 und 594,50 gegenüber. Das Mißverhältnis beider Gebührenreihen steigt aber noch dadurch, daß bei den Reichsgebühren die Kosten für Zustellungen, Abschriften und Portoauslagen hinzu-

treten, während diese nach dem preußischen Tarif nicht besonders berechnet wurden. Die geringern Gebühren, welche das Reichsgesetz für den Urkunden- und Wechselprozeß eingeführt hat, mindern, bei der Seltenheit dieser Prozesse, das Verhältnis nicht in sehr erheblichem Maße. Die durch das Gesetz vom 29. Juni 1881 herbeigeführte Minderung war gewiß sehr dankenswert. Aber sie betraf doch nur eine Anzahl Nebengebühren. Deshalb können wir auch nicht in dieser Minderung den Hauptgrund erblicken, weshalb die Einnahmen an Gerichtskosten im Jahre 1882 so erheblich unter die des Jahres 1881 herabgegangen sind. Das Herabgehen der Gerichtskosteneinnahmen gegen früher hat überhaupt seinen Grund in der Verminderung der Prozesse, einer Folge der hohen Kosten. Diese wurden aber erst nach einiger Zeit im Publikum fühlbar und äußerten dann erst ihre volle Wirkung. Im Jahre 1881 wurden in Preußen noch 537 766 Prozesse anhängig gemacht. Erst im Jahre 1882 sank diese Zahl auf 506 911. Auch spielten während der Jahre 1880 und 1881 noch eine Menge Prozesse fort, die schon vor dem 1. Oktober 1879 angefangen hatten. Daraus erklärt sich, daß im Jahre 1881 noch weit größere Kosten eingingen.

Gleichwohl steht dem Begehren nach Herabsetzung der Gerichtsgebühren unzulänglichbar die Thatsache gegenüber, daß seit der neuen Gerichtsorganisation die Einnahmen der Zivilrechtspflege erheblich gesunken, die Kosten der Justiz aber in die Höhe gegangen sind. Im Jahre 1877/78 betragen in Preußen (jedoch unter Nichteinrechnung der Bezirke Celle, Köln und Frankfurt) die Kosten der Gerichte 46617374 Mark, die Einnahmen 19302333 Mark. Im Jahre 1881/82 betragen die Kosten der Gerichte (für die ganze Monarchie) 51846002 Mark, die Einnahmen aber noch 18238614 Mark. Im Jahre 1884/85 betragen dagegen die Kosten der Gerichte (für die ganze Monarchie) 57850202 Mark, die Einnahmen nur noch 15240671 Mark. Die Einnahmen im Vergleich mit den Ausgaben sind also von 41,4 Prozent (1877) und 35,2 Prozent (1881) auf 26,3 Prozent (1884) heruntergegangen. Zieht man nun weiter in Betracht, daß die meisten deutschen Staaten an Finanznot leiden, so ist ja sehr begreiflich, daß die Regierungen einer Minderung der Einnahmen an Gerichtskosten mit Abneigung gegenüberstehen.

Was die Anwaltsgebühren betrifft, so könnte man es für ein kulturgeschichtliches Rätsel halten, daß die Anwälte, welche bis zum Jahre 1875 mit ungefähr halb so großen Gebühren, von 1875 bis 1879 aber mit ungefähr fünf Achteln der jetzigen Gebühren arbeiteten und dabei recht anständig, zum Teil sogar sehr reichlich lebten, nach der einmütigen Versicherung ihrer Vorstände ohne die vollen jetzigen Gebühren nicht mehr würden leben können. Vielleicht aber dient es zur Klärung der Sache, wenn wir uns einiger früheren Vorgänge erinnern.

Als bei der Verhandlung im Reichstage über die Anwaltsgebührenordnung

(1879) der Berichterstatter, der hannoversche Rechtsanwalt Laporte, die hohen, von der Kommission beschlossenen Gebühren empfahl, sagte er: „Durch die beschlossenen Änderungen glaubte die Kommission vielseitig hervorgetretenen Wünschen, und zwar innerhalb der äußersten Grenzen der Mäßigung und Billigkeit, nachkommen zu sollen. Daß diese so erhöhten Sätze weit zurückbleiben hinter demjenigen, was aus den Kreisen der Standesgenossen, und zwar nicht bloß der Anwaltschaft, sondern auch der Richter, für notwendig und angemessen erachtet ist, darüber liegen eine Menge von Zeugnissen vor. Auf der Erhaltung eines tüchtigen und ehrenhaften Anwaltstandes beruht zweifellos in erster Linie die gedeihliche Entfaltung der neuen Ordnung der Rechtspflege, bei der alle gleichermaßen interessirt sind. Die Wünsche des Anwaltstandes verdienen deshalb gewiß die höchste Beachtung. Sind wir mit unsern Vorschlägen hinter denselben zurückgeblieben, ich kann sagen, weit zurückgeblieben, wenn ich namentlich den Anwaltstag als Vertreter dieser Wünsche mir vorstelle, dann, meine Herren, haben wir das lediglich gethan, um das Gesetz und die einheitliche Gerichtsverfassung für ganz Deutschland überhaupt nicht zu gefährden. Wir haben die Hoffnung gehegt, daß das Opfer, welches zweifellos mit der neuen Ordnung der Dinge auch der Anwaltschaft — und ich glaube der für die Interessen des Vaterlandes und ihres Berufes allezeit opferbereiten Anwaltschaft nicht in letzter Linie — auferlegt wird, von ihr nicht allzuschwer befunden werden wird.“

Gehen wir nun auf die Beschlüsse des von dem Berichterstatter erwähnten Anwaltstages zurück, so äußerte sich dort ein rheinischer Advokat, dessen Anträge vom Anwaltstage angenommen wurden, folgendermaßen: „Der vorgelegte Entwurf mag wohl genügen, um einer angemessenen Anzahl von Anwälten ein Durchschnittseinkommen zu geben; aber das genügt nicht, denn es liegt in der Einrichtung der Anwaltschaft als notwendige Konsequenz, daß immer ein großer Teil der Anwälte nur die Hälfte des Durchschnittseinkommens hat.“ Anknüpfend sodann an einen Ausspruch des Ministers Leonhardt, wonach ein Drittel der Anwälte ein Einkommen über den Durchschnitt, ein Drittel ein Durchschnittseinkommen und das letzte Drittel nur ein Einkommen unter dem Durchschnitte habe, fuhr der Redner fort: „Es kann gewiß nicht die Absicht sein, weder des Reichstages noch überhaupt jemandes, daß ein Drittel der Anwälte ein absolut unauskömmliches Einkommen habe.“ Daraus folgerte er dann, daß man Maßregeln ergreifen müsse, um dieses eine Drittel, welches mit einem unauskömmlichen Einkommen behaftet sei, durch Erhöhung des Tarifs in eine sichere Lebensstellung zu bringen.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Anwälte, indem sie die unbedingte Notwendigkeit der jetzt bestehenden Gebühren vertreten, auch jetzt noch von gleichen Anschauungen ausgehen. Zur Erläuterung ihrer Ansichten würde es vielleicht am besten gedient haben, wenn die zusammengetretenen Vorstände hätten an-

führen wollen, welches Einkommen sie selbst aus ihrer Praxis beziehen. Gehen man aber einmal davon aus, daß die Anwaltsgebühren so hoch sein müssen, daß sie auch dem geringsten der Anwälte eine „sichere Lebensstellung“ gewähren, dann kann man allerdings wohl sagen, daß heute die Verhältnisse der Anwälte nicht so günstig liegen, wie man nach den hohen Gebührenätzen erwarten sollte. Es sind zwei Veränderungen eingetreten, welche es glaublich machen, daß trotz der erhöhten Gebühren ein Teil unserer Anwälte doch nur ein sehr mäßiges Einkommen genießt, ja daß vielleicht an manchen Orten die Gebühren der Anwälte sich überhaupt nicht entsprechend erhöht haben. Diese Veränderungen sind: die volle Mündlichkeit des Verfahrens und die Freiegebung der Anwaltschaft.

Die volle Mündlichkeit stellt den Prozeß — wirklich oder wenigstens scheinbar für den Glauben der Menschen — weit mehr auf die Persönlichkeit des Anwalts als das frühere Verfahren. Je nachdem ein Anwalt das oft nur ziemlich äußerliche Talent der Rede besitzt, wird er von den Parteien bei Übertragung ihrer Prozesse bevorzugt werden. Welche Mißstände aus einer solchen Bevorzugung einzelner Anwälte hervorgehen können, war schon früher in den Ländern, wo volle Mündlichkeit herrschte, nicht unbekannt. In den letzten Jahren vor der neuen Gerichtsorganisation hatte sich bei dem Appellationsgerichte zu Köln der Zustand gebildet, daß die Praxis ausschließlich in den Händen ganz weniger Anwälte war, von denen jeder Prozeßführende seine Sache plädirt haben wollte. Da diese wenigen Anwälte den an sie gestellten Anforderungen garnicht nachkommen konnten, so bildete sich ein förmlicher Justizstillstand, indem die anhängigen Prozesse Jahr und Tag unverhandelt blieben. Wenn nun auch die Sache nur selten zu Mißständen von diesem Maße ausarten mag, so liegt es doch in der Natur der Dinge, daß der Gegensatz von Anwälten mit guter und schlechter Praxis durch die Mündlichkeit des Verfahrens gefördert wird.

Noch mehr aber hat die zweite oben gedachte Veränderung dahin geführt, daß es Anwälte giebt, die nur ein verhältnismäßig geringes Einkommen besitzen. Infolge der Höhe der Kosten haben die Prozesse sich erheblich vermindert. Die oben (S. 356) zur Vergleichung angeführten Summen über die Gerichtseinnahmen kennzeichnen diese Minderung noch nicht in ihrer ganzen Größe. Da nämlich jeder einzelne Prozeß jetzt weit größere Einnahmen liefert, so ist der Rückgang der Zahl der Prozesse noch weit erheblicher, als der Rückgang der Einnahmen. In der That finden wir aufgeführt, daß, während im Jahre 1878/79 in Preußen 976 501 Prozesse anhängig geworden sind, die Zahl der Prozesse bereits im Jahre 1881 auf 537 766 gesunken ist, und endlich nach mehrfachen noch niedrigeren Schwankungen im Jahre 1885 532 429 betragen hat. Das sind nur noch 54,5 Prozent der frühern Zahl.

Dagegen hat sich die Zahl der Anwälte vermehrt. Im Jahre 1880 waren (mit Ausschluß der Reichsgerichtsanwälte) innerhalb Deutschlands 4091 An-

wälte, im Jahre 1885 dagegen 4536 vorhanden. Das ergibt eine Vermehrung um 10,9 Prozent. Diese Vermehrung hat aber nicht gleichmäßig stattgefunden. In einigen Ländern ist die Zahl der Anwälte sogar erheblich zurückgegangen. So namentlich in Mecklenburg und Hamburg, in Sachsen und Thüringen, auch in einigen bairischen Bezirken. Umso größer ist die Vermehrung an andern Orten gewesen. In vierzehn Oberlandesgerichtsbezirken hat sich die Zahl um 33,4 Prozent, in den acht altpreussischen Provinzen allein um 45,7 Prozent, in Berlin sogar um 79,7 Prozent vermehrt. Gleichwohl kommt auch jetzt noch ein Anwalt in Mecklenburg schon auf 3387 Einwohner, in Hamburg auf 3793, in Sachsen auf 5772, während in Berlin, wo die größte Steigerung stattgefunden hat, ein Anwalt doch nur auf 8167 Einwohner kommt. Danach scheinen auch an den Orten, wo eine Minderung eingetreten ist, immer noch für das wirkliche Bedürfnis nicht zu wenig Anwälte vorhanden zu sein. Endlich ist auch innerhalb der einzelnen Gerichtsbezirke die Verteilung der Anwälte eine andre geworden. Die Anwälte haben sich nach den größern Städten gedrängt, und das übrige Land ist von ihnen entleert. Durch diese an einzelnen Orten eingetretene starke Konkurrenz ist natürlich die Praxis derjenigen Anwälte, welche nicht ganz obenauf schwimmen, sehr vermindert; und es ist daher sehr glaublich, daß in letzter Reihe sich Anwälte finden, die nur wenig zu thun und deshalb auch nur wenig zu leben haben.

Die Verminderung der Praxis der Anwälte können wir uns an folgenden Zahlen anschaulich machen. Nehmen wir an, daß die für das Jahr 1880 gemeldete Zahl von Anwälten (4091) auch in dem Geschäftsjahre 1878/79 vorhanden gewesen sei, so fielen damals in Preußen auf einen Anwalt 511 neu anhängig gewordene Sachen. Nach den Zahlen des Jahres 1885 fielen aber auf einen Anwalt nur noch 216 neue Sachen. Ein gewaltiger Unterschied!

Sollen nun diese Zustände in Deutschland dauernd werden? Es ist unzweifelhaft, daß dadurch der Wert der Justiz, mindestens im Bewußtsein unsers Volkes, mehr und mehr sinken würde. Wir Deutschen sind nun einmal nicht so reich wie die Engländer, welche fabelhafte Summen für ihre Prozesse bezahlen können. Vorzugsweise der Mittelstand und die ärmern Klassen sind es, welche bei uns in Prozesse verfallen, und diese werden durch die enormen Kosten überaus hart getroffen. Schon jetzt scheuen alle Verständigen (so namentlich der Kaufmannsstand) einen Prozeß wie das Feuer; und man leidet vielfach lieber Unrecht, als daß man den Gang zum Anwalt und Richter wagt. Wenn — wie verlautet — die Gerichte sich dahin ausgesprochen haben, daß die bestehenden Kosten nicht so hoch seien, so möchten wir — mit Verlaub zu sagen — behaupten, daß die Gerichte als solche über diese Frage kein Urteil haben. Sie sehen nur die Prozesse, die geführt werden, nicht aber die, welche durch die hohen Kosten unterdrückt werden. Sie werden auch nicht die Empfindungen gewahr, mit welchen die hineingefallenen Parteien die hohen Kosten-

rechnungen entgegennehmen. Die Thatsache, daß im Vergleich zu der Zeit vor 1880 die Zahl der Prozesse fast auf die Hälfte zurückgegangen ist, spricht für sich selbst und bezeugt ein unnatürliches und ungesundes Verhältnis. Sicherlich kann man nicht behaupten, daß früher fast die Hälfte aller Prozesse frivol geführt und deshalb unnötig gewesen sei. Triviale Prozesse giebt es auch heute noch. Bei Schaffung der neuen Kostengesetze hat vielleicht mancher sich damit getröstet, daß das neue Verfahren, wenn auch sehr teuer, doch wenigstens feinen innern Qualitäten nach so vortrefflich sei, daß man dafür die hohen Kosten bezahlen könne. Wir wissen nicht, ob es Schwärmer giebt, die auch heute noch an diesem Glauben festhalten. In einigen deutschen Ländern, wo noch bis zum Jahre 1879 ein altes, schlechtes Verfahren im Gange war, mag der neue Prozeß als eine Wohlthat empfunden werden. Für den größern Teil Deutschlands, namentlich für Preußen, ist aber durch ihn sicherlich keine Verbesserung der Rechtsprechung herbeigeführt worden. Wohl mochten in dem frühern Verfahren die Sachen mitunter recht geistlos-mechanisch abgethan werden. Aber die in unendlicher Breite sich hinspinnenden mündlichen Verhandlungen sind auch nicht immer geeignet, die Weisheit der Richter zu fördern, und sie belasten deren Zeit in einer Weise, die sich notwendig an den Sachen selbst rächt. Der prozeßualischen Streitfragen sind auch nicht weniger geworden; und vor allem bilden die den Prozeß beherrschenden Formalitäten eine ständige Gefährdung des materiellen Rechtes. Auch die mitunter gehörte Behauptung, daß die Prozesse jetzt schneller verliefen, dürfte auf Täuschung beruhen. Vor kurzem meldeten die Zeitungen, daß der berühmte Prozeß der Rheinbrohler Kirchengemeinde gegen die dortige Zivilgemeinde in erster Instanz vier Jahre gedauert habe. Wir erinnern uns nicht, in dem frühern Verfahren eine so lange dauernde Instanz erlebt zu haben. Kurz, die Rechtsprechung ist nicht besser, aber weit teurer geworden. Das ist alles. Sonderbar: während man auf allen andern Gebieten des Staatslebens (z. B. bei der Post, der Eisenbahnverwaltung, der Gesundheitspflege u.) unablässig bemüht ist, das Leben der Staatsangehörigen zu erleichtern und zu sichern, und auch diesem Ziele immer näher rückt, hat man bei der Justiz gerade den entgegengegesetzten Weg beschritten.

Sind die bestehenden Einrichtungen von der Art, daß man, ohne andre Interessen allzusehr zu verletzen, die Prozeßkosten nicht herabsetzen kann, so taugen eben die Einrichtungen nichts, und sie müssen dann geändert werden. Eine Justiz, und wäre sie selbst die beste der Welt, ist wertlos, wenn sie so teuer ist, daß man sie nicht bezahlen kann.

Betrachten wir zunächst die Einrichtung, welche das Einkommen vieler Anwälte geschmälert hat, die Freigebung der Anwaltschaft. Sie ist ins Leben gerufen durch politische Gründe, die wir in vollem Maße anerkennen. Es ist nicht nötig, die Ausübung des Anwaltsberufes an eine obrigkeitliche Gestattung zu binden. Die Anwaltschaft ist ihrer Natur nach ein freier Beruf, dessen

Ausübung man keinem, der die nötigen Fähigkeiten besitzt und dessen Lebensführung vorwurfsfrei ist, verwehren soll. Namentlich liegt eine wohlthätige Bürgschaft für die relative Unabhängigkeit des Staatsdienstes darin, daß der Beamte, wenn er bei Ausübung seines Dienstes mit seiner Überzeugung in Widerstreit geraten sollte, in den Anwaltsberuf übertreten und so sein Leben sichern kann. Diese Gründe führen aber nur dahin, daß es geboten ist, die Anwaltschaft subjektiv freizugeben. Durchaus nicht geboten war die gleichzeitige objektive Freigebung. Gerade diese objektive Freigebung trug die Nachteile in sich, unter welchen jetzt die Justiz leidet. Eine Rechtsvertretung, die man zu einem organischen Bestandteil der Rechtspflege gemacht hat, durfte nicht als ein freies Gewerbe behandelt werden, welches jeder ausüben kann, wo er Lust hat. Während man bei Befürwortung der hohen Anwaltsgebühren stets die Warnung vor einem Anwaltsproletariat im Munde führte, schuf man in der gleichzeitigen objektiven Freigebung der Anwaltschaft den abschüssigen Boden, der zu einem solchen Proletariat führen mußte, und der überdies die im Interesse der Rechtspflege so notwendige gleichmäßige Verteilung der Anwälte außer acht ließ. Die Justiz ist kein Handwerk, dessen Betrieb sich am besten nach dem Grundjatz der freien Konkurrenz regelt.

Man sollte daher, unter Beibehaltung der subjektiven Freiheit der Anwaltschaft, die Einrichtung treffen, daß die Zahl der Anwälte bei jedem Gerichte nach dem jederzeitigen Bedürfnis auf dem Verwaltungswege festgestellt werde und nur innerhalb dieser Zahl neue Anwälte zugelassen würden. Für konkurrierende Bewerber müßte dann noch eine Reihenfolge bestimmt werden, nach welcher sie in eine erledigte Anwaltsstelle einzutreten berechtigt wären.

Was sodann die Gerichtsgebühren betrifft, so liegt in der That sache, daß unsere Justiz, obgleich die Zahl der Sachen sich fast auf die Hälfte verringert hat, doch weit mehr kostet, der Beweis, daß die Justiz zu luxuriös eingerichtet ist. Kann man nun nicht, wie wir dies nach Lage der Verhältnisse für unthunlich halten, an den Gehältern der Richter sparen, und ist es auch nicht möglich, die Verhandlungen so abzukürzen, daß dadurch die Sachen schneller erledigt werden, so muß man an den Instanzen zu sparen suchen. Das einfachste Mittel, das in dieser Richtung eingeschlagen werden könnte, wäre das, die amtsgerichtliche Zuständigkeit zu erweitern.

Daß Rechtsstreitigkeiten schon in erster Instanz womöglich eine kollegiale Entscheidung finden müssen, gehört in die Reihe der Aberglaubenssätze, die man lange den Franzosen nachgesprochen hat. Der französische Friedensrichter hatte ursprünglich eine Kompetenz nur bis zu hundert Franken. Demgemäß wiesen auch die deutschen Gerichtsverfassungsgesetze dem Einzelrichter meistens nur eine beschränkte Kompetenz zu, welche sich zwischen Summen von dreißig Mark Lübisch und 300 Thalern bewegte. Die letztere Summe galt in Bremen; in Hamburg 250 Thaler, in Hannover 150 Thaler. Es gab aber auch Länder, in welchen

der Einzelrichter eine durch keine Summe begrenzte Kompetenz hatte. So bildeten z. B. in Kurhessen vor 1867 die Amtsgerichte die erste Instanz für alle Zivilsachen, mit Ausnahme der Sachen des Staates, des Landesherrn und der Ehescheidungssachen, und man sagt, daß sich das Land dabei sehr gut befunden habe. In der That ist gar kein Grund vorhanden, weshalb man nicht in weitem Umfange für die Parteien den Versuch offen halten sollte, ihre Sache in einfachster Weise durch die Entscheidung eines Einzelrichters erledigen zu lassen. Genießt der Einzelrichter Vertrauen, so wird in vielen Fällen mit seiner Entscheidung die Sache zu Ende gehen. Können die Parteien sich bei seiner Entscheidung nicht beruhigen, so bleibt ihnen die Erwirkung einer kollegialischen Entscheidung mittels Berufung vorbehalten.

Bereits in der Reichsjustizkommission wurde wiederholt der Antrag gestellt, die amtsgerichtliche Zuständigkeit (auf 500 Mark) zu erhöhen, und dieser Antrag nur mit einer kleinen Stimmenmehrheit abgewiesen. Bei der gegenwärtigen Sachlage würden wir es für durchaus zuträglich halten, wenn man auf diesen Gedanken zurückkäme und die Zuständigkeit der Amtsgerichte, sagen wir auf das Doppelte der jetzt maßgebenden Wertsumme, ausdehnte. Dadurch würde eine nicht ganz geringe Zahl von Sachen, welche jetzt bei den Landgerichten und den Oberlandesgerichten erledigt werden, bei den Amtsgerichten und Landgerichten, also mit weit geringern Richterkräften, ihre Erledigung finden. Für die Amtsgerichte würde durch diese Kompetenzerweiterung kaum eine erhebliche Vermehrung der Richter erforderlich werden, jedenfalls eine weit geringere als die Ersparung, welche an Richterkräften bei den Landgerichten und Oberlandesgerichten dafür eintreten könnte. Selbst wenn man etwa, um die kollegialische Entscheidung zweiter Instanz vollwichtiger zu machen, anordnen wollte, daß in Berufungssachen über 300 Mark die Landgerichte mit fünf Richtern besetzt sein sollen, so würde doch noch immer an Richterkräften erheblich gespart werden. Eine weitere Folge jener Kompetenzerweiterung würde die sein, daß die Anwälte bei den Amtsgerichten wieder größere Beschäftigung fänden und sich deshalb auch in größerer Zahl dort niederließen. Dadurch würde die Prozeßführung bei den Amtsgerichten wieder erleichtert werden. Jetzt ist dieselbe durch den Mangel an Anwälten in den kleinen Orten oft in hohem Maße erschwert. Die Parteien, die sich nicht selbst vertreten können, sind genötigt, einen an dem fernen Landgerichtsitz wohnenden Rechtsanwalt mit ihrer Vertretung zu beauftragen. Dann treten zu den gewöhnlichen Gebühren noch die sehr hoch bemessenen Reisekosten des Anwalts hinzu, die häßlichste aller Gebühren, weil sie den Prozeß ganz unabhängig von der Höhe des Streitgegenstandes belastet und so mitunter zu Rechnungen führt, die den Wert des Streitgegenstandes um das Drei- und Vierfache übersteigen.

Die Ausdehnung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit können wir jedoch nur unter der Bedingung empfehlen, daß das amtsgerichtliche Verfahren in einigen

Punkten geändert werde. Zuvörderst müßte der § 470 der Zivilprozeßordnung, welcher dem Amtsrichter bei Feststellung des Prozeßstoffes die vollste Willkür in die Hand giebt, dahin geändert werden, daß der Thatbestand des Rechtsstreites, soweit nicht dafür auf Schriften der Parteien Bezug genommen werden kann, sofort durch das Terminsprotokoll festgestellt werde. Bei einer ausgebreiteteren Zuständigkeit wäre das Paschatum des gegenwärtigen amtsgerichtlichen Prozeßes vollends unerträglich. Sodann müßte bei den Amtsgerichten der Selbstbetrieb des Prozeßes durch die Parteien fallen. Für ein Verfahren, das darauf berechnet ist, auch ohne Anwalt von den Parteien geführt zu werden, hat dieser Selbstbetrieb keinen Sinn.

Wenn in dieser Weise den Anwälten wieder ein gebührendes Einkommen gesichert wird und durch Verminderung der Zahl der Richter die Kosten der Rechtspflege wieder in ein angemessenes Verhältnis zu ihren Leistungen gebracht sein werden, dann werden damit die Hauptgründe, die man jetzt einer Minderung der Prozeßgebühren entgegensetzen kann, beseitigt sein. Bleibt der gegenwärtige Zustand mit seinen hohen Kosten, so wird sich im deutschen Volke mehr und mehr der Glaube festsetzen, daß die Justiz weniger auf das Wohlergehen als auf die Ausbeutung der Menschen berechnet sei.



Ein englischer Taktiker über den deutsch-französischen Krieg.



ihre Bettern jenseits des Kanals haben es uns gegenüber ziemlich häufig an verwandtschaftlicher Gesinnung fehlen lassen, und nicht zum wenigsten hatten wir uns über ihre verdächtige Haltung zu beklagen während des schweren Waffenganges, der zwischen uns und unserm Erbfeinde jenseits der Vogesen entschied. Es gab gewiß nicht wenige in den vereinigten Königreichen, welche eine deutsche Niederlage nicht nur erwarteten, sondern wünschten, und das ist umso erstaunlicher, als die Franzosen auch den Engländern seit Jahrhunderten als Erbfeinde galten, während sich zwischen Großbritannien und Deutschland niemals im Laufe der Geschichte ernsthafte Reibungen ereignet haben.

Anderseits muß anerkannt werden, daß die Engländer allen übrigen Nationen vorangingen, den Deutschen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nachdem diese ihre Überlegenheit über das Volk, das sich für das erste der Welt

hielt, erwiesen hatten. Das lag an dem objektiven Sinne der angelsächsischen Rasse, an der ihr eingebornen Neigung zum Wahren und Wirklichen, an ihrer instinktiven Abneigung vor Wahngelbilten, Illusionen und Hirngespinnsten. Es ist das derselbe Zug, der die englische Presse, namentlich denjenigen Teil derselben, der aus Wochen- und Monatschriften besteht, zur objektivsten und pragmatischsten der Welt macht.

So hat es denn in England auch nicht an Stimmen gefehlt, welche sich über die deutsche Kriegskunst, wie sie sich in dem Kriege von 1870 offenbarte, aussprachen. Man glaubt auf dem Kontinent nicht sehr an die militärische Maßgeblichkeit der englischen Offiziere; dennoch giebt es unter ihnen Männer von großer Bildung und gründlichen Kenntnissen, Männer, deren Meinung Beachtung erheischt, und so verdient auch eines der neueren Werke der kriegswissenschaftlichen Literatur Englands ein besonderes Interesse in Deutschland, insofern es die taktischen Erfahrungen während des deutsch-französischen Krieges einer eingehenden Betrachtung unterwirft. Sein Verfasser, der Kapitän F. Gleadowe Stone, ist Mitglied des Generalstabs und Instruktor der Befestigungskunde am Royal Military College zu Sandhurst.

Herrn Gleadowe Stones Tactical Studies from the Franco-German War of 1870—1871 (London, 1884) entwickeln die Ansicht, daß der deutsch-französische Krieg der letzte und bedeutendste sei, der auf die Taktik von bestimmendem Einflusse gewesen sei. Wenn sich auch die Kriegskunst nicht, nach einem beliebigen, aber sehr übertriebenen Ausspruche Napoleons, alle zehn Jahre vollkommen umgestaltet, so ist es doch ersichtlich, daß viele taktische Probleme und Theorien nach jedem bedeutenderen Feldzuge beträchtliche Abänderungen erleiden. Der letzte Krieg, der das technische Interesse der Militärs aller Nationen fesselte, war der russische Einmarsch in die Türkei vom Jahre 1877. Es ist aber vom militärischen Standpunkte aus eine der sonderbarsten Erscheinungen, daß es Rußland bei seinem Kriegszuge gegen die Türkei versäumt hat, die praktischen Lehren des deutsch-französischen Krieges zu verwerten. Besonders trifft dieser Vorwurf zu in Bezug auf die geeignete Anwendung der Reiterei, auf die kombinierte Aktion der Artillerie, auf die Würdigung der weittragenden Feuerwaffen, und endlich auf die durch die moderne Kriegführung erwiesene Notwendigkeit, den Vorstoß durch die Feuerwirkung zu ersetzen. In allen diesen wichtigen Fragen sind die Erfahrungen des russisch-türkischen Krieges bloße Wiederholungen des deutsch-französischen und weisen mithin nach keiner andern Richtung als die letztern, nur mit weniger Klarheit und Entschiedenheit. In Übereinstimmung mit der Meinung unsrer militärischen Kreise ist es deshalb auch Kapitän Stones Ansicht, daß die Ereignisse von 1870 ohne Zweifel noch immer die geeignetsten Beispiele für das kritische Studium der Strategie und Taktik liefern, besonders aber jene Reihe heißer Kämpfe, die, abschließend mit der Kapitulation von Sedan, den ersten Abschnitt des Feldzuges bilden.

Die Literatur über dieses wunderbare Kapitel der Kriegsgeschichte ist ungemein ausgedehnt, aber in der Regel etwas weitschweifig und besonders in den Veröffentlichungen der fremden Autoren übermäßig mit Fragen politischer und sentimentaler Natur versehen, die für den Studirenden kein Interesse haben. Davon unterscheiden sich die „Taktischen Studien“ des Kapitän Stone sehr vorteilhaft, indem sie sich ausschließlich mit technischen Fragen beschäftigen und einen klaren, erschöpfenden Bericht über die Schlachten von Wörth, Spicheren, Mars la Tour, Gravelotte und Sedan darbieten. Diese Auswahl, sagt der Verfasser, ist in der Absicht getroffen, die Führung großer Schlachten in modernen Zeiten zu erläutern, und zwar unter Bedingungen, welche in jedem Falle lehrreich für die Anwendung der taktischen Prinzipien sind fast für alle nur denkbaren Lagen, in die ein General oder Stabsoffizier gelangen kann. Das erste Erfordernis eines technischen Werkes, das einer streng methodischen Anordnung, ist hier in vollstem Maße erfüllt. Alle strategischen Betrachtungen werden in dem ersten Kapitel erledigt, welches in kurzem Abriss die Geschichte des Krieges vom 6. bis zum 31. August giebt und die getrennten Operationen der drei deutschen Heere von der Niederlage Mac-Mahons bei Wörth bis zur Gefangenahme des französischen Kaisers bei Sedan umfaßt. So kommen die taktischen Fragen, die in dem übrigen Teile des Buches systematisch besprochen werden, schön und rein zur Darstellung. Diese Anordnung wird der praktische Leser wohl zu würdigen wissen, der sich in den meisten Werken dieser Art gezwungen sieht, das Technische aus einer erdrückenden Masse von fremdem Beiwerk herauszusuchen. Kührende Vorfälle und tapere Thaten sind wohl für das große Publikum recht anziehend; in militärischen Abhandlungen können sie aber nur als unbequeme Nebensache betrachtet werden. Übrigens scheint Kapitän Stone, da er die Schlachtfelder, von denen er handelt, oft besucht hat, auch die gewöhnlich von den fremden Offizieren vernachlässigte Aufgabe auf sich genommen zu haben, sich von den Behauptungen und Schlüssen der frühern Schriftsteller durch eignen Augenschein zu überzeugen.

Wenn man das ungeheure Terrain berücksichtigt, welches die moderne Feuerkraft im Laufe einer einzigen großen Schlacht zu bedecken nötigt, so könnte es scheinen, als ob alle leitenden Gesichtspunkte der modernen Kriegführung innerhalb ein und desselben Kampfes in ziemlicher Vollständigkeit zur Anschauung kämen. Dennoch hat jedes irgendwie bedeutendere Treffen seine besondern taktischen und strategischen Merkmale, die ihm seinen eigentümlichen Charakter verleihen; und gerade in der klaren und sichern Hervorhebung dieser Merkmale besteht der Hauptwert des Stone'schen Werkes.

So hatten beispielsweise die Schlachten von Wörth und Spicheren, die mit der vollständigen Lahmlegung von Mac Mahons Armee endigten, das außerordentliche strategische Ergebnis, die französischen Truppen von Straßburg von denen um Metz zu trennen und so ein gemeinsames Vorgehen Bazaines

und Mac-Mahons zur Unmöglichkeit zu machen. Ferner erwiesen sie neben manchen andern taktischen Grundregeln in ganz hervorragendem Maße die Bedeutung eines besondern Umstandes. Sie ließen nämlich den Nachteil, ja die Gefahr erkennen, die darin liegt, der Vorhut Befehle zur Verbedung der Hauptarmee zu gestatten, bevor die Maßnahmen des Befehlhabers vollkommen ausgeführt sind. Wenn die Schlacht von Wörth, meint Kapitän Stone, am 7. August, an dem Tage, den der Kronprinz dafür festgesetzt hatte, und nicht am 6. August geschlagen worden wäre, so hätte nach menschlicher Berechnung Mac-Mahon aufgehört, in den folgenden Operationen noch irgendeine Rolle zu spielen. Und von Spicheren sagt er: „Wir sehen während der ganzen Schlacht die deutschen Truppen in den Kampf eilen, sobald sie auf dem Schlachtfelde ankommen, ohne Rücksicht auf die Division oder das Korps, zu welchem sie gehören, und nicht minder ohne Rücksicht auf irgendeinen wohl-erwogenen Schlachtplan. Nur der vollkommenen Dezentralisation in dem ganzen deutschen Heere ist es zu verdanken, daß ein solches Vorgehen, wie das bei Spicheren, möglich war, ohne die schwerste Verwirrung und infolge davon Unfälle hervorzurufen.“ Die Kämpfe um den Stifswald und den Rothenberg bei Spicheren werden ein klassisches Beispiel für die Gefahren bleiben, welche ein Mißverständnis des defensiven Wertes von Hügelabhängen in sich birgt, ein Beispiel, welches Kapitän Stone den Führern der englischen Unternehmungen in Südafrika zum Studium empfiehlt, wo seine gehörige Berücksichtigung die englischen Streitkräfte vor mehr als einem Mißgeschick bewahrt hätte.

Es ist zu bedauern, daß es der Verfasser bei der Beschreibung und Erläuterung der Kämpfe vom 14. bis zum 19. August, durch welche Bazaines Armee auf Metz zurückgeworfen wurde, unterlassen hat, gleich eingehende Einzelheiten über das Treffen von Colombey zu geben, das ein so vortreffliches Beispiel für das bedenkliche Unternehmen darbietet, im Angesichte des Feindes einen bedeutenden Fluß zu überschreiten.

Mars la Tour wird mit der größten Genauigkeit behandelt, besonders um die Waghalsigkeit der Flankenmärsche in der Nähe des Feindes, wie sie die deutschen Streikräfte ausführten, und die sträfliche Nachlässigkeit darzutun, mit der die Franzosen es veräumten, mit dem Feinde Fühlung zu nehmen. Diese Veräumnis war es, welche die Franzosen daran hinderte, aus dem unvermeidlichen Flankenmarsche unsrer Truppen Nutzen zu ziehen. Für die rein taktischen Lehren, die sich aus den Kämpfen um Metz ergeben, sind die großen Resultate besonders wichtig, die durch die selbständige Verwendung der Artillerie erzielt wurden, die oft in kühner Weise ohne Unterstützung und in Massen vor die Front geschoben wurde, ebenso der richtige Gebrauch der Kavallerie in der Reserve. Die Schlacht von Gravelotte wiederum zeigt mehr als irgendeine andre die außerordentlichen Vorteile, welche die geschickte Ausnutzung der natürlichen festen Position zur eiligen Errichtung von Feldwerken

gewährt. Die geschickte Ausnutzung der Artillerie in großen Massen bildet auch den hervorragenden Zug der großen Aktionen um Sedan; in andern Sinnen stechen die glänzenden, aber nutzlosen Kavallerieangriffe der Franzosen hervor und der hartnäckige Streit um die Dörfer zur Erlangung fester Stützpunkte. Auch die Kunst, zur rechten Zeit in der Truppenzahl oder in der Stellung der Stärkere zu sein, erfährt durch die feine Kritik der von Stone behandelten fünf Schlachten eine ungemein lichtvolle, und trotz des trockenen Tones, der in dem Buche waltet, auch anregende Behandlung, deren Verständnis durch die vielen, vorzüglich ausgeführten Karten und Skizzen aufs trefflichste gefördert wird.

Bebauerlich ist es, daß Kapitän Stone seine Studien nicht auch auf den zweiten Abschnitt des großen Krieges ausgedehnt hat, der einen wesentlich andern Charakter an sich trägt. Eine Vergleichung mit den Werken von Blume (Operationen von Sedan bis zur Beendigung des Krieges) und Wartensteins (Operationen der Südmee) wäre gewiß höchst lehrreich geworden, zumal da Stones Methode den Vorzug einer strengern Systematik besitzt.



Französische Charakterköpfe.

Don A. Ottifer-Démarais.

I. Hippolyt Taine.

(Schluß.)



ie nur selten bei einem im Hinblick auf die von ihm bearbeiteten Gebiete und die Summe seines Schaffens so fruchtbaren Schriftsteller, dessen literarische Wirksamkeit sich nun schon über ein Drittjahrhundert erstreckt, trägt das Gesamtwerk Taines, trotz seiner äußern Mannichfaltigkeit und der Verschiedenartigkeit der behandelten Stoffe, einen durchaus einheitlichen Charakter, den Stempel jener Harmonie, welcher nur dem bahnbrechenden Auservählten eigen ist, dessen Schaffen durchaus in dem Boden selbständigen Denkens und Forschens ruht. Diese Einheit, welche uns in Taines Schriften entgegentritt, gleichviel, ob sie nun, wie seine ästhetischen Vorlesungen, die Kunst oder ob sie, wie seine Essays über Livius, Lafontaine, Balzac, Guizot, Michelet, das Individuum, wie seine Geschichte der englischen Literatur, das intellektuelle Leben einer ganzen Nation, wie seine Aufzeichnungen über England und sein „Leben und Meinungen von Thomas Gerstenkorn“, die Verhältnisse und Eigentümlichkeiten eines bestimmten

Mittelpunktes und einer begrenzten Zeitperiode zum Gegenstande haben, ob sie in angenehmer, leichter Form Gesehenes, Anschauungen und Erinnerungen bieten sollen, wie seine Reisebeschreibungen in den Pyrenäen und in Italien, ob sie von der Geschichte einer ganzen Nation und großen, die Geschichte der ganzen Welt beeinflussenden Ereignissen handeln, wie seine „Ursprünge des heutigen Frankreich,“ oder ob sie endlich dem abstrakten Gebiete der reinen Philosophie angehören, wie sein Buch von der Intelligenz. Seine Kritiker haben sich bemüht, aus seinen Schriften ein philosophisches System aufzubauen. Taine verwahrt sich eifrig dagegen, da er keinen Anspruch darauf erhebe, ein System zu besitzen, sondern höchstens versucht habe, einer einheitlichen Methode zu folgen; ein System sei die Darstellung und Erklärung eines ausgebauten Ganzen und setze ein abgeschlossenes philosophisches Werk voraus; er habe sich lediglich bemüht, in einer gewissen Richtung und auf eine gewisse Art zu arbeiten.

Taines Methode nun, seine Art besteht in der Anwendung des Verfahrens der naturwissenschaftlichen Forschung auf menschliches Empfinden, Denken, Schaffen, Handeln. Emporgewachsen in einem Jahrhundert der exakten Analyse, ist Taine der Überzeugung, daß alles Philosophiren nutzlose phantastische Spielerei sei, wenn es sich nicht auf die feste Grundlage der empirischen Wissenschaften stelle. Wie der Naturforscher die Eigentümlichkeiten der Arten als die Ergebnisse äußerer Umstände und Einflüsse erklärt, so stellt Taine den Menschen, das Kunstwerk, das literarische Denkmal, Gedanken und Anschauungen einer Nation, das geschichtliche Ereignis als den Ausfluß der Zusammenwirkung von Zeit, Ort und Umgebung, Himmelsstrich und Volksstamm x. dar. Wie der Naturwissenschaftler die physiologische Entwicklung der Natur nachweist, so Taine die psychologische der Geister, Völker und Zeiten. Seine Methode besteht in der Erklärung der geistigen Äußerungen des Lebens des Menschen und der Gesellschaft aus den physiologischen Entstehungsbedingungen derselben. Taine ist immer philosophischer Denker, er bleibt es als Sittenschilderer, als Reisebeobachter, als Kunst- und Literarkritiker, er bleibt es als Geschichtsschreiber. In allen seinen Schriften begegnen wir den beiden charakteristischen Seiten des Philosophen, die Dinge immer nach ihrem allgemeinen Zusammenhange zu erfassen, die zerstreuten Thatfachen methodisch zu ordnen. Vielleicht würde er, wenn ihn die Unduldsamkeit der Universitäts-theoretiker nicht zum Schriftstellerberufe getrieben hätte, seine Arbeit auf das Gebiet der spekulativen Philosophie beschränkt haben. Man kann sich ihn leicht wie Spinoza, wie Kant, wie Hegel und andre in der einsamen Abgeschlossenheit einer rein spekulativen Thätigkeit, mit der Ausarbeitung einer Ethik, einer Kritik der Vernunft, einer Phänomenologie des Geistes beschäftigt denken. Sein Lebensgang, der Zwang des Broterwerbes, aber wohl auch seine große Beobachtungsgabe haben ihn auf Gebiete geführt, wo er im Gegensatz zu den unbegrenzten Sphären der Metaphysik, der Hypothese ein beschränktes, reelles Wirkungsfeld für Bethätigung seines

Geistes fand, wo er die philosophische Erkenntnis an der konkreten Thatfache erweisen konnte.

Nach den bis in die Mitte der siebziger Jahre erschienenen Schriften Taines konnte man ahnen, daß er einst auch das Gebiet der Geschichte betreten würde; dennoch mochte man sich ihn schwer als Geschichtschreiber in des Wortes eigentlichem Sinne vorstellen, und das ist er auch nicht. Wenn der Geschichtschreiber sich die Aufgabe zu stellen hat, mit scharfsichtiger Kritik und wahrheitsgetreu das große, farbenreiche Gemälde vergangener Zeiten und Geschlechter mit ihrem Empfinden, Denken und Handeln, mit ihren Charakteren und Gestalten in epischer Darstellung zu entrollen, die Thatfachen, wie sie sind, in ihrer Wahrheit wirken zu lassen, so ist Taine kein Historiker. Er ist vielmehr der Philosoph der Geschichte, welcher an ihr die natürlichen Gesetze aufzeigen will. Diese Methode der Geschichtschreibung ist gewiß nicht aller Vorzüge bar, aber sie birgt die große Gefahr in sich, daß der Geschichtschreiber sich die Geschichte konstruirt, die Thatfachen einseitig und kurzichtig so zurecht legt, daß sich Gesetze an ihnen nachweisen lassen, die doch nur hineindemonstrirt werden, und Taine ist dieser Gefahr nicht entgangen. Er selber sagt irgendwo: Die Geschichtschreibung ist eine Kunst, sie ist aber auch eine Wissenschaft. Nicht umsonst haben sich die Griechen die Klio in Gesellschaft einer Terpsichore und einer Thalia gedacht. Als Künstler haben Schiller, Voltaire, Michelet Geschichte geschrieben, Taine will sie als wissenschaftlicher Denker und Forscher schreiben. Er begnügt sich dabei nicht mit der geschichtlichen Beweisführung, sondern er will die Ursachen der geschichtlichen Ereignisse, deren „Ursprünge,“ wie ja der Titel seines selber sagt, philosophisch darlegen. Er hat in einem Essay über Michelet das Wesen der modernen Geschichtschreibung dahin zusammengefaßt: Die Geschichtschreibung verlangt vom Schriftsteller die Überlegung; wenn sie die bildnerische begeisterte Eingebung zur Arbeiterin hat, so hat sie die weise Kritik und die vorsichtige Verallgemeinerung zu Werkzeugen. Ihre Gemälde müssen ebenso lebensvoll sein wie die der Dichtung, aber ihr Stil muß ebenso genau, ihre Einteilung ebenso bestimmt, ihre Gesetze ebenso erweisen, ihre Schlußfolgerungen ebenso zutreffend wie die der Naturgeschichte sein.

Bei Taine würde man vergeblich jenes erste Erfordernis des Historikers suchen: das lebensvolle, epische Gemälde. Bei ihm ist die Geschichtschreibung philosophische Methode und Demonstration, die der Mathematik ihre Schärfe und ihre Klarheit entlehnt; die lebendige Erzählung, die farbenreiche Schilderung fehlt. Man denkt bei der Lektüre seiner „Ursprünge“ unwillkürlich an die Worte Spinozas in der Vorrede zum dritten Buche der Ethik: Es mag manchem seltsam erscheinen, aber meine Methode besteht darin, die menschlichen Fehler und Narrheiten mit dem Verfahren vernunftgemäßer Beweisführung wie es für die Figuren der Geometrie Anwendung findet, zu behandeln.

Man kann Taines Auffassung der Geschichte dahin bestimmen: In seinen

Augen ist alles, was wir die menschliche Seele nennen, ein Erzeugnis; die sichtbaren Handlungen gehen aus einem unsichtbaren Zustande hervor, der selber wieder aus einigen sehr allgemeinen Ursachen, welche das Individuum beherrschen, entstanden ist; drei dieser Kräfte oder Ursachen sind besonders leicht zu erfassen: Volkstamm, Ort und Zeit.

Aus dieser Auffassungsweise der Geschichte entspringen gleichzeitig mehrere Vorzüge vor der rein erzählenden Art, aber auch mehrere Nachteile, und je nach dem Standpunkte, auf den man sich stellt, je nach Weltanschauung und Gemütsanlage des Lesers wird er der einen oder der andern den Vorzug geben, die Vortheile oder Nachteile überwiegend finden. Zunächst entspringt aus derselben eine überraschende Einheit und Einfachheit, die wie keine andre Darstellungsart die Gesamtwirkung einer so schwer zu überschauenden geschichtlichen Periode, wie die französische Revolution es ist, hervortreten läßt; anderseits ermöglicht sie neben dieser übersichtlichen Einheit wie keine andre die erschöpfende Vorführung der Einzelheit, die Zerlegung der seelischen Persönlichkeit durch den Nachweis der auf dasselbe bestimmend einwirkenden, es beherrschenden, es gestaltenden Erzeugungsbedingungen, die Aufzählung der Thatfachen und aller den Thatbestand bildenden kleinen Einzelheiten. Dagegen fehlt ihr die lebensvolle Wiedergabe der Szene, die farbige Schilderung des Schauplatzes und der darauf sich vollziehenden Handlung, mit einem Worte: die dramatische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Wie die Systeme der Botanik, der Zoologie, der Mineralogie, führt sie nichts als Typen vor, erklärt deren Entstehungsbedingungen, deren Organismus, aber die malerische Landschaft, die dramatische Szenerie und Handlung sucht man vergebens. Die Geschichtschreibung Taines ist eine Demonstration der Ursachen, eine psychologische Zerlegung der Menschen und Gruppen, bei welcher die lebenswahre Vorführung der Handlung selbst keinen Raum findet; seiner Art fehlt ferner die Abwechslung, der epische Wechsel von Szene und Handlung; infolge ihrer Einheitlichkeit und einförmigen Klarheit haftet ihr eine ermüdende Eintönigkeit an. Da sie alle Hilfsmittel der Kunst, das Pathos, die farbenreiche Malerei, die lebendige Gruppierung der Handlung verschmäh't, muß sie notwendig bei der Einförmigkeit der exakten Beweisführung verharren. Wie es nur eine Art giebt, die Lehrsätze der Geometrie zu beweisen, so giebt es nur eine Art, den psychologischen Zusammenhang in der Geschichte nachzuweisen.

Ist schon die Tainese Theorie von der menschlichen Seele eine wenig tröstliche an und für sich, so wirkt die kalte, unerbittliche Strenge seiner Methode beklemmend auf das Gemüt des Lesers. Bei dieser fast endlosen Aufzählung der Thatfachen, bei dieser Zerlegung der Seelen der Menschen und Parteien vermißt man den wärmenden Strahl des Lebens; bei dieser gänzlichen Abwesenheit lebendiger und belebender Begeisterung für den behandelten Stoff, bei diesem kalten Zurücktreten der Individualität des Verfassers sehnt man sich nach Farbe, nach dem künstlerisch vollendeten Bilde; man wünscht, der Forscher legte

seine wissenschaftlichen Instrumente beiseite und griffe zur Palette seines reichen Stils, zur Peier des Dichters, die ereignisreiche Vergangenheit heraufzuzaubern. Aber freilich, wollte er dies thun, so könnte er es nicht, ohne sein Ziel zu verfehlen und sein Werk zu zerstören. Er will ja weder epischer noch dramatischer Erzähler sein; sein Verdienst, die Eigenart seines Schaffens liegt ja gerade in dieser kalten Darlegung, in dieser anatomischen Zergliederung und exakten, gleichsam mathematischen Beweisführung. Er selber verbirgt sich ängstlich hinter den aus dem Munde zeitgenössischer Augenzeugen angeführten Thatfachen, und widersteht mißtrauisch jeder Versuchung, seinen persönlichen Stil, seine dramatische Einbildungs- und Gestaltungskraft walten zu lassen. Daher die völlige Unbefangenheit seiner Arbeit, in der man nichts von jener chauvinistischen Aber entdeckt, welche Thiers' Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches durchzieht, nichts von jenem vorgefaßten Enthusiasmus eines Louis Blanc für die demokratischen Errungenschaften, nichts von jener begeisterten Eingebung Michelets, welche seine Geschichte zur Epopöe der Revolution macht. Noch mehr muß man Taine gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, seinem Buche eine politische Färbung gegeben, damit eine Rüstkammer gegen die Revolution geliefert zu haben. Er verwahrt sich selber sehr energisch dagegen: „Meiner Ansicht nach — sagt er in einer Vorrede — hat die Vergangenheit ihre eigne Gestalt, und das vorliegende Porträt ist nur das Bild des alten Frankreichs und nichts andres. Ich habe es gezeichnet, ohne mich um unsre gegenwärtigen Debatten zu kümmern; ich habe es geschrieben, wie wenn ich Revolutionen von Florenz oder Athen zu schildern gehabt hätte. Dies ist Geschichte, und nur Geschichte, und — wenn ich alles sagen soll — ich achtete meinen Beruf als Geschichtsschreiber viel zu hoch, als daß ich daneben noch einem andern, im Geheimen, mich hätte widmen mögen.“ Und im Vorworte eines der spätern Bände ruft er seinen Rezensenten zu: „Mit Bedauern sehe ich wieder voraus, daß dieses Buch vielen meiner Landsleute mißfallen wird. Meine Entschuldigung ist, daß sie, glücklicher als ich, fast alle politische Grundsätze haben und sich derselben zur Beurteilung der Vergangenheit bedienen. Ich hatte keine, und wenn ich mein Werk unternommen habe, so geschah es gerade, um welche zu suchen.“ Diese Erklärungen haben freilich nicht gehindert, daß Taine trotz seiner unbezweifelten Wissenschaftlichkeit, trotz seiner ängstlichen Objektivität von sonst sehr gemäßigten und einsichtsvollen Leuten wie Edmund Scherer u. a. leidenschaftlicher Voreingenommenheit geziehen wurde. Die Revolution — schrieb der eben genannte vorwurfsvoll über Taine —, die Revolution hat es vermocht, aus dem anscheinend uneigennützigsten und abstraktesten unsrer Denker einen hitzigen Polemiker, einen leidenschaftlichen Schriftsteller der Partei und vorgefaßter Partei zu machen.

In der That ist es ein düsteres Bild, welches uns Taine von der Revolution vorführt, düster wie die Zerfleischung des Leichnams im anatomischen Hörsaal, bei der man sich fragt: Ist das der ganze Mensch? — Ist das die ganz

Revolution? fragt sich unruhig und geängstigt der Leser, wenn er das Tainische Buch schließt. Ist das jene Revolution von 1789, jene Bewegung, welche die ganze Welt aus ihren Angeln hob?

Nein, es ist nicht die ganze Revolution, so wenig wie der Leichnam der ganze Mensch ist. Taines Schilderung fehlt das Leben, die Handlung, die Begeisterung, die Stimmung und das Verständnis für die Gesinnung; es ist nur die Zerlegung des toten Wesens, nicht aber das lebensvolle Gemälde der dramatischen Wirklichkeit.

Es liegt in der Natur der Tainischen Methode, daß eine an Ausschreitungen und blutigen Greueln so reiche Zeit wie die französische Revolution darin doppelt hassenswert erscheinen muß, da diese Methode eben nur mit den kalten Thatsachen rechnet. So kommt dann der Geschichtschreiber zu Auffassungen wie der folgenden „psychologischen Charakteristik der Revolution“: „Es giebt eine seltsame Krankheit, der man gewöhnlich nur in ärmlichen Stadtvierteln begegnet. Ein von der Arbeit überangestrebter, armseliger, schlecht genährter Arbeiter hat sich dem Trunke ergeben; alle Tage trinkt er mehr und immer stärkere Getränke. Nach einigen Jahren ist sein durch die Entbehrung ohnehin schon zerrüttetes Nervensystem überreizt und gestört. Eine Stunde kommt, wo das Gehirn von einem plötzlichen Schläge getroffen die Maschine zu leiten versagt: es kann lange befehlen, es wird ihm nicht mehr gehorcht; jedes Glied, jedes Gelenk, jeder Muskel handelt für sich und einzeln, zuckt krampfhaft in regellosen Stößen auf. Gleichwohl ist der Mann heiter; er glaubt sich Millionär, König, geliebt und bewundert von allen; er fühlt nicht das Weh, das er sich anthut; er versteht die Mahnungen und Ratsschläge nicht, die man ihm giebt; er weist die Heilmittel zurück, die man ihm anbietet; er singt und jubelt ganze Tage lang und trinkt namentlich mehr als je. Gegen das Ende verfinstert sich sein Gesicht, und seine Augen sind mit Blut unterlaufen. Die strahlenden Visionen sind ungeheuerlichen und schwarzen Phantomen gewichen: er sieht rings um sich her nur noch drohende Gestalten, Verräter, die ihm aus Verstecken auslauern, um unversehens über ihn herzufallen, Mörder, die die bewaffnete Hand erheben, um ihm den Hals abzuschneiden, Henkerstnechte, die seine Hinrichtung vorbereiten, und er meint in einer Blutlache zu gehen. Da springt er auf und tötet, um nicht getötet zu werden. Ricman ist furchtbarer, denn sein Delirium hält ihn aufrecht, seine Kraft ist übermenschlich, seine Bewegungen sind unberechenbar, und ohne darauf zu achten, erträgt er Glend und Wunden, denen ein gewöhnlicher, gesunder Mensch unterliegen müßte. So auch Frankreich, ausgerieben durch die unter der Monarchie erduldeten Entbehrungen, berauscht durch den Zufel des Contrat social und vieler andern berauschenden und breunenden Getränke. Dann mit einemmale wird es am Kopfe von Lähmung getroffen; sofort straucheln alle seine Glieder infolge des unzusammenhängenden Spieles und der widersprechenden Zudungen

aller seiner verstimmtten Organe; jetzt hat es die Periode des lustigen Wahns überschritten und wird in die finstere Periode des Deliriums übergehen; jetzt wird es fähig, alles zu wagen, zu leiden, zu thun: unerhörte Heldenthaten und abscheuliche Barbareien, sobald seine Führer, ebenso verirrt wie es selbst, seiner Wut einen Feind oder ein Hindernis bezeichnet haben werden."

Nicht minder pessimistisch schildert Taine an einer andern Stelle seines Werkes „den Hauptcharakter, den ersten Antrieb und die herrschende Leidenschaft der Revolution“: „Welches immer die großen Worte Freiheit, Gleichheit, Brüderliche sein mögen, mit welchen sich die Revolution schmückt, so führt sie doch in ihrer eigentlichen Wesenheit auf eine Verschiebung des Eigentums zurück: in dieser besteht ihr innerer Halt, ihre permanente Kraft, ihr erster Antrieb, ihr historischer Sinn. Früher, im Altertume, hatte man schon derartige Exekutionen, die Abschaffung oder Verminderung der Schulden, die Konfiskation der Güter der Reichen, die Verteilung der öffentlichen Liegenschaften gesehen; aber die Operation beschränkte sich auf ein städtisches Gemeinwesen und vollzog sich innerhalb der Grenzen eines kleinen Gebietes. Zum erstenmale erfüllte sie sich im großen und in einem modernen Staatswesen. Bis jetzt hatten sich die tiefen Schichten in diesen umfangreichen Staaten nur gegen die Herrschaft eines fremden Nachthabers oder gegen die Bedrückung der Gewissen erhoben. So hatten in Frankreich im fünfzehnten, in Holland im sechzehnten, in England im siebzehnten Jahrhundert der Bauer, der Handwerker, der Tagelöhner die Waffen gegen den Landesfeind oder für den Glauben ergriffen. An Stelle des religiösen und patriotischen Eifers ist das Bedürfnis nach Wohlstand getreten, und der neue Beweggrund ist ebenso mächtig wie jene andern; denn in unsern industriellen, demokratischen, utilitären Gesellschaften beherrscht dieses nun fast alles Leben und wird zum Hebel fast aller politischen und individuellen Anstrengungen. Jahrhundertlang zurückgedrängt, hat sich die Leidenschaft aufgelehnt und jene beiden Gewichte abgeschüttelt, die auf ihr lasteten: die Regierungen und die Vorrechte. Mit einemmale nun entfaltet sie sich in ihrem ganzen Angestüm, wie eine rohe Gewalt über alles legale und legitime Eigentum, über allen öffentlichen und privaten Besitz. Die Hindernisse, der sie begegnet, machen sie nur noch verwüstender: über das Eigentum hinaus vergreift sie sich an den Eigentümern und vollendet die Plünderungen mit den Ächtungen.“

Nach einer andern Seite charakterisirt Taine die große Revolution folgendermaßen: „Der Menschenmordgedanke ist die eigentliche Grundlage der revolutionären Glaubenslehre. Der Fortschritt des Jakobiners besteht darin, sich als gesetzmäßiger Souverän zu betrachten und seine Gegner nicht als kriegführende Partei, sondern als Verbrecher zu behandeln. Sie sind Verbrecher der Nationsverletzung und der Volksbeleidigung, sie stehen außerhalb des Gesetzes, sind allezeit und allerorten gut zum Töten, des Henkertodes würdig, selbst dann, wenn sie nicht imstande oder außer Stand gesetzt sind, zu schaden.“

Taines Geschichtswerk wird eine epochemachende Arbeit bleiben, wir zweifeln aber, daß seine Methode, Geschichte zu schreiben, die richtige oder, besser gesagt, die geschichtlichste sei. Sie bietet Vorzüge dar, welche andern, namentlich der des Idealphilosophen, nicht eigen sind, sie giebt aber auch kein wahrheitsgetreues Bild der geschichtlichen Vorgänge, weil sie alles verallgemeinert, weil sie allgemein gültige Gesetze aus diesen ableiten muß, weil sie dem lebendigen Einwirken des individuellen Geistes und Charakters zu wenig Rechnung trägt. Die Wissenschaft kann uns die materiellen Vorgänge beim Denken und geistigen Schaffen erklären, sie wird uns niemals alle Eigentümlichkeiten dieser Funktionen des Gehirns beim gegebenen Individuum zeigen und uns das Wie und Warum dieser Eigentümlichkeiten nachweisen. Gewiß wird Taines Methode der Geschichte große Dienste leisten und die Geschichtsschreibung vervollkommen helfen, niemals aber wird bei ihrem Ausschluß aller Leben und Wahrheit wiedergebenden Hilfsmittel, jeder Verfenkung des Geschichtschreibers in die Persönlichkeiten und Zeiten der Geschichte, damit eine „Geschichte“ entstehen. Wir erblicken in dem Geschichtschreiber den objektiven und unparteiischen Zuschauer, der die an ihm vorüberrollenden Ereignisse einer näheren oder entlegeneren Zeit aufzeichnet, die von ihm behandelte Zeit mitlebt und seine Leser mitleben läßt, nicht den kalten Anatomen, der uns die Menschheit am Leichname demonstriert und uns sagt: das war der Mechanismus des Herzschlags und dies die Maschinerie des Denkermögens.

Wir haben gesagt, daß Taine in seinem Geschichtswerke seine Individualität ganz in den Hintergrund drängt, sich ängstlich hütet, eine persönliche Ansicht auszusprechen, sich durch den Abscheu vor dem zu erzählenden Ereignis, durch die Bewunderung vor dem zu schildernden Charakter zu einer Äußerung der Zuneigung oder Abneigung, zu einem warmen Worte hinreißen zu lassen, daß er sich bemüht, sich jene Gefühllosigkeit zu bewahren, mit der der Anatom die Sezierung seines Freundes und die des gewöhnlichsten Amphitheatermaterials ohne Namen und Individualität vornimmt. Man bedauert dies in diesem trostlos pessimistischen Werke umsomehr, als Taine, als Stilist betrachtet, seiner Eigenschaft als Franzose treu in seinen andern Schriften auf den Stil ein Hauptgewicht legt. Der Schönreiber Buffon, der jedenfalls mit dem Verfasser der „Ursprünge Frankreichs“ nichts gemein hat, konnte in seiner Eitelkeit das Wort aussprechen: *Le style c'est l'homme*. Taine führt diese These weiter aus und schreibt in einem feinen und gefeilt, nicht schönrednerischen, immer aber dem Gegenstande angepaßten und seiner eignen Individualität entfließenden Stile: „Nach dem Stil beurteilt man einen Geist, der Stil enthält dessen vorherrschende Eigenschaften; der Stil giebt das Maß seiner Kraft und seiner Schwäche und läßt damit seine Macht und seine Irrtümer voraussehen. Denn was ist der Stil anders als der gewohnte Ton? Und was bestimmt diesen Ton, wenn nicht der gewöhnliche Zustand des Geistes? Sobald man

deshalb den Stil kennt, kennt man eine allmächtige Ursache, da sie immer und immer in der nämlichen Richtung wirkt. Man erkennt daraus, ob der Geist gemessen oder überstürzt, klar oder dunkel, systematisch oder abgerissen, und bis zu welchem Grade er alles das ist. So sind denn die Wahl der Worte, die Länge und Kürze der Perioden, die Art und Zahl der Metaphern wichtige Zeichen, nach denen der Geist beurteilt werden kann. Die Wendung der Rede erklärt die Art der Ideen, und der Schriftsteller bekundet den ganzen Menschen.“

Wir unserseits glauben nicht recht an die Gesetze einer Stilonomie, ebenso wenig wie an die Theorien der Physiognomik, doch wollen wir gerne gelten lassen, daß Taine fest daran glaubt, weil er selber ein meisterhafter Stilist ist, und daß allerdings diese Meisterschaft ein untrüglicher Prüfstein seiner Herrschaft über die von ihm behandelten Gebiete und seiner Vielseitigkeit, seines Talentes und seines klaren und scharfen Denkens ist. Bald ist er erhaben und harmonisch, bald schlicht und einfach, bald erkennen wir ihn als den Künstler mit der leicht erregbaren Empfindsamkeit, den gespannten Nerven, bald als den witzigen, unschuldig boshaften Franzosen, rein wissenschaftlich und spekulativ als den philosophischen Denker, nüchtern, zutreffend und knapp als den wissenschaftlichen Forscher.

Um nur ein Beispiel seiner Handhabung der Sprache — soweit eine Übersetzung davon einen Begriff geben kann — anzuführen, schlagen wir da gleich die erste Seite seiner Aufzeichnungen über England auf: es ist ein kurzes landschaftliches Bild, die Überfahrt bei Nacht über den Kanal, das Taines Wesen und seine künstlerische Fähigkeit besser charakterisirt, als es ganze Bogen kritischer Auseinandersetzungen vermöchten:

„Es ist elf Uhr; Boulogne tritt mehr und mehr zurück und schwindet am Horizont. Die Fahrzeuge des Hafens, die dünnen Masten sind zuerst mit dem weiten Dunkel verschmolzen; jetzt nehmen die Feuer der Leuchttürme ab und bilden am Rande des Himmels bald nur noch ein Gemenge blasser Sterne. Es ist eine seltsame und tiefe Empfindung; das Meer schweigt und über ihm schwebt der unbewegliche Nebel der See. Alles ist verschwunden; nur am Horizont wirft von Zeit zu Zeit das Drehfeuer eines Leuchtturmes einen Reflex auf eine vorüberwogende Welle. Man meint, in das Reich der Stille und des Leeren zu treten, in die farb- und formlose Welt der Dinge, welche nicht sind. Überall Schatten, unermesslich und unbestimmt. Das Schiff dringt hinein und verliert sich. Vorhin ahnte man noch, weit, weit, in der Richtung des Hinterteils, einen ungewissen Rand, das fernabgelegene Festland; jetzt herrscht rund um das Boot herum nur noch wallende Finsternis. Und dennoch in derselben versunken, schreitet es mit sicherem Instinkte vor und bricht sich durch das Unsichtbare Bahn. Wie ein emsiges Insekt bewegt es unermüdet seine großen Stahlfüße, und wühlt um seinen Kiel herum phosphoreszirende Wellen auf. Sie leuchten mit dem wechselnden Farbenglanze der Perlmutter. Das Auge folgt ihren

langen Wallungen, welche steigen und sinken und ihre weiche Helle verbreiten. In Regenbogenfarben prangende Diamanten, springende Perlen schimmern in ihren Vertiefungen und der spizenartig gezackte Schaum ihres Randes giebt der See, wie eine Einfassung aus mattem Silber, einen durchbrochenen Rahmen, der sich wellig in nächstlichen Spiegel krümmt.“

Es dürfte schwer fallen, in diesen Zeilen den Verfasser der Geschichte der Revolution wieder zu erkennen.

Taine ist jedenfalls ein origineller Geist, und die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, haben wahrscheinlich nur dazu beigetragen, seine Originalität weiter zu entwickeln. Die französische Akademie hat ihn, wie wir erzählt haben, seither in ihre Mitte berufen. Welches ihre Beweggründe gewesen sein mögen, ob die öffentliche Meinung einen Druck auf sie ausübte, ob sie unbefangener geworden ist, Taines Verdienste besser zu würdigen gelernt hat, oder ob die vermeintliche Tendenz seines Geschichtswerkes sie verjöhnt hat, wollen wir hier nicht untersuchen. Schade ist es immerhin, daß die Auszeichnung der orleanistisch gesinnten Körperschaft Taines Arbeit, statt zu fördern, bei gewissen Leuten in Mißkredit gebracht hat. Es gehört anderseits aber auch eine große Kurzsichtigkeit und ein geringes Verstandnis für schriftstellerischen Stolz und wissenschaftlichen Ernst dazu, einen Mann wie Taine gegenüber der gelehrten Koterie des Mazarinpalastes schmeichelnder Gefälligkeit zu zeigen.



Ein deutscher Maler in Rom.

(Schluß.)



as eigentliche innere Leben des jugendlichen, während seines römischen Jahrzehnts in die Mannesjahre hineinwachsenden Künstlers kommt in den Briefen an seine Familie zum Ausdruck. Daneben finden sich jedoch andre für den Einblick in das römisch-deutsche Kunsttreiben, in die Stimmungen und Urtheile jener Tage wichtige Briefe, von denen ein paar vereinzelte an Schnorrs Kunstgenossen, den Maler Nebeniz, an den wackern Kunstfreund und Kunstschriftsteller Fr. Rochlig in Leipzig, die meisten aber an J. G. von Quandt gerichtet sind, jenen eigenthümlichen und vor Zeiten so einflußreiche Mann, der nicht nur viel für Schnorrs äußere Förderung gethan hatte, sondern ihm auch innig befreundet worden war. Auch Quandt war Leipziger, Sohn eines reichen patri- zischen Hauses, war ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, aber durch

seinen Lehrer Friedrich Rochlig früher mit den damaligen höchsten Bildungsinteressen erfüllt worden. Seine Teilnahme an diesen bethätigte er zunächst als Dilettant, er ließ Gedichte im Göttinger Mufenalmanach erscheinen, beteiligte sich lebhaft an allem theatralischen Wesen, zeichnete und bosselte, begann mannichfache literarische Arbeiten. Erst das Zusammentreffen und die Bekanntschaft mit Goethe (1808 in Karlsbad), erst die allmählich erwachende Erkenntnis, daß sein ungewöhnlich scharfes Auge ihn hauptsächlich zum ernststen Anteil an der auf das Auge wirkenden bildenden Kunst befähige, brachten ihn zu einer gewissen Sammlung. Spezialist im heutigen Sinne war in jenen Tagen kaum irgend jemand, Quandt blieb bis an sein Lebensende ein Mann von vielseitigen Interessen, aber seine Hauptaufgabe erblickte er doch, seit der Reise nach Italien, welche er 1819 unternahm, in der Förderung der neuern deutschen Kunst, und namentlich jener Richtung, deren Vorkämpfer Cornelius und Schnorr waren. Nach seiner Niederlassung in Dresden (in dessen Nähe er das Schloß und Gut Dittersbach erwarb) hat er als Mitglied des neubegründeten akademischen Rates, als erster Vorstand des sächsischen Kunstvereins, als Sammler einer ganzen Galerie neuerer Werke, als Ratgeber und Mäcen in hundert Angelegenheiten der Künstler, als Kunstschriftsteller eine langjährige Wirksamkeit entfaltet. Als er in Rom mit Schnorr zusammentraf, hatte er sich kurz zuvor mit Bianca von Low geborne Weiskner vermählt, und Schnorr konnte an seinen Vater berichten: „Quandt und seine treffliche Frau haben sich hier in Rom bald manchen lieben Freund unter der Künstlerwelt erworben, und sie sehen deren fast jeden Abend mehrere um sich. Mehreren gedenkt er Aufträge zu geben, einigen hat er Bilder abgelaufen.“ Und in seinem Briefe vom 22. Februar 1820 muß er hinzufügen: „Wie not thut es mir, im großen zu malen. Und auch in diesem Stücke hat mir Quandt (der wohl oft eher als ich selber weiß, woran es mir fehlt) die beste Gelegenheit gegeben, mich vorwärts zu bringen. Überhaupt muß ich hier bemerken, daß Quandts hohe Begeisterung und im ganzen durchaus geläuterte Kunstansicht einen Wendepunkt in meiner Kunst hat herbeiführen helfen, dessen Eintritt schon längst durch den Süden vorbereitet war. Ich glaube nun zu wissen, wo und was es gilt, der Himmel stehe mir bei, daß ich zeigen kann, ob ich Recht habe.“ Und wenn er hinzufügt, der Brunnen, nach dem ihn dürste, heiße ewige, vollendete Schönheit, und Gott wisse, ob er sie suche, so dürfen wir schließen, daß Quandt die Überwindung jener Sinnesweise Schnorrs beschleunigen half, welche die Vorgänger Rafaels über Rafael selbst setzte. Begreiflich genug, daß der junge Maler mit einem Freunde dieser Art in dauernder brieflicher Verbindung blieb. Auch wenn derselbe nicht „Prinz Quandt“ gewesen wäre, welcher den materiellen Bedrängnissen und Bedürfnissen des aufstrebenden Malers in großherziger und freundschaftlicher Weise zu Hilfe kam, würde Quandt durch seine einsichtige und durch alle Gegnerschaft der deutsch-römischen Malerschule nie

beirrte Teilnahme an Schnorrs Entwürfen und Ausführungen das Vertrauen verdient haben, welches ihm der Maler offenbar widmete.

In Quandt's und seiner Gattin Gesellschaft unternahm Schnorr im Frühjahr 1820 eine Reise nach Neapel, die ihn mit beglückenden Eindrücken bereicherte, von der zurückgekehrt er aber doch am 26. Mai seinem Vater schrieb: „Rom ist nun schon wie unsre Heimat. Je öfter man sich auf längere Zeit entfernt, desto größere Freude hat man wieder bei der Rückkehr. Man fühlt immer wieder von neuem, zu einem längern Aufenthalt für einen Künstler oder Kunstfreund, zu einem ernstern, gesammelten Leben ist doch keine Stadt geeigneter als eben Rom. Rom verhält sich zu Neapel wie etwa alter Rheinwein zu flüchtigem Champagner. Ich bin überzeugt, dies Gleichnis ließe sich gebrauchen, sowie im ganzen, so auch in einzelnen Merkmalen frappante Ähnlichkeiten aufzufinden. Ich will nur eine einzige anführen, nämlich die, daß Frauen ohngefähr dieselbe Vorliebe für Neapel haben wie unter den beiden Weinen für den Champagner; daß hingegen Männer, so wie sie gewöhnlich den Rheinwein über alles setzen, auch Rom unter den Städten bei weitem den Vorzug geben.“

Auch in seinem bleibenden römischen Kreise war Schnorr nicht auf den Umgang mit seinen Künstlerfreunden eingeschränkt. In nähere Beziehungen trat er zu Niebuhr und Bunsen, welche nacheinander der preussischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhl vorstanden, zu dem Gesandtschaftsprediger Schmieder, der die kleine deutsche protestantische Gemeinde in Rom trefflich zusammenzuhalten und zu beleben wußte, zu Schmieders Nachfolger Nothe, zu dem Frankfurter Passavant, zu Platner, der damals an seiner Beschreibung von Rom arbeitete, dem Musiker Neukomm und manchen andern, durch welche er sich eine größere Weite des Blickes erhielt, als so viele seiner Genossen, und die von Jugend auf gehegte Teilnahme an religiösen, geschichtlichen und poetischen Fragen vertiefte. Dabei ward seine Überzeugung, daß die Zeit und die Zukunft einer gesunden Kunst bedürfe, immer kräftiger und heller. Wird in einzelnen historisch-kritischen Darstellungen fortgesetzt behauptet, die neuere deutsche Kunst sei mit einer krankhaften Romantik unlösbar verquickt gewesen, so gehören Schnorrs Briefe aus Rom zu den besten Widerlegungen dieser allgemeinen Behauptung. Wie energisch sich der Maler der spätern Ariostfresken und der Nibelungenbilder, der Zeichner der Bilderbibel (deren Anfänge schon in Rom entstanden) von dieser Romantik abwendet, bezeugt sein Brief vom 26. März 1823: „Die Kunst ist eine Hofdame worden mit den Regenbogenfarben im Gesicht und ausgezehrt Brust. Sie, die uns die Menschheit in ihrer Fülle und Kraft, im vollen Treiben und Leben zeigen soll, sie zieht es vor, einer verrückten Gräfin an den blauen Lippen zu saugen. Unser Herr und seine heiligen Apostel waren nicht so engbrüstig, wie ihr sie sehet, sie hatten keine Regenbogenvisionen, sondern sie sahen den Himmel offen, sie heilten und belehrten, trieben aber keine Spielereien mit blutigen Kreuzen und andern Fastnachtsstreichern. So dürfen wir auch

nicht glauben, daß wir die Kunst auf eine erhabener und gottgefälliger Weise betreiben, wenn wir Lebensfülle und Lebenskraft aus ihr verbannen, wenn wir es vorziehen, sie zur Dienerin pfäffischer Spekulationen zu machen, anstatt durch sie eben auf eine gesunde, unverdorbene, unverschrobene Anschauung der Schöpfung hinzuführen. Gegen keine Art des Irrtums in der Kunst würde ich mich so heftig erklären, als gerade gegen diesen; denn dieser scheint mir so besonders wichtig in seinem Zusammenhange mit dem Leben und in seinen Folgen.“

Frisch und farbig schimmert auch das äußere Leben der deutschen Künstler in Italien, die römische Welt in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts, die seitdem bis auf geringe Reste verschwunden ist, aus Schnorrs Briefen hervor. Er schildert mit heiterem Behagen einzelne kleine Erlebnisse und Feste, die in ihrer Fremdartigkeit und Einfachheit genau so gut wie aus einer andern Welt kommen, als die Gefinnungen, Lebensvorsätze und Hoffnungen, von denen die „Briefe aus Italien“ meist erfüllt sind. Ganz kurz vor seinem endlichen Wegzuge aus Rom und nach Vollendung der Fresken für die Villa Massimi veranstaltete Schnorr selbst ein Fest dieser echt römischen Art; am 12. Mai 1827 berichtete er darüber an seinen Vater: „Nach dem, was ich dir in meinem letzten Briefe sagte, konntest du wohl keinen Brief mehr von mir aus Rom erwarten; dennoch erhältst du nun noch einige Zeilen, die ich hauptsächlich schreibe, um dir zu sagen, wie sehr ich gestern mit meinen besten römischen Freunden deiner gedachte, und wie wir deinen Geburtstag feierten. Da ich gerade an deinem Geburtstage mit meiner großen Arbeit gänzlich fertig werden konnte, so richtete ich mich so ein, daß dies wirklich geschah, und lud meine besten Freunde ein, mit mir diesen doppelten Freudentag feierlich zu begehen. Ich habe meinen Gästen versprechen müssen, sie dir alle zu nennen und dich von ihnen herzlich zu grüßen. Zuerst nenne ich dir Bunsen, seine Frau und vier seiner Kinder und Herrn Simon, den Lehrer der letztern, dann kommt Legationsrat Rästner [Sohn der Werther-Lotte, damals hannoverscher Ministerresident in Rom], dann Platner, dann Rothe, unser Pfarrer und seine Frau, dann Wilhelm Stier, Architekt, Doktor Köppl, Frau Eggers mit drei ihrer Kinder (ihr Mann war unwohl und konnte nicht kommen), endlich Fräulein Auguste Klein. Wir versammelten uns in der Villa Massimi, und indem sich meine Gäste meine Malereien betrachteten, las ich ihnen einen Aufsatz vor, den ich zur Erklärung und Rechtfertigung derselben geschrieben habe. Nachdem man sich hier satt gesehen hatte, zogen wir in einen benachbarten, an einem der schönsten Plätze Roms gelegenen Garten. Das Gärtnerhaus ist sehr geräumig und an antike Wasserleitungen, die ein sehr malerisches Aussehen haben, angelehnt; ein Teil des Gebäudes steigt bedeutend über das alte Gemäuer empor und schließt sich mit einem flachen Dache oder Loggia, von der aus man nach allen Seiten hin die schönste Aussicht hat. Doch schon vom hochgelegnen Hofraume aus, der rings umher mit Weinlauben eingefast ist, übersieht man die ganze Umgegend, und dieser

war unser Festlokal. Eine reichbesetzte Tafel, die alle, Kinder und Erwachsene, faßte, war an der einen Seite aufgeschlagen, die andre war freigelassen, um für die übrige Festfreude Platz zu lassen. Ich brachte zuerst deine Gesundheit aus, die von allen mit dem größten Jubel getrunken wurde; dann dankte ich in deinem Namen und trank auf die Gesundheit der lieben Gäste; dann tranken wir auf das Andenken des verstorbenen Besitzers der Villa Massimi und die Gesundheit des gegenwärtigen, endlich wurde die Gesundheit des Königs von Baiern, meines künftigen Königs, getrunken. Kästner und Stier hatten schöne Gedichte gemacht, die vorgelesen und mit großer Freude angehört wurden; du sollst sie auch lesen, wenn ich zu dir komme. Wir waren mit der Tafel ziemlich zu Ende, als auf mein Veranlassen mehrere Mädchen aus den benachbarten Vignen in saubern Körben Erdbeeren auftrugen und bald darauf Tambure herbeibrachten und mit Begleitung derselben und einer Flöte ihren Nationaltanz (Saltarello) tanzten. Der ganze Raum war bald von den lieblichsten Gruppen Tanzender und Zuschauender geschmückt. Die erwachsenen Gäste hatten sich alle an die eine Seite der Tafel gezogen, die Kinder fanden bequemere Plätze auf den verschiedenen Tischen, die unter den Weinlauben sich fanden; auch ungerufene Mädchen und Bursche kamen herbei und füllten bald alle Seiten des Raumes. Zuerst tanzten immer zwei und zwei abwechselnd, endlich alle, und von der großen Lustigkeit fortgerissen, mischte sich endlich auch mein Flötenbläser unter die Tanzenden, ohne deshalb sein Instrument zu versäumen. Wir waren überaus fröhlich und glücklich. Ein jeder gab mir Versicherungen seiner Freude. Der teure Platner gedachte deiner mit besonderer Herzlichkeit und trug mir auf, dir zu sagen, wie teuer du ihm immer gewesen seist und wie lieb er dich noch habe. Wenn ich zu dir komme, erzähle ich dir noch mehr von diesem Feste; jetzt sei das Gesagte genug.“

Die Fresken nach Ariosts „Rafendem Roland“ in der Villa Massimi, deren Vollenbung mit diesem Feste gefeiert wurde, Schnorr's Hauptarbeit während des Jahrzehnts in Rom, waren eine Schweregeburt. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten der Freskotechnik, welche sich Schnorr und seine Genossen keineswegs ganz zu eigen gemacht hatten, zog sich die Arbeit an den Entwürfen und ihrer Ausführungen über viele Jahre hin. Gleich nach dem Eintreffen des Künstlers in Rom zeigte sich der Marchese Massimi geneigt, ihm neben Cornelius (welcher die Bilder zu Dante übernommen hatte, die Philipp Veit nachmals vollendete) und Overbeck (der Szenen aus Torquato Tassos „Befreitem Jerusalem“ malte) einen Saal seines Hauses zur künstlerischen Ausschmückung anzuvertrauen. Schnorr ging mit Feuereifer an die Arbeit. Bald aber schien sich herauszustellen, daß sein Gesundheitszustand einen jahrelangen Aufenthalt in Italien verbiete, der Kontrakt ward gelöst, der Auftrag für die Ariostfresken an den italienischen Maler del Fratte erteilt. Als sich dann Schnorr's Gesundheitszustand befestigte, hätte er gern die Arbeit an dem Zyklus zurück-

gehabt. Aber trotz der Wünsche des Marchese selbst und einflussreicher Verwendungen war del Fratte fest entschlossen, sich mit seiner Arbeit neben den Deutschen zu behaupten, und Schnorr meinte 1821 etwas schwermütig: „Ein schlimmes Schicksal. Erst konnte ich nicht wollen, und nun konnte es das Wollen nicht. Soll ich die letzte Entscheidung wohl als eine Strafe ansehen, daß ich früher durch Krankheit mutlos geworden?“ Aber noch in demselben Jahre, im Herbst, starb del Fratte plötzlich und unerwartet, und nun wurde Schnorr die Arbeit zum zweitenmale und endgiltig übertragen. Ehe er mit derselben (1827) zu Ende kam, eröffneten sich ihm Ausichten nach Berlin und München, die letztere war die willkommenere, und als künftiger Professor an der Akademie der Künste in München, als erwählter Maler der neuen Residenz, welche König Ludwig eben erst aufzuführen ließ, kehrte Schnorr nach Deutschland zurück. Gewiß kann man sagen, daß eine ungewöhnliche Gunst des Geschickes dem Streben des Talentreichen zu Hilfe kam, Schnorr selbst in seinem frommen Sinn erkannte das vollauf an und pries das väterliche Walten Gottes. Doch ebenso gewiß ist, daß der sittliche Ernst, die tiefe Hingabe an den erwählten Künstlerberuf, der rastlose Fleiß und der unermüdlige Bildungsdrang Schnorrs das Glück verdient hatten, das ihm zu Teil ward.

Es ist in erster Linie das geschichtliche Interesse, das seine Befriedigung bei den „Briefen aus Italien“ finden wird. Wir haben schon angedeutet, in wie verschiedenen Richtungen der Kunst- und der Zeitgeschichte diese alten Familien- und Freundschaftsbriefe wichtig sind, wie viele halbvergessene Namen und Schicksale durch sie wieder aufgefrischt und neu erhellt werden. Das Namensregister, welches der Herausgeber beigelegt hat, giebt in zuverlässigster Weise kleine biographische Notizen über alle in den Briefen vorübergehenden Persönlichkeiten und unterstützt diejenigen Leser, die sich in das Kunst- und Literaturleben der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts zurückversehen wollen. Nicht bloß auf dem Gebiete der Malerei erscheint Julius Schnorr als ein geborner Vorkämpfer des Echten, Großen, gesund Tüchtigen, als geborner Gegner krankhafter Richtungen und modischer Fragen. Man lese, was er S. 227 über die weibliche Kritik im damaligen (Schornischen) „Kunstblatt“ schreibt, mit welcher kräftigen Nichtachtung er sich S. 268 über die dramatischen Fragen Houwalds und Müllners (die 1823 bis Rom gelangt waren) auspricht, mit welcher Wärme er S. 497 Deutschland und deutsches Geistesleben gegen Quandts etwas verwaschene und traditionelle Bewunderung Italiens verteidigt, und man wird empfinden, welch eine ganze und große Persönlichkeit hinter diesen Briefen steht. Nicht ohne Schmerz aber wird man sich auch eingestehen, daß die Stellung und Geltung einer solchen Persönlichkeit in den hinter uns liegenden Zeiten denn doch eine andre, unendlich günstigere war als heute. Das Hebbelsche Epigramm:

Lumpe giebt es beständig, doch scheiden sich darnach die Zeiten,
Ob man sie rühmt und beklagt oder sie nötigt zur Scham!

würde in seiner Anwendung auf die zwanziger Jahre und die Gegenwart keineswegs überall zu Gunsten der Letztern ausfallen.

Alles in allem, lebt in Schnorrs Briefen ein Geist, welcher jedem Achtung abzwingt, der nicht in der traurigsten Modernität, in jener frechen Nichtachtung vergangener edler Bestrebungen und der ödesten Gleichgiltigkeit gegen Naturen, die auf einen andern Ton gestimmt waren als wir selbst, befangen ist. Wer ohne Ruhmredigkeit von sich sagen durfte: „Die Aussichten (für die Kunst) sind sehr schlecht. Für solche Zeiten gehört aber gerade recht, daß diejenigen, die die Kunst wahrhaft lieben, von ihrem hohen Werte durchdrungen sind, doppelt eifrig und treu in ihrem Berufe sind. Freilich gehört da mehr dazu als die gewöhnliche von Lob und Tadel, von Vorteil und Nachteil abhängige Begeisterung, gehört mehr als die gewöhnliche Liebe dazu, dazu gehört eine Begeisterung, eine Liebe, die nur durch göttliches Feuer entzündet, nur in ernstesten Stunden errungen werden kann. Dieser Begeisterung, dieser Liebe will auch ich nachjagen. Meinen Beruf hab' ich erkannt und will nun mit Bewußtsein mein Amt auch ohne Amt verwalten“ (Brief an F. G. Quandt vom 7. April 1825), der verdient die volle Teilnahme nachlebender Geschlechter, wenn er auch nicht in so interessanter, glücklicher Zeit erwachsen wäre, nicht ein so einziges Stück Leben gelebt hätte, als die „Briefe aus Italien“ jedem Leser vor das innere Auge rufen werden.



Parlamentarisches aus Österreich.



ent die welfisch-freisinnige Brüderschaft im deutschen Reiche diesmal, wie es den Anschein hat, ins Hintertreffen geraten sollte, so sind wenigstens die hiesigen Affiliirten nicht Schuld daran. Zwar ist den berühmten Klopfflechtern die Drapirung heruntergerissen, und in ihrer Nacktheit bieten sie einen abschreckenden Anblick, aber die Organe des patentirten Liberalismus sehen in ihnen immer noch Heroengestalten von klassischer Schönheit. Und keineswegs nur in den Freisinnigen, die ja Fleisch von ihrem Fleisch und Wein von ihrem Wein sind: sogar für Windthorst und Genossen begeistern sie sich, während sie doch sonst bei dem Anblick eines „Klerikalen,“ eigentlich eines jeden gläubigen Christen, dieselbe Empfindung haben, wie der Gottseibeius bei dem Anblick des Kreuzes. Aber, wie Bismarck einmal in einer Polendebatte sagte: Da wird gegen eine Regierung revoltirt, das ändert die Sache. Das Centrum kämpft ebenso wie der Freisinn für die Allmacht des Parlaments, es erkühnt sich sogar, dem heiligen Vater zu trotzen; um dieser Verdienste willen kann schon ein Auge zugeedrückt werden. Und so reichen sich das Leibblatt der deutsch-österreichischen Fraktion

und die ultramontan-feudalistisch-föderalistische Zeitung brüderlich die Hände, um Bismarck als Tyrannen und Friedensstörer zu verdächtigen und dessen Widersacher zu verherrlichen. Die Hauptquelle, aus welcher die „Informationen“ über deutsche Angelegenheiten geschöpft werden, ist unverkennbar das phantasiereiche „Berliner Tageblatt,“ und es ist daher begreiflich, daß der echte und gerechte Zeitungsleser sich vortrefflich unterrichtet zeigt. Besonders Abscheu erregen die Nationalliberalen, welche gewissenlos genug sind, sich mit den Konservativen zu verbünden; und in diesem Falle wirkt nicht allein die tugendhafte Entrüstung über das Zusammengehen mit Parteien, von welchen sie übrigens mancherlei trennt (eine Entrüstung, welche natürlich schweigt, wenn es sich um oppositionelle Parteien handelt), sondern auch die Sorge, daß das böse Beispiel anstecken könnte. Wenn z. B. alle, die das Deutschtum in Oesterreich erhalten wissen wollen, sich auf diesem Boden zusammenschänden und vorläufig alle Meinungsverschiedenheiten in religiösen, wirtschaftlichen, administrativen u. s. w. Fragen ruhen ließen, so würde das eine Gruppierung ergeben, welche den erbgeessenen „Führern“ schwerlich behagen möchte.

Sie haben ohnehin ihr Kreuz mit den „Deutschnationalen,“ welche sich ganz unstatthafte Äußerungen erlauben. Einer von den Entschiedensten dieser Partei, der Abgeordnete Steinwender, setzte unlängst in einer Versammlung auseinander, weshalb der „Deutsche Klub“ nicht mit den „Deutschoesterreichischen“ durch Dick und Dünn gehen könne. Dabei erklärte er unter lebhafter Zustimmung der Zuhörer, die Volkvertretung habe die Meinungen der Bevölkerung zum Ausdruck zu bringen, nicht aber zu herrschen, das sei Sache der Krone und der Regierung. Er und seine Gefinnungsgenossen wollten nicht eine „Parlamentsregiererei,“ wie die Opposition in Deutschland sie anstrebe, aber hoffentlich nie erreichen werde. Natürlich haben die Zeitungen sich wohl gehütet, von solchen Kezereien Notiz zu nehmen. Aber gesagt und gehört worden sind sie doch, und von dem Redner darf man sich deren Wiederholung auch an anderer Stelle versehen. Daher ist er auch gründlich verhaßt, und auf ihn war augenscheinlich der unglaubliche Artikel der „Neuen Presse“ gemünzt, welcher den Wählern beweglich zuredete, doch keine Mittelschulprofessoren zu wählen, da diese von Politik nichts verstünden. Steinwender ist nämlich Gymnasialprofessor.

Ebensowenig verstehen (nach der Versicherung unsrer gelesensten Blätter) die Mitglieder des „Deutschen Klubs“ von dem Zeitungswesen. Dieselben haben sich nämlich beikommen lassen, Anträge einzubringen, durch welche allerlei Beschränkungen der Journalistik (Inseratenstempel, Verbot der Kolportage, administrative Beschlagnahme) beseitigt, aber zugleich die Verantwortlichkeit der Redaktion ausgedehnt werden soll. Es mag sein, daß dieser Gesetzentwurf des Abgeordneten Foregger manche Mängel hat, daß manche von ihm vorgeschlagene Bestimmung nicht ausführbar ist oder ihren Zweck nicht erfüllen würde. Aber die Absicht, der Korruption Einhalt zu thun, die Privatehre zu schützen, den tiefgesunkenen

Kredit der Presse wieder zu heben, verdient wohl die Billigung und Unterstützung jedes ehrlichen Menschen. Und als ob sie handgreiflich darthun wollten, wie notwendig die von Foregger angeregte Reform der Gesetzgebung ist, geraten verschiedene Zeitungen in förmliche Wut bei dem Gedanken, daß Verleumdung, Verleumdung, Preisgebung der allgemeinen Interessen zu Gunsten einzelner und dergleichen schöne Dinge mehr gerichtlicher Ahndung ausgesetzt sein sollen.

Umso größere Befriedigung hat die im „Deutschen Klub“ eingetretene Spaltung hervorgerufen. Daß die Jugend lebhafter und rücksichtsloser auftreten will, und das bedächtige Alter dann über Unbotmäßigkeit klagt, ist am wenigsten auf parlamentarischem Gebiete etwas neues. So bildete sich zwischen 1866 und 1870 eine selbständige Gruppe in der Verfassungspartei, die erbgeessenen, „im Dienste der Freiheit ergrauten“ Führer schrieen „Rebellion!“, ließen sich im Kampfe gegen den Föderalismus die Hilfe der viel thätigeren und mutigeren Rebellen gern gefallen. Seitdem sind manche von den letztern ehrwürdig geworden und betrachten die Bildung des „Deutschen Klubs“ als schändlichen Abfall. In diesem Klub machten sich bald zwei Strömungen bemerkbar. Der eine Flügel hält an den parlamentarischen Traditionen und Lehrmeinungen fest, der andre läßt, wie oben erwähnt, auch an dieser Kritik walten, und scheut sich nicht, das Judentum als einen vorzüglichen Träger der Korruption in unserm öffentlichen Leben zu bezeichnen. Diese Gegensätze haben zum Bruche geführt, und um die ausgetretene Minorität in der Meinung der Zeitungsleser anzuschwärzen, nennt man sie schlechtthin antisemitisch. Größeres Anrecht haben einzelne Wortführer der andern Fraktion auf den Namen philosemitisch erworben.

Eine sogenannte große, stellenweise stürmische Debatte erlebten wir über den Antrag Pleners auf Einsetzung von Arbeiterkammern. Plener ist unbedingt eins der begabtesten und gebildetsten Mitglieder des Abgeordnetenhauses und wohl berufen, einmal eine wichtige Rolle zu spielen. Aber in diesem Falle hat er sich nur als geschickter Redner bewährt. Schon daß er sich einen ganz oberflächlichen Streber beigeellte, um seinen Antrag einzubringen, mußte bedenklich machen, und sein Genosse that denn auch das seinige, um die Meinung zu verbreiten, daß es sich nur um einen Theaterkoup handle. „Es müssen Arbeiter in das Parlament gewählt werden, damit die Herrschaft der Phrase ein Ende nimmt!“ rief jener Herr aus. Und nun heißt es allgemein: „Er wird doch nicht sein eignes Todesurteil fordern, folglich ist der ganze Antrag nicht ernst gemeint.“ Plener verlangt die Einsetzung von Arbeiterkammern zur Besprechung ihrer Angelegenheiten — dafür kann man stimmen; aus den Kammern sollen Vertreter in den Reichsrat entsendet werden — gut. Daß die Arbeiter das volle Wahlrecht erhielten, daran sei in Oesterreich vorderhand nicht zu denken, sagt Plener, und legt die Schattenseiten des allgemeinen Stimmrechtes mit zwar nicht neuen, aber treffenden Argumenten dar. Einem konfusen Anhänger sozialdemokratischer Ideen gegenüber macht er sogar darauf aufmerksam,

daß auch im kommunitischen Staate der am meisten zungenfertige Redner die Menge für sich haben werde — vortrefflich. Nun muß man doch den Schluß erwarten, daß mit den Kopfsahlwahlen überhaupt aufzuräumen sei. Der große Grundbesitz bildet Wahlkörper, die Handelskammern wählen eigne Vertreter, man gehe weiter in dieser Richtung, bilde wirkliche Gewerbekammern, Arbeiterkammern, Bauernkammern, statte die Advokatenkammern und andre Vereinigungen von Angehörigen eines bestimmten Berufskreises mit dem Wahlrechte aus, aber auch unter Verpflichtung, die Vertreter im eignen Kreise zu suchen: dann würde das Abgeordnetenhaus in der That der Ausdruck der Ansichten und Wünsche der Bevölkerung werden, soweit ein solcher Mikrokosmos überhaupt möglich ist, dann würde man dem Ideal näher kommen, die Phrase zu verdrängen. Allein davon ist keine Rede. Nichts soll sich ändern, als daß zu den 355 jetzigen Mitgliedern noch neun aus den Arbeiterkammern treten, etwa ein Zehntel der Zahl der großen Grundbesitzer, weniger als ein Bierzehntel oder Fünftel der ländlichen und der städtischen Abgeordneten, von denen die letzteren durch eigne Vertreter der Handels- und Gewerbekammern verstärkt werden. Ob die Arbeiter selbst damit zufrieden sein werden, muß man abwarten; die anarchistischen Elemente unter ihnen weisen bereits jeden parlamentarischen Kampf verächtlich ab, und ein solches Fröchtel in Graz sprach dabei von dem „wässerigen“ Rochefort, wird also wohl ein Anhänger der „Blutigen“ sein; andre scheinen die Abschlagszahlung annehmen zu wollen. Die deutsche Partei kündigt Verbesserungsvorschläge an. Diese müßten aber gründlicher Natur sein, denn so, wie er ist, muß der Gesetzentwurf als ein neuer Versuch angesehen werden, unter dem Scheine einer gewissen Gleichberechtigung das Übergewicht der Bourgeoisie zu befestigen. In diesem Sinne ist seit einem Vierteljahrhundert fast ununterbrochen operirt worden. Die Abfassung der Wahlgesetze, die Abgrenzung der Wahlbezirke ließ dieses Bestreben nie verkennen: wie weit wir damit gekommen sind, lehren die Zustände der Gegenwart.

Die erste Verhandlung über die Arbeiterkammer schloß mit einem argen Skandal. Herr v. Plener hatte ohne genügende Veranlassung einen Ausfall auf die Demokraten und die Antisemiten in seine Rede eingeflochten; die Herren lassen keine noch so unpassende Gelegenheit vorübergehen, ohne ihren jüdischen Freunden ein kleines Vergnügen zu bereiten. Als dann die Angegriffenen antworteten, allerdings weder geschickt noch fein, beschuldigte man sie, fremde Dinge in die Debatte gezogen zu haben, und nachdem im Saale „parlamentarische“ Grobheiten hin- und hergeschlagen waren, soll es in den Gängen zu sehr unparlamentarischen gekommen sein, welche angeblich vor dem Gerichte noch werden breitgetreten werden. Ja, die bösen Regierungen thun alles erdenkliche, um den Parlamentarismus in der Volksmeinung herabzusetzen — hier wie in Deutschland.



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



Is mein älterer Bruder und ich ungefähr das schulfähige Alter erreicht hatten, unterrichtete uns der Vater, der als gewesener Hauslehrer sich Übung darin erworben hatte, selbst. Ungeachtet der vielen Amtsgeschäfte und der zahllosen Predigten und Gelegenheitsreden, die er jahraus jahrein halten mußte, fand er doch Zeit, des Vormittags zwei Stunden zu diesem Zwecke zu widmen. Seine Art, uns die ersten Anfangsgründe beizubringen, war bequem und leicht faßlich, sodaß wir rasch vorwärts kamen und alle Kinder in der Dorfschule selbstverständlich weit überflügelten. Zufällig bemerkte dies mit lächelndem Wohlgefallen ein angesehenener Bauer, der eines Tages gerade während unsrer Schulzeit den Vater besuchte, da er irgendetwas mit ihm zu sprechen hatte. Weder wir noch der Vater ließen uns durch solche Besuche stören, da sie fast an der Tagesordnung waren und nicht abgewiesen werden konnten. Diesem Manne mochte die Fertigkeit, mit der wir lasen, nicht weniger unsre gewiß nur sehr geringe Kenntniß im Schreiben und Rechnen höchlichst imponiren. Sein eignes Wissen war nicht von Belang, aber er besaß praktischen Verstand, hatte ein gesundes Urtheil und sah deshalb ein, daß es vorteilhaft sein müsse, sich unter veränderten Verhältnissen etwas mehr Kenntnisse zu erwerben. In der Schule — das bevölkerte Dorf besaß der Schulen zwei — war daran nicht zu denken, da Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet wurden, diese ganze Arbeit auf den Schultern eines einzigen Lehrers lag und dieser auf die Schwachen, oft auch auf die Säumigen Rücksicht nehmen mußte. Mehr als eine sehr mäßige Durchschnittsbildung, wie sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in allen Dorfschulen üblich war, ließ sich für die Gesamtheit aller Schüler nicht erzielen.

Unserm gescheit aus den Augen blickenden Großbauer leuchtete das sehr wohl ein, zugleich aber regte sich auch der Wunsch in ihm, für gründlichere oder doch etwas bessere Bildung seines jüngsten Sohnes wenn möglich Sorge zu tragen. Offen und vertrauensvoll, wie der Mann von Natur war, äußerte er diesen Wunsch in unserm Beisein gegen den Vater. Mein Ehrenfried, sagte er, ist auch so ein Page, Herr Magister, und ich wollte gar zu gern, daß er ein Prunkel mehr lerne als die andern; denn er soll — so ihn der Herr behütet — als mein Jüngster das Gut erben und wie ich auch einmal in den Gerichtsbänken sitzen. Die drei Pagen zusammen, rechne ich mir, gäben ein gutes Gefpann.

Dem Vater konnte die Absicht des Gerichtsmannes — so nannte man in der Oberlausitz bis zum Jahre 1832 die Vorstandsmitglieder jeder Dorfgemeinde — nicht verborgen bleiben. Um zu erfahren, wie sich derselbe ein kameradschaftliches Verhältnis zu uns wohl denken möge, fragte er, ob der Bauer wünsche, daß sein Sohn einige Stunden außer der gewöhnlichen Schulzeit mit uns haben solle. Darauf antwortete der Bauer nicht geradezu bejahend. Vorsicht, Berechnung und Sparsamkeit rieten ihm davon ab. In der eigentümlich bedächtigen Ausdruckweise dieser Leute, die ich absichtlich beibehalte, entgegnete er: Mir schwingelt (schwank), dabei würde mein Jüngster zu kurz kommen. Wenn hingegen der Herr Magister mir die Freundschaft erweisen wollte, die beiden Pagen manchmal zu mir kommen zu lassen, daß sie meinem Ehrenfried helfen, so würde er wohl bald was klüger werden als die meisten und nicht mehr so viel Stumpner (Schelte, Zurechtweisungen) in der Schule abtriegen.

Die Familie des Gerichtsmannes und Großbauers David Förster war im Dorfe hoch angesehen und, wie die Kirchenbücher nachwiesen, uralte. Es gab der Förster, welche Bauernhöfe besaßen, eine ganze Anzahl, keiner von allen aber überragte an Ansehen und Wohlhabenheit den Gerichtsmann. Zwei große Höfe mit vortrefflich bestellten Feldern, die sich in fruchtbarer Ebene bis an die Stadtgemarkung erstreckten, gehörten ihm zu eigen. Ein drittes Bauerngut hatte er seinem ältesten Sohne gekauft, der sich demnächst mit einer ebenfalls begüterten Bauernochter verheiraten wollte.

Es lag kein Grund vor, dem wackern Manne sein bescheidnes Gesuch abzuschlagen. Sein Sohn Ehrenfried, um den es sich handelte, war ein hübscher Junge, um weniges älter als mein Bruder und gut geartet. Daß immerwährendes Alleinbleiben für uns nicht vorteilhaft sein könne, mochte dem Vater einleuchten. Es konnte uns stolz, hochjahrend, eingebildet und abstoßend gegen andre Knaben machen, und das wollte der Vater um jeden Preis vermeiden. Er ging deshalb bereitwillig auf den Vorschlag des Bauern ein. Damit meinem Vater aber die Aufsicht über uns stets verbleibe, ward verabredet, daß der Bauersohn ein paarmal die Woche zu uns kommen sollte, um mit uns zu arbeiten, wir aber, so oft es sich thun ließe, auch zu gleichem Besuche das Gehöft besuchen dürften.

In dem eintönigen Leben, das wir bisher in der stillen Abgeschlossenheit des Pfarrhauses geführt hatten, war diese Anknüpfung für uns ein Ereignis. Wir Brüder konnten den jungen Sohn des Gerichtsmannes gut leiden und faßten eine freundschaftliche Zuneigung zu ihm. Zwar besaß er keine hervorragenden Geistesgaben und machte nur mäßige Fortschritte, aber er war eine treue, ehrliche Seele, liebte seine Eltern und wurde nicht müde, den Bauernstand zu preisen, dem er angehörte. Es sei der erste Stand der Welt, behauptete er, verwies dabei auf die Bibel, ließ sich aber auf etwaige Einwürfe und Erörterungen nicht weiter ein.

Au mir ging dies immer von neuem sich wiederholende Loblied auf den Bauernstand nicht ganz wirkungslos vorüber, während es meinen ältern Bruder, der frühzeitig sich für die theologische Laufbahn entschloß, wenig oder garnicht berührte. Zur Illustration dieses Lobes trugen wesentlich die immer häufiger werdenden Besuche auf dem väterlichen Hofe unsers Freundes bei. Es war mir viel lieber, wenn die Eltern uns erlaubten, zu Davids Ehrenfried zu gehen, als wenn dieser zu uns kommen durfte. Dort fühlte ich mich freier, der Natur und ihrer Schaffenskraft näher als daheim, wo es fast immer sehr still zuging, und außerdem konnte ich Blicke in eine ganz neue, vielfach interessante Werkstätte gemeinnütziger Thätigkeit thun, die mir eine ganz neue Welt erschloß.

Alle meinen nächsten Verwandten waren Beamten, die einen Theologen, die andern Juristen. Nur ein jüngerer Bruder der Mutter, Onkel Gottlieb benamst, hatte, weil er in Folge eines Naturfehlers nur undeutlich sprechen konnte, das Tuchmacherhandwerk ergriffen, das in Zittau damals noch sehr in Blüte stand. Gesprächsweise hörte ich oft, wohin ich immer kam, die Behauptung aussprechen, nur der Gelehrte habe ein sicheres Auskommen, ein sorgensreies Leben, alle übrigen Beschäftigungen auf Erden seien unzähligen Zufällen unterworfen, hingen von guten und schlechten Zeitläuften ab und gewährten keinen sichern Halt. Nur wer ausnahmsweise von unvorhergesehenem Glück begünstigt werde, bringe es zu etwas besonderm; derartige Fälle kämen aber nur selten vor, und man könnte sich mit Sicherheit nie darauf verlassen. Widersprechen hörte ich solchen Behauptungen niemals, und wenn ich mich umjah in dem sehr großen Kreise unsrer Verwandtschaft, so ließ sich mit Fug und Recht auch nichts Stichhaltiges dagegen aufbringen. Da gab es überall Onkel und Vettern, die Senatoren, Scabini, Actuarii oder angesehene Geistliche waren, auf deren Worte man lauschte, als seien sie unmittelbar vom heiligen Geist diktiert. Hatte doch der Großvater meiner eignen Mutter die höchste geistliche Würde in Zittau, das Primariat, bis an seinen Tod bekleidet. Diesem Manne überhaupt war die Familie Bergmann wesentlich ihr Glück und ihre bedeutende Stellung in Stadt und Bürgerchaft schuldig. Denn der Primarius Wenzel hatte sich meines früh verwaisten Großvaters, des spätern Bürgermeisters, thatkräftig angenommen, ihm die Mittel verschafft, studiren zu können, und schließlich, als der strebsame und ehrgeizige

Mann in das Ratskollegium gewählt wurde, ihm die Hand seiner jüngsten Tochter nicht verweigert. Alle diese im Dienste der Stadt oder der Kirche stehenden Verwandten führten anscheinend ein zufriedenes Leben und ließen sich nichts abgehen. Wie anders war dagegen die Lage des Onkels Gottlieb! Der gute Mann trug grobe Kleider, bewohnte ein beschränktes Logis in abgelegener Gasse, saß mit noch einem Gehilfen Tag für Tag hinter dem Tuchwebstuhle, der das einzige Wohnzimmer fast zur Hälfte ausfüllte, und sah garnicht sehr vergnügt aus. In Stube und Haus roch es stets nach Wolle und Öl, staubiger Dunst erfüllte die Luft und erzeugte Hustenreiz. Und wenn der gute Onkel, der von Natur ein heiteres Temperament zum Geschenk erhalten hatte, sich die Sorgen möglichst aus dem Kopfe schlug und gern lachte, die schmale Holzbank hinter dem Webstuhle verließ, dann packte er seine Tuche in große Kisten und bezog mit diesen die Märkte der nächsten Städte, um sie im Ausschnitt zu verkaufen. Schlug der Markt gut ein, so konnte mutig eine neue Werfte aufgebäumt werden, gingen dagegen die Geschäfte schlecht — und das kam leider häufiger vor —, dann war daheim Schmalhaus Kellermeister. Gewiß ist, der Onkel Tuchmacher kam aus der Dürftigkeit nicht heraus und mußte sich abquälen, um für sich und seine Familie nur das Brot zu verdienen. Das Glend nahm erst ein Ende, als ihm durch Fürsprache seines Bruders, des Syndikus, ein kleines Amtchen — er wurde Steuerbote! — verliehen ward.

Ein so trauriges Beispiel vor Augen, war es ganz natürlich, daß die Stellung eines Beamten mit festem Gehalt als die wünschenswerteste angesehen wurde. Uns Kindern unterließ man denn auch nicht, immer wieder und wieder darauf aufmerksam zu machen, um frühzeitig den Wunsch nach einer ähnlichen Lebensstellung in uns zu erregen.

Mit dem öfteren Verkehr in der mehrerwähnten Bauernfamilie ward mir aber ganz unge sucht Stoff zum Nachdenken über gar verschiedene Dinge zugeführt. Die Ehrfurcht, die jeder aus der Gemeinde dem Vater erwies, die lautlose Andacht, mit welcher in der stets vollen Kirche seine Predigten angehört wurden, der Wert, den man auf seine Ratschläge legte, das alles mußte mich mit Stolz erfüllen und das Amt des Vaters mit einem Glorienschein umgeben. Jedenfalls standen alle übrigen Bewohner des Dorfes tief unter ihm und konnten sich in keiner Weise mit ihm vergleichen. Natürlich hielt ich mich selbst auch für etwas besonderes, und die Bezeichnung „Pfarr-Ernt“ hatte für mich etwas Schmeichelhaftes. Es gab ja keinen zweiten, den man so nennen konnte.

Nun begegnete ich aber in der Familie des Gerichtsmannes einer Lebens thätigkeit und einer Arbeitslust, die mir ganz neu war und mir den Bauern stand in einem Lichte zeigte, von dem ich bisher keine Ahnung gehabt hatte. Es war da ein wohlgeordneter Organismus zu beobachten, der in gleichmäßiger Ruhe, wie nach dem Pendelschlage der Uhr, arbeitete. Konnte diese Thätigkeit auch nicht geistvoll genannt werden, so schaffte sie doch Nutzen in weitem

Kreife und erforderte noch mancherlei Kenntnisse, die vom bloßen Sehen niemand anfragen. Hier mußte jeder seine Kräfte üben, selbst entschlossen Hand anlegen, wenn er es zur Fertigkeit und Meisterschaft bringen wollte. Dies nun that allen voran und in allen Dingen mit Lust und Eifer der Vater meines jugendlichen Genossen. Im Hofe bei irgendwelcher häuslichen, oft ganz untergeordneten Arbeit, auf dem Felde hinter Pflug und Egge, auf der Tenne u., überall war der Bauer der erste, der maßgebende. Ihm zunächst folgte der erwachsene Sohn, und diesem eine ganze Reihe stattlicher Knechte und Mägde. Es griff alles in einander, wie ein Uhrwerk, ohne vieles Befehlen, ohne Schimpfen und Zanken.

Wie war nun dies rastlos thätige Leben, das ich wöchentlich mehrmals in seinen verschiedenen Erscheinungen beobachten konnte, in Einklang zu bringen mit den absprechenden Urteilen, die ich so häufig von den Verwandten in der Stadt über die Bauern hören mußte? Diese sprachen gewöhnlich mit hochmütigem Naserümpfen von dem Bauer, legten ihm häßliche Epitheta bei und blickten mit unerkennbarer Verachtung auf ihn herab, als auf eine Klasse, die abgrundtief unter ihnen stehe. Auch das Wort „dumm“ ward dem Bauer nicht selten beigelegt, doch sollte dies mehr den Mangel an wirklichem Wissen andeuten, als eine Bezeichnung für seine ungenügende geistige Begabung sein. In gewissem Sinne gestand man ihm eine solche sogar zu, denn man nannte ihn auch berechnend und schlau und bestritt nicht, daß er es sehr wohl verstehe, seinen Vorteil im Auge zu behalten.

Vergleiche, die ich zwischen dem Leben der vielen Verwandten in der Stadt und dem der Bauern auf dem Lande anstellte, fielen nicht eben zu Gunsten der ersteren aus. Dort war alles beengt, das Leben eintönig und dabei in gewissem Sinne anspruchsvoll. Ein eignes Haus besaß fast keiner; die meisten bewohnten enge Stockwerke mit wenigen Zimmern; wollten sie frische Luft atmen, so mußten sie diese außerhalb der Stadtmauern suchen.

Wie anders lebte der Bauer auf seinem Hofe! Rund um denselben legten sich weite Gärten mit den schönsten Obstbäumen, die gewöhnlich Früchte im Überfluß trugen. Haus und Hof mit allem, was sein Herz begehrte, war erbtes Eigentum, dessen Wert durch sein Alter und längeres Verbleiben in ein und derselben Familie noch bedeutend erhöht wurde. Trat er aber aus dem Gehöft heraus, so lagen vor ihm reiche Felder mit blühenden Saaten, und wohin er seinen Fuß auch setzen mochte, immer war es eigner Boden, der ihn trug, auf dem er als freier Herr schaltete und waltete. Und fast alles zum Leben nötige erbaute er selbst, wenn er sich in gewissen Grenzen zu halten verstand und es nicht etwa den ablichen Gutsbesitzern gleich thun wollte. Wahrlich, die Entscheidung der Frage, wessen Loos beneidenswerter sei, das des städtischen Beamten oder des auf seiner Hofe unbeschränkt herrschenden und gebietenden Bauern, dünkte mir nicht schwer zu entscheiden!

Ein Knabe von etwa sieben Jahren pflegt sich um die Zukunft noch keine Sorgen zu machen, wohl aber thut er gern, was ihm behagt, und überläßt sich willenslos dem Zuge der Natur, in dem sich gewöhnlich die angeborne Neigung als verpuppte Chrysalide zeigt.

Wir gefiel das Leben und Treiben auf dem väterlichen Hofe meines kleinen Freundes, das so natürlich war, ungemein gut, und ich konnte es nicht recht fassen, daß mein älterer Bruder weniger davon angesprochen wurde. Während ich mich an Ehrenfrieds Seite überall unter die im Hofe arbeitenden mischte, wohl auch nach Anleitung des vereinstigen Erben dieser Herrlichkeit selbst einen Versuch machte, das Gesehene nachzumachen, hielt der Bruder sich fern und schien dabei Langeweile zu spüren. Ich ließ mich jedoch weder von diesem zurückhaltenden Wesen desselben noch von seinen Bemerkungen, welche sich auf die untergeordnete Art dieser Arbeiten als unverträglich mit dem höhern Stande, dem wir angehörten, bezogen, nicht abschrecken. Im Grunde genommen traf mein Bruder mit seinem Hinweis genau den Nagel auf den Kopf. Es war der Kastengeist, der uns allen mehr oder minder in den Gliedern steckte, der uns den Kopf sehr hoch tragen, die Nase rümpfen und verächtlich auf bürgerliche Gewerbtreibende, auf Bauern und Handwerker herabsehen ließ. Wir, die wir selbstverständlich dazu auf die Welt gekommen waren, um zu studiren, wie konnten wir uns so tief erniedrigen, von Bauernknechten irgend etwas lernen zu wollen!

Wer Bekenntnisse schreibt, soll aufrichtig sein und der Wahrheit die Ehre geben. Es sei deshalb unumwunden hier ausgesprochen, daß in meiner Jugend derartige vorgefaßte Meinungen die Gebildeten fast tyrannisch beherrschten. Die Abstufung der Stände war schroff und wurde durch Vorurteile, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, noch schroffer. Suchte sich jemand aus Neigung, Leidenschaft oder Trotz dem einengenden Zirkel dieser Vorurteile zu entziehen, so richtete er damit zwischen sich und der Sippe eine Scheidewand auf, die sich schwer wieder niederreißen ließ. Man hatte dafür den bezeichnenden Ausdruck, der von Mund zu Mund lief, „sich unter seinen Stand erniedrigen.“ Dieser Ausdruck allein beweist schon, daß die Gesellschaft sich innerhalb einer fest ausgebildeten Kasteneinrichtung bewegte. Verheiratete sich z. B. die Tochter eines Rathsherrn, eines Arztes, eines Geistlichen zc. mit dem Inhaber etwa eines Ladenbesizers, so nannte man dies eine Heirat „unter dem Stande.“ Ein so vorurteilsfrei handelndes junges Mädchen lief Gefahr, sich mit ihrer ganzen Familie zu verfeinden. Jedenfalls trat eine lange anhaltende Mißstimmung ein, die erst durch die Jahre sich einigermaßen ausglich.

Dieser den sogenannten Kreisen der Gebildeten anhaftende Dünkel erstreckte sich aber auch auf die Nichtgebildeten. Hier prägte er sich sogar noch weit schärfer aus und griff einschneidender in das Leben derer ein, welche es wagten, die Satzung zu übertreten. Ganz besonders streng hielt der grundbesitzende

Bauer auf reines Blut, weshalb Mißheiraten nur ausnahmsweise vorkamen. Es wurde stillschweigend als selbstverständlich angenommen, daß die Tochter eines Bauern auch nur einen ebenbürtigen Bauernsohn heiraten könne, falls dieser den Besitz eines eignen Hofes nachweisen konnte.

So streng aufrecht erhaltene konventionelle Einrichtungen mußten in Fällen der Nichtachtung zu heftigen Ausritten, ja selbst zu Konflikten führen, die bei der bekannten Hartnäckigkeit des beleidigten Bauernstolzes einen tragischen Ausgang nicht unmöglich machten. Einen Fall dieser Art, der haarßcharf die Grenze des Tragischen streifte, erlebte ich selbst in meinem Geburtsorte, und ich habe versucht, ihn in meiner Erzählung „Martin Ulrich“ poetisch darzustellen.

Meine Neigung, mich als Knabe schon unter die Knechte zu mischen und ihnen ihre Handgriffe abzulauschen, war demnach ein dreierlei Schritt, die Standesvorurteile gering zu achten und verbotene Wege einzuschlagen. Ich selbst dachte freilich nicht daran, wie ich denn überhaupt das Denken noch ändern überließ; ich wollte mich bloß vergnügen, wollte etwas thun, was mir Spaß machte, auch einigen Nutzen brachte, und hinter den Fertigkeiten unsers vertrauten Gespielen nicht zurückbleiben. Mein Bruder war anderer Meinung und beschäftigte sich lieber mit Latein und Griechisch, was ohne Zweifel für den Sohn eines Geistlichen, der später selbst Pastor werden wollte, viel standesgemäßer war.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Deutsch-Afrika. Schon seit geraumer Zeit wird nur noch von der Verblendung und oppositionellen Voreingenommenheit gewisser Fraktionsredner vom geraden oder krummen Horne bezweifelt und mit allerlei Scheingründen bestritten, daß Deutschland Kolonien bedarf, und daß es in denen, die es bis jetzt erworben hat, sich eines entwicklungsfähigen und verheißungsreichen Besitzes erfreut. Gleichwohl giebt es noch zwischen denen, welche für, und denen, welche gegen die Kolonialbewegung Partei genommen haben, breite Schichten, welche von der Bedeutung derselben für die Wohlfahrt der Nation und von ihren bisherigen Erfolgen überhaupt noch nichts wissen oder sich wenigstens gleichgiltig zu ihr verhalten. Diesen Kreisen sei die vor kurzem erschienene Schrift: „Die deutschen Kolonien und die nationalen Interessen“ von Dr. Baumgarten (Köln, Dumont-Schauberg) angelegentlich empfohlen. Sie bespricht alle einschlagenden Fragen auf Grund fleißiger Studien, der Verfasser steht mit seinem Urteil über den Gegenstand außerhalb der politischen Parteien, und er weiß, was er zu sagen hat, klar und wohlgefaßt auszudrücken. Durchaus zutreffend sind die Kapitel des ersten Teils, in denen er über die Uebersättigung und Auswanderung in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht, über die Notwendigkeit der Erwerbung neuer Absatzgebiete bei der Gefahr der Uebersättigung, über das wirtschaftliche Uebergewicht des angelsächsischen Stammes über den deutschen und über unsre Ziele in dieser Beziehung und über die Fortschritte spricht, die wir in den letzten Jahren nach

diesen Zielen hin gemacht haben. Nicht weniger interessant und lehrreich ist der Ueberblick über den Wert der deutschen Erwerbungen in Afrika und deren Ausbarmachung, welchen die zweite Hälfte seiner Betrachtungen enthielt, und aus denen wir auszugswise einige Proben des hauptsächlichsten mittheilen. Sie werden, aus zuverlässigen Quellen geschöpft, viele Irrthümer zerstreuen, welche durch die Opposition von der Tribüne aus und in der Presse unwissentlich und absichtlich verbreitet und von der herkömmlichen Oberflächlichkeit und Leichtgläubigkeit der Mehrheit des Publikums für baare Münze genommen und weitergegeben worden sind.

Das deutsche Südwestafrika, 7500 Quadratmeilen groß, ist im Binnenlande weit besser, als seine kahle, regenlose Küste vermuten läßt, und bereits von etwa 15 000 Deutschen bewohnt, die als Missionare, Kaufleute, Handwerker und Landleute dort leben. Außer unfruchtbaren und ungesunden Gebieten giebt es auf den Hochplateaus weite Strecken, deren Klima deutschen Einwanderern sehr gut zuzagen würde, und die von den Schwarzen nicht bewohnt werden, weil es diesen hier nicht heiß genug ist. Durchaus unverständlich ist es, das ganze ungeheure Gebiet nach dem nur 750 Quadratmeilen umfassenden Angra-Bequena-Lande und der dürren Küste zu beurtheilen. Die bei weitem größere Hälfte liegt in den Tropen und hat hinreichende Regenmenge. Das Ovamboland trägt angebaut Weizen bester Qualität in Menge und gestattet ausgebehnte Viehzucht, und daselbe gilt vom nördlichen Katsobfelde, während das südliche zwar nur stellenweise sich zum Ackerbau eignet, aber gleichfalls gute Weideplätze besitzt. Daselbe ist vom Piet Heibischen Gebiete und mit noch größern Reichte von Omahela zu sagen. Der kaiserliche Kommissar Göring spricht in seiner Deutschrift über das Nama- und Hereroland von dem unerschöpflichen Grasreichtume des Damaragebietes, wo manche Eingebornen 30- bis 40 000 Rinder besitzen, und auch die Schafzucht mit bestem Erfolge betrieben wurde, und wo die Missionare Weizen in Menge bauten. Nur die nach dem Kucenflusse abfallenden Ebenen passen als ungesund nicht für europäische Niederlassungen. Im wasserarmen Namalande giebt es nach Göring viele Stellen, wo, wie im Transvaals, im Oranjefreistaat und im Norden der Kapkolonie, die Flussbetten durch Fangaedämme in Seeu verwandelt werden können, welche lange Zeit das für Viehzucht und Ackerwirtschaft erforderliche Wasser behalten. In Betreff des Mineralreichtums, der vorzüglich in Kupfer besteht, ist nicht zu leugnen, daß im Damaralande mehrere Bergbaugesellschaften trotz genügender Ausbeute zuletzt sich auflösen mußten, weil namentlich die schlechten Transportwege zwischen der Küste und dem Innern und die Hinderpest, welche Tausende von Zugochsen weggraffte, den ferneren Betrieb unmöglich machten. Indes läßt sich dem abhelfen. Das bedeutendste Kupfergebiet ist mit Ochsenwagen erst in zwei Wochen vom Meere her zu erreichen. Aber leicht wäre eine Aktiengesellschaft imstande, zwischen dem Meere und den Minen eine Eisenbahn zu bauen, und dann würde sich dort der Kupferbau reichlich lohnen. Auch die Küste ist keineswegs wertlos; denn ihre Gewässer zeigen infolge des an ihr bis zum 15. Grade südlicher Breite hinfließenden kalten Polarstroms einen außerordentlichen Fischreichtum. Millionen von Delfinen, Tümmlern, Seeaalen, Snuks und Steambrassen können hier gefangen, gebört und eingesalzen oder zu Guano verarbeitet werden, der dem von Peru an Güte nicht nachsteht und folglich am Kap und in Europa ausgedehnten Absatz finden würde. Die Fischerei, die Lüderitz 1884 bei Angra Bequena versuchsweise einrichtete, deckten gleich anfangs ihre Kosten und rentirten sich dann, bedeutend vergrößert, sehr gut. Auch der Robbenfang dieser Küste ist an felsigen Punkten lohnend, der Engländer Spence erzielte damit in einem einzigen Jahre, 1884, bei Angra Pequena 40 000 Mart

Reingewinn. Es ist also zu hoffen, daß die Deutsch-Westafrikanische Kompagnie, die sich im August vorigen Jahres gebildet hat, um die von Göring empfohlenen Seefischereien, Schlähtereien und Faktoreien für den Tauschhandel mit den Eingebornen zu begründen und die Ansiedlung deutscher Ansiedler vorzubereiten, befriedigende Geschäfte machen wird. Das Klima tritt der letztern nur in den sumpfigen Fluß- und Küstenniederungen entgegen, wo Fieber herrschen, und obgleich die Gebiete der Hereros, der Buschmänner und der Bergdamara sowie das Katsosfeld in den Tropen liegen, ist die Lufttemperatur bei der bedeutenden Bodenerhebung doch derart, daß europäische Handwerker und Ackerbauer ohne Schaden früh bis neun Uhr und nachmittags von vier Uhr an leichte Arbeit verrichten können. Ein im Hererolande seit fünfundsanzig Jahren wohnender deutscher Wagenbauer arbeitet mit andern Weißen täglich von sechs bis zwölf und von zwei bis sechs Uhr, und diese Leute strogen von Kraft und Gesundheit.

Auch der Kulturwert der Gebiete von Kamerun und am Benué, des deutschen Westafrika am Aequator, ist bedeutend und läßt sich erheblich steigern. Im Jahre 1873 betrug der Handel Englands mit diesen Gegenden das Sechzehnfache des deutschen, 1881 nur noch das Vierfache. 1871 betief sich die Einfuhr Hamburgs dort auf 84 000, die Ausfuhr dahin auf 67 000 Doppelzentner, 1883 war jene auf 238 000, diese auf 442 000 Doppelzentner gestiegen. Von einer massenhaften Auswanderung dahin und von irgendwelcher Ansiedlung deutscher Landwirte daselbst kann allerdings nicht die Rede sein, wohl aber von einer Ausdehnung des Handels auf die Hinterländer und von schwunghafter Plantagenwirtschaft mit eingebornen Arbeitern. Kamerun hat einen äußerst fruchtbaren Boden und gehört der Zone größter Regenmenge an. Neben Reis, Mais und Weizen kommen für die Produktion von Pflanzen vorzüglich die Del- und die Kokospalme, Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Indigo, Kautschuk, Baumwolle, Kampfer, Tabak und Gewürze, wie Zimmt, Nelken, Muskatnuß und Vanille, in Betracht. Die Hauptsache aber wird hier die Erschließung der Länder im Innern sein. Durch die Erwerbung der Kamerungegend sind wir in die Reihe derjenigen Völker eingetreten, welche schon seit Jahrhunderten die im zentralen Afrika ruhenden Schätze auszubeuten bemüht sind, Kamerun ist eines seiner bedeutendsten Eingangsthore.

Das deutsche Ostafrika endlich hat durch seinen Bodenreichtum, seinen tropischen Pflanzenwuchs und seine Tauglichkeit für die Plantagenwirtschaft, wenn seine Ausbeutung mit Kenntnis und Energie angegriffen wird, eine gewaltige Zukunft. Die Ostafrikanische Gesellschaft hat durch die gewissenhaften Untersuchungen, die sie durch ihre Beamten auf neun Stationen anstellen ließ, bewiesen, daß diese Erwerbung für den Anbau der meisten Kolonialerzeugnisse vorzüglich geeignet ist, für Deutschland eine besondere wirtschaftliche Wichtigkeit besitzt und für den Handel weit bedeutungsreicher werden kann als der vielangebriesene Kongostaat, dessen beste Provinzen unsre ostafrikanischen Grenzen bald berühren werden. Das Land bildet eine Hochfläche, die sich im Kilimandscharo bis zu 23 000 Fuß erhebt, das südliche Usagara ist 3- bis 4000, die Gegend am Nyassasee wieder 7000 Fuß hoch. Der Osten Afrikas hat vor dem Westen regelmäßige Regenfälle (Februar bis Mai, dann einmal im November) voraus und ist fast allenthalben reich an Quellen und Flüssen. Der üppige Boden, so berichtet Dr. Peters nach eignen Beobachtungen, bringt nicht nur alle tropischen Produkte, sondern auch alle europäischen Gemüse hervor, überall ist Viehzucht möglich, die Eingebornen sind leicht zu Arbeitern zu gewinnen und würden sich zur Verteidigung der Kolonien militärisch organisiren lassen, das Klima ist sehr gesund, das Thermometer zeigt im Winter früh 10,

Mittags 21 Grad C., im Sommer steigt es allerdings auf 40 Grad, aber niemals wird die Hitze unerträglich. Dieses Lob des Landes klingt bescheiden und zurückhaltend, aber umso glaubwürdiger, wenn man die etwas überschwänglichen Berichte anderer Forscher daneben hält. Nach dem Engländer Johnston z. B. bildet der Strich zwischen der Küste und dem Victoriasee in physikalischer und ethnologischer Hinsicht ein einheitliches Ganze, und wenn irgendein Teil von Afrika wert ist, kolonisiert zu werden, so ist es diese herrliche Landschaft mit ihrem Klima, das jedem andern in Afrika vorzuziehen ist. Eisenerze, so heißt es weiter, hier in Ueberfluß, ein Paradies für Jäger, Eisenbein reichlich, große Viehherden, in Samburu Pferdezuucht, Nährpflanzen in Fülle, alle europäischen Vegetabilien kommen vortrefflich fort, in ganz Afrika giebt es schwerlich eine entzückendere Gegend als dieses Bergland. Auch v. d. Decken rühmt „die herrliche stärkende Luft der Ebenen und den fruchtbaren Boden, die schönen Weidegründe und die vorzügliche Eisenerze“ des hierher gehörigen Wakambagebietes. Im Dschaggalande trifft man alleenthalben Pflanzungen der Eingebornen, bewässerte Felder, Gemüsegärten, Wiesenflächen und förmliche Wälder der unschätzbaren Bananenstaude. Die Regier treiben hier Viehzucht wie in den fortgeschrittenen Ländern Europas mit Stallfütterung, und Wasserleitungen führen, von den Schneemassen des Kilimandscharo gespeist, kühn über Schluchten und an Bergwänden hin. Unzweifelhaft steht fest, daß unser deutsches Ostafrika eine ganze Reihe überseeischer Einfuhrartikel: Baumwolle, Kaffee, Tabak, Thee, Indigo, Chinarinde, Kakaos und verschiedene Gewürze in reichlichen Mengen zu liefern imstande ist, die wir bisher aus englischen, holländischen und andern fremden Kolonien und meist durch Schiffe anderer Nationen bezogen. Nach der „Statistik des deutschen Reiches im Jahre 1884“ betrug die Einfuhr in diesen Artikeln an Geldwert 386 067 000 Mark. Diese ungeheure Summe Deutschland zu erhalten, ist eine wirtschaftliche Aufgabe ersten Ranges, und wir haben Ursache zu hoffen, daß sie allmählich mit guten Erfolgen gelöst werden wird. Die Anfänge dazu sind vorhanden, genügende Beteiligung der Kapitalisten und fleißige, unerdrossene Arbeit werden weiter helfen. Unfre höchsten Gesellschaftskreise bekunden lebhaftes Interesse an der Sache, namentlich hat ihr der Großherzog von Baden seine Aufmerksamkeit zugewendet. In vorderster Reihe würden die oberhalb des Dschaggagürtels befindlichen menschenleeren Höhenzüge des Kilimandscharogebietes wegen ihres gemäßigten Klimas, ihrer ausnehmenden Fruchtbarkeit, ihres Weidereichthums und ihrer Wasserfälle für deutsche Kolonisten ein passendes Arbeitsfeld darbieten, sobald für die nötige Ordnung und Sicherheit gesorgt und Verkehrung für eine Verbindung mit der Küste getroffen wäre. Andre, möglichst nahe an der Küste anzulegende Stationen würden dem deutschen Plantagenbau den nötigen Stützpunkt gewähren und zugleich dem deutschen Handel nützen. Versuchsanstalten für diesen Plantagenbau bestehen und gedeihen in der Mission Bagamoyo und deren Filialen, wo Deutsche aus dem Elsaß angesiedelt sind. Ebenso haben sich die deutschen Missionäre Krapf und Rebmann große Verdienste um die Kulturanfänge im nördlichen Teile unserer ostafrikanischen Besitzungen erworben. Das nächste, was hier geschehen mußte und zur größern Hälfte schon rasch und energisch ins Werk gesetzt worden ist, bestand darin, daß man sich den wertvollen Besitz durch Verträge mit den Eingebornen sicherte. Dann war das durch allerlei Interessen, namentlich kommerzielle, in enger Beziehung zu diesem Besitz stehende Somaligebiet unter deutsche Schutzherrschaft zu bringen, und auch das ist jetzt teilweise erreicht. Erst wenn wir in diesem eine ausgedehnte Seeküste mit guten Häfen zur Verfügung haben, wird unser Hinterland, dem jetzt noch der Sultan von Zanzibar

die Lebensadern zu unterbinden strebt, seine volle Kraft und Bedeutung entfalten können. Sind wir sodann noch soweit gelangt, daß wir die zahlreichen friedlichen Völkerschaften am Kilimandscharo und Kenia gegen ihre gefürchteten Nachbarn, die Masai, nachdrücklich und dauernd zu schützen vermögen, so haben wir für die Befestigung und endgiltige Gestaltung des ostafrikanischen Schutzgebietes alles gewonnen, und die wirtschaftliche Ausnutzung desselben kann in Angriff genommen und mit guten Ergebnissen fortgesetzt werden.

Spiritismus. Die Vorkämpfer gegen die wissenschaftliche Ausbildung und Schulung der heranwachsenden Generation bedienen sich der seltsamsten Verkleidungen, die aber alle auf einen Zweck hinauslaufen: Fort mit dem Ballast des Ueberlieferten! Auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften soll das Altertum mit seinen unbequemen Vorbildern in reinem Kunstgeschmacke, poetischer Formvollendung und logischer Sprachbildung, in den spekulativen Wissenschaften die Logik mit ihrer kalten Unangreifbarkeit über Bord geworfen werden.

Der Kampf gegen die Philosophie treibt seine schönsten Blüten in dem spiritistischen Treiben und den periodischen Publicationen, welche es darstellen und fördern. Selbstverständlich wird in unsrer byzantinischen Zeit, wo kein noch so banausisches Treiben anders als berufsmäßig und methodisch zu denken ist, den Geistesführern des „Mediumismus,“ oder wie die barbarischen Namen jener Geister sonst lauten mögen, ein Mäntelchen von „Wissenschaftlichkeit“ umgehängt: was sich darunter verbirgt, möge man aus den folgenden Bemerkungen ersehen, zu welchen uns das Januarheft einer derartigen Zeitschrift Veranlassung giebt, umso mehr als sich daselbe keineswegs durch Uebertreibung auszeichnet, sondern vielmehr zu den bescheidensten und nüchternsten Monatsäußerungen des erwähnten Blattes gehört.

Uns dem ersten Aufsatze („Ueber die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt“) heben wir folgende Sätze herans (S. 4): „So weit wir als Geister — was wir ja im tiefsten Grunde unsers Wesens schon jetzt sind — in unsrer materiellen Welt wirken, sind wir sehr eingeschränkt. Nur in seltenen Ausnahmezuständen und in beschränktem Maße können wir transcendentale Physik und Psychologie treiben. Fernsehen und Fernwirken, überhaupt alle Magie, gehört zu den Ausnahmen. Ebenso schwierig muß es nun für Geister sein, in unsrer sinnlichen Welt von vorwiegender Materialität einzugreifen. Mit ihrer irdischen Körperlichkeit haben die Geister auch die daran haftende Wirkungsweise auf die Natur abgelegt. Die Geister sind ihrer Welt angepaßt, so gut als wir der unsrigen. Mögen wir als Geister wirken oder Geister als Menschen — in beiden Fällen findet ein Wirken in eine fremde Welt ohne die ihr angepaßten Organe statt, und diese Wirkungsweise kann nur im höchsten Grade beschränkt sein.“

Leider spricht sich der Verfasser nicht darüber aus, wie die bekannten Klopflaute als Manifestation der Geisterwelt zu seiner Theorie stimmen, daß Geister eben keine materiellen Wirkungen hervorbringen können, sondern sagt nur (S. 5): „Wenn Klopflaute, an sich betrachtet, läppisch erscheinen, so verlieren sie doch diesen Charakter, sobald sie als Verständigungsmittel benutzt werden.“ Und nun folgt ein Argument, welches uns so vollständig verblüfft hat, daß wir im ersten Augenblicke, als wir es lasen, unsern Augen nicht trauen wollten: „Zene Zweifler, welche gegen Klopflaute den Einwurf der Lächerlichkeit erheben, müßten logischerweise auch die Annahme von Depeschen verweigern, die ja auch nur durch Klopflaute im Telegraphenapparate zustande kommen, obgleich hier ein Verkehr zwischen Bewohnern der gleichen Welt vorliegt.“ Soweit sind wir also gekommen, daß die wissen-

schafftlich begründete Verbindung von Ursache und Wirkung, wie sie in der zum Dienste der Telegraphie benutzten Elektrizität vorliegt, mit dem Geisterflopfen verglichen wird, dessen sehr einfache, wirkliche Ursachen jeder kennt, der sich nicht von blinden Vorurteilen behörden läßt.

Die zweite Abhandlung des Heftes bringt die Erzählung von zehn Fällen unmittelbarer Willensübertragung, unter denen uns Nr. 2 am interessantesten erscheint: „Auf seine Brusttasche deutend drückte mir Herr Dr. Grote den Wunsch aus, es möge ihm sein Sacktuch herausgezogen werden. Herr Spiro führte auch diesen Gedankenbefehl in kürzester Zeit ohne Berührung aus.“ Herrn Spiro waren nämlich die Augen verbunden: wie er das Tuch aus der Tasche herauszog, ohne es zu berühren, ist und bleibt sein Geheimnis; denn die Redaktion der Zeitschrift tritt lebendig „voll und ganz“ für die Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit des Berichterstatters ein.

Eine weitere Abhandlung über Hypnotismus und Erziehung gelangt zu dem Ergebnis, der magnetische Schlaf solle zur Beeinflussung schwer erziehbare Kinder in der Weise benutzt werden, daß ihnen im Zustande der Willenslosigkeit eine Willensrichtung für die Zukunft aufgezwungen wird, und sie dadurch gebessert und zu einer andern als ihrer bisherigen Lebensart gebracht werden. J. Stinde hat neulich in einer Berliner Zeitung die Folgen dieser neuesten Pädagogik in humoristischer Weise ausgemalt, aber so komisch die Sache erscheint, sie hat auch eine sehr ernste Seite. Wir lassen hier die Frage nach der Wahrheit der angeführten Beispiele magnetischer Beeinflussung ganz beiseite, und nehmen für einen Augenblick an, daß die Beeinflussung wirklich bewiesen sei: wird jemand, dem die Gesetze menschlichen Denkens geläufig sind, im Ernste glauben, daß der im wachen und gesunden Zustande unbeugsame Wille eines Kindes die Einbrücke, welche er im Zustande körperlicher Widerstandslosigkeit und geistiger Krankheit empfängt, nachher festhält, wenn er wieder zu Leben und Gesundheit erwacht ist? Wer das annimmt, der leugnet jede sittliche Weltordnung. Noch schlimmer stünde es mit der Verantwortung derjenigen Aerzte, welche sich zu Experimenten verleiten ließen, die der Gesundheit der magnetisch zu behandelnden Kinder den schwersten Schaden zufügen müßten.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte den Inhalt desselben in einem öffentlichen Vortrage mitgeteilt. An diesen schloß sich eine Besprechung, aus der wir folgenden Satz, als von richtigem Urteile eingegeben, herausgreifen: „Ich meine, man sollte sich nicht so leicht zur Anwendung einer Methode entschließen, welche mit der moralischen Freiheit des Kindes in Konflikt kommt. Die Erziehung darf nicht darnach trachten, den Menschen in eine Maschine zu verwandeln; sie muß im Gegenteil die eignen Bemühungen erwecken, das Wachstum der guten Keime begünstigen und die Entwicklung der schlechten unterdrücken. Die moralischen Ideen sind dem Menschen eingeboren, und man muß sich darauf beschränken, sie zu überwinden. Wer könnte überdies verhindern, daß gewisse Individuen die Methode mißbrauchen, welche ihnen auf diese Weise gezeigt wird, und dem Kinde böse Gedanken suggeriren? (gemeint ist einlösen). Man muß demnach eine Methode zurückweisen, welche eben so gut zum Schlechten wie zum Guten dienen kann.“

Was das hierauf folgende Programm der in München gegründeten Psychologischen Gesellschaft anlangt, so ist uns unter den verschiedenen Berufsarten, welche nach der Ansicht der Gründer dieser Gesellschaft Nutzen von ihr haben werden, am meisten der Gewinn aufgefallen, welchen die Künstler davon ziehen sollen. Es heißt hierüber (S. 35): „Der Künstler wird vielleicht leer auszugehen glauben; aber Geberden und Mimik sind in hypnotischen und somnambulen Zuständen nicht

nur dem Einflusse fremder Ideen zugänglich, sondern alsdann auch im höchsten, im Wachen kaum erreichbaren Grade ausdrucksvoll, weil sie eben von innen herausgearbeitet werden, während das heutige Modell des Künstlers nur äußerem Befehle gehorcht oder nur mechanisch in Position gesetzt wird."

Hier haben wir also nach der magnetischen Erziehung die hypnotische Kunst: der Künstler hypnotisiert seine Modelle und läßt sie im willenlosen Zustande die von ihm gewünschten Stellungen in so vollendeter Weise annehmen, wie sie seinem Genie vorschweben. Hier fehlt nur noch eins: der Künstler braucht noch einen andern Magnetiseur, der ihn so beeinflusst, daß er die von dem Modelle angenommene Stellung nun auch vollkommen zur plastischen oder materiellen Darstellung bringt; vielleicht liefert die neue Münchener Gesellschaft derartige Meister zum Heile der nationalen Kunst: wie dringend wäre einer derselben beispielsweise dem Zeichner der Karrikatur zu wünschen gewesen, welche die Gartenlaube neulich von der Reichstags-Sitzung brachte, in der Woltke sprach! In dem folgenden Stücke wird mit gebührendem Ernste die wichtige Frage erörtert: ob der im vorigen Jahrhundert lebende Geistesbeschwörer Schreyer ein „Materialisationsmedium" gewesen sei oder nicht. Die nächste Abhandlung beschäftigt sich mit den dunkeln Prophezeiungen, welche Nostradamus im sechzehnten Jahrhundert verfaßt hat; dem Verfasser sind sie übrigens vollkommen klar, denn er sagt schließlich (S. 47): „Es sind hauptsächlich die Geschehnisse Frankreichs vom Verfall (gemeint ist: vom Aussterben) des Hauses Valois an, während der Glanzzeit der Bourbonen, der Stürme der Revolutionen und Kriege der Napoleoniden bis zum englischen Exile Napoleons III. und noch weiter dargestellt; in England ist die Revolution und Hinrichtung Karls I., die Restauration und abermalige Vertreibung der Stuarts, die Thronbesteigung Wilhelms von Oranien, die vom Präsidenten verursachten Unruhen und die dominirende Seemacht Albions klar charakterisirt." Die astrologischen Träumereien des Zeitalters der Katharina von Medici werden als wichtige historische Forschungen behandelt, und der Gedanke, daß man von der Zukunft aus den Sternen nichts lernen kann, kommt dem Verehrer des Nostradamus offenbar garnicht in den Sinn!

Zu den Einfamilienhäusern. In Nr. 6 dieser Zeitschrift (S. 269) heißt es in dem Artikel „Die Thätigkeit der Frauen für die Milderung der Wohnungsnot": „Eine Frau würde garnicht auf so unpraktische und undurchführbare Pläne wie die Besserung der Wohnungszustände allein durch Herstellung von Einfamilienhäusern (vergl. Grenzboten 1885, IV.) kommen. Sie sagt sich, von allem andern (hohe Baukosten u. dergl.) abgesehen, wie unvorteilhaft es für eine Arbeiterfrau ist, weit von der Stadt in einem Hause allein zu wohnen. Wer sieht nach ihren Kindern, wenn sie täglich ihre Bedürfnisse weit entfernt holen muß, da sie Vorräte anzulegen nicht die Mittel hat? Wer sieht nach ihr, wenn sie krank oder Wöchnerin ist? Wer übernimmt in solchen Fällen ihre Besorgungen? Wer hilft ihr im Falle der Not aus?" Dem gegenüber darf es doch wohl als Thatsache bezeichnet werden, daß es sicherlich noch niemand und dem Verfasser des angeführten ältern Aufsatzes am wenigsten eingefallen ist, einer Arbeiterfamilie zu empfehlen, „weit von der Stadt in einem Hause allein zu wohnen." Die selbstverständliche, gewiß auch nirgends unerwähnt gelassene Voraussetzung für zweckmäßige Errichtung verkäuflicher Einfamilienhäuser besteht darin, daß sie eben nicht allein, sondern in größern Gruppen vereinigt liegen, in welchem Falle dann alle für das häusliche Leben erforderlichen Veranstaltungen ganz von selbst folgen werden. Nur dadurch, nur durch fabrikmäßige Anlegung einer größern

Zahl von Häusern, ist es ja auch möglich, solche Häuser zu einem für Arbeiterfamilien erschwinglichen Mietpreise nebst Tilgungsquote herzustellen. Dieser Angriff darf also als gegenstandslos und den Eindruck des sonst so wohlgemeinten Artikels nur abschwächend bezeichnet werden, und man fühlt sich unwillkürlich zu der Annahme getrieben, daß die Verfasserin allerdings aus dem sehr einfachen Grunde nicht auf so „unpraktische“ Ideen verfallen sei, weil sie von allen den großartigen und in so hohem Grade praktisch bewährten Unternehmungen auf diesem Gebiete, von der Mülhäuser cité ouvrière, von der Anlage auf der Großen Weddel bei Hamburg, von Gladbach, Lörrach und so vielen ähnlichen Verwirklichungen dieser Idee nichts weiß. Von den zahlreichen derartigen Bauausführungen einzelner Fabriken, die doch eigentlich nur als kleine Miethäuser zu betrachten sind, schweige ich. Es ist mir nie zweifelhaft gewesen, daß das Einfamilienhaussystem sich nicht überall anwenden läßt, und daß es auch für die Arbeiter sich keineswegs überall empfiehlt, die Freiheit ihrer Bewegung einem solchen kleinen Besitze zu opfern; aber ich kann nur wiederholen: soviel mir bekannt ist, ist beides auch noch von niemand bestritten worden. Dagegen glaube ich allerdings, auch darüber werde kein Sachverständiger im Zweifel sein, daß das erwähnte System in vielen Fällen durchaus anwendbar ist, und daß es dann die Erreichung eines idealen Zieles darstellt, welches auf anderem Wege überhaupt nicht zu erreichen ist.



Literatur.

Die Frau im gemeinnützigen Leben. Archiv für die Gesamtinteressen des Frauenarbeits-, Erwerbs- und Vereinsleben im deutschen Reich und im Auslande. Herausgegeben von Amélie Sohr. Straßburg i. E., R. Schuly u. Co. Vier Hefte.

Die Ueberzeugung dürfte wohl ziemlich allgemein geworden sein, daß man sich mit der Frauenfrage nicht damit abfinden kann, daß man einfach sagt: Die Frau gehört ins Haus. Wenn nun die Frau kein Haus hat? Unter 10 350 140 Frauen im Alter von 17 bis 50 Jahren gab es nach der Zählung vom 1. Dezember 1880 ledige: 4 072 536, d. i. 39,3 Prozent, verheiratete: 5 824 256, d. i. 56,3 Prozent, verwitwete oder geschiedene: 453 348, d. i. 4,4 Prozent. Für diese 44 Prozent sämtlicher erwachsenen oder erwerbsfähigen Frauen ein Haus, das heißt Unterkommen und Erwerb zu schaffen, das eben ist die Frauenfrage.

Die abfälligen Urteile richten sich auch weniger gegen die Sache als gegen die Art und Weise, wie für dieselbe geredet, geschrieben und agitiert worden ist, und man kann nicht leugnen, daß gerade von jenen Frauen, welche für die Frauensache agitiert haben, viel geschehen ist, um dem Guten und Berechtigten an der Sache durch oberflächliche Behandlung, durch Uebertreibungen, durch Verzerrung der Hauptfragen in tausend Kleinigkeiten, durch Einmischung von Personenfragen oder gar der Politik zu schaden. Auch diese Sache fordert wie jede der andern großen sozialen Fragen eine ruhige, sachgemäße und sachverständige Behandlung.

Man darf gar nicht so schlechtlin sagen: Die Frau gehört ins Haus. Denn es giebt Beschäftigungen und Berufsarten des öffentlichen Lebens, in denen die weibliche Thätigkeit schlechterdings nicht zu ersetzen ist: die Wartung und Bewahrung unbeaufsichtigter Kinder, die Armen- und vor allem die Krankenpflege. Die Frau gehört also auch ins öffentliche Leben, das soll ihr nicht bestritten werden.

Andererseits ist aber auch der Wunsch berechtigt, daß ihre Thätigkeit dort für sie selbst und für die Allgemeinheit ersprießlich sein möge. Es kommt darauf an, die Gebiete, in denen die Frau thätig sein kann, zu finden und bekannt zu machen, dafür zu sorgen, daß die rechte Kraft an den rechten Ort komme, und daß über dem Vielen nicht das Nötige und über dem Einzelnen nicht das Ganze und Große übersehen werde.

Die Herausgeberin der oben bezeichneten Zeitschrift hat sich, wenn wir die Absicht der Veröffentlichungen recht verstehen, ein solches Ziel gesetzt. Es giebt Zeitschriften genug, welche die einzelnen Seiten der weiblichen Thätigkeit im gemeinnützigen Leben beleuchten und für irgend einen Plan oder eine Unternehmung Meinung machen wollen. Daneben oder auch dem gegenüber ist eine Zeitschrift am Platze, welche in ruhiger Erörterung und weiter Uebersicht das ganze ausgebehnte Gebiet überflaut. Wir glauben in der Bezeichnung der Zeitschrift als Archiv diese Absicht finden zu sollen.

Der Inhalt jedes Vierteljahrsheftes scheidet sich in Abhandlungen, welche irgend einen Gegenstand des weiten Gebietes in sachlicher Weise besprechen, in statistische und geschichtliche Mitteilungen aus dem Thätigkeitsgebiete des Frauenvereins und Frauenerwerbslebens, in eine bibliographische Zusammenstellung der erschienenen selbständigen Werke, sowie der Aufsätze und Rezensionen, endlich in eine Vierteljahrs-Chronik der deutschen Frauenvereine.

Der Gesichtskreis umfaßt alle Gebiete weiblicher öffentlicher Thätigkeit des Inlandes wie des Auslandes, die soziale Lage der Frau, die Bildungsfrage und die öffentliche Thätigkeit in Werken der Armen-, Kinder- und Krankenpflege. Nach diesen Gesichtspunkten geordnet, teilen wir eine Reihe von Themen mit, welche Besprechung gefunden haben und aus deren Wahl die Art und Absicht der Zeitschrift ersichtlich wird: Die Frauenfrage in statistischer Beleuchtung. Die Neutinger Arbeitsschule. Die Dienstmädchenfrage. Der Verein der Künstlerinnen in Berlin. Der Dresdener Frauenbildungs-Verein. Das Familistère zu Guise. Ein Einblick in das Leben der Frau. — Die weibliche Erziehung. Ueber Mädchenturnen. Die Frauen-Universität Wellesley-College bei Boston. Der naturwissenschaftliche Unterricht in den oberen Klassen der Mädchenschulen. — Das rote Kreuz in der Gemeinde-Armenpflege. Das rote Kreuz zu Montreux. Vorschläge zur Reorganisation der Armenpflege. Die Kleinkinderschulen im Elsaß seit 1870. Die Notstände des sozialen Volkslebens in Schlesien. Der Frauen-Verein zu Neu-Wied. Die gemeinnützige Frauennarbeit und Werke der Barmherzigkeit in England. Auf das Einzelne der Vereinsthätigkeit wird im zweiten Abschnitte eingegangen.

Die Zeitschrift möge allen, welche ein Interesse für die geschilderte weibliche Thätigkeit haben, vor allem aber solchen, die an leitender Stelle als Vorstände von Vereinen oder als Dirigenten von Anstalten stehen und denen es willkommen sein muß, zur Vergleichung und Anregung ein weiteres Gebiet als das der eignen Arbeit zu überschauen, empfohlen sein. Wünschenswert wäre es allerdings, daß die Absicht der Zeitschrift, wie wir sie aus einer Reihe von Artikeln derselben herausgelesen haben, auch bestimmt formulirt und ausgesprochen würde, und daß unreihe, nicht zur Sache gehörige Aufsätze ferngehalten würden. Die Zeitschrift hat sich weite Grenzen in Bezug auf den zu überschauenden Raum gesteckt; desto strenger müssen die sachlichen Grenzen eingehalten werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Deutsch-böhmische Briefe.

3.



Die große hussitische Revolution des fünfzehnten Jahrhunderts war nicht bloß kirchlich-religiöser Natur, sondern auch ein politischer Vorgang, sie richtete sich ebenso sehr gegen Rom und den verkommenen Katholizismus als gegen das von den Tschechen gehaßte und beneidete Deutschland. Ihre Ziele wurden in religiöser Beziehung nur sehr unvollständig erreicht, ihre nationale Tendenz dagegen hatte sich weit größerer Erfolge zu rühmen; zwar gelang die gänzliche Ausrottung der Deutschböhmen nicht, wohl aber wurden sie von der tschechischen Reaktion fast allenthalben im Lande niedergeworfen, geschwächt, beraubt und in ihren Rechten beschränkt. Zunächst gingen Fuß und sein Anhang der Universität zu Leibe, und König Wenzel ließ sich 1409 bestimmen, sie mit einem Machtspruche den Tschechen zu übergeben. Die Folge war eine allgemeine Auswanderung der deutschen Lehrer und Hörer und ein rascher Verfall der bisher so glänzenden Hochschule, der sie dem Untergange nahe brachte. Dann wurde die Prager Stadtverwaltung tschechisiert und die deutsche Bürgerschaft ihrer Habe beraubt und, soweit sie sich nicht den Utraquisten angeschlossen, vertrieben. Darauf schritten die Aufständischen zur Niederwerfung des Deutschtums, das ihnen durch seine königstreue Gesinnung und durch sein Beharren bei der alten Kirche doppelt verhaßt war, in den Landstädten. „Habt Acht — schrieb Bizla, der Taboritenführer, an die Tschechen in Taus — auf die große Bosheit der Deutschen, die euch wegen des Namens Jesu Christi verfolgten. Die Zeit ist gekommen, nicht sowohl gegen die Fremden (die deutschen Kreuzheere aus dem Reiche Kaiser Sigismunds)

als gegen die Einheimischen (die Deutschböhmen) zu streiten.“ Einige Orte, wo die nationalen Fanatiker bereits überwogen, wurden auf friedlichem Wege tschechisiert, in andern gelang dies erst nach heftigen Kämpfen. So in Klattau, Pisek, Saaz, Königsgrätz, Laun, Prachatitz, Schüttenhofen und Schlan schon 1420. Länger wehrten sich gegen den Ansturm Kuttenberg, Czaslau, Kaurtschim, Kolin, Leitmeritz, Rimbürg, Budweis und die im Grenzgürtel liegenden Städte wie Brüx, Kommotau, Eger und Elbogen. Aber 1421 erlagen auch sie und viele andre den vereinigten Prageru und Taboriten. Die Bürger derjenigen, welche sich ergaben, mußten entweder Hussiten werden oder als „Feinde der Wahrheit“ auswandern und ihren Besitz den Siegern überlassen; die, welche Widerstand leisteten, wurden mit Schwert und Feuer verwüftet. Als Prachatitz erstürmt war, ließ Žižka 85 der Einwohner in der Kirche verbrennen und die übrigen mit Morgensternen und Dreschfliegeln erschlagen. Ähnlich erging es den Deutschen in Wodnian und Neubistritz, in Kommotau und Veraun, in Böhmischesbrod, Hoheumauth und Politschka. Jaromirsch kapitulirte zwar, aber trotzdem wurden viele seiner Bürger ertränkt oder verbrannt. Im Juli wütete der Morgenstern der Ketzbrüder in Bilin und Duz, im Januar 1422 wurde Deutschbrod dermaßen behandelt, daß es sieben Jahre öde lag. Kofyhan, Schlan, Melnit, Kaurtschim, Kolin, Czaslau und Rimbürg übergaben sich freiwillig dem Hussitismus und wurden dauernd tschechisiert. Chrudim, Leitomischl, Königinhof, Bunzlau, Leitmeritz und Raudnitz verloren nur teilweise ihren deutschen Charakter. Pilsen, Brüx und Elbogen erwiesen sich uneinnehmbar. Aussig, Leipa und Tachau, die später erstürmt und verheert wurden, erlanden wieder als deutsche Städte. Kuttenberg, bisher das „prächtige“ genannt, sah nach seiner Übergabe alle wohlhabenden deutschen Einwohner auswandern und deren Häuser in tschechische Hände geraten, in denen sie größtenteils verblieben.

Als der Krieg vorüber war, wußten die Tschechen sich das, was sie während desselben gewonnen hatten, gesetzlich zu sichern. Auf dem Landtage von 1435 verlangte der Adel, daß „künftig kein Deutscher oder anderer Fremdling in Böhmen ein Amt erhalten oder ein Schloß oder Gut besizen dürfe.“ Die tschechische Bürgerschaft aber ging weiter. „Wer nicht unter beiderlei Gestalt kommuniziert — so forderte sie vom Könige Sigismund —, soll in keine Stadt aufgenommen werden. Der Unterkämmerer (welcher die Oberaufsicht über die königlichen Städte hatte) soll ein Prager oder doch ein Utraquist sein, kein Deutscher aber darf, gleichviel, ob er utraquistisch oder nicht, eine Ratsstelle oder einen Beamtenposten bekleiden.“ Und um sich das den Deutschen während des Krieges geraubte Grundeigentum zu wahren, verlangten die tschechischen Neubürger, daß die aus den Städten vertriebenen nicht wieder zurückkehren dürften, es möchte ihnen denn die Gemeinde diese Gnade erweisen, und ebenso wenig sollten sie ihre Güter wieder erhalten, außer mit Erlaubnis der Gemeinde. Auch von den Kirchen wurden die Deutschen ausgeschlossen; denn es wurde

verlangt, daß man in ihnen nur tschechisch predige. Sigismund bewilligte, undankbar für die Treue, die ihm die Deutschböhmen bewiesen hatten, diese Forderungen, und nur mit Kuttenberg wurde, da sich der verfallene Bergbau „dieses Kleinods des Landes“ nur mit Hilfe der verjagten Deutschen wieder heben ließ, eine Ausnahme gemacht. Denen, die zurückkehrten, räumte man 1437 die Barbarakirche zu katholischem Gottesdienste ein, und in Betreff der Häuser wurde ein Vertrag geschlossen, nach welchem die Deutschen den Wert derselben bestimmten und die neuen tschechischen Besitzer die Wahl hatten, entweder gegen Zahlung der Hälfte dieses Preises sie zu behalten oder sie den Deutschen gegen eine gleiche Zahlung abzutreten. Der letztere Fall kam selten vor, da die Deutschen größtenteils verarmt waren.

Es war jetzt soweit gekommen, daß die Deutschböhmen in den von ihnen gegründeten Städten nur noch aus Gnade geduldet wurden und keinerlei Einfluß im Rate oder in Beamtenstellen derselben mehr ausüben konnten. Die nachmaligen Regierungen mußten die Zugeständnisse Sigismunds bestätigen, da die Stände hiervon gewöhnlich die Anerkennung des Königs abhängig machten. So unterlagte Albrecht, der österreichische Herzog, bei seiner Wahl zum böhmischen Herrscher allen Ausländern den Besitz von Ämtern und Schlössern in seinem Gebiete, und so unterschrieb König Ladislaus 1453 eine Anzahl von Artikeln, welche die Deutschen von allen Beamtenstellen fernhielten. Georg von Podiebrad, der selbst nur gebrochen deutsch sprach, that nichts gegen die Herrschaft der Tschechen, und Ladislaw ließ sich durch die Stände zu einer „Landesordnung“ nötigen, welche der trotz alledem wieder beginnenden Ausbreitung des deutsch-böhmischen Elements einen mächtigen Damm vorbaute. Nach ihr durfte kein Deutscher ein Amt erhalten und nur ein Tscheche Prior, Abt oder Propst werden. Die Gerichte hatten tschechisch zu verhandeln, die Lehnbriefe und alle Eingaben der Landestafel waren in derselben Sprache abzufassen. Niemand durfte ein Gut an einen Ausländer verkaufen oder verpfänden, wenn er nicht seine Ehre verlieren und des Landes verwiesen sein wollte. Als sich der Sturm gegen die deutschen Städte erhoben hatte, mochte man deren Vorrechte als gemeinschädliche bezeichnet haben. Als sie aber in den Besitz der Tschechen übergegangen waren, beilieten sich diese, sich diese Privilegien bestätigen und sich neue verleihen zu lassen. Ladislaus war freigebig damit. Handel und Verkehr aber stockten fortan trotz der Jahrmärkte- und Stapelrechte, welche der König ihnen erteilte, und die Plätze und Laubengänge der tschechisirten Städte blieben wenig besucht von Verkäufern und Kunden; denn mit den verjagten Kaufherren der guten alten Zeit war auch ihr rühriger Geschäfts- und Unternehmungsgeist entwichen. Als Georg von Podiebrad den an seinem Hofe befindlichen Gelehrten Marini fragte, wie sich der Handel in Böhmen wieder zur Blüte bringen ließe, und zu verstehen gab, er denke dabei vorzüglich an den der Tschechen, erhielt er zur Antwort: „König, gebt den Tschechen soviel Geld, als sie brauchen,

fordert keine Zinsen, verschafft ihnen Kredit, steht für den Schaden und laßt ihnen allen Gewinn.“ Auch das gewerbliche Leben sank nach der Umwandlung der Städte, welche die Deutschen austrieb oder in die zweite Reihe heruntersetzte. Die tschechischen Neubürger besaßen sich fast nur mit dem Kleinbetriebe des Handwerks, der die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse lieferte, und nur das Brauwesen, die Fabrication von Waffen und die Linnen- und Tuchweberei wurden von ihnen in etwas größerem Maßstabe gepflegt; doch geschah dies bei den beiden letzten Industriezweigen auch in dieser Periode mehr vonseiten der nordböhmischen Deutschen. Ebenso wie der Handel und die Industrie, litt der Bergbau unter den Folgen des Sieges der Tschechen. Die deutschen Knappen und Bergverftändigen waren entweder für die Sache ihres Königs gefallen oder ausgewandert. Die Wasserkünste waren verfallen, die Gruben infolge dessen zum Teile erschoffen, und es fehlte vor allem an Geld, da die Tschechen davon wenig besaßen und deutsche Gewerke wegen der die Niederlassung von Ausländern erschwereuden neuen Gesetze sich nicht leicht finden ließen. So blieben die Zechen von Deutschbrod verlassen, Gule erlangte das frühere Leben nicht entfernt wieder, und daselbe war mit dem Bergreichensteiner Revier der Fall. Nur die erzgebirgischen Werke Přebniz, Joachimsthal und Graupen und die im südböhmischen Krummau, welche mit deutschen Kräften betrieben wurden, machten von dieser Stagnation eine Ausnahme. Kuttenberg dagegen vermochte sich nur halb zu erholen.

Wie kam es nun, daß die Deutschböhmern dem Hussitensturme so kläglich erlagen? Die Hauptursache ihrer Schwäche bei ihrer bedeutenden Zahl und ihrem Wohlstande war der Mangel an Einigkeit, die Zersplitterung ihrer Kräfte gegenüber den Tschechen, die sich wie ein Manu gegen sie erhoben und mit der Gewalt eines neuen Glaubens gegen sie, die Vertreter des alten, anstürmten. Unter Heinrich von Kärnten und Johann von Luxemburg hatte ein Städtebund die deutschen Bürger Böhmens vereinigt und damit Erfolge erzielt. Jetzt hätte ein solcher ein Heer aufstellen können, welches imstande gewesen wäre, zu verhindern, daß das Deutschtum Ort nach Ort, wie eine Artischofe Blatt für Blatt, von dem Hasse des Tschechentums aufgezehrt wurde. Aber es fehlte an dem Bewußtsein der Interessengemeinschaft und an dem Manne, der ihnen diese klar gemacht und sie daraufhin handeln gelehrt hätte. Die Folgen bildeten eine Mahnung für ihre heutigen Nachkommen, welche allgemeine Beherzigung verdient.

Der Umstand, daß 1526 das Haus der Habsburger in den Besitz des böhmischen Thrones gelangte, besserte die Lage der Deutschen wenig, obwohl Ferdinand I., nachdem er die Revolution von 1547 besiegt hatte, sehr wohl in der Lage gewesen wäre, ihnen gründlich zu helfen. Maximilian II. hielt einen deutschen Hof, besaß aber wenig Energie und keinerlei Interesse für nationale Dinge. Mathias endlich verhielt sich gegenüber den tschechisch gesinnten Ständen ganz willenlos und bestätigte 1615 ohne Anstand ein Sprachengesetz des Land-

tages, welches noch unbilliger als die Landesordnungen der Jagellonen war. Es hieß darin: 1. Künftig und in ewigen Zeiten soll kein Ausländer, welcher der tschechischen Sprache unkundig ist und sich in derselben vor Gerichten nicht gehörig ausdrücken kann, als Einwohner des Landes und Bürger einer Stadt angenommen werden. 2. Ein Ausländer, der nach Erlernung des Tschechischen endlich das Bürgerrecht einer Stadt erworben hat, soll demungeachtet zu keinem öffentlichen Amte gelangen, und ebensowenig seine Kinder; erst seine Enkel sollen als eingeborne Böhmen betrachtet und der Rechte von Landesangehörigen theilhaft werden. 3. Dann soll in den Kirchen und Schulen, wo vor zehn Jahren tschechisch gepredigt oder gelehrt worden ist, dieser löbliche Gebrauch fortgesetzt werden, und wo jetzt ein deutscher Pfarrer oder Schulmeister vorhanden ist, soll ein tschechischer angestellt werden. Ausgenommen sollen hiervon nur die neuen Kirchen und Schulen sein. 4. Weil man in Erfahrung gebracht hat, daß einige Personen sowohl höheren und niederen Standes bei ihren Zusammenkünften nicht tschechisch, sondern eine andre Sprache reden, was Verachtung ihrer Muttersprache andeutet und der ganzen Nation zur Schande gereicht, so sollen diese Leute, wenn sie tschechisch sprechen können und doch in ihrem Vorhaben fortfahren, in Zeit von einem halben Jahre das Land räumen, bis dahin aber als Störer des allgemeinen Besten angesehen und keiner der Vorrechte und Freiheiten der übrigen Einwohner Böhmens theilhaft sein. 5. Da ferner einige Städter eine Gemeinde, welche sie die deutsche nennen, untereinander gebildet haben, man aber in diesem Königreiche zu allen Zeiten nur von einer tschechischen Gemeinde weiß, so sollen alle die, welche sich zu jener deutschen Gesellschaft halten und dreist genug sind, dabei zu verbleiben, mit der oben genannten Strafe belegt und geächtigt werden.“ Man ersieht hieraus, daß das Deutschtum trotz aller Ungunst der Zeit bereits wieder erheblich an Boden gewonnen hatte. Die Natur der Dinge ließ sich durch Landtagsbeschlüsse und Verordnungen eben nicht absperrern und unterdrücken. Dazu kam, daß das jetzt deutsche Regentenhauß das Wirken derselben wenigstens mittelbar förderte. Die Hofsprache war deutsch, und der Adel mußte sie lernen, da er nicht ganz abseits bleiben konnte. Die gelehrten Beisitzer des von Ferdinand errichteten Appellhofs waren meist Deutsche, und die böhmische Kammer, unter deren Mitgliedern wir mehrere Tiroler finden, wurde 1528 geradezu angewiesen, deutsch zu amtieren. Auch Regierungserlasse ergingen allmählich häufiger in dieser Sprache.

Als die Lehre Luthers sich nach Süden Bahn brach, fand sie auch den Weg nach Böhmen, und zwar zunächst zu den Deutschen im Norden und Nordwesten, dann auch zu den Tschechen, sod daß der Ultraquismus zuletzt ganz im Protestantismus aufging. Letzterer entwickelte sich unter der milden Regierung Maximilians II. in Frieden, und Rudolfs Majestätsbrief gestattete ihm gesetzliche Geltung. Selbstverständlich kam dies auch dem Deutschtume zu Gute, da namentlich der Adel mit Luther in Verbindung trat, viele vornehme Böhmen

nach Wittenberg zogen, um die neue Wahrheit an ihrer Quelle zu studiren, und anderseits eine Anzahl deutscher Prädikanten ins Land kamen. Die Prager Protestanten erbauten sich zwei große Kirchen, in denen deutsch gepredigt wurde, und errichteten deutsche Schulen, zu deren Leitung Lehrer aus Leipzig berufen wurden. Ähnlich verfahren die Bürger von Eger, Kaaden, Brüx, Friedland, Braunau und mehreren andern Orten. Deutsche Gelehrte oder doch in Deutschland ausgebildete waren an der Universität thätig. Auch die Mehrzahl der böhmischen Jesuiten, welche dem Luthertume entgegenwirkten, gehörten der deutschen Nation an. Wieder sah man, daß Böhmen sich trotz der extremsten Bestrebungen der Tschechen niemals auf die Dauer von Deutschland zu emanzipiren vermochte, und allenthalben leuchtete das böhmische Gefilde von der hinter den Bergen im Norden aufgegangenen Sonne. Dazu ferner der gleichfalls von Deutschen ins Land getragene Humanismus, dazu auch der Umstand, daß auch in den tschechischen Orten das deutsche Recht in Geltung geblieben war. Die an der schlesischen Grenze holten sich Rechtsbelehrung in Breslau oder Olag, die im Norden beim Leitmeritzer Schöffengerichte, das nach Magdeburger Recht entschied, andre in Eger, wo das Nürnberger galt, und als Rudolf II. die Autonomie der Städte vernichtet und für alle den Prager Appellhof als letzte Instanz hingestellt hatte, war es nur süddeutsches Recht, welches über das norddeutsche siegte. Kurz, der blutige Versuch der hussitischen Tschechen, Böhmen von Deutschland zu scheiden, hatte für die Deutschböhmen sehr traurige Folgen, vermochte aber deren Wiederaufleben nicht unmöglich zu machen und verfehlte seinen letzten Zweck gänzlich. Dieselben Tschechen, welche dem Deutschtume in ihrer Mitte den Untergang geschworen hatten, erhoben in den Habsburgern ein deutsches Geschlecht auf den böhmischen Thron, und als sie ihm abgesagt hatten, griffen sie wiederum, durch die Wahl Friedrichs von der Pfalz, nach einem deutschen Fürsten. Mit offenen Armen empfingen sie den deutschen Humanismus und die deutsche Reformation. Auch die Unifizirung des Rechtes war in gewissem Sinne eine Germanisirung. Auch die Einwanderung deutscher Elemente war nicht ganz aufzuhalten. Das beinahe vollständig im Tschechentum versunkene Prag wurde wieder deutscher, und das Vordringen der deutschen Landbevölkerung nach der Mitte hin begann von neuem. Karl von Zerotin macht wiederholt seinem Unwillen darüber Lust, und der Leitmeritzer Stadtschreiber Stránský sagt in seinem „Staat von Böhmen“ bei Besprechung des wieder erzdeutsch gewordenen Komotau: „Die meisten Deutschen sind von jeher des unsteten Wanderns gewohnt gewesen. Leicht verlassen sie den Ort ihrer Geburt und suchen wie in verfloffenen Zeiten auch jetzt noch unter uns neue Sitze, aber zu nicht geringem Nachtheile unsrer Sprache. Denn so lieb ihnen der Aufenthalt unter uns ist, für so entbehrlich halten sie es, unsre Sprache zu lernen.“ Von Brüx bedauert derselbe Schriftsteller, daß die Stadt das Tschechische bereits (um 1620) vollständig verloren habe, und meint, daran

sind wohl die häufigen Heiraten der Stadtmädchen mit den Meißnern schuld; aber auch unsrer Obrigkeitens gekehr und vernunftwidrige Sorglosigkeit in Betreff der Ausbildung unsrer Sprache.“ „In Ruffig — klagt er weiter — kennen nur sehr wenige unsre Muttersprache, aus denselben Gründen, aus welchen dieser Mißbrauch in Brüx eingerissen ist.“

Das Sprachenzwangsgesetz, welches der Landtag von 1615 beschloffen hatte, war mit seinen drakonischen Paragraphen ganz darauf berechnet, dem deutschen Wesen in Böhmen, soweit es der Dreschflegel der Taboriten verschont hatte, den Garaus zu machen. Allein was die gewaltige Revolution der Hussiten nicht hatte ertöten können, vermochte ein bloßer böswilliger Ständebeschluß noch viel weniger aus dem Leben zu schaffen. So viele Edikte zur Absperrung, Vertreibung und Tschechisirung gegen die Deutschen ins Land hinausgingen, so wenig wurde damit auf die Dauer erreicht; nur zeitweilig war fogar die Menge von Plackerei, Demütigung und Beeinträchtigung, die sie verfügten. Böhmen ließ sich nun einmal nicht aus seiner geographischen Lage herausreißen, sein Deutschtum mußte mit dem außerböhmischem leben, steigen, sinken und wieder steigen bis auf den heutigen Tag, und das wird, soweit Menschenaugen sehen, auch in Zukunft nicht anders sein. Die slawische Sprachinsel besitzt, wie sehr sie sich auch in diesem Jahrhundert gehoben hat, viel zu wenig geistige und materielle Kraft, um in dem deutschen Kulturmeere, das sie umwogt, neues Land zu erobern; im Gegenteile, der Prozeß, der sich abspielt, muß im großen und ganzen, wenn auch mit Unterbrechungen und Rückgängen, weiterstreiten, und deutschfeindliche legislatorische Machwerke können den natürlichen Gang der Dinge wohl aufhalten, aber nicht für ewig und wohl auch nicht auf lange. Es ist in der That sehr bezeichnend, daß wenige Jahre nach 1615, als die Sprachenbeschlüsse der Stände noch in frischem Andenken standen und in Prag, gegen dessen deutsche Elemente sie vorzüglich gerichtet waren, noch Anwendung fanden, ein deutscher Kurfürst mit deutschem Gefolge in Prag als böhmischer König einzog, und daß in der ersten Sitzung des Landtags von 1618 die drei Stände desselben nach einem tschechischen Liede das deutsche „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ anstimmten.

Am 8. November 1620 wurden auf dem Weißen Berge bei Prag wichtige Tagesfragen mit dem Schwerte entschieden. Ferdinand II. gewann seinen böhmischen Thron wieder, und es trat ein vollständiger Wechsel im System der Regierung ein, an die Stelle des ständischen Wesens gelangte der Absolutismus, der auch die Religion in seinen Bereich zog und insofgedessen den Protestantismus aus dem Lande verbannte. War letzteres ein Verlust auch für die Deutschböhmen, so war die Verfassungsveränderung insofern ein Gewinn für sie, als sie dem terroristischen Übermuth der Tschechen im Landtage ein Ende machte. In der Ferdinandischen Landesordnung von 1627 wurde die gleiche Berechtigung der beiden Landes Sprachen gesetzlich ausgesprochen und der

Gebrauch der deutschen bei allen Amtshandlungen freigestellt. Dagegen traf die Gegenreformation Ferdinands die Deutschböhmen empfindlicher als die Tschechen; da der Protestantismus jenen zur Stütze geworden war, und viele derselben, als ihnen die Wahl zwischen Katholischwerden oder Auswandern gestellt wurde, sich für das letztere entschieden, was namentlich in den Städten geschah, wogegen der mehr an den Boden gebundene deutsche Bauernstand gleich dem tschechischen im Lande blieb. Andererseits freilich war die Katholisirung Böhmens auch mit Vorteilen für das Deutschtum verbunden. Die Klöster, welche die Hussiten zerstört hatten, wurden wiederhergestellt und vorwiegend mit Mönchen aus deutschen Gegenden bevölkert. Viele Stellen von Weltgeistlichen wurden mit Deutschen besetzt. Die Jesuiten glaubten dem Katholizismus zu dienen, wenn sie möglichst viele tschechische Bücher verbrannten, da diese als hussitisch und keckerisch überhaupt galten. Ferner lichtete die Niederlage der ständischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts die Reihen des altböhmischen Adels bedeutend. Viele wurden hingerichtet, viele wanderten aus, andre verarmten. Die Lücken, welche dadurch in der Aristokratie des Landes entstanden, füllten fremdländische Geschlechter aus, unter denen die meisten der deutschen Nationalität angehörten, und die durch Schenkungen des Kaisers oder durch billigen Kauf Eigentümer der großen Güter und Herrschaften wurden, welche den am Aufstande beteiligt gewesenem abgenommen worden waren. Die tschechischen Namen im Adelsstande wurden selten, und statt ihrer tauchten die Aldringen, die Althan, die Auersperg, die Bartenstein, die Dietrichstein, Fürstenberg, Haßfeldt und Herberstein auf; ferner die Familien Rhevenhüller, Klebelsberg, Künigl, Lamberg, Paar, Mansfeld, Rogendorf, Schaffgotisch, Schwarzenberg, Trautmannsdorf, Unwirth, Walderode und andre deutsche Geschlechter. Doch darf man den Hinzutritt dieser Grafen und Barone zu dem deutschen Element nicht zu hoch veranschlagen. Wohl brachten sie deutsche Beamte und Diener mit, und mancher von ihnen zog auch deutsche Landleute nach sich, welche sich auf seinen durch die Kriege verödeten Besitzungen niederließen. Aber diese Landleute wurden, wenn sie im Innern wohnten, bald tschechisirt, da der Herr nichts für deutsche Schulen that und überhaupt gewöhnlich keinen Sinn für seine Nationalität hatte, sodaß er lieber französisch oder italienisch als deutsch sprach. Wenn es aber auch einige rühmliche Ausnahmen von dieser Regel gab, so vermochte der neue Adel als Ganzes doch nicht entfernt den Verlust an Bürgern zu ersetzen, den das Deutschtum durch die Auswanderung der Protestanten erlitt, und noch weniger glichen diese hochgeborenen katholischen Kosmopoliten den größeren Verlust aus, welcher für die Deutschböhmen darin lag, daß durch ihre Katholisirung und die Fernhaltung des Protestantismus vom Lande ihr Zusammenhang mit den Kreisen des deutschen Volkes zerrissen wurde, in welchen dessen Leben am stärksten pulsrte, und aus denen dessen Wiedergeburt im achtzehnten Jahrhundert beginnen und im neunzehnten sich vollenden sollte.

Toynbee-Hall.

Von Gerhart Schulze.

(Fortsetzung.)

3.



as ich in Toynbee-Hall gesehen und gehört hatte, war für mich anziehend genug, um näheren Aufschluß über die Entstehung und Thätigkeit dieser merkwürdigen Anstalt zu suchen. Ich sah dabei bald die Notwendigkeit ein, meine Aufmerksamkeit den sozialpolitischen Bestrebungen der englischen Universitäten überhaupt zuzuwenden, denn aus ihnen ist Toynbee-Hall hervorgegangen. Eingehendere Nachrichten über diese Bewegung wird umso wertvoller für den Deutschen, als er dabei eigentümlich englische und deshalb bei uns wenig bekannte Verhältnisse zu berühren hat, aber trotzdem im Grunde die gleichen Aufgaben wiederfindet, zu denen auch wir früher oder später werden Stellung nehmen müssen.

Die englische Nation war lange Zeit hindurch in dem Gefühl ihrer eignen Größe eingeschlafen. Erst seit den zwanziger und dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts ergingen an die gebildeten Klassen Bedrüse großer Romanschriftsteller, die ihnen die krankhaften Zustände innerhalb ihres Volkskörpers zum Bewußtsein brachten. Allmählich gewannen die sozialen Fragen des Tages wieder das Verständnis und Interesse weiterer Kreise des Volkes. Auch den englischen Universitäten wurde das Bewußtsein drohender Gefahren ein Antrieb zum Handeln. Sie suchten in ihrer Weise zur Lösung jener Fragen durch das University-Extension-Movement beizutragen, d. h. die Bewegung zur Ausbreitung von Universitätsbildung. Aus diesen Bestrebungen ist Toynbee-Hall hervorgewachsen und heute ihr Mittelpunkt für den Bezirk White Chapel.

Um dem University-Extension-Movement gerecht zu werden, ist es nötig, sich die Stellung der englischen Universitäten im englischen Leben zu vergegenwärtigen. Fern von den Mittelpunkten des modernen Verkehrs in stillen Landstädten gelegen, führen die englischen Universitäten ein abgeschiedenes, vornehmeres Dasein. Den begünstigten Söhnen der Nation ist es beschieden, sich hier zusammenzufinden, um Körper und Geist zu bilden, so wie es die Vorfahren gethan haben. Alle die Staatsmänner, deren Namen in der englischen Parlamentsgeschichte glänzen, sind hier gebildet worden. Ihre Bilder schmücken noch heute die altertümlichen Halls, d. h. Speisesäle in den Universitäten, dem Collego zum Ruhm, den jüngeren ein Ansporn, es ihnen einst gleich zu thun und dadurch den Ruhm großer Männer dem geliebten Collego zu bewahren. Jedes

Brotstudium ist unbekannt, und der Zugus einer Bildung rein um der Bildung willen, der in Deutschland mit den Gymnasien abschließt, wird hier noch drei weitere Universitätsjahre fortgesetzt.

Wie gesagt, es hat sich in England in der Mitte unsers Jahrhunderts ein großer Umschwung vollzogen. Es war kein jäher Bruch zwischen gestern und heute; die alten Formen sind dieselben geblieben. Aber der Schwerpunkt des Staates ist verrückt worden, und unwiderruflich ist „die Macht von dem vornehmen Lord auf Rotten-Road*) zu dem barhäuptigen Mann auf dem Dache des Omnibus herabgeglitten.“

Dieser Demokratisierung, wie sie Gneist an verschiedenen Stellen seiner Werke dargelegt hat, mußte ein vermehrtes Bedürfnis nach höherer Bildung in weiten Kreisen entsprechen, und das umsomehr, als in England auch eine gleichmäßige Gymnasialbildung wie die unsre nicht vorhanden ist. Die berühmten Public-Schools wie Eton, Winchester, Harrow und Westminster, mögen sie auch sonst den Vergleich mit den deutschen Gymnasien wohl aushalten, und mag in den Reihen ihrer Schüler Frische, Jugendlichkeit und Liebe zur Schule häufiger als bei uns zu finden sein, darin stehen sie doch den deutschen Schulen nach, daß auch sie vermöge eines gewissen aristokratischen Charakters nur einem weit kleineren Teile der Nation Bildung vermitteln.

Wie verhielten sich nun die Universitäten diesem vermehrten Bedürfnis nach Bildung gegenüber? Die Gefahr lag nahe, daß sie sich vornehm abschließen würden, wodurch sie ihre bisherige Bedeutung im Leben der Nation gefährdet hätten. Die neuen Mächte hätten sich dann die geistige Nahrung, deren sie notwendig bedurften, auf andern Wegen verschafft. Die vielfach in den großen Industriestädten neugegründeten Colleges sind Versuche in dieser Richtung. Daß sich die Universitäten dem Bedürfnis der Zeit nicht verschlossen, ist zunächst das Verdienst einer Anzahl einsichtiger und menschenfreundlicher Männer, welche die ersten Anregungen zu dem University-Extension-Movement gaben, dessen erste Anfänge etwa zwanzig Jahre zurückliegen. Erst seit den letzten zehn Jahren ist man von der Agitation zum Handeln übergegangen und hat bereits innerhalb dieser kurzen Zeit ein großartiges System von Wanderlehrern über ganz England ausgebreitet.**)

Die Organisation beruht auf dem Zusammenwirken der Universitäten als „Zentralkörper“ und der Committees in den einzelnen Städten. Die Univer-

*) Rotten-Road zunächst jeder Reitweg, dann besonders der im Hyde-Park, welcher das Stelldichein der vornehmen Gesellschaft bildet. Ausspruch von Eduard Denison.

**) Eine ähnliche Bedeutung hat das Working men's College, das seit 1854 in London besteht und dem Tausende von Arbeitern eine höhere Lebensauffassung verdanken. Die Bereitwilligkeit, mit der eine ganze Reihe der bedeutendsten Gelehrten an dieser Anstalt gelehrt haben, beweist, wie gerade in diesen Kreisen sozialpolitische Bestrebungen immer mehr Anhänger finden.

sitäten stellen den Plan des Ganzen und den Inhalt des einzelnen Kurses fest, sorgen für Lehrer und veranstalten Prüfungen. Das örtliche Komitee, das entweder für den Zweck zusammentritt oder dauernd mit der Universität in Verbindung steht, sorgt für die erforderlichen Räume, Geldmittel u. s. w. Für einen dreimonatlichen Kursus sind der Universität 45 Pfd. Sterl. zu zahlen, wozu jedoch noch die Kosten der örtlichen Veranstaltung, der Reise des Lehrers u. s. w. hinzutreten. Das Geld wird in verschiedener Weise aufgebracht, bald durch Zeichnung, bald durch bestehende Gesellschaften, wie Local Colleges, Litterary and philosophical Societies u. s. w. Dabei herrscht aber durchgehend der Grundsatz, daß bei einer Bewegung, die sich gleich dieser an die Massen wendet, nicht alle gleich viel zu zahlen brauchen. Die Armen erlegen ihren Beitrag, indem sie sich für ein billiges ein Billet zu den Vorträgen kaufen, die Reichen zahlen mehr, im Interesse ihrer Stadt und ihrer Mitbürger. Für London besteht die Society for Extension of University Teaching, deren Präsident G. F. Goschen, der bekannte Leiter der liberalen Partei, ist. Die genannte Gesellschaft hat achtundzwanzig örtliche Mittelpunkte. Der Mittelpunkt für Whitechapel ist Coynbee-Hall. In dem Vorlesungsraum von Coynbee-Hall werden die Extension-Kurse abgehalten, und die Aufgabe der Residenten ist es, die Bewegung in jeder Weise zu unterstützen. Zweimal im Jahre, im Frühjahr und im Herbst, werden von der Universität Vorlesungen veranstaltet, deren Dauer gewöhnlich zwölf Wochen beträgt, woran sich eine dreizehnte Woche für Prüfungen schließt. Sind die Unterhandlungen des Lokalkomitees mit der Universität abgeschlossen, so ist es zunächst eine schwierige Aufgabe, den bevorstehenden Kursus in möglichst weiten Kreisen bekannt zu machen. Man bedient sich dazu öffentlicher Anzeigen, Anschläge und Versammlungen. Der Kursus selbst wird mit einem allgemeinen Meeting eröffnet, an dem oft fünf- bis sechshundert Personen teilnehmen. Vor ihnen legt der Lehrer den von der Universität gebilligten Plan seiner Vorlesung (den Syllabus) dar und beantwortet Fragen, die aus der Mitte der Versammlung laut werden. Alsdann beginnt der regelmäßige Kursus, zu dem nur ein Billet den Zutritt verschafft, und der sich wöchentlich aus einer Stunde Vortrag und einer Stunde sogenannter Class, einer Art Konversatorium, zusammensetzt.

Für die Methode ist folgendes bezeichnend. Die Bewegung will „Universitätsbildung“ solchen Kreisen vermitteln, welche sich dieselbe — größtenteils wegen der Einrichtung der englischen Universitäten — nicht selber holen können. Sie wendet sich daher ausschließlich an Erwachsene, rechnet allein auf das Interesse der Zuhörer und schließt demgemäß, um Fortschritte zu erzielen, jede Schulordnung und jede Benutzung des Ehrgeizes aus. Ebenso freiwillig wie der Besuch der Vorlesung überhaupt, ist auch die Teilnahme an der „Klasse,“ in der sich nur diejenigen Schüler zusammenfinden, die der Sache Zeit widmen wollen. Während in der Vorlesung freier Vortrag herrscht, benutzt der Lehrer die Klasse zu nähern Erklärungen oder Erweiterungen des Vortrages und zu

Wiederholungen; gewöhnlich ist der Inhalt der vorhergehenden Vorlesung Gegenstand der Besprechungen in der Klasse. Zugleich werden von Woche zu Woche schriftliche Arbeiten abgegeben, die, wie ausdrücklich vorbehalten ist, auch namenlos sein dürfen, um Leute, die mit der Feder wenig vertraut sind, nicht etwa abzuschrecken. Diese Aufsätze werden vom Lehrer in der nächsten Stunde verbessert zurückgegeben. Bei naturwissenschaftlichen Vorlesungen werden die Experimente in den Klassen von den Schülern vielfach selbständig wiederholt.

Die Gegenstände der Vorlesungen zerfallen in drei Klassen: 1. Literatur und Geschichte, 2. Naturwissenschaft und 3. Kunst. Der ersten Klasse gehören Vorlesungen über englische und antike Literatur an, ferner eingehende Kurse über englische Geschichte und Verfassungsentwicklung, europäische Geschichte und Nationalökonomie; die zweite Klasse bietet Vorträge über alle Fächer der Naturwissenschaft. Was die Kunstklasse angeht, so ist sie natürlich der Zahl der Gegenstände nach beschränkter als die beiden vorhergehenden. Man will diese Klassen nicht als Kunstschulen aufgefaßt wissen, in denen etwa Unterricht in Malerei, Skulptur zc. erteilt werden soll. Für dieses Gebiet sorgt in England der Staat.*) Das Extension-Movement will nur Kunstverständnis und Kunstwürdigung verbreiten. Und es läßt sich nicht leugnen, daß Verbreitung von Kenntnissen auf diesem Gebiete ein wahrhaft humanes Werk ist. Tausende und abertausende werden alljährlich aufgewandt, um Kunstwerke anzuschaffen. Manche Stadt stürzt sich durch Museumsbauten in Schulden, obwohl jene Prachtpaläste nur für einen verschwindend kleinen Bruchteil ihrer Bevölkerung von Wert sind. Hier fürwahr wäre es nützlich, wenn ein etwas demokratischerer Windzug wehte und jene Städte, anstatt tote Schätze aufzuspeichern, ihre Angehörigen lehrten, das, was sie besitzen, zu würdigen.

Am Schlusse jeder Extensionvorlesung findet eine Prüfung statt, welche nicht der Lehrer abhält, sondern ein von der Universität zu diesem Zweck abgeordneter Examinator. Die Prüfung ist natürlich freiwillig, zugelassen werden jedoch nur solche, die zur Zufriedenheit des Lehrers an den Arbeiten in der Klasse teilgenommen haben. Wenn der Schüler die Prüfung bestanden hat, so wird ihm darüber ein Zeugnis ausgestellt. Auf die Erteilung desselben ist jedoch nicht nur das Urteil des Examinators, sondern auch das des Lehrers über die wöchentlichen Leistungen von Einfluß. Die Zeugnisse enthalten zwei Grade, Pass oder Distinction. Jede weitere Abstufung ist deshalb unthunlich, weil es sich um Leute des verschiedensten Alters und aller Bildungsgrade handelt. Das Zeugnis hat zunächst Wert in sich selbst. Gerade in den untern Mittelklassen legt man auf eine solche Bescheinigung einer gewissen Bildung großen Wert, und unter mehreren, sonst gleich zu achtenden Bewerbern mag sie oft den Ausschlag geben. Außerdem aber erhebt eine bestimmt vorgeschriebene

*) 3. B. die staatliche Kunstschule in South-Kensington.

Reihe von Vorlesungen aus einem einheitlichen Gebiete, z. B. Naturwissenschaft oder Geschichte, den Schüler zum Student affiliated to the university. Daß er die betreffenden Vorlesungen gehört hat, kann er allein durch Vorlegung der entsprechenden Zeugnisse darthun. Unter dieser Voraussetzung erläßt man ihm, wenn er später die Universität beziehen sollte, ein Jahr des Studiums, sodaß er statt nach drei bereits nach zwei Jahren seine Universitätsprüfung bestehen kann. Indem sich diese affiliated students zu Vereinen zusammenschließen, besitzen die beiden Universitäten außer ihren vollen Mitgliedern über das ganze Land ihre zugehörigen Genossen, welche stolz darauf sind, in gewisser Weise zur alten berühmten Universität zu zählen, und welche deren Interessen stets vertreten werden. Diese Einrichtung hat daneben den Vorteil, daß sie für den einzelnen Schüler der Extensionkurse einen Antrieb zu planmäßigem und fortgesetztem Studium abgiebt.

Erreicht nun aber das University-Extension-Movement diejenigen Kreise, für welche es hauptsächlich bestimmt ist? Eine endgiltige Beantwortung dieser Frage ist nicht möglich, da erst zehn Jahre der ersten Versuche hinter uns liegen. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß folgende Zahlen ein Zeugnis von der Volkstümlichkeit der Bewegung ablegen. Leider kennen wir statistische Angaben nur von der Universität Cambridge, der als gleichwichtiger Mittelpunkt des Extension-Movement Oxford zur Seite steht. Von der Universität Cambridge wurden innerhalb der letzten zehn Jahre sechshundert Kurse veranstaltet, an welchen im ganzen 60000 Schüler teilnahmen. An den Klassen, welche sich an die Vorlesung schließen, haben zu eingehender Arbeit 37000 teilgenommen; von diesen 37000 haben 9000, also 1000 jährlich, die Prüfung bestanden. An diesen Zahlen sind alle Klassen beteiligt. Man hat Damen aus den besten Ständen an den Extensionvorlesungen teilnehmen sehen; sie sind auch von Schülern und jungen Leuten, die die Schule verlassen hatten, zu weiterer Fortbildung besucht worden. Einen nicht unbedeutenden Teil hat der Handelsstand gestellt. In einzelnen Gegenden, namentlich Industriegegenden, ist die Bewegung weit über den Mittelstand hinausgegangen und hat den eigentlichen Arbeiterstand erreicht. Gerade für die Hebung dieser Klassen ist das Extension-Movement von besondrer Wichtigkeit. Man darf dabei nicht an jene leichte Aufklärung denken, wie sie bei uns mit Popularisierung der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft, leider meist verbunden ist, und deren Einfluß auf die ungebildeten Klassen sich als höchst verderblich und zersetzend erwiesen hat. Das Extension-Movement verfolgt durchaus praktische Zwecke. Es will den ungebildeten Mann seine politischen Rechte, mit denen ihn die neuere Gesetzgebung so reichlich beschenkt hat, begreifen und nach eignem Urteil ausüben lehren; es will ihm — und dies ist besonders bei den naturwissenschaftlichen Vorlesungen der Fall — technische Kenntnisse für seinen Beruf an die Hand geben oder ihm für seine Mußstunden, wie durch die Kunstklassen, Gebiete des Vergnügens

eröffnen, die ihm sonst für immer verschlossen blieben. Daß das University-Extension-Movement in der That einem bestehenden Bedürfnis entgegengekommen ist, zeigen Fälle wie folgender. Zwei Arbeiter nahmen an einem Kurse über Chemie, der im Gramlington abgehalten wurde, teil und legten den Hin- und Rückweg, jedesmal etwa fünf englische Meilen, zu Fuß zurück. Nachbarn von ihnen hätten ebenfalls gern an dem Kurse teilgenommen, konnten sich jedoch den erforderlichen Aufwand an Zeit nicht gestatten. Man veranstaltete daher in dem Heimatdorfe einen ähnlichen Kursus, in dem die beiden Teilnehmer der Extensionvorlesung deren Inhalt so gut als möglich wiedergaben. Sie verschafften sich sogar einige Apparate, um die Experimente zu wiederholen. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch veranstaltete der Extensionlehrer gegen Ende des Kursus eine Prüfung, in welcher er „eine tüchtige Kenntnis des behandelten Gegenstandes fand, die selbst zum Bestehen eines gewöhnlichen Universitätsexamens auf demselben Gebiete ausgereicht haben würde.“

Vermöge des University-Extension-Movement folgt die aristokratische Universitätsbildung — in England weit exklusiver als bei uns — dem Zuge der Zeit. Die einzige Schwierigkeit, mit der die Bewegung auf die Dauer zu rechnen haben wird, ist der Mangel an geeigneten Lehrern. Denn nur wenige Männer sind geneigt, irgend welche gelehrte Laufbahn zu unterbrechen, um einige Jahre als Extensionlehrer zu wirken. Da ist es denn ein Glück, daß die Universitäten noch den Reichtum besitzen, mit welchem die Vorfahren sie einst beschenkt haben. Schon heute übersteigt die Anzahl der Fellowstellen, die auf den vorhandenen Stiftungen beruhen, das Bedürfnis an Lehrkräften innerhalb der Colleges; Neugründungen von Fellowships könnten sich bei dem Reichtum der Colleges wohl ermöglichen lassen. Auf diesem Wege dürfte man einst den Bedarf an Lehrern für das Extension-Movement decken. Denn schon in der kurzen Zeit, während der man Erfahrungen machen konnte, hat sich gezeigt, daß der Fellow, welcher in seiner akademischen Stellung einen festen Rückhalt hat, der geeignetste Extensionlehrer ist. Man hat also nur bestehende Einrichtungen weiter auszubilden, um eine stets wachsende Schar tüchtiger Männer von den Universitäten hinauszusenden, Voten der Wissenschaft, welche zwar keinen berühmten Namen, aber doch Frische und jugendlichen Eifer mit an ihr Werk bringen.

4.

Wenn das Extension-Movement in Ost-London mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so beruht das auf den eigentümlichen Verhältnissen der unter jenen Namen zusammengefaßten Stadtteile. Der bisher eingeschlagene Weg erwies sich in diesem Falle als unzulänglich, und der Notwendigkeit, zu außerordentlichen Maßregeln zu greifen, verdankt Toynbee-Hall seine Entstehung.

Ost-London, dem weite Bezirke des Nordens und der größere Teil des Südens der Stadt zuzuzählen sind, ist eine Stadt für sich mit etwa doppelt

so viel Einwohnern als Berlin. Selten führt den Fremden sein Weg dahin, selten aber wird jene Stadt auch von ihrem Bewohner verlassen. Er wird dort geboren, lebt und stirbt dort, gut oder schlecht, wie seine Verhältnisse eben sind. Ist er nicht einmal zu einem Meeting auf den Trafalgar-Square hinausmarschirt, so mag es nur wie ein Märchen zu ihm gedrungen sein, daß es in London neben Armut und Elend, rauchigen und eintönigen Straßen auch Glanz und Reichtum, prächtige Paläste und großartige Reste der Vergangenheit giebt. Nirgends sind die oft geschilderten Schattenseiten unsers großstädtischen Lebens düsterer als in Ost-London. So lange noch der Reiche mit dem Armen Thür an Thür wohnt, ist neben der Scheidung in soziale Klassen noch ein gewisses Gegegengewicht vorhanden. Mittelbar genießt der Arme die Vorzüge, mit denen der Reiche die Umgebungen seines Heims auszustatten liebt. Den Anforderungen der modernen Gesundheitslehre entsprechenden Verbesserungen, die der Reiche vornimmt, kommen beiden zu Gute. Mit der Nachbarschaft knüpfen sich persönliche Beziehungen. In solchen Verhältnissen ist Wohlthätigkeit möglich und, wie uns das Beispiel vieler kleinerer Städte zeigt, in der That von bestem Erfolge. So lange man die Armen persönlich kennt, kann man die Gaben richtig verteilen und im einzelnen Falle das entsprechende Heilmittel anwenden. Anders, wenn zu der sozialen Scheidung auch die räumliche hinzukommt. Fast alle Städte Europas zeigen die Neigung, in zwei Teile zu zerfallen: in den Westen für die Reichen und in den Osten für die Armen. Nirgends aber ist diese Entwicklung so weit fortgeschritten wie in London. Allabendlich fliegt der Kaufmann, der Gewerbetreibende, den seine Geschäfte den Tag über in die Stadt führen, in dem Eisenbahnwagen hinaus nach den breiten und gesunden Straßen des Westens, oder noch weiter in die stillen Villenviertel, wo hinter Grün versteckt reiche Landhäuser von der Straße zurückliegen. Hinter sich läßt er diejenigen, auf deren Arbeit sein Reichtum beruht, die aber zu ermattet und zu ungebildet sind, um für irgend etwas andres Sinn zu haben, als auszuruhen für das kommende Tagewerk. Im Westen sammeln sich Macht, Reichtum und Geist. Aber die Rehrseite des Bildes ist, daß die dort ansässige Bevölkerung die Pflichten, die ihnen ihre bevorzugte Lage auferlegt, vielfach vergißt. Schlimmer noch: selbst wenn sie ihrer gedächten, könnten sie ihnen doch häufig nicht mehr nachkommen. So ist vor allem der Frau, die geeigneter als der Mann ist, Segen in die Hütte des Elends zu bringen, fast jede persönliche Teilnahme an der Wohlthätigkeit unmöglich gemacht. Abgesehen davon, daß es stets eine Eisenbahnreise kosten würde, ist es in vielen Fällen ein Wagnis für eine Frau aus den gebildeten Ständen, gerade diejenigen Teile Ost-Londons zu betreten, die ihrer am meisten bedürften. Was an Wohlthätigkeit vorhanden ist, äußert sich in Geldsammlungen u. s. w. Aber Segen bringt jene Flut von Gaben, die sich jährlich unterschiedslos von dem Westen nach dem Osten ergießt nicht mit sich.

Dies sind Mißstände, welche die örtliche Trennung der sozialen Klassen überall hervorrufen wird. In England müssen die Folgen solcher Verhältnisse noch ungünstiger sein. Das Selbstgovernment, auf welchem die örtliche Verwaltung in England beruht, hat zur Voraussetzung eine in der Gemeinde ansässige wohlhabende Klasse, welche Zeit und Lust hat, die öffentlichen Angelegenheiten als Ehrenamt zu verwalten. Eine solche Klasse fehlt in Ost-London vollständig, und damit sind zugleich die Elemente für ein wohl arbeitendes Gemeindefleben verloren. Selbst die besten Gesetze wirken nicht mehr, denn niemand wacht über ihre Ausführung. Hieraus allein lassen sich manche oft geleugnete und doch allbekannte Thatfachen erklären wie die, daß in der Stadt, in welcher die Reichthümer mehrerer Welttheile zusammenfließen, alljährlich eine Anzahl von Menschen buchstäblich verhungert. Die Entwicklung scheint dahin zu gehen, die Pflichten der Selbstverwaltung, welche die wohlhabenden Klassen nicht mehr erfüllen, einem Heere bezahlter Beamten anzuvertrauen. Aber mit dieser „Bürokratisirung der Verfassung,“ welche Sneyf mehrfach als die drohende Gefahr bezeichnet hat, verläßt man das, was Englands Größe einst begründet hat. Man vernichtet die Grundlagen seiner parlamentarischen Freiheit und wirft die Schutzwehr gegen den andrängenden Radikalismus nieder. Es ist ein treffender Vergleich, den ich in England gehört zu haben mich erinnere, daß jenem Wendepunkte in der Geschichte fremder Völker, an dem die Bürger die Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes auf Söldlinge abwälzen, in der englischen Geschichte der Augenblick entsprechen würde, in dem die wohlhabenden Klassen die altüberkommenen Pflichten der Selbstverwaltung, eine nicht minder drückende, aber auch nicht minder ehrenvolle Last, dauernd von sich ablehnten.

Gemäß den soeben geschilderten Verhältnissen erwies sich Ost-London für das Extension-Movement als ein durchaus unvorbereiteter Boden; fehlte doch hier ein Mittelstand, an dem anderwärts, trotz der Zerfahrenheit der unteren Klassen, das Extension-Movement einen Rückhalt gefunden hatte. Es mußte mehr geschehen, als einzelne Lehrer zu vorübergehendem Aufenthalt hinauszuschicken. Um auf die vernachlässigte und vielfach zurückgebliebene Bevölkerung jener Bezirke Londons kräftiger zu wirken, gründete man einen Verein, dessen dauernde Thätigkeit von dem Wechsel der Mitglieder unabhängig sein sollte; und um diesen Verein fest mit dem Grund und Boden zu verbinden, erbaute man ihm inmitten von Ost-London ein bleibendes und wohlthätiges Heim. Auch konnte man sich hier, wo die Kluft zwischen Reich und Arm tiefer gähnte als irgendwo, nicht auf bloße Lehrthätigkeit beschränken. Es handelt sich um den Versuch, die Klassengegenstände zu mildern und Verständnis für die Anschauungen und die Empfindungsweise des fremd gewordenen Arbeiterstandes wieder zu gewinnen. Bisher waren in dieser Richtung nur Männer thätig gewesen, die durch religiöse Motive getrieben waren: unzählige Missionäre, Sektens und fromme Vereine wirkten bereits segensreich in Ost-London. Jetzt folgten dem

die Universitäten, der positiv-kirchlichen Richtung, wie man in Deutschland es ausdrücken würde, folgte eine liberalere.

Wie überall erst die Anregungen gegeben und die Ideen zu einer gewissen Reife gelangt sein müssen, ehe sie in praktischen Gestaltungen Leben gewinnen, so ging auch dem ersten University-men's settlement, d. h. der ersten Universitätsniederlassung in Ost-London, eine mehrjährige Bewegung voraus. Diese war nichts als eine neue Form der sozial-politischen Bestrebungen, welche seit den letzten Jahrzehnten auf den englischen Universitäten immer mehr an Boden gewinnen. Als Vertreter der Bewegung heben wir zwei ihrer bedeutendsten Vorkämpfer hervor: Eduard Denison und Arnold Coynbee.

Eduard Denison war 1840 zu Salisbury geboren. Sein kurzes, glänzendes Leben sowie sein frühes, fast tragisches Ende verleihen seiner Persönlichkeit ein besonderes Interesse. Der Sohn einer begüterten und einflußreichen Familie, wurde er Angehöriger von Eton und Christi-Church, dem vornehmsten College Oxforde. Von seinen Universitätsjahren erzählt einer seiner Freunde, daß er bei einem in sich zurückgezogenen Wesen nicht das gewesen sei, was man im College schlechtthin einen popular character zu nennen pflege, daß er aber nicht selten, wo andre nur flüchtige Bekanntschaften anknüpften, dauernde Freundschaft geschlossen habe. Beim Verlassen der Universität stand dem jungen Manne bereits die Aufgabe fest, der er sein Leben widmen wollte, der Kampf gegen den in großen Städten verbreiteten Pauperismus. Seine später veröffentlichten Briefe, die uns gleich mit einer ausnehmend liebenswürdigen Persönlichkeit bekannt machen, zeigen, wie er alles und jedes in seinem Leben diesem einen Zwecke unterordnete. Die vornehmen Zirkel von St. Germain thaten sich ihm ebenso auf, wie die politischen und literarischen Kreise des Kaiserreichs. Victor Hugo stieß ihn durch seine kommunistischen Ideen zurück, denn nach Denisons Ansicht beruhen auf dem Irrtum, daß Menschen und Dinge sich unvermittelt verändern könnten, all das Unrecht und all die Sünden, welche Revolutionen über die Menschheit gebracht haben. Sein Hauptaugenmerk wandte Denison auch in Frankreich den Armenverhältnissen zu. Als ein Bewunderer des Imperialismus nach Frankreich gekommen, erkannte er bei genauerem Studium bald die innere Verdorbenheit dieses Systems. Die riesigen öffentlichen Bauten und anderweitigen öffentlichen Unternehmungen, die, an und für sich unnötig, nur den Zweck hätten, die arbeitslosen Massen zu beschäftigen, nennt er mit Recht ein verstecktes Almosen, und eine Regierung, die 74 Millionen Pfd. St. (1480 Millionen Mark) für solche Zwecke innerhalb von sechzehn Jahren aufgewendet hatte, einen Mandatar des Proletariats. In diesen Maßregeln sieht er den hauptsächlichsten Grund für das gefährliche Anschwellen der französischen Hauptstadt. Ähnliche Erscheinungen, die sich in seinem Mutterlande fanden, zogen ebenfalls die Aufmerksamkeit Denisons auf sich. Aus denselben Gründen, wie die Staatsalmosen, welche das französische Reich gewährte, verwirft er auch die unter-

scheidungslose Subskriptionswohlthätigkeit, wie sie in England gelübt wird und dort uns unbekannte Ausdehnungen angenommen hat. Auch in ihr erblickt er einen schädlichen Umstand, welcher das ungesunde Wachstum der großen Städte beschleunige.

Bei der Erwägung solcher und ähnlicher Fragen empfand es Denison, wie er selbst gesteht, öfter als persönlichen Mangel, daß ihm, der auf dem Lande groß geworden war, jede persönliche Bekanntschaft jener Klasse fehlte, deren Schicksal ihm so sehr am Herzen lag. Er entschloß sich daher im Frühjahr 1867, in eine der verarmten und heruntergekommenen Gemeinden Ost-Londons (Philpot Street, Mile End Road) überzusiedeln. Während seines dortigen Aufenthaltes wurde es ihm klar, daß das Elend an einzelnen Punkten nicht das schlimmste sei, sondern vielmehr das einförmige, niedrige Niveau des Durchschnittslebens, „außer einem kreischenden Orgelkasten die Abwesenheit von allem, was die Gedanken des Menschen über das tägliche Brot erhebt, der gänzliche Mangel an Bildung und Religion.“ Inmitten von Armen, menschenfreundlichen Geistlichen und Gemeindefreunden verlebte Denison acht Monate, und bald hatte es der verwöhnte Sohn der Londoner Salons dahingebacht, daß ihm ein Spaziergang auf Piccadilly*) eine Erheiterung und Erholung war. Er hat in seinen Briefen aufs anschaulichste geschildert, wie er heute einen Beamten antreibt, die Reinigung einer vom Fieber angesteckten Straße durchzuführen, morgen an einer Sitzung der poor guardians, d. i. Armenräte, teilnimmt oder eine Anzahl Dockarbeiter zur Bibelstudie um sich vereinigt. Auf seinen Wegen findet er öfters Zustände, die — wie er meint — „die bloße Anwesenheit eines Gentleman schon unmöglich machen würde.“ Im Frühjahr 1868 verließ Denison Ost-London, um dem Rufe zu einer erweiterten Thätigkeit zu folgen. Hauptsächlich wohl auf Grund von Familieneinfluß, hatte der erst achtundzwanzigjährige einen Sitz im Hause der Gemeinen erlangt. Seiner parlamentarischen Richtung nach gehörte er dem rechten Flügel der liberalen Partei an. Auch eine gemäßigt konservative Wählerversammlung hätte seinem Programm zustimmen können. Ein Freund sagt von ihm, daß er zu denjenigen Politikern gehörte, die, über den Parteien stehend, eine Schutzwehr gegen die Ausschreitungen des Parteiregiments bilden und deshalb nicht selten gerade zu Parteileitern und Ministern berufen sind. Leider war Denisons parlamentarische Laufbahn von kurzer Dauer. Vorboten eines Lungenübel's hatten sich schon früher gezeigt, Anstrengungen mochten seine Gesundheit weiter geschwächt haben. Jedenfalls traten die Anzeichen des Leidens immer deutlicher zu Tage. Die Ärzte rieten Luftveränderung und schlugen eine südeuropäische oder transatlantische Reise vor. Denison wählte das letztere. Denn da auch die Fragen der Auswanderung ihn lebhaft beschäftigt hatten, so

*) Eine der Hauptstraßen des Westens.

war es schon längst sein Wunsch gewesen, „das Land ohne Menschen kennen zu lernen, dem man die Menschen ohne Land zuführen könne.“ Im Herbst 1869 schiffte er sich nach Australien ein und landete schon schwer erkrankt zu Weihnachten 1869 in Melbourne. Dort erlag er seinem Leiden am 26. Januar 1870. Sein Grab ist drüben in der neuen Welt; im nördlichen Seitenschiff der Christ-Church-Kathedrale zu Oxford aber erinnert ein Glasfenster, das seine Freunde gestiftet haben, an den früh entschlafenen.

Eduard Demison war der erste University-man, der, um im Osten Londons zu wirken, sich dort für längere Zeit niedergelassen hatte. Er war in vollem Sinne der Vorläufer Toynbees. Ein Hauptvertreter und Förderer jener sozialpolitischen Bewegung, welche die englischen Universitäten mehr und mehr ergreift, verdankte er die Anregung zu seiner Thätigkeit nicht einer vorwiegend religiösen Richtung. Doch verkannte er nicht die unvergleichliche soziale Heilkrast des Christentums, derjenigen Religion, die gerade für die Verstoßenen der Gesellschaft gegeben sei. Aber er wollte das Christentum nicht „von Pharisäern gelehrt und von Sadduzäern illustriert, sondern so, wie es sein Stifter selber gelebt hatte.“ Dem gegenüber konnte er in der Verbreitung weltlicher Kenntnisse nichts schädliches erblicken. Sein Standpunkt war in dieser Hinsicht der jenes römischen Kaisers, welcher auf die Mitteilung, daß die Christen die Tempel zerstörten, antwortete: „Lasset die Götter sich selber verteidigen.“ (Fortsetzung folgt.)



Wilhelm Henzen.



Am 27. Januar, morgens zehn Uhr, hat Wilhelm Henzen, der langjährige erste Sekretär des Deutschen archäologischen Instituts in Rom, nach achttägigem, schwerem Leiden die Augen für immer geschlossen. Bis zum letzten Augenblicke von klaren Gedanken, die er jedoch schon seit Tagen nicht mehr auszusprechen vermochte, starb er unter Gebetsworten eines jungen, im Institut anwesenden Theologen als ein Gerechter und als ein Christ.

Geboren am 24. Januar 1816 zu Bremen,*) hatte Henzen in Bonn und Berlin studiert, besonders eng an F. G. Welcker sich anschließend, mit dem er auch im Januar 1842 von Rom, wohin er im Herbst des Jahres 1841 ge-

*) Diese Daten sind der „Geschichte des Deutschen archäologischen Instituts von Adolf Michaelis“ (Berlin, 1879) entnommen.

kommen war, zu gemeinsamer Reise nach Griechenland aufbrach. Im August 1842 kehrte er nach Rom zurück und schlug seine Wohnung in der Heimstätte deutscher Gelehrter in Rom, im Institut auf dem Kapitol, auf.

Das Institut für archäologische Korrespondenz, zunächst von privatem und internationalem Charakter als eine Gesellschaft in Rom lebender Gelehrten gegründet, welche Winkelmanns geistiges Erbe hochzuhalten entschlossen waren, war im Jahre 1830 auf Grund fester Satzungen und unter dem Schutze des jeweiligen preussischen Gesandten in Rom zu einer wissenschaftlichen Anstalt geworden, die bis zu Henzens Ankunft in Rom zuerst unter Gerhardts, dann unter Emil Brauns, seines Schülers, Leitung, unter mannichfachen Bedrängnissen und Kämpfen um ihr Bestehen zu ehrenvoller Stellung gelangt war, aber einer keineswegs wolkenlosen und gesicherten Zukunft entgegenging.

Goethe bezeichnet den Tag seiner Ankunft in Rom als seinen zweiten Geburtstag; auch von Henzen kann man das in gewissem Sinne sagen. Der Weggang und der baldige Tod W. Abekens, des bisherigen Assistenten E. Brauns, wies Wilhelm Henzen, bald nach seiner Rückkehr nach Rom, den Platz an, der ihm wie von höherer Schickung vorausbestimmt zu sein schien und den er bis zu seinem Tode mit höchsten Ehren behauptet hat. Zunächst als Assistent Brauns, dann als zweiter Sekretär, stellte Henzen gegenüber dem immer mehr ins Planlose schweifenden und an keine Grenzen sich bindenden Idealismus Brauns, das Gegengewicht sorgfältigster und streng disziplinirter Forschung her und wurde — wahrhaftig kein geringeres Verdienst — in schweren Krisen der zuverlässigste und sicherste Leiter der geschäftlichen Ordnung des Instituts.

Henzens Studien waren zunächst der archäologisch-antiquarischen Forschung gewidmet. Seine Abhandlung über das römische Gladiatorenwesen im Anschluß an das große Vorghesische Gladiatorenmosaik gewann ihm 1843 den von der päpstlichen Akademie ausgehenden Preis, eine Anerkennung vonseiten der italienischen Wissenschaft, die gewissermaßen vorbildlich für seine ganze Wirksamkeit geworden ist. Vielleicht ebenso sehr durch natürliche Anlage als durch Brauns ausschließliche Herrschaft in Dingen der Archäologie wurde Henzen bald auf die Epigraphik (Inskriptenkunde) als seinen eigentlichen Lebensberuf hingedrängt. Seitdem ist diese gleichberechtigt in den Institutschriften neben der Archäologie aufgetreten, vielfach sie fördernd und wechselseitig um ihr Förderung erhaltend. Bartolommeo Vorghesi war zu jener Zeit das Haupt epigraphischer Forscher in Italien. In seine Schule nach San Marino ging Henzen, und im Jahre darauf auch Theodor Mommsen. Untrennbar sind diese drei Namen als die Begründer der modernen römischen Epigraphik für alle Zeiten verbunden. Henzens lebhaft angefochtene aber ebenso mutvoll verteidigte Abhandlung über das römische Alimentarwesen ist die erste Frucht seiner bei Vorghesi gepflogenen Studien. In den folgenden Jahren war Henzen mit der Fortsetzung von Drellis Inskriptensammlung beschäftigt und sicherte durch

zahlreiche Beiträge in den Verhandlungen und Schriften des Instituts der Epigraphik immer mehr den gebührenden Platz und sich selbst den Ruf eines der fleißigsten und tüchtigsten Arbeiter auf diesem Wissensgebiete. Damals, im Jahre 1848, tauchte zum erstenmale, hauptsächlich auf Anregung Savignys, in der Berliner Akademie der Plan eines umfassenden Sammelwerkes der lateinischen Inschriften auf. Die Männer, welche für diese Arbeit berufen schienen, waren ja bereits da, und wenn das Projekt auch erst nach längern Jahren feste Gestalt gewann, so waren jene Männer inzwischen nicht müßig, zu sammeln und vorzubereiten.

Die Verwaltung des Instituts ruhte schon seit langem zum größten Teile und, als Braun 1849 für längere Zeit nach England ging, ganz allein auf Henzens Schultern. Das war nichts leichtes: wer die Geschichte des Instituts jener Zeit liest, wird sich des unerfreulichsten Eindrucks nicht erwehren können. Wohl war es mutvoll, wenn Henzen im Jahre 1849 bei der Beschließung Roms durch die Franzosen unerschrocken auf dem Kapitol aushielt und fortarbeitete, aber daß er gegenüber den verdrößlichen, unablässig drängenden Sorgen um Beschaffung der nötigen Unterhaltungsmittel, Weiterführung der Institutschriften und allerlei andern Schwierigkeiten nicht müßig die Arme sinken ließ und mit persönlichen Opfern für das Bestehen und Wohl des Instituts eintrat, das ist eine größere That. Hierzu kommt, daß Henzen diesen Widerwärtigkeiten keinen starken Körper entgegenzusetzen hatte; dennoch wird ihn niemand in frühern Jahren schwächlich und in den spätern hinfällig gefunden haben: das Gefühl der Pflicht, seine Arbeit, seine Ziele hielten ihn immer aufrecht. Still, wie es einem guten Leiter geziemt, ging unter seinen Händen das Werk seinen Gang bis zuletzt.

Im Jahre 1856 starb Emil Braun. Er ließ das Institut in Trümmern zurück, gar mancher Stein war von dem alten Bau gelöst und das Fortbestehen in Frage gestellt. Was noch zu retten war, stützte Henzen, und mutig begann er mit dem selbstgewählten Genossen Heinrich Brunn den Wiederaufbau, dem auch von nun an immer freundlichere Geschehnisse zu Teil wurden. Zu der durchgreifenden Reorganisation des Instituts, welche Henzen und Brunn ins Werk setzten, kam 1858 eine hochwillkommene Erhöhung des Zuschusses, welchen die preussische Regierung der Anstalt gewährte. Enger schloß sich auch von neuem das in den letzten Jahren etwas gelockerte Band zwischen deutschen und italienischen Gelehrten und wurde besonders durch die rege Teilnahme des ausgezeichneten italienischen Gelehrten Giovan Battista de Rossi an dem wissenschaftlichen Leben des Instituts und durch dessen persönliche innige Freundschaft mit Henzen befestigt. Die Zahl der Korrespondenten durch ganz Italien hin vermehrte sich; selbst mit griechischen Gelehrten wurden fruchtbringende Beziehungen angeknüpft. Die Publikationen erschienen stattlicher und reichhaltiger als je. Auch der Zufluß junger deutscher Gelehrten, die im An-

schlusse an das Institut ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auf römischem Boden den letzten Abschluß zu geben suchten, wuchs von Jahr zu Jahr. Alle, nicht nur die mit den seit 1860 eingerichteten Reisestipendien versehenen, fanden, neben Brunn und später Helbig, an Henzen einen väterlichen, gastfreien Freund, der trotz langer Abwesenheit vom Vaterlande doch ganz und gar ein Deutscher blieb, und dazu einen vortrefflichen Lehrer. Wie jene die jungen Gelehrten in die Kunstwelt Roms einführten, so erschloß ihnen Henzen das Verständnis der römischen Inschriften, in denen er wie wenige zu Hause war. Die Bescheidenheit, mit welcher er hierbei seinen Schülern die Ergebnisse eigener Forschung mittheilte, und die Nachsicht, die er gegen die noch Unerfahrenen übte, werden allen, die an Henzens epigraphischen Übungen Theil genommen haben, in wohlthuernder Erinnerung bleiben.

Ein Fund, welcher in Henzen seinen berufenen Interpreten fand, waren die für Geschichte und Kulturgeschichte der Kaiserzeit gleich wichtigen Urkunden der Arvalen aus dem heiligen Hain der Brüderschaft vor Porta Portese. Henzen selbst leitete, von königlicher Freigebigkeit unterstützt, in den Jahren 1867 und 1868 in umsichtiger Weise die Ausgrabungen und hatte die Freude, den bereits bekannten Urkunden mehr als die doppelte Anzahl hinzuzufügen zu können. Eine vorläufige Mittheilung und ein 1874 erschienenes stattliches Buch enthalten die zusammenfassenden Ergebnisse seiner Forschungen über die Acta der Fratres aruales. Unterdessen schritten auch die Arbeiten Henzens an dem großen Werke des Corpus inscriptionum Latinarum stetig vorwärts. Seine Aufgabe war speziell die Sammlung und Bearbeitung der stadtrömischen Inschriften, welche den sechsten Band des monumentalen Werkes füllen. Wie er diese Aufgabe, die erst 1882 endgiltig beschloffen wurde, gelöst hat, mag Würdigeren zu beurtheilen vorbehalten bleiben.

Im Mai 1867 starb der eigentliche geistige Begründer des Instituts, Eduard Gerhard, zu Berlin, von wo aus er die Schicksale seiner Schöpfung jederzeit mit regstem Interesse verfolgt hatte. Die Dankbarkeit, welche er Henzens „sich stets gleich bleibender Treue“ bis zum letzten Augenblicke zollte, ist eine der schönsten Anerkennungen seiner Verdienste.

Das Jahr 1870 wurde auch für das Institut von eingreifender Bedeutung. Am 18. Juli wurde es zu einer preussischen Staatsanstalt erhoben, aber, dem Laufe der großen Ereignisse gemäß, im Juni 1873 in eine deutsche Reichsanstalt umgewandelt. Zwecke und Einrichtungen des Instituts wurden dadurch in keiner Weise verändert, aber nach außen hin deutete die Anstalt durch ein neues stattliches Gebäude, auf dem tarpejischen Felsen errichtet, an, daß sie unter dem Schutze eines geeinten und starken Reiches stehe. Die neue Regierung in Rom gab ihre Absicht, daß sie die Freundschaft mit den deutschen Gelehrten auf dem Kapitol auch ihrerseits aufrecht erhalten wolle, dadurch Ausdruck, daß Henzen in die historisch-archäologische Kommission berufen wurde. So durfte

er, dem es auch an Anerkennung seiner Verdienste höchsten Ortes in der Heimat nicht fehlte, am Tage der festlichen Einweihung des neuen Institutsgebäudes am Winkelmannsfeste 1877 mit Befriedigung auf die Vergangenheit zurückblicken: in jeder Beziehung war es ein Weg nach oben gewesen! Wenn es in den letzten Jahren den Anschein gewonnen hat, als habe das römische Institut seine Aufgaben erfüllt, da die Italiener die Veröffentlichung und Erklärung der in ihrem Lande gefundenen Monumente und Inschriften immer selbständiger ins Werk setzen, wenn der größte Teil der früher in Rom erschienenen Institutschriften nach Berlin übertragen worden ist und allerlei andre Fragen auftauchen, so sind das Verhältnisse, die sich einer unabhängigen Beurteilung entziehen, so lange sie noch nicht zum endgiltigen Abschlusse gelangt sind. Henzen mag wohl darunter bisweilen gelitten haben, aber er fügte sich, wo er es für notwendig und heilsam hielt, und würde sich auch weiter gefügt haben. Das Schwerste, die freiwillige Trennung von der Verwaltung des Instituts, die Henzen für Ostern dieses Jahres bevorstand, ist ihm erspart geblieben. Sein siebenzigster Geburtstag im vorigen Jahre, wo Deutsche und Italiener wetteifernd den Propagator *bonarum litterarum apud duas nationes* zu ehren und zu erfreuen suchten, war, wenn man so sagen darf, der ideale Abschluß seines Lebens. In dem schönen Saale der Bibliothek wurde seine Büste, vom Bildhauer Kopf in Rom gearbeitet, unter denen der Stifter und Förderer des Instituts aufgestellt.

Noch bis zuletzt für die seit 1872 als Supplement des *Corpus inscriptionum* gegründete *Ephemeris epigraphica* thätig, deren frühere Jahrgänge Henzens wichtige Beiträge zur Erklärung der in jenen Jahren gefundenen Fragmente der *Fasti consulares*, deren spätere eine Reihe kleinerer Abhandlungen über die *Sepulkralschriften der Equites consulares* von seiner Hand enthalten, weiterhin mit den Vorbereitungen zu einer größeren Inschriftensammlung beschäftigt, nötigte ihn acht Tage vor seinem Ende eine Erkältung, das Stehpult zu verlassen, über welches gebeugt er so unermülich zu arbeiten pflegte. Fräulein Rosina Kopf, die seit dem Tode von Henzens Gattin (geb. Steinhäuser) die Stütze seines Hauses und die Freude seines Alters war, pflegte ihn mit der Treue und Aufopferung einer Tochter. Aber keine Anspornung und keine Bitten konnten das Schicksal bewegen, von seinem dunkeln Entschlusse abzugehen.

Am 29. Januar nachmittags zu der Stunde, wo Henzen die wöchentliche Sitzung des Instituts zu leiten pflegte, war der offene Sarg, von Blumenpenden und Kerzen umgeben, in dem Bibliotheksaale aufgestellt. Nach einer kurzen Ansprache des Botschaftsgeistlichen Rönneke trugen die juvenes Capitolini, die jungen, im Institut anwesenden Gelehrten, den alten Meister zum Trauerwagen hinab. Auch zur Gruft haben sie ihn zwei Tage darauf getragen; keine fremde Hand hat den Sarg berührt.

Sonntag den 31. Januar fand die eigentliche Trauerfeierlichkeit auf dem schönen, von Cypressen beschatteten protestantischen Friedhofe zwischen dem Monte

Testaccio und der Pyramide des Cestius statt. An der Spitze der vollzählig erschienenen deutschen Kolonie war der deutsche Botschafter von Keudell, an der der Italiener der Generaldirektor der Ausgrabungen Fiorelli anwesend. Es war einer der sonnigen Tage, wie sie der Vorfrühling in Rom mit sich bringt: die ersten Vogelstimmen ließen sich hören. Einfach und würdig, ganz im Sinne des Verstorbenen, der allem äußerlichen Gepränge abhold war, verlief die ernste Feier. Auf die Rede des Geistlichen folgten Abschiedsworte des Professor Michaelis, der als Vertreter der Zentraldirektion des Instituts aus Straßburg hierhergekommen war, voll von dankbarer Anerkennung und herzlicher Freundes-treue. Im Namen der jüngern Generation legte Ferdinand Dümmler, Privatdozent in Gießen, einen Lorbeerkranz auf das Grab. Die schönen menschlichen Eigenschaften des Verstorbenen, seine Freundlichkeit und stete Bereitwilligkeit, zu fördern, seine Gastlichkeit gaben dem Sprechenden warme, empfundene Worte ein. Im Namen der Italiener sprach Professor Gatti, den langjährige Freundschaft und gemeinsame Arbeit mit Henzen verbanden. Seine melodische Rede, in klassische Formen gegossen, glich einem antiken Panegyrikos. Am Schlusse verkündete er vor den Versammelten, daß der Senat von Rom einstimmig beschloffen habe, eine Büste Henzens auf dem Kapitol im Saale der Konsular-fasten zu errichten, eine Ehre, die bisher nur wenigen Deutschen widerfahren ist. An Henzens offenem Grabe wurde auch das Versprechen gegeben, daß die Italiener, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, auch fernerhin treu zum deutschen Institut halten würden.

Endlich fand am 11. Februar eine außerordentliche Sitzung des Instituts statt, in welcher G. B. de Rossi und W. Helbig, der zweite Sekretär des Instituts, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in längern Reden Henzens Verdienste um die Wissenschaft darstellten.

Rom.

P. Hartwig.



Paul Heyfes Roman der Stiftsdame.



enen, die nach einer Theorie der Dichtungsformen streben, wird gleich der Titel des neuesten Werkes von Paul Heyfe*) Stoff zum Nachdenken geben. Er nennt seine Erzählung, die in Wahrheit nichts als eine erweiterte Novelle ist, zu gleicher Zeit Roman und Lebensgeschichte. Offenbar soll die zweite Benennung die erste beschränken, erläutern. Denn das Wort Roman wird von Heyfe hier nur in dem populären Sinne gebraucht, wonach eine jede Dame ihren Roman, das

*) Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte. Von Paul Heyfe. Berlin, Herp, 1887. Fünfte Auflage.

heißt ihre Liebesgeschichte, gehabt haben muß. Weil aber Heyse einmal die Novelle als die epische Darstellung einer einzigen und möglichst absonderlichen, originellen Handlung definiert hat, bei der es auf die Charakterentwicklung nur insoweit ankomme, als es das Verständnis der Handlung erfordere, bei der es ferner nicht am Platze sei, das ganze Leben der Helden von der Wiege bis zum Grabe vorzuführen, darum bezeichnete er den Roman der Stiftsdame als eine Lebensgeschichte. Es wird hier eine Biographie geboten, ohne daß, wie es der eigentliche Roman fordert, ein historisch bestimmter Zustand der Gesellschaft zugleich ausführlich geschildert würde. Andre Meister der Novelle, z. B. Theodor Storm, die sich nicht an die Heyse'sche Definition dieser Kunstform halten, hätten auch diese Geschichte getrost mit dem geläufigen Namen der Novelle überschrieben, und es war müßig, hier von einer neuen Form zu sprechen. Freilich hätte Storm sich auch kürzer gefaßt, nur die entscheidenden Szenen vorgeführt, nicht alles in gleichmäßiger Ausführlichkeit geschildert, so fesselnd auch die Heyse'sche Prosa unter allen Umständen ist.

Es ist eine geistreich erfundene und kunstvoll erzählte Geschichte, die uns Heyse in seinem Roman der Stiftsdame bietet. Die Handlung hätte uns noch tragischer erschüttern, noch mächtiger hinreißen können, denn sie ist die Äußerung einer energievollen Natur und würde einen andern Erzähler sogar leicht zu pathetischer Darstellung verführen. Aber der Dichter hat es diesmal vorgezogen, seine Geschichte in die süße Wehmut der Resignation zu tauchen, aus der Erinnerung des schmerzlich beteiligten zu sprechen, gleichsam bei gedämpftem Lichte zu malen. So ist uns denn beim Lesen immer, als wenn wir im Halbdunkel jener alten poetischen Kapelle säßen, in welcher der Verfasser zuerst die Bekanntschaft seiner Stiftsdame und jenes Gewährsmannes gemacht haben will, dem er die Erzählung in den Mund legt. Und auch dieser Vergleich fällt uns nicht zufällig ein: die Religion, freilich nicht im kirchlich-dogmatischen Sinne, sondern im Sinne Schleiermachers und des Pietismus, als Gefühlselement, spielt in dieser Lebensgeschichte eine bedeutende Rolle, die Handlung der Stiftsdame ist überhaupt nur von hier aus zu verstehen. Das macht diese Dichtung zu einem tief innerlichen, den neueren realistischen Romanen entgegengesetzten Werke. Alles Leben, alle gährende Leidenschaft ist unter den glatten Wogen der in klassischer Ruhe sanft dahinfließenden Prosa Heyse's verborgen. Es stimmt auch sehr wohl dazu, daß meist über die Stiftsdame reflektirt wird, und daß auch sie selbst sich mehr durch Reflexion als durch Handlung erläutert, wenn auch die Plastik der Gestalt darunter leidet.

Die Darstellung ist in der jetzt nur allzusehr in die Mode gekommenen Schform gehalten, und diese schwierige Form wird von Heyse in einer kleinen Erzählung als Einleitung motivirt. Im Juni des Jahres 1864, erzählt er, sei er in ein weltentlegenes, schläfriges Städtchen der Mark Brandenburg geraten. Er wollte dort einen Freund besuchen; der war nicht zu Hause, und so

mußte er einige Tage in dem Städtchen verweilen, um ihn zu erwarten. Auf einem seiner Spaziergänge kam er zu einer kleinen, alten, offenbar unbenutzten Kapelle, die ihn poetisch anmutete. Als er näher trat, sah er im Innern derselben die Leiche einer schönen Frau aufgebahrt, welche von der sie bewachenden alten Spittelfrau kurzweg als die der „Stiftsdame“ bezeichnet wurde; die taube Alte setzte die Kenntnis dieser Stiftsdame bei aller Welt voraus. Bald war der Fremde Zeuge eines feierlichen Leichenbegängnisses, woran sich das ganze Städtchen beteiligte. Hier, wie schon früher bei der stillen Kapelle, fiel ihm besonders die Gestalt eines älteren, wohlgebildeten Mannes auf, dessen Trauer wohl auf ein näheres Verhältnis zu der toten Stiftsdame hindeutete. Da Heyse als Fremder nirgends anders sich Auskunft holen konnte, ergriff er die erste Gelegenheit, da er kurz nach der Leichenfeier diesen Mann einsam trauernd in einer Allee fand, ihn selbst um eine Erklärung der allgemeinen Trauer artig zu bitten. Allein wie verletzt von der profanen Neugier der Welt, zog sich der Mann auf die ersten Worte des Fremden rasch zurück und ließ ihn in peinlicher Verlegenheit stehen. Schlecht gelaunt reiste Heyse, ohne den gesuchten Freund gesehen und ohne die Erklärung seines Rätsels gefunden zu haben, noch an demselben Tage aus dem märkischen Neste ab.

Ein Jahr verging über diesem peinlichen Vorfall, da erhielt der Dichter in seinem gewöhnlichen Wohnort ein umfangreiches Manuskript mit einem langen Briefe aus der Feder eben jenes in seiner Trauer gestörten Mannes, der sich Johannes Theodor Weißbrodt nannte und sich als ehemaligen Kandidaten der Theologie, nunmehr Oberlehrer in jener märkischen Stadt, bezeichnete. Nach einer Bitte um Entschuldigung wegen seines Benehmens dem Fremden gegenüber, teilte er dem berühmten Schriftsteller, den er schon seit langem kannte, die Geschichte der Stiftsdame und seiner selbst, die davon nicht zu trennen sei, als interessanten Novellenstoff in anspruchsloser Weise mit. Nur die eine Bedingung knüpfte er an sein Geschenk, daß die Geschichte nicht vor seinem Tode veröffentlicht werde. Über das Manuskript möge der Dichter im übrigen frei verfügen. Nach zwanzig Jahren erhielt Heyse die Nachricht von dem Tode des seltsamen Kandidaten der Theologie, und da ihm die Geschichte der Veröffentlichung würdig erschien, so besorgte er dieselbe, ohne das anvertraute Manuskript zu überarbeiten, in der Form, wie sie der Kandidat selbst niedergeschrieben hatte.

Wahrscheinlich hat die Erfahrung selbst dem Dichter die Anregung zu dieser Erfindung gegeben: es mögen ihm viele enthusiastische Leser seiner Novellen ihre Lebensgeschichte gebeichtet haben, die sie einer novellistischen Verewigung für würdig hielten; meist dürften sie damit nur für die Bereicherung seines Papierkorbes gesorgt haben. Allein die Art, wie sich Heyse, so taktvoll es im übrigen geschieht, als berühmten Schriftsteller einführt, dem seines literarischen Ruhmes wegen das Vertrauen der Welt in den Schoß fällt, dürfte doch Bedenken erregen. Man wird vielleicht bloß vom Standpunkte des guten

Geschmack über diese Art, sich selbst in die Geschichte einzuführen, den Kopf schütteln; weder der jüngere Heyfe, der in seinem „Lezten Centaur“ sich selbst gar meisterlich und poetisch in die Handlung einführte, noch ein anderer Dichter haben eine solche Reflexion auf den eignen literarischen Ruhm, der ja zweifellos und zu Recht besteht, gewagt. Und dennoch, überschaut man die ganze Geschichte der Stiftsdame, so wird man ein feines künstlerisches Motiv selbst in diesem Wagnis Heyfes nicht verkennen können. Denn man wird dann zugehen müssen, daß der Herr Johannes Weißbrodt mit seiner bis ans Lebensende unausgereiften Jünglingsseele, welche wieder eine Bedingung für die Handlung des ganzen Romans ist, nicht besser eingeführt werden konnte, als durch das hastige Davonlaufen bei der Begegnung mit dem fremden Mann und durch den nachhinkenden Entschuldigungsbrief samt der ausführlichen Weichte, nachdem er erfahren hat, wer eigentlich jener Fremde gewesen sei. Diese Erkenntnis des künstlerischen Zusammenhanges rückt Heyfes Wagnis in ein humoristisch verfühnendes Licht, wenn auch der Humor des Falles nicht ausdrücklich betont wird. Und nun zur eigentlichen Geschichte.

Johannes Weißbrodt war der Sohn eines höhern angesehenen Geistlichen in Berlin und studirte auch Theologie. Es geschah dies zu Anfang der vierziger Jahre, und er hatte sich der orthodoxen Richtung angeschlossen, welche damals gegen die historisch-kritische Schule stritt. Er war ein gutmütiger, aber auch sehr eitler junger Mensch. Auf seine scholastische Gelehrsamkeit, auf seine Disputir-kunst that er sich viel zugute und hoffte jedenfalls ein großes Kirchenlicht zu werden. Schon jetzt hatte er großen Respekt vor sich selbst, er trug ein würdevolles Äußere zur Schau, und das lange Haar war in wohlgepflegtem Christusscheitel hinter die Ohren gestrichen. Als absolvirter Kandidat und ohne Vermögen nahm er eine Hofmeisterstelle bei einem Rittergutsbesitzer in der Mark an. Mit dieser Stelle war die Aussicht auf das Pastorat des Gutes verbunden, welches bei dem hohen Alter des noch im Amte stehenden, überdies kränklichen Pastors bald erledigt sein sollte. In dieser Stellung als Hofmeister der zwei Kinder des Barons Achaz *** lernte Johannes das Stiftsfräulein Luise, die Nichte desselben, kennen. Sie war eine Waise, im Alter von vierundzwanzig Jahren, der Baron war ihr Vormund. Aber sie lebte mit ihm in keinem guten Einvernehmen. Baron Achaz trug äußerlich die ganze Würde des Adlichen zur Schau, war aber nichts weniger als ein edler Mann. Seine Frömmigkeit war Heuchelei, seine Reden waren hohle Phrasen. Unter den Augen der eignen Frau, der Mutter seiner halberwachsenen Kinder, die ihm, dem verarmten Offizier, das reiche Heiratsgut ins Haus gebracht hatte, hielt er sich in einer schlauen Französin, Fräulein Suzon, eine sogenannte Gesellschaftlerin; denn die seelensgute Baronin war durch schwere körperliche Gebrechen nicht imstande, sich zu bewegen. Und nur der rastlosen Thätigkeit seines Bruders Joachim hatte es der Baron überhaupt zu danken, daß die Gutswirtschaft im

Gänge blieb. Onkel Joachim hatte als echter Aristokrat auch das entwickelte Familiengefühl, welches den einen Bruder für die Fehler des andern einzustehen verpflichtet. In solcher Umgebung war Luise nicht glücklich. Sie hatte früh gelernt, die Vorurteile und den eingebildeten Hochmut der Aristokraten zu verachten. Der eigne Vormund hatte sie einmal mit Liebesanträgen belästigt, seine Frivolität, seine Heuchelei, seine Rohheit empfand sie aufs Schmerzlichsste. Nur der Tante und dem vertrauten Onkel Joachim zuliebe hielt sie aus. Auch sie hatte das starke Familiengefühl des Adels geerbt. Aber ganz eigen, nicht gerade ererbt (und es ist dies von Heyse mit Bedacht und Einsicht so erfunden) war ihr ein starker religiöser Sinn. „In diesen bitteren Jahren (des Aufenthaltes im Schlosse) — sagt sie später einmal — habe ich gelernt, daß der Mensch keine andre Quelle der Kraft und des Friedens hat als sein Gewissen und seine Wahrheitsliebe und den stillen Verkehr mit seinem Gott, der uns freilich nur antwortet, wenn wir ihm nicht viel vorplappern, sondern in der tiefsten Stille auf ihn horchen.“ Diese ihre tiefe Religiosität äußerte sich in bescheidener Verborgenheit, so wenn sie z. B. einem armen alten Weibe, der Mutter Lieschen, die samt ihrem Hunde schwer an einem Karren zog, mit den eignen jungen Händen nachhalf, die bei solchen Liebesdiensten allerdings mit der Zeit größer wurden, als es bei den feinen Damen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Auf den jungen Johannes machte das Stiftsfräulein gleich beim ersten Anblick einen großen Eindruck. Freilich war sie die schönste des kleinen Kreises; aber die ungefuchte Würde, die sie umgab, eine Würde, die er als künftiges Kirchenlicht für sein Teil vergeblich austrebte, imponirte ihm. Die gefliessentliche Gleichgiltigkeit, mit der sie über seinen wohlgepflegten Christusscheitel hinwegjah, reizte den jungen Theologen noch mehr. Sein Zimmer lag in demselben Schloßflügel ein Stockwerk über dem ihrigen, und an schönen Sommerabenden, wo die Nachtigallen im Schloßpark schmelzend schlügen, hörte er ihre samtweiche Altstimme Arien von Gluck singen und ward von dem musikalischen Wohlklang dieses Gesanges entzückt. Denn das einzig unverdorrene an ihm waren noch seine musikalischen Kenntnisse, er war ein begabter Orgelspieler. Natürlich reizte es den guten Nazarener, die nähere Bekanntschaft des verschlossenen Stiftsfräuleins zu machen. Er sollte bald Gelegenheit dazu finden. Er hatte an Stelle des kranken Pastors seine erste Predigt gehalten. Er hatte über den Text gesprochen: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt,“ und seine Predigt hatte sich zu einer ebenso geschmacklosen, als unchristlichen Verherrlichung des Adels gestaltet: die Begüterten wären die Auserwählten, die Armen die Berufenen. Niemand als der Baron Achaz war natürlich von dieser seltsamen Predigt erbaut. Der junge Kandidat hatte aber in seiner Eitelkeit das Bedürfnis, die Meinungen der Zuhörer zu erfahren, und so machte er sich gleich an demselben Sonntag Nachmittag an das Stiftsfräulein, das er im Park spazierend traf.

„Sie waren heute auch in der Kirche, gnädiges Fräulein, sing ich endlich an. — Ich mußte endlich etwas über meine Predigt hören. »Ja, erwiederte sie und sah dabei ruhig auf die frischen Beete zur Seite. Aber ich werde nicht wieder hingehen, wenn Sie predigen.« Aus welchem Grunde? »Weil ich mir meinen lieben Gott nicht von Ihnen verderben lassen will.« Das war mir nun doch zu stark. Ich blieb stehen, wie wenn mir eine blindgeladene Pistole dicht vor der Nase abgefeuert worden wäre. Erlauben Sie mir, zu fragen, sagte ich, indem ich mich überlegen zu lächeln bemühte, worin sich Ihr lieber Gott von dem unterscheidet, den wir alle und auch ich in unsrer heutigen Sonntagfeier angebetet haben. »O, erwiederte sie mit einem leichten Zucken um den Mund, das ich trotz meiner sittlichen Entrüstung über ihre Geringschätzung sehr reizend fand — wenn Sie es denn wissen wollen: Sie haben sich einen lieben Gott zurecht gemacht, der im Himmel ungefähr so regiert, wie ein aristokratischer Kirchenpatron auf seinem Rittergut. Wenn hier Erntekranz ist und die Bauern in den Schloßhof kommen, um der Guts herrschaft ein Hoch auszubringen, stellen sie sich ungefähr so auf der Rampe auf, wie in Ihrer Phantasie die Menschheit auf den Stufen jener Treppe: der Schulze obenan, und dann die Dorfleute je nach ihrem Vermögen und Viehbestand abgestuft, und ganz untenan Mutter Lieschen, die nur eine schlechte Hütte besitzt, einen Hund und eine Ziege, aber doch einen gnädigen Blick erhält, weil Sie, wie Sie meinen, arm an Geist ist. Für gewisse Ohren mag das eine ganz vortreffliche Prophezeiung auf den jüngsten Tag geworden sein. In Gottes Ohr wird es anders geklungen haben.« Also erkennen Sie eine stufenweise Entwicklung aller sterblichen Geschöpfe nicht an? »Natürlich! Wer sollte sie leugnen? Nur daß sich das Bild der armen Menschheit vor den allsehenden Augen Gottes doch wohl anders ausnimmt, als durch die Brille unsrer hochmütigen Vorurteile. Wenn es eine solche Treppe giebt, die bis zum Himmelsthor reicht, möchte Mutter Lieschen vielleicht auf der obersten Stufe stehen und gewiß andre, denen Sie ein so schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt haben, ganz unten.«

Die Sicherheit, mit der das Stiftsfräulein hier vom lieben Gott spricht, ist für ihr Wesen sehr bezeichnend. Dies klare Bewußtsein von dem, was dem lieben Gott recht ist, leitet alle ihre Handlungen. Und einzig diesem religiöschöpferischen Charakter zuliebe hat Heyse die launige Gestalt des schülerhaften Kandidaten der Theologie eingeführt; durch die Kontrastierung dieser zwei religiösen Anschauungen wurde die edle Mystik Luise's klar.

Die nächste Folge dieses Gespräches war die, daß Johannes sich bekehrte: er legte seinen geistlichen Hochmut ab, schnitt sich die langen Haare kurz, die Abtheilung des Scheitels wurde von der Mitte des Kopfes auf die Seite, dem Ohre zu geschoben, die scholastische Theologie wurde beseitigt, und schon nach zwei Wochen (freilich unwahrscheinlich schnell) predigte er zur Zufriedenheit des Stiftsfräuleins. Das alles hatte die Liebe gethan. Luise hatte ihn inzwischen

einmal begeistert auf der Orgel spielen hören und dadurch Interesse für ihn gewonnen. Sie blieb nicht mehr so streng abweisend gegen ihn, und es bildete sich allmählich ein vertraulicher Verkehr zwischen ihr, Onkel Joachim und dem Kandidaten. Da geschah etwas, was diese Idylle plötzlich zerstörte.

Luisen wurde der Aufenthalt im Hause ihres frivolen und heuchlerischen Vormundes täglich unerträglich. Er wollte sie schließlich zur Ehe mit einem ungeliebten Vetter Kasimir, einem geschwähigen Gecken, zwingen, wogegen sie sich mit all ihrer Energie zur Wehre setzte. Eines Tages kam eine wandernde Schauspieltruppe durch das Dorf des Gutsherrn; es war die Truppe eines im besten Ruf stehenden Schauspielers Konstantin Spielberg. Luise hatte diesen Spielberg schon im Berliner Schauspielhause auftreten sehen. Sie war sogar in persönliche Beziehung zu ihm geraten, da sie und Onkel Joachim sich in demselben Gasthose aufgehalten hatten, wo Spielberg wohnte, und ihn bei der Wirtstafel häufig getroffen hatte. Luise war damals in kindlichem Enthusiasmus für den Schauspieler erglöhrt, der dreist genug war, der jungen Baronin brieflich einen Heiratsantrag ins Haus zu schicken. Luise hatte nicht den Menschen vom Künstler trennen können, und es war nur der schleunig durch Onkel Joachim bewerkstelligten Abreise zu danken gewesen, daß es nicht schon damals zu einer Katastrophe kam. Seitdem waren allerdings vier Jahre vergangen, aber Luise hatte für die Schauspielkunst immer eine besondre Sympathie behalten. Nun kam Spielberg als Direktor einer Wandertruppe durchs Dorf. Unterwegs war eine der mitwirkenden Frauen erkrankt, und er suchte beim Gutsherrn, der die Polizeigewalt inne hatte, um die Erlaubnis nach, die Nacht mit seiner Truppe im Dorf verbringen zu dürfen. Aber der muckerische Baron Achaz verweigerte dem Schauspieler diese Erlaubnis, für seinen frommen Sinn gab es keine menschliche Barmherzigkeit mit dem Schauspielervolk. Es kam zu einer erregten Szene, die durch die Fürbitte der hinzutretenden Luise, ihre Parteinahme für den fremden, nicht eben bescheiden auftretenden Mann nur noch erregter wurde. Der abgewiesene Freier Luisens ließ sich vom Zorn zu einem Hieb mit der Reitpeitsche nach dem Schauspieler hinreißen, Spielberg fing ihn noch rechtzeitig mit der vorgestreckten Hand auf. „Glender! hörte man die schneidende Stimme des Junkers, das — das — erschreckst du dich, mir ins Gesicht — Aber er konnte nicht weiter reden. Denn ohne daß irgend einer ihre Annäherung bemerkt hätte, stand das Stiftsfräulein plötzlich hochaufgerichtet zwischen den wutentbrannten Gegnern. Zurück! herrschte sie dem Junker zu. Nur das eine Wort, aber in einem Tone, der selbst ihn in Mark und Bein bringen mußte. Denn ich sah, wie er kreideweiß wurde, ein paar ohnmächtige Worte stammelte und den Kopf zwischen die Schultern zog. Sie aber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, trat auf den so schönöde behandelten Fremden zu, ergriff seine schlaff herabhängende Hand, auf der ein dunkelroter Streifen sichtbar geworden war, und sich zu ihr herabneigend, drückte sie einen raschen

Ruß darauf. Dann sagte sie mit lauter, aber von innerer Empörung bebender Stimme: Vergeben Sie diesem armen Menschen, er weiß nicht, was er thut. Und nun schütteln Sie den Staub dieses Hauses von Ihren Schuhen. Sie werden noch von mir hören.“

Und sie hielt ihr Wort. Denn nach diesem Austritte war natürlich ihres Bleibens im Schlosse nicht mehr. Sie entfernte sich heimlich von den Ihrigen, nicht ohne zuvor den guten Johannes zum unbewußten Beförderer ihres Planes gemacht zu haben. Sie eilte der Schauspieltruppe nach, zu Konstantin Spielberg, der sich mit Freuden dem schönen Stiftsfräulein antrauen ließ. Baron Achaz mußte aus Familienrücksichten von einer öffentlichen Verfolgung der Entflohenen absehen; sie blieb auch ferner unbehellig. So entstand die in echt Heijfische Ironie getauchte Geschichte, daß eine Pietistin einem Schauspieler nachläuft; Heyfe hat aber diese Ironie kaum betont. Auch Herr Johannes verließ bald das Schloß; er in Folge eines frivolen Intriguenspiels, das man mit ihm spielte, und das wir hier übergehen können. Nach einiger ungewollten Ruhe in Berlin, wo der einst überfrohme der neuen Theaterleidenschaft huldigte, literarische Studien trieb, ja sich sogar mit der Abfassung einer Tragödie „Julian der Apostat“ beschäftigte, ging er auf eine neue Hofmeisterstelle in der Provinz. Er traf es da glücklich, er war mit seinem Prinzipal und seinen Schülern, und diese waren mit ihm zufrieden. Im Verkehr mit dem freisinnigen Pastor des Ortes wurde Johannes in die Schriften der Lübingen Schule eingeführt und befand sich ganz wohl dabei. Aber mit seinem theologischen Verufe war er innerlich zerfallen; eine Gelegenheit, gut zu heiraten, mit der Aussicht auf ein baldiges Pastorat, ließ er unbenutzt vorübergehen. Sein Herz hing unwandelbar an der einen, die ihn wenig glimpflich behandelt hatte, und zu der er ausschauen mußte. Die Hoffnung, dieser Einzigen noch wieder zu begegnen, gab er indessen nie auf. Er behielt immer in Erinnerung, was Onkel Joachim zu ihm kurz nach der Flucht des Stiftsfräuleins in seinem geliebten Blatt gesagt hatte: „Kopp in die Höh', un nich geklennt, min Fründ! Wir können das nun einmal nicht ändern, so lassen wir's schlendern. Das aber müssen wir uns immer vorsagen: Was so eine, wie die, auch einmal Dummes thun mag, unterliegen läßt sie sich darum nicht, sie kann einmal die richtige Fährte verlieren wie Diana, aber sie findet sie schon wieder, davor ist mir nicht bange. Und wenn sie eine harte Schule durchzumachen hat, das Lehrgeld ist nicht an ihr verloren.“

Und diese Schule war denn auch hart. Als Johannes die Geliebte nach mehreren Jahren wieder fand — die Schauspieltruppe Spielbergs war in die seinem Aufenthaltsorte nächstgelegene Kreisstadt gekommen, und der Hofmeister war spornstreichs hingeeilt und hatte auch bald seine Stelle dem ersten besten sich bietenden Kollegen überlassen —, da war Luise sehr unglücklich. Sie hatte sich nicht entschließen können, selbst Schauspielerin zu werden, trotz ihrer kunstgeübten Singstimme, aber noch weniger hatte sie sich mit ihrer reinen Seele

in das frivole Treiben der vagirenden Schauspieler finden können. Es blieb immer eine tiefe Kluft zwischen der Direktorin, der man den Titel der Stiftsdame beigelegt hatte, und dem leichten Theatervölklein. Das schlimmste aber war, daß ihre Verehrung Spielbergs sich als auf einer unglückseligen Illusion beruhend erwies. Ihr Gatte war im Leben nichts als ein widerwärtiger, großmäuliger Komödiant. Schmeichelte ihm anfänglich die Liebe des hochadlichen Stiftsfräuleins, so wurde ihm ihre strenge Gefinnung nachgerade eine Last. Selbst die Verdienste, die sie sich durch eine kluge Ökonomie um den Bestand seiner Unternehmungen erwarb, wurden ihm durch ihre Überlegenheit verleidet. Heyse schildert hier sehr anziehend das Treiben dieser wandernden Komödianten, und besonders gelungen ist ihm die Gestalt des auf sein Genie pochenden Direktors. In all dem Unglück hatte Luise an dem einzigen Kinde ihrer verhängnisvollen Ehe den letzten Haltepunkt. Sie liebte diesen Knaben abgöttisch. Als Johannes zu ihr nach den langen Jahren der Trennung kam, gewann er ihre Freundschaft erst wieder durch die Bärtlichkeit, die er für den Knaben bekundete.

Im weiteren Verlaufe der Erzählung fügt es sich, daß Johannes als unbefodeter „Dramaturg“ oder besser als „Mädchen für alles“ bei der Truppe bleibt; er lebt von seinen Ersparnissen. Das unüberlegte Opfer seiner ganzen Existenz galt der verschwiegen angebeteten Stiftsdame. Sie aber war entschlossen, das Kreuz, welches sie freiwillig auf sich genommen hatte, bis ans Ende zu tragen. Selbst als der Tod des Kindes das allerletzte Band zwischen den beiden unglücklichen Gatten zerriß, hielt Luise aus, bis Spielberg sie durch einen brutalen Komödiantenspaß tödlich beleidigte und unmittelbar darauf mit einer flotten Dame seiner Gesellschaft durchging. In dieser äußersten Not, wo es auch galt, fremden Menschen zu helfen, sang Luise zum erstenmale in einem zu Gunsten ihrer Truppe veranstalteten öffentlichen Konzert. Auch Johannes war aller Unterhaltsmittel entblößt. Die geliebte Frau wollte aber nichts von einer Verbindung mit ihm wissen und verließ ihn fluchtartig, ohne ihm ihre Pläne zu verraten. Johannes kehrte in seine Geburtsstadt zurück und fand dort ein bescheidenes Unterkommen als Gesanglehrer, bis er nach dem wiedererworbenen Vertrauen seiner Mitbürger in die Oberlehrerstellung der Anstalt aufrückte.

Und wieder vergingen viele Jahre, vielleicht mehr als zehn. Johannes hatte sich auch diesmal bescheiden in sein Schicksal gefügt. Die Mußezeit seines Lehramtes bot ihm hinreichend Gelegenheit zu eigener Fortbildung; er war es zufrieden, ein alter Junggeselle zu bleiben und die Erinnerung an die einst und immer noch selbstlos geliebte schöne Stiftsdame still zu pflegen. Da fand er sie eines schönen Tages im eignen Städtchen: sie lag im Spittel, war übrigens schon auf dem Wege der Genesung, und sie selbst ließ den alten Freund zu sich rufen. Nach jenem Zusammenbruch ihrer Truppe war Luise nach Berlin geeilt, hatte sich

von dort eine Anstellung als Gouvernante oder Gesellschafterin zu verschaffen gewußt, hatte auch Samariterdienste in einem Krankenhause geleistet und schließlich den armen Onkel Joachim in den letzten Wochen vor seinem Tode gepflegt. Dann aber war sie selbst an den Nasern erkrankt und da hatte sie sich in jenes Städtchen bringen lassen, von dem sie wußte, daß es den treuen Johannes barg. Sie hatte sich vorerst ins öffentliche Armenhaus aufnehmen lassen, und nur als die Gefahr der Ansteckung vorüber war, ließ sie ihren Freund von ihrer Anwesenheit benachrichtigen. Sie genas aber wieder zur Freude des guten Johannes. Von ihren Plänen, sich wieder durch eigne Arbeit das Dasein zu sichern, brachte sie die Freude ab, welche sie von einem improvisirten Gesang in einer kleinen poetischen Kapelle unter der Orgelbegleitung ihres alten Kandidaten gewonnen hatte. Seitdem lebte sie in dem Städtchen. Sie verblieb im Spittel, die sieben uralten Pfriündnerinnen in demselben schlossen sich ihr dienend an. Um aber dem Freunde nicht zur Last zu fallen, gab sie den Töchtern der ehrenwerten Bürgerschaft Gesangunterricht, und nachgerade wurde die fremd hereingeschneite Stiftsdame zum Liebling der ganzen Bevölkerung. Wohl machte nun Johannes den Versuch, die seit zwanzig Jahren geliebte Frau zur Gattin zu gewinnen, allein sie antwortete ihm: „Warum haben Sie das ausgesprochen, Johannes? Sie sollten mich kennen und wissen, daß ich mit dem Leben abgeschlossen habe. Glauben Sie nicht, daß das Urtheil der Welt mich einschüchtern würde, wenn ich fühlte, daß ich noch jung genug wäre, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Aber ich bin wohl überhaupt nie dazu geschaffen gewesen, mich einem Einzigen so von Herzen hinzugeben, wie eine rechte Frau und Geliebte thun soll. Auch meine unglückliche erste Liebe war eine Täuschung meiner Phantasie. Ich habe alle Talente zur Freundschaft und barmherzigen Schwesterschaft, und mein leidenschaftliches Gefühl war von jeher ein brennendes Mitleid mit der pauvre humanité, wie Mademoiselle Suzon sagte. Aus Mitleid möchten Sie doch wohl nicht geheiratet sein.“ Dann machte sie ihm ernsthaft den Vorschlag, ein junges Mädchen ihrer Bekanntschaft zu heiraten, worüber Johannes denn doch einmal unwirsch wurde. Allein: „Am andern Tage kam ich freilich reu- und demütig und bat sie, mir mein tüchtiges Davonlaufen nicht nachzutragen. Sie habe ganz Recht: ich sei leider noch immer ein überspannter junger Mensch, der nach den Sternen greife und darüber auf der Erde zu Falle komme. Da sah sie still vor sich hin und sagte: Das ist das Schwerste und was man [am] spätesten lernt, sich nach der Decke zu strecken, wenn man doch fühlt, daß sie mit uns wächst. Neben wir nicht mehr davon. Ich verstand nicht ganz, was sie meinte. Es sollte mir erst später klar werden.“

Dies geschah, als er nach einiger Zeit an ihrem Sterbebette saß und sie ihm in einem ruhigen Augenblicke zwischen ihren Fieberphantasien gestand: „Ich habe dich getäuscht, als ich dir neulich sagte, ich sei nicht dazu geschaffen, die

Welt nur in einem Einzigem zu sehen. Es kostete mich nicht wenig, denn mein Herz strafte meinen Mund Lügen. Ich wäre sehr glücklich gewesen, hätte ich deine Frau sein dürfen, das wußte ich schon lange, lange, schon seit dem Tage, da du unser Joachimchen, als es müde geworden war, auf den Arm nahmst und nach Hause zurücktrugst. Es hat nicht sein dürfen. Das Kind hab' ich begraben müssen, die Liebe zu diesem Manne auch, ganz tief in meiner Brust."

So herzlich gern wir dem guten Manne dieses Geständnis gönnen, so unwahr erscheint es uns nach allem Vorhergehenden; eine Stiftsdame kann einen solchen braven Mann wohl mit Freundschaft, aber nicht mit Liebe beehren. Heise dürfte mit diesem letzten Zuge seiner Heldin ein schwaches Zugeständnis an das sogenannte große Publikum gemacht haben.

Elegisch, wie sie eingeleitet wurde, tönt die Lebensgeschichte der Stiftsdame aus, und das Beste an ihr ist dieser mit großer Kunst festgehaltene Ton des Erzählers.

Wien.

Moriz Ueder.



Kunstgeschichtliche Aufsätze von Lübke und Springer.



nde vorigen Jahres haben zwei Männer, die sich, ein jeder nach seiner Weise, um die Förderung der kunstgeschichtlichen Erkenntnis große Verdienste erworben haben, Sammlungen von Aufsätzen herausgegeben, welche zwar die Summe aus einer ernsten, wissenschaftlichen Thätigkeit ziehen, aber doch so gehalten sind, daß sie dem Auffassungsvermögen des gebildeten Laien keine Schwierigkeiten bereiten.*) Bei Lübke ist das populäre Element stärker betont als bei Springer, was sich aus der äußern Stellung, dem wissenschaftlichen Charakter und dem Entwicklungsgange beider Männer erklärt. Lübkes erstes Auftreten fällt in die Zeit, wo Schnaase und Kugler eben erst angefangen hatten, der Beschäftigung mit Künstlern und Kunstwerken ein wissenschaftliches Gewand umzuhängen, an die Stelle der subjektiv-ästhetisirenden Betrachtungsweise die objektive historisch-kritische zu setzen. Bis dahin war die Kunstgeschichte ein Anhängsel der Ästhetik und mit dieser an Universitäten das Herrschaftsgebiet des Professors der Philosophie gewesen, vorausgesetzt, daß dieser sich für dergleichen Noctua interessirte.

*) Künstler und Kunstwerke. Dritte Sammlung vermischter Aufsätze von Wilhelm Lübke. Breslau, S. Schottländer. — Bilder aus der neueren Kunstgeschichte von Anton Springer. Zweite Auflage. Bonn, A. Marcus.

Solche Philosophieprofessoren, welche nebenbei Kunstgeschichte dozieren, giebt es übrigens noch heute an kleinen Universitäten, die sich den Luxus eines Professors der Kunstgeschichte nicht erlauben können.

Obwohl die Kunstwissenschaft demnach eines der jüngsten wissenschaftlichen Fächer ist, sind Schnaase und Kugler, welche man mit Recht die Begründer dieser Wissenschaft nennt, sehr schnell dem Schicksal verfallen, daß ihre Schriften, die zu ihrer Zeit als grundlegend und epochemachend galten, veraltet sind. In Schnaases großem Werke werden vielleicht nur die kulturgeschichtlichen Schilderungen und die feinen ästhetischen Bemerkungen einigen Wert behalten. Dagegen ist das thatsächliche Material, mit welchem heute die kunstgeschichtliche Betrachtung zu rechnen hat, seit dem Abschlusse von Schnaases Werk so unendlich gewachsen, daß der weite Rahmen desselben längst zu eng geworden ist. Dazu kommt eine völlig veränderte Methode der Forschung und Kritik. Anfangs lernte die Kunstwissenschaft von der Archäologie, ohne über dem Kleinram ihre großen Gesichtspunkte aus den Augen zu verlieren. Daneben widmeten Historiker wie Anton Springer ihre Kräfte der Wissenschaft, und verließen ihr gewissermaßen erst ein dauerhaftes Knochengengerüst. Als Springer vor zwei Jahren sein fünfundschwanzigjähriges Professorenjubiläum feierte, durfte er mit Genugthuung auf eine stattliche Zahl von Schülern blicken, welche das geistige Nützliche, das er ihnen mit auf den Lebensweg gegeben hat, in allen Fächern der Kunstwissenschaft zu brauchen wissen, wofür ihre Jubiläumsgabe, ein stattlicher Folioband mit Spezialuntersuchungen, ein erfreuliches Zeugnis ablegte. Neben der Leipziger Schule von Kunstforschern steht eine Wiener und Berliner Schule, deren jede sich wieder in mehrere Richtungen scheidet, die aber alle darin übereinstimmen, daß sie die Arbeiten ihrer Vorgänger mit möglichst mißtrauischen Blicken betrachten. Kugler hat es gewiß sich nicht träumen lassen, daß die kunstwissenschaftliche Forschung dereinst die Bildung der Ohrmuscheln, die Krümmung der Finger und die Stellung der Zehen in den Bereich ihres Apparates ziehen würde, um damit Bilderkritik zu üben. Daneben bilden die Monogrammenschnüffler eine besondere Kategorie der Kunstforschung, und es wird den unbeteiligten Zuschauer, der nur mit der Teilnahme des gebildeten Mannes den neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft folgt, nicht überraschen, wenn auch dem Geruchs- und Tastsinn eine noch bedeutendere Stellung eingeräumt werden wird, als es bereits jetzt der Fall ist.

Wenn man Springer und Lübke mit dem allerneuesten Maßstabe messen wollte, würde man sie kaum vor dem Vorwurfe philistischer Pedanterie oder gar des irrlichstehrenden Dilettantismus schützen können. Lübke gegenüber ist der Vorwurf unwissenschaftlichen Zusammentragens sogar schon, verblümt und unverblümt, erhoben worden, und doch besitzt der greise Meister mehr organisatorisches Talent, mehr historischen Sinn als alle die schriftstellenden Architekten und registrierenden Bilderkenner zusammengenommen, welche jeden

einzelnen Baustein, den Lübke herbeigetragen hat, auf seine Feuerfestigkeit und Wasserdichtigkeit prüfen. Jener Band von gesammelten Aufsätzen, welcher die Arbeit des letzten Jahrzehnts widerspiegelt, legt uns wiederum Zeugnis von dem unermüdblichen Eifer ab, mit welchem Lübke allen Ergebnissen antiquarischer Funde und wissenschaftlicher Forschungen folgt. Überraschenden Entdeckungen gegenüber, wie den Ausgrabungen Schliemanns, den tanagraischen Thonfigürchen, den Reliefs von Gjölbaschi in Wien, weiß er schnell den sichern Standpunkt historischer Betrachtung zu finden, und mit seinem plastischen Sinn rundet er ganze Reihen von Einzelforschungen zu Charakterbildern ab, wie sie die neue Sammlung in den Aufsätzen über die Brüder Hubert und Jan van Eyck, Rubens und Rembrandt aufzuweisen hat. Der Sinn für lebensvolles Detail würde sich jedoch bald abstumpfen, wenn mit dieser ordnenden Thätigkeit in der Stubir-stube der eigne Forschungstrieb, der zur Wanderung in noch wenig bekannte Gebiete führt, nicht zusammenginge. Aufsätze wie „Alte Kunstwerke in Tirol,“ „Babische Wanderungen“ und „Der Dom von Aquileja“ sprechen auch nach dieser Richtung für die außerordentliche geistige Frische, welche sich Lübke inmitten einer anstreugenden schriftstellerischen und Lehrthätigkeit bewahrt hat. Die in Zeitschriften erscheinenden Aufsätze sind für ihn gewissermaßen nur Übungen oder Vorratskammern, in welchen er gewonnenes Material bis zum Zeitpunkt der Verwertung in seinen kunstgeschichtlichen Handbüchern aufbewahrt. Das ihm zu teil gewordene seltene Glück, daß diese Handbücher fast jährlich neue Auflagen erleben, mag ihn wesentlich zu einem beständigen Zusammenwirken mit der fortschreitenden Forschung anspornen. Erst in diesen Tagen ist die zehnte Auflage seines „Grundrisses der Kunstgeschichte“ erschienen, welche in Anbetracht des Umstandes, daß die erste vor fünfundsanzig Jahren an die Öffentlichkeit getreten ist, von der Verlagsbuchhandlung eine besonders reiche Ausstattung erhalten hat.*) Damals war das Erscheinen eines neuen Handbuchs neben dem Kuglerschen ein Wagnis. Heute hat Lübkes Grundriß nicht nur das Buch Kuglers verdrängt, sondern er ist auch ins Englische, Schwedische, Dänische und Französische übersetzt worden. Selbst in Frankreich, wo die Kunstliteratur zu üppigster Blüte gediehen ist, fehlte es bisher an einem Buche, in welchem die drei bildenden Künste nach ihrer historischen Entwicklung in lebendigem Zusammenhang mit einander behandelt worden wären. Man wird nicht fehlgehen, wenn man den dauernden Wert dieses Buches in seinem geschickten, logisch gegliederten Organismus, also in Vorzügen, welche den bescheidenen Geschichtsschreiber kennzeichnen, erblickt.

Vielleicht nicht ohne eine bestimmte Absicht hat Lübke seiner Jubiläumsausgabe eine Nachbildung des Wandelschen Stiches nach dem köstlichen Jüng-

*) Grundriß der Kunstgeschichte von Wilhelm Lübke. Zwei Bände. Mit 699 Holzschnittillustrationen, einem Lichtdrucktitelbild und einem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).

lingsporträt Raffaels im Louvre beigegeben. Er wollte damit Zeugnis ablegen von der idealistischen Grundanschauung, die er allen Werken der bildenden Kunst gegenüber einnimmt, und die sich auch als der leitende Faden durch die dritte Sammlung seiner kunstgeschichtlichen Aufsätze hindurchzieht. In dem letzten derselben erhebt sie sich sogar zu einem energischen Protest gegen den modernen Realismus, und Lübke glaubt auch bereits die Anzeichen zu sehen, „die darauf hindeuten, daß die ausschließliche Herrschaft des Realismus zu Ende geht.“ Er versucht nach besten Kräften, sich mit diesem ihm widerstrebenden Realismus auseinanderzusetzen, sieht aber gewiß zu schwarz, wenn er folgendes düstere Bild entwirft: „Schon jetzt sind die Auswüchse zu spüren, wie sie denn in den Impressionisten, in Manet und seinen Nachfolgern sich in bedenklicher Weise breit machen und auch bei uns vielfach auf das berüchtigte: *Le laid c'est le beau* hinsteuern. Diese Richtung begegnet sich mit ähnlichen Strömungen in der Literatur, wo ein Zola seine trostlos pessimistische Auffassung in dem extremsten Naturalismus zur Geltung gebracht hat und ein Chor von französischen, italienischen, russischen und leider auch deutschen Nachtretern mit einem wahren Fanatismus das Pseudoevangelium predigt, daß das physisch und moralisch Häßliche das einzig Wahre sei. Als ob alles Schöne, Reine und Hohe aus der Welt geschwunden wäre und nur das Gemeine seine brutale Alleinherrschaft behauptete.“

Lübke verengert sich hier ohne Not den Gesichtskreis. Sein Blick reicht nicht weit genug, um zu erkennen, daß die häßlichen Auswüchse, welche seine idealistische Anschauungsweise verlegen, nur vorübergehende Erscheinungen sind. Sie bilden sogar eine notwendige Reaktion, und sie sind insofern als Mittel zum Zweck nicht zu verachten, als sie eine materielle und bildnerische Technik begründet und gefördert haben, welche nunmehr auch der Lösung der höchsten Aufgaben gewachsen ist, sobald diese Aufgaben nur kommen. Daß es damit freilich noch gute Wege hat, liegt in unsrer gesamten Kultur. Springer ist nach dieser Richtung der schärfer und weiter blickende von beiden. Mag er sich in subtilen Einzelforschungen bewegen oder mag er eine Fülle von Einzelheiten zu einem kunstvoll gegliederten Ganzen zusammenfassen oder mag er von einer Reihe isolirter Beobachtungen Perspektiven in die Zukunft eröffnen — immer zeigt er sich als der exakte Geschichtsforscher, der jeden persönlichen Idealismus beiseite läßt, wenn es sich um die Abwägung realer Verhältnisse handelt. Am Schlusse einer sehr gründlichen und vorurteilsfreien Betrachtung über die Wege und Ziele der gegenwärtigen Kunst sagt er: „Das eine glauben wir behaupten zu dürfen, daß eine neue Kunstperiode keineswegs in naher Aussicht steht, daß das Schwanken in der Richtung, der Kampf zwischen alten und neuen Überzeugungen, die jaghafte Scheu vor großen Zielen in dieser Zeit des Überganges noch länger andauern wird. Den besten Trost gewährt dann die Einsicht, daß das Werkzeug künstlerischen Schaffens in den Händen des jüngern Geschlechtes nicht rostet, geschärft und geschliffen erhalten wird. Das läßt uns von der Herrschaft des

Naturalismus in der Kunst und der beinahe unbegrenzten, charakterlosen Empfänglichkeit für die verschiedenartigsten Kunstformen billiger denken. Wir sind in dieser Hinsicht noch Lernende und nicht kraftlos Genießende. Und so lange wir lernen, brauchen wir nicht allzusehr ein fieses Greisenalter unsrer Bildung zu fürchten."

Die Absichten, welche Springer mit seinen achtzehn „Bildern aus der neueren Kunstgeschichte" — die neue Auflage stellt sich als eine völlig neue Arbeit dar — verfolgt, können nicht besser gekennzeichnet werden als durch seine eignen Worte, mit denen er den letzten der Aufsätze „Kunstkenner und Kunsthistoriker" schließt, welcher durch die bekannten Streitigkeiten zwischen Künstlern und Kunstschriftstellern veranlaßt worden ist. „Die Stellung, sagt er, welche der Kunstgeschichte in weiten Kreisen zugewiesen wird, erscheint auf die Dauer nicht haltbar. Das große Publikum hält sie für eine angenehm schmeckende, aber kraftlose Zuckerbäckerwaare. Die Künstler streiten ihr die Fähigkeit des selbständigen, zutreffenden Urteils ab, die Kunstkenner, die in ihrem engbegrenzten Kreise allerdings über reichere Kenntnisse gebieten, sehen sie über die Achsel an, die altzünftigen Wissenschaften, insbesondere die benachbarten historischen Disziplinen, dulden sie herablassend oder betrachten sie als einen wenig ebenbürtigen Eindringling. Es bleibt nur ein Ausweg übrig. Man muß Künstlern und Kunstkennern gegenüber den streng wissenschaftlichen Charakter der Kunstgeschichte verteidigen, die Historiker aber dadurch, daß man ihnen in der Kunstgeschichte die Methode, das eigne Fleisch und Blut vorhält, zur Anerkennung der Legitimität ihrer angeblichen Vastardschwester zwingen."

Unzweifelhaft sind die von Springer angegebenen Wege für die Kunsthistoriker die richtigen, um sich mit Künstlern, Kunst Kennern und den Vertretern anderer Wissenschaften zu verständigen, und ein jeder der Springerschen Aufsätze liefert ein wahrhaft mustergerichtiges Beispiel für die wissenschaftliche Behandlung kunstgeschichtlicher Stoffe, ohne daß die Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung beeinträchtigt würde. Das „große Publikum" läßt Springer freilich beiseite. Aber auch dieses muß der „Zuckerbäckerwaare" entwöhnt werden. Das kann aber nur geschehen, wenn so berufene Kunsthistoriker wie Springer sich öfter dem großen Publikum nähern. Das leichte Kunstgeschwätz, welches sich mit hohlen Phrasen und charakterlosen Lobhudeleien begnügt, wird am meisten von Malern getrieben, die ihren Beruf verfehlt haben und sich zu Vermittlern zwischen Künstlern und Laien aufwerfen, wobei sie sich sorgfältig hüten, es mit dem einen oder dem andern zu verderben. Unbeirrt um das Toben einiger in ihrer maßlosen Eitelkeit verletzten Künstler hat jeder Kunsthistoriker die ernste Pflicht, ebensosehr jeuem literarischen Unfug entgegenzutreten als das große Publikum allmählich an eine strengere, mehr wissenschaftliche Behandlung der Kunstgeschichte zu gewöhnen.

Selbst den Fachgenossen können die Springerschen Aufsätze, welche die neuere Kunstgeschichte im weitesten Sinne umfassen, vom frühen Mittelalter,

von den letzten Ausläufern der antiken Kunst bis auf die Gegenwart, als Muster vorgehalten werden: den ältern als Vorbilder einer geschmackvollen, vornehmen Darstellung, die selbst etwas von der Harmonie eines Kunstwerkes an sich hat, den jüngern als Fundgrube wertvoller Anregungen zu eigener Forschung. Steht doch der Aufsatz über den altdeutschen Holzschnitt und Kupferstich, welcher zwanzig Jahre lang als einzige zusammenfassende Behandlung des Stoffes allorten zitiert worden ist, immer noch vereinzelt da. Immer noch ist Springers Mahnung berechtigt: „Daß wir noch keine wissenschaftlich verfaßte Geschichte des deutschen Holzschnitts besitzen, muß als eine der größten Lücken, vielleicht als die größte in der Geschichte unsrer nationalen Kunst beklagt werden.“ Auch über einige andre, aus der ersten Auflage übernommene Aufsätze, wie z. B. „Klosterleben und Klosterkunst im Mittelalter“ und „Die Kunst während der französischen Revolution,“ ist die spätere Forschung nicht wesentlich hinausgekommen, während Springer wieder auf andern Gebieten, in welchen die Spezialforschung der letzten Jahre ein großes Stück Arbeit geliefert hat, über die Spezialisten hinaus neue Wege eröffnet hat. So entrollt er z. B. in der meisterhaften Studie über Dürers Entwicklungsgang ein Bild des Meisters, welches in mannichfachen, aber wohlbegründeten Zügen von demjenigen Thausings abweicht und namentlich den Vorzug größerer Einheitlichkeit besitzt. Besonders gelungen ist der Nachweis, daß das Streben nach einer wissenschaftlichen Grundlage seiner Kunst Dürer von Jugend auf bis an sein Ende begleitet hat und das Endziel seiner unablässigen Bemühungen gewesen ist.

Berlin.

Adolf Rosenberg.



Die moderne Novellistik und die jedermann bekannte Wahrheit.



Es mag richtig sein, daß die Wirkung der massenhaft verschlungenen Romane und Novellen auf unser nicht nur schnell und viel lebendes, sondern auch ebenso lesendes Geschlecht keine sehr tiefgehende ist; wäre sie das, so müßte in der That unsre Zukunft eine trost- und hoffnungslose genannt werden, denn gerade die Lektüre, welche in die Massen des Volkes eindringt, und zwar in einem stetig fließenden Ströme von erschreckender Stärke, ist von so zweifelhaftem Gehalt, von solcher Öde und Armseligkeit, und trägt zum großen Teile die Kennzeichen förmlich fabrikmäßiger Herstellung oder doch ausgesprochenster Lohnarbeit so deutlich an sich, daß die Wirkung auf die Gemüter keine andre als eine erschlaffende und verschlechternde sein könnte. Diese Lektüre müßte, wie uns scheint, psychisch etwa diejenige Wirkung erzielen, die man physisch den „Kartoffel-

bauch" nennt — hat sie doch ein ganz ähnliches Übergewicht von nicht nährendem, sondern bloß füllendem, und zwar „wässrigem“ Stoffe. Die im engeren Wortsinne aus ihr erwachende sittliche Gefahr ist, wie zugestanden werden kann, nicht sehr groß; die ganze Anlage unsers Volkes widerstreitet zu argen Exzessen auf diesem Gebiete, und wer dergleichen sucht, der muß schon zur eigentlichen Pornographie oder zu Übersezungen aus dem Französischen (Zola, Belot &c.) greifen. Auch ist es, wie wir schon eingangs sagten, mit der Stärke des Einflusses, der hier geübt wird, nicht allzuweit her, da es sich bei weitaus den meisten Leuten, die aus Lesezirkeln, Leihbibliotheken, Zeitungseuilletons &c. allwöchentlich ein Duzend Romane oder Romanabschnitte zu sich nehmen, in der That nur um ein ganz äußerliches Lesebedürfnis handelt, und sie ebenso weit davon entfernt sind, den Inhalt dieser Romane für ihr Denken und Fühlen maßgebend zu machen, wie unsre Durchschnittszeitungsleser die politischen Überzeugungen in sich aufzunehmen, welche den Redakteur und seine Hintermänner befeelen. Die Naivität unsers gesamten Lesepublikums ist Gottlob noch viel zu groß, als daß sich daselbe der „Tendenz“ einer Zeitung oder eines Romans auch nur klar bewußt würde; es „glaubt“ noch an die Thatsächlichkeit alles dessen, was es liest, und die Tendenz vermag daher nur nebenher, dadurch, daß die Leser sich gewöhnen, das und jenes für selbstverständlich zu halten, in die Gemüter einzudringen. Gerade dies aber ist immerhin in sehr ansehnlichem Maße der Fall, so sehr auch die Sätze, an die das Publikum gewöhnt werden soll (denn daß hier von gewisser Seite bewußte Absicht obwaltet, wird man uns nicht ausreden), demselben lange Zeit überraschend und zweifelhaft erscheinen, ja mit dem innersten Wesen der Leute und den von Jugend auf gehegten und mit ihnen groß gewordenen Anschauungen im grellsten Widerspruche stehen mögen, und zum Teil sind dies Sätze, deren zunehmender, mehr und mehr in weiten Kreisen des Volkes für selbstverständlich gehaltener Geltung es wirklich Zeit wird entgegenzutreten. Ein kleiner Versuch hierzu soll im Nachstehenden gemacht werden. Man sage nicht, die Gefahr, die wir hier bekämpfen wollen, sei eine nur eingebildete; so wenig auch der in seinem politischen Denken selbständigste Mensch Tag für Tag eine Zeitung von scharf ausgeprägter Richtung lesen kann, ohne dadurch beeinflusst zu werden, so wenig und noch viel weniger können urteilslose, eigentlich nur ihr Gefühl und nicht eine eigne Denkraft einsetzende Leute es vermeiden, durch eine wöchentlich so und so oft ihnen begegnende angebliche „Moral“ einer Erzählung oder durch unzähligmale wiederholtes Lesen gewisser angeblicher „Wahrheiten“ eine Veränderung und unter Umständen völlige Umkehr ihrer Anschauungsweise zu erleiden. Es ist wirklich der Mühe wert, diesen Punkt einmal ins Auge zu fassen und an einer Anzahl von praktischen Beispielen nachzuweisen, um wie Tiefgreifendes es sich hier handelt, und in einem wie unheilbaren Widerspruche viele der vermeintlichen Wahrheiten und Weisheitslehren aus dem geistigen Inhalte unsrer Alltags-

romane mit der handgreiflichen Wahrheit, mit den täglichen Erfahrungen und namentlich auch mit der wirklichen Denkweise des Volkes stehen.

„Es ist ganz gleichgültig, von welchen Eltern jemand stammt, wenn er nur ein guter, braurer Mensch ist. Insbesondere ist es nur thörichtes und verächtliches Vorurteil, auf adliche oder bürgerliche Geburt den geringsten Wert zu legen.“ Das Sprüchwort aber lautet: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ und wir glauben nicht, daß nach Maßgabe seiner persönlichen Erfahrungen irgend ein Mensch darüber im Zweifel sein kann, ob ersterer oder letzterer Satz die Wahrheit oder doch die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich habe. Selbstverständlich wird niemand behaupten wollen, man habe in jedem Menschen vor allem nur das Kind seiner Eltern zu erblicken, und in dubio z. B. den Sohn eines Mörders stets für mordverdächtig zu halten. Aber wenn eine Thatsache vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus unzweifelhaft ist, so ist es die Vererblichkeit, und zwar sowohl diejenige gewisser Fähigkeiten wie die der Antriebe und Neigungen, ganz besonders aber auch die der körperlichen Eigenschaften. Viele würden entrüstet auffahren, wenn wir sagen, daß hierauf ja alle Grundsätze der Viehzüchtung beruhen; aber es bleibt doch wahr, daß, wenn auch der Mensch mehr als ein Tier ist, es doch Gebiete giebt, auf denen die für das tierische Leben geltenden Gesetze auch für ihn gelten, und es hieße — wir wiederholen es — allen Erfahrungen und täglichen Beobachtungen ins Gesicht schlagen, wenn man bestritte, daß auch die Vererblichkeit zu diesen Gebieten gehört. Der Mensch kann gegen ihm angeborne schlimme Seiten seines Wesens ankämpfen, gewiß, gerade wie er die guten Seiten desselben zur Entwicklung bringen, stärken und pflegen kann, aber er kann sich im wesentlichen nicht anders machen, als er ist, und bei dem, wie er ist, spielt die Frage nach seinen Eltern eine große, große Rolle. Wäre es anders — wo blieben Stammes-, wo nationale Unterschiede, die doch so greifbar deutlich zu Tage treten? wo die notorische Ausbildung bestimmter Kräfte und Eigenschaften bei abgeschlossenen Berufs- und Bevölkerungskreisen, auch in bestimmten Familien, z. B. Künstlerfamilien? Und will jemand im Ernste bestreiten, daß die Gewöhnung an gewisse gesellschaftliche Formen umso leichter erworben wird, je mehr sie „im Blute liegt“? Damit kommen wir zu der Frage, ob wirklich das Streben nach Erhaltung „reinen Blutes“ in den adlichen Familien so ganz und gar gegenstandslos, thöricht, auf inhumanen Vorurteilen beruhend u. sei. Weisen wir zunächst die Übertreibungen zurück, die sich hieran knüpfen. Jedermann weiß, daß eine zu weit getriebene Inzucht das Blut verderbt statt veredelt, und daß dies gerade auch aus den Erfahrungen gewisser Adels- und fürstlicher Familienkreise sehr deutlich nachzuweisen ist. Dafür wird kein vernünftiger Mensch einreten; überhaupt wird stets anzuerkennen sein, daß die Zügel nicht zu straff gezogen werden müssen, sondern für gelegentliches Hinüber- und Herüberheiraten, aus gesellschaftlichen wie aus physiologischen Gründen, ein gewisser Spielraum

gelassen werden muß. Thatsächlich geschieht dies aber auch — es ist einfach nicht wahr, daß z. B. in unsern aristokratischen Kreisen eine derartige Ausschließlichkeit herrsche, wie sie in einer umfangreichen Klasse von Romanen vorausgesetzt wird, und man möchte im Gegenteil manchmal wünschen, unsre hochadligen Kreise besäßen einen ausgeprägteren Familienstolz, der sie z. B. von den vielen, fast nie zum Glück ausschlagenden Künstlerinnenheiraten zurückhielte. Ist es denn aber, um zur Sache selbst zu kommen, wirklich so ganz haltlos, wenn unser Grundbesitz- und Offiziersadel die besondern Eigenschaften erhalten will, die ihn für diese bestimmte Kategorie von Verhältnissen besonders befähigen, und ist es nicht völlig unzweifelhaft, daß er hierfür am besten sorgt, wenn er sich beim Heiraten auf seine oder doch denselben nahestehende Kreise beschränkt? Auch dies braucht ja nicht schlechterdings maßgebend zu sein, und ist es nicht; aber eine teilweise Berechtigung dieser Gesichtspunkte erkennen wir, obwohl für unsre Person bürgerlich, vollständig an, und haben uns durch eine derartige Gesinnung adlicher Kreise noch niemals gedemütigt gefühlt. Machen es denn — Hand aufs Herz! — bürgerliche, kaufmännische, Beamten- u. Kreise anders? und haben nicht auch sie im großen und ganzen die Erfahrung für sich? Nur nicht zur Karrikatur überspannt, nur nicht so straff gezogen, daß für keine Ausnahmen Raum bleibt, dürfen diese Verhältnisse sein; an sich sind sie durchaus berechtigt und innerhalb ihres Gebietes sogar entschieden nützlich.

Aber derartige Erwägungen giebt es für unsre Romanliteratur garnicht. Was Eltern, was Familie, was Abstammung! Da ist z. B. ein edles, tugendhaftes, von den reinsten Empfindungen überströmendes Fräulein; welcher Mensch von Gemüt und Vorurteilslosigkeit wird sich darum kümmern, daß sie die Tochter eines berühmten Bucherers ist? und welcher Romanleser wird denn etwa so einseitig sein, es doch für schrecklich unwahrscheinlich zu halten, daß eine solche Wunderblume in der Höhle eines Halsabschneiders erwachsen sein soll? Da ist ein trefflicher junger Mann, an dem weiter kein Fehl ist, als daß sein Vater ein Lump, ein früherer Dieb und Betrüger und dann ganz herabgekommener Mensch ist; wer wird denn an eine solche Kleinigkeit denken, und welcher hochsinnige Vater einer schönen Tochter wird denn dem trefflichen Jünglinge um einer Sache willen, für welche dieser doch nichts kann, die Hand seiner Tochter verweigern? Wir möchten es aber wohl erleben, wenn dergleichen einmal dem Romanschreiber selbst zustiehe, ob er sich da nicht bedenklich am Kopfe kratzen und sich etwa sagen würde: „Man kann doch nicht wissen — wenn der junge Mensch einmal die Gelegenheit dazu hat, so treibt er es am Ende gerade so wie sein Vater!“ Ein überaus charakteristischer Fall dieser Art dürfte allen unsern Lesern bekannt sein. Wie haben nicht gedankenlose Leser und Lesefinnen sich erfreut an dem Marlittschen „Geheimnis der alten Mamsell,“ und haben mit mitfühlendem, tief empörtem Herzen das Schicksal der armen Waise in dem stolzen Bürgerhause verfolgt! Aber wie viele chr-

bare Familien würden sich wohl in Wirklichkeit gefunden haben, die das Kind des umherziehenden Gauklerpaares bei sich hätten aufnehmen oder gar zum Gliede der eignen Familie machen mögen? und aus welchem vernünftigen Grunde sollte denn ein Mädchen ohne Vermögen und Familie zu etwas anderm als zur „Dienstbarkeit“ bestimmt sein? Und zu guter Letzt sitzt der Verfasserin der Schelm im Nacken, ohne daß sie selbst es weiß; Felicitas ist allerdings edel, hochstrebend und bildungsfähig, aber — sie stammt ja eben aus vornehmer Familie!

Ein anderer, mit dem ersten verwandter Satz: „Der bergende und erziehende Schutz eines gesicherten Familienlebens ist eine unbedeutende, nicht selten für die freie Entwicklung eines Geistes mehr schädliche als nützliche Sache, und verdient immer nur im Lichte einer gewissen spöttischen Geringschätzung betrachtet zu werden.“ In den Schöpfungen unsrer Dichter, in den Bildern und Skizzen unsrer Maler, in staats- und volkswissenschaftlichen Darlegungen über die Quellen unsrer sittlichen Kraft ist immer unser Familienleben, auch da, wo es beschränkt und kleinlich dahinfliehet, als der beste Schatz unsers ganzen Volkstums betrachtet worden. Das Lesefutter aber, welches den Mitgliedern einer solchen Familie zubereitet wird, weiß nichts von diesem unaussprechlichen Reize und von dem garnicht hoch genug anzuschlagenden Einflusse auf Charakter- und Gemütsbildung, den das Familienheim auszuüben vermag und in der Mehrzahl von Fällen auch ausübt, wenn auch meist in einer nach dieser oder jener Seite hin beschränkten Weise; hier wird in den engen Gewöhnungen und Notwendigkeiten des geregelten Hausstandes nichts andres erblickt als eine Fessel, die den „Geist“ nicht zu erkennen vermag und ihm auf Schritt und Tritt die Flügel bindet, und die endlich das edle Gemüt gar zur Verzweiflung treibt. Gewiß ist es wahr, daß manche Jünglingsköpfe sich einrennen möchten an den Schranken, die das gute, warme, sichere elterliche Haus ihnen setzt. Aber wie unendlich überwiegend ist nicht die Zahl der Fälle, in denen böse Antriebe zurückgehalten, gute Keime entfaltet, verborgene Kräfte hervorgezogen und gepflegt worden sind durch eben dieses feste Heim! Wie unendlich viele Menschen würden verloren gegangen sein, hätte nicht das Wort der Mutter, das Beispiel des Vaters, hätte nicht diese ganze Summe sich täglich wiederholender guter Einflüsse auf ihn gewirkt, und wäre nicht manchmal noch nach vielen Jahren die Erinnerung an diese Tage in ihm lebendig geworden. Es ist das Beste in uns, was gepflegt und behütet wird durch die Genien einer wohlumfriedeten Häuslichkeit; wohl dem, der den Antrieben sein Leben lang folgen kann, die ihm aus einer solchen erwachsen, und wehe dem, der aus Jugendübermut, trotziger Unfugbarkeit oder kraftgenialischer Geringschätzung diesen Genien den Rücken kehrt, um seine eignen Bahnen zu gehen! Zu Ruhm und Größe mögen sie ihn in einzelnen Fällen führen, zu harmonischer Ausgestaltung seines Wesens aber werden sie ihn selten, und zum Glück wohl nie geleiten!

„Vor der Liebe zwischen Mann und Weib müssen alle andern Ansprüche

und Erwägungen sich beugen, und es giebt außer ihr eigentlich keinen Gegenstand, den »dichterisch« zu behandeln der Mühe wert wäre. Der Liebe ist alles gestattet, und es ist unter allen Umständen thöricht, ihr nicht freien Lauf zu lassen.“ Nun, wenn der „Dichter“ im engeren Wortsinne so spricht, so mag das hingehen. „Liebe sei vor allen Dingen unser Thema, wenn wir singen!“ Aber daß das tägliche Leben in solchem Maße, wie man nach dem Inhalte der meisten Romane vermuten sollte, von der Liebe beherrscht und durchdrungen werde, das ist doch wieder einfach nicht wahr. So selten es vorkommen dürfte, einen jungen Mann oder ein junges Mädchen zu finden, die nicht einmal von dem goldenen Fittich häufiger der Liebessehnsucht als des Liebesgefühls gestreift worden wären, ganz so selten dürfte es auch sein, ein Ehepaar aufzutreiben, in dessen Leben die Liebe als Leidenschaft eine maßgebende Rolle gespielt hat. Behüte uns Gott davor, leugnen zu wollen, daß jene als alles verschlingende Leidenschaft auftretende, zu jedem Opfer freudig bereite, alles um sich her als bedeutungslos im Vergleich zu der Geliebten betrachtende Liebe nicht vorkomme! Nur glauben wir mit Dante in der „Hochzeit des Mönchs,“ daß selten viel Glück dabei sei, und halten es daher durchaus für kein Unglück, daß sie ziemlich selten ist. Wir möchten geradezu behaupten, daß (möge auch der Mauth der Leidenschaft ein Glück darstellen, welches noch in der Erinnerung der Lichtpunkt des ganzen Daseins zu sein scheint) ruhiges, gebiegenes Glück so gut wie nie aus leidenschaftlicher Liebe emporsproßt. Die Romanschilderungen, in denen ein Mädchen einen höchst achtbaren und vortrefflichen Mann ausschlägt oder gar verrät, nur weil sie nicht ihn, sondern einen andern „liebt,“ sind uns, offen gestanden, immer lächerlich und abscheulich vorgekommen. Was wird das für ein Geschrei geben, wenn gewisse Leute das lesen! Die Liebe ist ja die Würze des Lebens, sie ist das, was uns den Himmel auf Erden bringt u. s. w.! Ja ja — aber wie viel Tausende von Existenzen werden nicht alljährlich der Einbildung, verliebt zu sein, geschlachtet, und treiben dann als welke Blüten auf dem Strome des Lebens dahin, statt für sich und andre ein bequemes, aber solides Glück zu begründen!

Uebrigens wollen wir anerkennen, daß hinsichtlich dieses Satzes nur ein Teil unsrer Romanliteratur fortwährend über die Stränge schlägt. Ein anderer Teil wieder behandelt die Liebe sehr geringschätzig und bringt dadurch die geschilderten Verhältnisse, wenn dieselben in Folge hiervon allerdings auch etwas trocken werden, doch jedenfalls viel mehr in Einklang mit der Wirklichkeit. Aber unsre Baustrumpfromane — was leisten die nicht auf dem Gebiete der Liebeschwärmerei! Gerade heraus sei es gesagt: es ist nicht wahr, daß jeder Jüngling und jedes Mädchen ihren Liebesroman haben müssen, und Gottlob, daß es nicht wahr ist!

Noch ein Satz: „Ernsthafte, religiöse Gläubigkeit giebt es unter gebildeten Leuten nicht. Unter dem »Volke« mag so etwas vorkommen, wenn aber ein gebildeter Mensch sich bibelgläubig und kirchlich positiv anstellt, so ist er eben ein nichtswürdiger Heuchler, dem es hierbei nur um weltliche Vorteile zu thun ist. Von den Geistlichen gilt dies ganz besonders. »Fromme« und »christliche« Geistliche giebt es allerdings, aber die hängen alle der Humanitätsreligion an, die nur mild segnend über alles die Hände ausbreitet, und nur gegen ihre heuchlerischen, orthodoxen Amtsbrüder brechen sie zuweilen in heiligen Zorn aus. Aus den Kreisen der Orthodoxie aber ist Nächstenliebe, Wahrhaftigkeit, fittlicher Ernst und nicht minder alles Schöne, aller edlere Kunstsinne u. ver-

bannt.“ Ist das nun Wirklichkeit, oder ist es nicht vielmehr der größlichste, einseitigste, ja man möchte sagen roheste Parteistandpunkt? Ziemt es sich, eine so weitverbreitete Richtung, welche unsern Kaiser selbst samt allen den Männern, die unser neues Reich begründet haben, welche eine solche Menge von Koryphäen der Kunst und Wissenschaft zu ihren Anhängern zählt, ohne weiteres der Heuchelei zu beschuldigen? Oder hat es auch nur eine innere Wahrscheinlichkeit für sich, daß der Standpunkt, welcher vor Zeiten unser Volk gerettet und ihm die Wiedererhebung aus schwerstem Elend ermöglicht, welcher so unendlich vieles zur Vorbereitung unsrer großen literarischen und philosophischen Geistesperiode beigetragen hat, heute schon keine überzeugten Anhänger mehr haben soll? Wenn doch diese, so leicht mit den größlichsten Beschimpfungen andersdenkender um sich werfenden Leute einmal einen Blick in ein wirklich „frommes“ Haus werfen, wenn sie doch einmal sehen könnten, welche unsäglich schweren Schicksale dort gläubig und freudig ertragen, welche heldenmütigen Tugenden mit Gottes Hilfe ganze Menschenalter hindurch geübt werden! Es widerstrebt uns, bei diesem Punkte lange zu verweilen. Aber ein Wort möge uns noch über denselben gestattet sein. Eine Lieblingsfigur gewisser Romane (und auch Dramen) ist der freisinnige Geistliche, der die ganze Gemeinde auf seiner Seite hat und einen gewaltigen, natürlich unsäglich segensreichen Einfluß auf sie ausübt. Nun, wir kennen in der That mehrere Geistliche, die in ähnlicher Weise innerhalb ihrer Gemeinde stehen und der ärgsten Verwilderung durch ihre geistige und sittliche Kraft ein Ende gemacht haben, und es sind uns auch Fälle bekannt, wo solche Geistliche noch viele Jahre nach ihrem Tode als wahre Schutzengel der Gemeinde betrachtet und beweint wurden. Aber diese Geistlichen sind oder waren alleamt — orthodox, um uns des von den Gegnern mit solcher Vorliebe benutzten, bei der Freiheit auch des positivsten heutigen Christentums in Wahrheit garnicht mehr zutreffenden Wortes zu bedienen. Wir sagen nicht, daß nicht ein solcher Einfluß auch von einem liberalen Geistlichen geübt werden könnte. Aber — man zeige uns einen!

Stark ist die Versuchung, auch noch ein Wort über die mit dem Judentum und den so zahlreichen „edeln“ und „hochgebildeten“ Juden und Jüdinnen unsrer Romane getriebene Verherrlichung zu reden, insbesondere auch über die geßtlich überall eingestreuten Darstellungen, als ob diese zäheste aller Massen im Begriffe stehe, sich in unser weiches, in nationaler Hinsicht so wenig widerstandsfähiges Deutschtum hinein zu verschmelzen. Aber es mag genug sein. Man überzeuge sich, in welchem Umfang und in welchem, wir wollen nicht sagen systematischen und bewußten, aber offenbar von einem einheitlichen Geiste erfüllten Weise diejenige Romanliteratur, welche sich an die Massen des Bürgertums und des Mittelstandes und den lesehütigen Teil der untern Volksklassen wendet, von den oben ange deuteten Sägen durchtränkt ist. Es ist wahr, daß seit einigen Jahren ein neuer Geist sich zu entfalten beginnt, daß neue, von dem Bisherigen ganz abweichende Erscheinungen in wachsender Zahl aufstehen und einen allmählich immer größer werdenden Raum einnehmen. Aber auf die Masse des Lesepublikums und gerade auch auf diejenigen Schriften, welche dahinein dringen, ist dies noch so gut wie einflußlos geblieben, ja es wird noch kaum bemerkt. Es ist also immerhin hoch an der Zeit, darauf aufmerksam zu machen, wie eifrig und nicht erfolglos hier an der Verfallung unsers Volksgeistes gearbeitet wird, und wie nötig es ist, sich der hieraus entspringenden eigentümlichen Gefahren bewußt zu sein.



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



a wir selbst Feld- und Viehwirtschaft hatten, von dem Seelenhirten der Gemeinde demnach verlangt wurde, daß er auch wirtschaftliche Kenntnisse besitze, so war es dem Vater ganz lieb, daß wir uns an geeignetem Orte und bei einem Sachverständigen in den praktischen Betrieb der Landwirtschaft einweihen ließen. Von Aneignung gründlichen Wissens konnte dabei keine Rede sein. Der Bauer folgte bei der Bearbeitung seiner Ländereien Übersieferungen, von denen nur in äußerst seltenen Fällen abgewichen wurde. Die Überlieferung von Vater und Großvater war die landwirtschaftliche Bibel jedes echten Bauern. Diese wußte er von A bis Z auswendig. Das sonst etwa noch fehlende ersetzten langjährige Erfahrung und Übung.

Es war nicht schwierig, das zunächst notwendige sich anzueignen, denn man brauchte einfach nur nachahmend zu verfahren. Nach dem Grunde fragte so leicht niemand; dem unreifen Knaben wäre ohnehin, wenn er es gethan hätte, eine kurz zurechtweisende Antwort zu Teil geworden. Man that etwas ein für allemal so oder so, weil es nicht anders geschehen konnte.

Durch öfteres Zusehen bei allen landwirtschaftlichen Arbeiten brachte ich es bald soweit, daß mir der Vater die Aufsicht über die Arbeiter sowohl in der Scheuer wie auf dem Felde anvertrauen konnte. Ich wußte genau, wie das oder jenes gemacht werden mußte, wenn ich es auch aus Mangel an Körperkräften noch nicht selbst machen konnte. Die Leute waren auch immer willig, einer Weisung, die der Vater mir aufgetragen hatte, zu gehorchen, denn schließlich blieb ich doch immer Pfarr-Ernst.

So wurde ich denn in sehr jungem Alter mit allen Arbeiten, wie sie in ländlichen Wirtschaften im Laufe des Jahres vorkommen, vollkommen vertraut. Es würde mir sogar nicht schwer geworden sein, sie anzuordnen, denn man brauchte dabei nach damals landesüblicher Gewohnheit nur eine unwandelbar feststehende Regel zu befolgen.

Der häufige Aufenthalt im Hause des Gerichtsmanues David Förster weichte mich auch vollkommen in die Sitten und Gebräuche ein, nach denen sich in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts das Leben des Oberlausitzischen Bauern ordnete. Die großen Fortschritte der neuern Zeit und die Umwandlungen, welche infolge derselben auch das uralte und sehr fest gefügte Herkommen bei dem Bauer erlitt, hat auch diese Gebräuche teils stark umgemodelt und verwischt, teils gänzlich ausgetilgt. Durch die Verhältnisse gezwungen, trat der Bauer oft widerstrebend und grollend in die magischen Kreise, welche die alles abschleifende Kultur um ihn zog. Er ward, ohne es zu wünschen und fast ohne es zu ahnen, taumelnd mitten in die Welt der Bildung, wie die Zeit sie heischte, hineingerissen und ging dabei der alten, ehrwürdigen Einfachheit, der heilig gehaltenen, feinen Naturanlagen und Bedürfnissen genau entsprechenden Gewohnheiten und Sitten größtenteils verlustig. Ob diese reizend schnelle Wandlung, die sich in auffallend kurzer Zeit vollzog, dem Bauernstande im allgemeinen zum Vorteil gereichte, ob sie ihn sittlich und geistig wirklich gefördert hat, mag dahingestellt bleiben. Weil aber durch den Einbruch der gepriesenen modernen Bildung in das Gehege des bäuerlichen Haus- und Familienlebens dies selbst größtenteils umgemodelt wurde, und wahrscheinlich schon gegenwärtig kaum noch Anklänge daran oder schwache Umrisse davon vorhanden sind, dürfte es manchem interessant sein, etwas näheres darüber zu erfahren. Mit dem Untergange alter, von vielen Geschlechtern heilig geachteter Sitten geht immer ein Bestandteil der Volksseele mit verloren. Es ist eine Art Totschlag, welche der grausame Gott der Zeit an dem innersten Gemüts- und Geistesleben des Volkes begeht.

Es muß zunächst scharf betont werden, daß das Schößt jedes Voll- oder Doppelhofners eine in sich fest geschlossene Familie beherbergte. Zu dieser Familie gehörte auch das gesamte „Gesinde,“ d. h. alle Knechte und Mägde, welche im Dienste des Bauern standen. Inmitten dieses häufig sehr zahlreichen Kreises herrschte der Bauer unumschränkt als gebietender Herr, aber in durchaus patriarchalischer Weise. Sein Wille war Gesetz für alle, die mit ihm unter seinem Dache wohnten, für Weib und Kind, für Knechte und Mägde. Was er gebot, mußte ohne Widerrede, ohne jede Befrittung geschehen, denn weil er der Gebieter war, mußte ihm auch die Einsicht innewohnen.

Im vollen Bewußtsein seiner Würde und der Verantwortung, die auf ihm ruhte, kam ein Mißbrauch der Macht nur äußerst selten vor. Das Verhältnis zwischen dem Herrn, dessen Familie und dem Gesinde gründete sich auf gegen-

seitiges Vertrauen und schloß dadurch alle Leidenschaftlichkeit aus. Wer nicht in den festgeschlossenen Kreis paßte oder sich unter dem bäuerlichen Szepter nicht behaglich fühlte, dem stand der Austritt frei. Sein Scheiden änderte nicht das Geringste in dem patriarchalischen Zusammenleben der Hofgesossen, nur eine andre Persönlichkeit trat statt seiner in den sich öffnenden Ring.

Auf dem Lande gehen die Leute, namentlich in der guten Jahreszeit, sehr früh an die Arbeit. Das Sprüchwort „Morgenstunde hat Gold im Munde“ bewahrheitet sich beim Bauer im vollsten Umfange. Darum befand sich in jedem wohlgeordneten Gehöft eine Schwarzwälder Weckuhr, die beim ersten Schimmer des grauen Morgens alle Glieder der Familie aus den Federn rief. Und wie man den Tag mit gemeinsamem Gebet schloß, so ging auch niemand ohne Gebet an die Arbeit oder zu Speise und Trank.

Das Sprechen dieses Gebetes erfolgte in ganz eigentümlicher Weise und immer in der großen Gesindestube, welche auf allen Bauernhöfen in gleicher Weise eingerichtet war. Vier Fenster, zwei auf den großen Hofraum und zwei in einen Biergarten blickend, gaben dem Zimmer, das ein Rechteck bildete, Licht. An den Fensterseiten entlang liefen an das Mauerwerk befestigte Holzbänke. Eine derselben und zwar die kürzere stieß an das sogenannte Kabinet, die längere endigte auf dem gezielten Boden, welcher mehrere Fuß breit den vordersten, der Thür zunächst liegenden Teil des großen Wohnraumes ausmachte. Das Kabinet, ein mit unbedeutenden Verzierungen versehener Holzverschlag, der aus dem Blumengarten durch ein drittes Fenster Licht erhielt, war der Aufenthalt des Hausherrn mit Frau und Kindern. Knechte oder Mägde betraten diesen abgetrennten Raum, obwohl die Thür desselben immer offen stand, nie. Begehrte jemand den Bauer oder dessen Frau zu sprechen, so rief man sie mit Namen, worauf der Gerufene dem Fragenden in der Gesindestube den gewünschten Bescheid erteilte. Verlangte sonach der Herr des Hofes, daß man sein kleines, nur ihm und der Familie gehörendes Heim respektire, so machte er dagegen dem Gesinde dadurch ein weit größeres Zugständnis, daß er sich mit all den Seinigen ungerufen zu Knechten und Mägden gesellte, um mit diesen gemeinschaftlich Gott für Speise und Trank im Gebet zu danken.

Eine bäuerliche Familie mit Knechten und Mägden in gemeinsamem Gebet sich demütig vor dem unsichtbaren Gott beugen zu sehen, an den jeder glaubte, gewährte ein rührendes Bild und machte einen nicht leicht wieder zu verweischenden Eindruck. Ein solches Gebet, aus Bibelsprüchen, einzelnen Liederstrophen und dem Vaterunser passend zusammengestellt, war ziemlich lang. Es wurde laut, nicht aber von allen zugleich gesprochen. Der Hausherr oder in dessen zufälliger Abwesenheit die Hausfrau begann, worauf der Reihe nach alle Anwesende, je nach der Stellung, die sie im Hause inne hatten, mit einfielen, bald diesen bald jenen im Sprechen ablösend oder zusammen weiterbetend. So

ähnelte das bäuerliche Tischgebet damaliger Zeit einem Wechselgesange feierlichen Inhalts und schloß mit Kniebeugung und Segenswunsch.

Unzähligmale habe ich solchen Tischgebeten beigewohnt, nie aber bin ich Zeuge gewesen, daß ein junger, leichtsinniger Bursche oder eine lebenslustige Dirne sich unwürdig dabei benommen hätte. Die Sitte heiligte das alte Herkommen, wenn sich auch die Mehrzahl der Betenden schwerlich viel dabei denken mochte. Darum war es nicht zu tabeln, daß man an dem Überlieferten festhielt; denn auch der wüfteste Gesell, die leichtfertigste Magd mußte sich zusammennehmen und sich geistig sammeln, wenn es ihnen gestattet werden sollte, an dem gemeinschaftlichen Mahle teil zu nehmen und im Hause überhaupt geduldet zu werden.

Wie es gegenwärtig in dieser Beziehung auf den Bauernhöfen meines Geburtslandes gehalten wird, ist mir unbekannt. Moderne städtische Sitte und Tracht haben inzwischen die ländliche Bevölkerung vollständig erobert und in ihre prunkenden Fesseln geschlagen; das aber sind Eindringlinge, die sich mit den frommen Gewohnheiten der Urahnen schwerlich lange vertragen werden.

Es war nicht herkömmlich, daß der Dienstherr nebst Familie mit seinem Hausgefinde die Mahlzeiten teilte. In dieser Beziehung machten sich bei dem echten Bauer alten Schlages aristokratische Neigungen oder, wenn man lieber will, in Fleisch und Blut übergegangene starre Standesvorurteile geltend, die wahrscheinlich noch heutigen Tages in ungeschwächter Kraft fortbestehen. Der Bauer betete willig und andächtig mit seinem Gefinde, die Mahlzeiten aber nahm er allein ein. Er aß auch nicht die Speisen, an denen sich Knechte und Mägde erlabten und die sehr einfach waren, er begehrte für sich und seine Familie etwas Besondres. Für diese ward deshalb Frühstück, Mittagessen und Abendbrot im Kabinet und, wo dieses fehlte, was auf manchem Gehöft vorkam, im „Stübel“ hergerichtet, einem besondern kleinen Zimmer, das mit der Gefindestube durch eine Zuschlagthür verbunden war.

Im Kabinet gab es außer einer Anzahl von Stühlen, deren Polstersege und Lehnen bei alten Familien dunkle Lederüberzüge trugen, auch ein altes, sehr hartes Kanapee. Über diesem hing an der Holzwand unter Glas und Rahmen ein in Carmoisin schimmerndes „Gottesauge“ in der bekannten Form des Dreiecks. Dies Bild zeigte in goldner Schrift, je nachdem man es von vorn, von der rechten oder linken Seite betrachtete, die Worte: „Vater, Sohn, Heiliger Geist,“ versinnlichte also aufs anschaulichste die Dreieinigkeit Gottes, von der ja in Schule und Kirche immer die Rede war.

Von der geschwärzten Holzdecke herab an gesponnenem Gold- und Silberdraht schwebte über dem Tische, an welchem sich die Familie versammelte, der heilige Geist in Gestalt einer Taube, aus dem schneeweißen Mark der Wasserbinse zierlich und kunstreich zusammengesügt. Diese Kunstwerke wurden von den Nonnen im Kloster Marienthal bei Ostritz verfertigt und auf Märkten selb-

boten. In meiner Jugend gab es selten ein Haus, in dem man nicht einen so ausgestatteten heiligen Geist vorfand.

Ein Wandschrank, welcher die Gesang- und Kommunionbücher der Eheleute, Bibel, Postille und regelmäßig ein altes vielgelesenes Predigtbuch enthielt, vervollständigte den einfachen Hausrat des Kabinetts, nicht zu vergessen den Kalender, welcher zu aller Einsicht und Gebrauch an der Thür desselben hing.

Das Kabinet war der Ort, wo der Bauer von seiner Arbeit ausruhte, wo er mit Handeltreibenden verkehrte, um Geschäfte abzuschließen, wo er seinen Rechtsanwalt traktirte, wenn er dessen Rat und Hilfe bedurfte, was nicht selten vorkam, denn rechthaberisch, starrsinnig und auf seinen Vorteil bedacht war der echte Bauer bei allen seinen lobenswerten Eigenschaften fast immer. Hier endlich bewirtete er eingeladene Gäste nach Landesitte außs feinste und erging sich des Abends mit besuchenden Freunden und Nachbarn im Gespräch über die Tagesneuigkeiten und die Vorgänge im Dorfe.

Ich habe schon angedeutet, daß ein stark religiöser Zug das eintönige Leben des Bauern durchgängig verklärte. Seine treuherzige Gläubigkeit, die keine Skrupel kannte und auch das Unfassbare ohne Bedenken für volle, unbestrittene Wahrheit hielt, verlieh ihm eine gewisse Würde. Starker, unerschütterlicher Glaube machte auch auf den Zweifler Eindruck. Dieser so stark ausgeprägte Glaube, der an der Allmacht Gottes wie an dessen allwaltender Liebe nicht zweifelte, hatte aber auch eine Schattenseite. Mit ihm zugleich nämlich lebte ein unvertilgbarer Aberglaube im Herzen des Volkes, und wie es felsenfest überzeugt war, daß Gott in wunderbarer Majestät im Himmel throne, so bevölkerte sich ihm die Erde, die ja der Schemel seiner Füße war, an den sich der Teufel fest ankrallte, um die Gläubigen fortwährend zu versuchen, mit allerhand gespenstigen Wesen. Im Abenddunkel und des Nachts umschlichen diese Unholde in allerhand Gestalten auf leisen Sohlen die Wohnungen der Menschen und blickten mit bösem Auge durch die kleinen in Blei gefaßten Scheiben der viereckigen Fenster so lange in die schwach erleuchteten Zimmer, bis irgendwo das Unheil haften blieb und der eine oder andre dadurch zu Schaden kam.

Selten verging ein Abend im Kabinet des Bauern, wo nicht die Rede auf Vorgänge kam, die man sich auf natürliche Weise nicht erklären konnte. Man glaubte alles Ernstes an Hexen, die in Bettlergestalt um eine Gabe flehten und dabei dem Vieh im Stalle Schaden zufügten. Die feurigen Drachen hatten Hunderte durch die Lüfte fahren und über dem Schornsteine dieses oder jenes Hauses unter seltsamem Geräusch verlöschen sehen, wodurch dann die Bewohner desselben mit mißtrauischem Auge betrachtet wurden, wohl auch gelegentlich in bösen Reumund gerieten.

In solchen unheimlichen Erzählungen, die auf empfängliche Kindergemüther eigentümlich, nicht aber in wohlthunenden Sinne aufregend wirken, besaß die Mutter meines ländlichen Gespielen eine merkwürdige Stärke. Sie war eine

wohlbeleibte, behäbige Frau, häuslich, thätig, wohlwollend und ihren Untergebenen eine milde Gebieterin. Ihrem ganzen Wesen nach konnte man lebhaftige Phantasie nicht bei ihr vermuten. Dennoch trug sie, so oft sie auf das Kapitel schwer zu enträthselnder Vorgänge kam, das ihr Überlieferte mit solcher Lebendigkeit und mit so felsenfester Überzeugung vor, daß uns zuhörenden Kindern in dem dämmerigen Cabinet oft genug das Grauseln antam. Vieles war der guten Frau, der es nicht entfernt einfiel, daß ihre Erzählungen für uns üble Folgen haben könnten, nach ihrer Behauptung selbst begegnet, und gerade diese Vorgänge fesselten uns natürlich am meisten.

Ich war von Natur schwächlich und nervös. So gern ich herumtobte, lärnte, beim Spiel wohl auch laut bramarbasirte, so fuhr ich doch bei jedem ungewohnten Geräusch zusammen. Furcht in eigentlichem Sinne war dies Erschrecken nicht, es erklärte sich leicht aus einer krankhaften Reizbarkeit der Nerven. Daß diese Reizbarkeit durch Erzählungen, wie sie uns die Bauerfrau zum Besten gab, nur gesteigert werden mußte, lag auf der Hand.

Es währte garnicht lange, so kam mir in der Dämmerung, wie man zu sagen pflegte, allerhand vor. Hinter jeder Hecke, in jedem dunkeln Winkel hörte ich Geflüster. Falbe Schatten mit lang nachschleppenden Gewändern schwebten über Wiesen und Weibern oder blieben mir bis an den Pfarrhof als treue Begleiter zur Seite, wenn ich des Abends, sei es allein, sei es mit andern zusammen, den kurzen Weg von dem Hofe des Gerichtsmannes nach der Pfarrei zurücklegte. Es war gar kein Zweifel, ich fing an, Geister oder Gespenster zu sehen, und weil ich sie sah, weil vor meinen eignen Augen sich die Luft mit ungreifbaren Gestalten und allerhand grinsenden Fragen bevölkerte, mußte die gute Frau Recht haben, und ich verehrte sie wie eine Prophetin.

Ihr Sohn betrachtete die Dinge nüchterner. Ihm „kam nichts vor,“ wohl aber glaubte er, daß ich wirklich sähe, was meine erregte Phantasie mir vorspiegelte. Er zweifelte nie an meinen Gesichtern, was jedenfalls besser gewesen wäre, sondern bestärkte mich vielmehr darin, indem er sagte: Du hast's gerade wie meine Mutter.

Gegen meine Eltern beobachtete ich über diese Gebilde meiner Phantasie strenges Stillschweigen. Ich wußte, daß der Vater sehr ärgerlich werden würde, wenn ihm etwas davon zu Ohren käme, denn er war ein kräftiger, gesunder Mann, aller Überspanntheit in hohem Grade abhold und ein abgejagter Feind nervenschwacher Menschen. Bei der Mutter hätte ich wohl eher Anklang gefunden; jedenfalls würde sie mich verstanden haben, denn sie hatte wiederholt wunderbar prophetische Träume gehabt, sodaß sie in der ganzen Familie für eine seltsam begabte Natur galt. Wenn ich aber der Mutter verriet, was mir alles „vorkam“ und was mich von Tag zu Tag ängstlicher und schreckhafter machte, so wurde auch der Vater sofort davon unterrichtet, denn die Mutter hatte niemals auch nur das kleinste Geheimnis vor ihm.

Daß ich nicht vollkommen gesund sei, konnte den Eltern ungeachtet meines Schweigens nicht lange verborgen bleiben. Eigentlich krank war ich nicht, konnte mich also auch selbst nicht für krank halten. Der Vater, dem mein Aussehen nicht gefallen und das stille Wesen, dem meine angeborene Lebhaftigkeit Platz machte, in Sorgen stürzen mochte, versuchte die Stärke meiner Nerven auf eigentümliche Weise zu erproben. Er pflegte nämlich, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, ganz plötzlich mit wuchtiger Hand vor mir auf den Tisch oder auf irgend ein Möbel, das von so heftiger Berührung stark erdröhnte, niederzuschlagen. Natürlich fuhr ich dabei heftig zusammen, worauf der Vater kopfschüttelnd zur Mutter ging und seine Meinung dahin abgab, daß ich wirklich schwache Nerven zu haben scheine und dies eine recht ärgerliche Entdeckung sei.

Ein kindischer, unüberlegter Schabernack sollte die Sache zur endlichen Entscheidung bringen. Der Sohn eines benachbarten Bauern, dessen Vater das Amt eines Kirchenvaters bekleidete und als solcher eine ebenso geachtete Stellung in der Gemeinde einnahm als der Gerichtsmann, war infolge eines unglücklichen Falles lahm geworden. Er hinterte entsetzlich, konnte sich nur sprunghaft auf Krücken fortbewegen und deshalb an unsern Spielen, die meistens schnelle Bewegung erforderten, selten Theil nehmen. Wurde uns der Lahme unbequem, so schlossen wir ihn auch ohne langes Besinnen aus und nötigten ihn so, unsern Spiele unthätig zuzusehen. Das verdroß den sonst ganz geschweigten Jungen, regte ihm die Galle auf und veranlaßte ihn, uns hinterm Rücken manchen Pöffen zu spielen.

Eines Abends im Spätherbste sah der Lahme mich und den Sohn des Gerichtsmannes die Dorfstraße herunterkommen, die hart an dem Gartenzaun seines väterlichen Hofes vorüberzog. Schnell holte er den großen Hund, der als Wächter des Hauses im Hofe an der Kette lag. Das Tier war, wenn es sich frei fühlte, durchaus gutartig und niemand gefährlich, es brach aber, wenn es dazu angefeuert wurde, in lautes Gebell aus und hob sich dabei auf die Hinterfüße. Zu diesem in der Dunkelheit sehr unüberlegten Kunststück spornte der uns grollende Knabe durch gellenden Pfiff den riesigen Hund an, der mit wütendem Gebell den Zaun übersprang und mit glühenden Augen und erhobenen Taten uns den Weg versperrte.

Wir erschrafen beide über die Maßen, obwohl der Hund uns kein Leid zufügte, vielmehr uns alsbald schweifwedelnd umkreiste, als wolle er uns um Verzeihung bitten. Allein das Unglück war doch geschehen. Am ganzen Leibe zitternd kam ich im Vaterhause an, fühlte mich sofort unwohl, verfiel noch während der Nacht in starkes Fieber und lag schon am nächsten Morgen in wilden Phantasien. Ein furchtbares Nervenfieber, dem sich allgemeines Nervenleiden zugesellte, brachte der gewaltige Schreck in dem schon längst kränkenden Körper zum Ausbruch. Mein gesünderer Begleiter kam mit dem bloßen Schrecken davon.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Ein Bildnis der Königin Luise, auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten, ist kürzlich in der Hofbuchhandlung von Herrn. J. Weidinger in Berlin erschienen: eine photographische Nachbildung der im Besitz des Kaisers befindlichen wundervollen Marmorgruppe, die Gottfried Schadow im Jahre 1795 zur Erinnerung an die zu Weihnachten 1793 gefeierte Doppelhochzeit der beiden mecklenburgischen Prinzessinnen Luise und Friederike mit den Prinzen Friedrich Wilhelm (III.) und Ludwig von Preußen gefertigt hat. Das Werk war, wie die ganze künstlerische Thätigkeit Schadows, in unverdiente Vergessenheit geraten. Erst die Berliner Jubiläumsausstellung hat dem großen Publikum und, wenn wir ausdrücklich sein wollen, auch den Kunsthistorikern von Schadows Bedeutung wieder einen Begriff gegeben. Eine Perle aber unter den dort von ihm, sei es im Original, sei es in Nachbildung, ausgestellten Werken war die hier in einer vortrefflichen Abbildung vorliegende Gruppe. Sie zeigt die beiden Schwestern in trautem Verein. Beide stehen dem Beschauer zugekehrt; Luise, die ältere, hat ihren linken Arm um den Hals der jüngern Schwester gelegt, Friederike ihren rechten um die Hüfte der ältern geschlungen; Luise hat den Kopf geradeaus gerichtet, Friederike den Kopf etwas geneigt. Beide Köpfe zeigen bei aller Idealisierung wohl die vollendetste Porträtwahrheit, die ganze Gruppe aber jene Verschmelzung von antikeidyllischer und modern-realistischer Auffassung, der die Meister der klassizistischen Periode alle nachtrachteten, die aber wenige in so glücklicher Weise erreicht haben wie Schadow; die Gruppe ist in ihrer ganzen Anordnung, in den entzückenden Köpfen, in der weichen, fast überweichen Behandlung der Gewandung und der Arme und Hände die verkörperte Anmut. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß das Meisterwerk neben den bekannten und beliebten Darstellungen der Königin von Nauch (Mausoleum in Charlottenburg), Ende (Tiergarten in Berlin) und Gustav Richter (Wallraf-Richarz-Museum in Köln) in Zukunft den ihm gebührenden Platz einnehme. Dazu wird die vorliegende schöne Photographie (Preis 4 Mark) gewiß das ihre beitragen.

Die Verlagshandlung erwirbt sich übrigens ein Verdienst um unsere Kenntnis der Photographiegrößen. Bisher kannten wir nur „Visite,“ „Kabinet“ und „Vouloir.“ Französisch mußte es ja natürlich sein, sonst wäre es nicht sein gewesen. Das vorliegende Bild ist 33 Centimeter hoch und 19 Centimeter breit. Wer es noch nicht wissen sollte: diese Größe nennt man „Paneelformat.“ Also Holländisch ist das neueste. Paneel ist ein holländisches Wort und bedeutet ein Bild auf Holz. Wie gerade dies dazu kommt, eine besondere Photographiegröße zu bezeichnen? Ja, wer wird auch nach so etwas fragen.

Stilleben unter Volksschullehrern. In dem Kreisblatte einer kleinen preussischen Stadt wurde neulich folgendes Kleinod selbstgefälliger Vespiegelung veröffentlicht, das von einer wahrhaft philosophischen „Vertiefung“ des Redners in seinen „Stoff“ Zeugnis ablegt:

„Pädagogische Vereinigung. In der letzten Sitzung behandelte Lehrer X das Thema: Wie bewirkt der Lehrer Einsicht in die Unterrichtsstoffe? Ein

Lehrer kann nie mit Gewißheit auf guten Erfolg eine Unterrichtsstunde beschließen, wenn die Kinder nicht Verständnis, Uebersicht und Behaltbarkeit des Stoffes mit nach Hause nehmen, wenn ihnen also die Einsicht in denselben fehlt. Einsicht in den Unterrichtsstoff bewirkt der Lehrer dadurch, daß er 1. sein Unterrichtsverfahren genau den geistigen Standpunkte der Kinder anpaßt, 2. interessant unterrichtet, 3. anschaulich unterrichtet, 4. natürlich und zweckmäßig gliedert, zergliedert und gruppiert, dabei aber 5. den Zusammenhang des Stoffes festhält, beziehungsweise erst aufdeckt, 6. gut spricht und eine gute Sprache seitens seiner Schüler durchführt. Zur Vertiefung der Einsicht dient 7. die Anwendung des Unterrichtsstoffes."

Ihr armen, unschuldigen Abschüßen! Mit welchem gewaltigen Rüstzeug will diese „pädagogische Vereinigung“ gegen euch zu Felde ziehen! Schon ihr Name ist so abschreckend fremdländisch — statt Volksschullehrerverein — und wendet das erste Wort offenbar ganz gegen seinen eigentlichen Sinn an.

Es ist sehr lehrreich zu erfahren, nicht wie man Kinder mit Erfolg unterrichtet, sondern wie bei ihnen die „Einsicht in die Unterrichtsstoffe bewirkt“ wird. Leider scheint dabei der Vortragende oder der Berichterstatter — auch ein Häufiger, denn andre Leute sind sicher in der Sitzung nicht zugegen gewesen! — mit dem Einblick Nr. 6 selbst sehr schlecht gefahren zu sein: seine Sprache ist ebenso schön wie seine Logik. Man beachte: „Gewißheit auf Erfolg“; „Behaltbarkeit (!) mit nach Hause nehmen“; sein „Unterrichtsverfahren dem Standpunkte“ anpassen; eine „gute Sprache (!) seitens (!) seiner Schüler durchzuführen.“

Man staunt, daß sich verständiges Unterrichten in Elementarfächern unter sieben Nummern „zergliedern“ und wieder „gruppieren“ läßt, wo unser Trachtens Nr. 1 und 3 genügen, ferner daß den Kindern die „Einsicht in den Stoff“ fehlt, wenn sie nicht „Verständnis, Uebersicht und Behaltbarkeit“ desselben mit nach Hause nehmen; daß grammatisch richtig und gewählt sich ausdrücken („gute Sprache“), so wichtig es ist, die Einsicht in etwas fördern soll. Was in aller Welt soll der „Zusammenhang des Stoffes“ sein, der „erst aufgedeckt“ wird? Welch geheimnisvoller Sinn liegt in Nr. 7 (beim Einmaleins und Abc)?

Wir fürchten, bei der mitgeteilten „Sitzung“ sind die Anwesenden weder „interessant“ noch „anschaulich unterrichtet“ worden, und meinen: Schuster, bleib bei deinem Leisten!



Literatur.

Geschichte von Hessen. Von Carl von Stamford. Kassel, A. Freyschmidt, 1886.

Unter den deutschen Stämmen hat sich von jeher der hessische durch treue Anhänglichkeit an sein Heimatland hervorgethan. Ist er doch durch eine zweitausendjährige Geschichte mit demselben eng verwachsen, kann er sich doch rühmen, noch denselben Boden inne zu haben, den seine Vorfahren, die alten Chatten, schon zur Zeit der Römer bewohnten — ein Vorzug, welchen außer den Hessen nur noch die Friesen für ihr Land geltend machen können, während die meisten übrigen deutschen Völkerschaften erst nach der Völkerwanderung ihre jetzigen Wohnsitze eingenommen haben. Außerdem bildet Hessen ein wichtiges Bindeglied zwischen dem westlichen und dem östlichen Deutschland, indem die großen Heer- und Handelsstraßen vom Rhein zur Elbe durch das Land hindurchführen. Die natürliche Folge

hiervon war, daß der Strom der deutschen Geschichte das Hessenland zu allen Zeiten kräftig durchflutet hat, daß keine große Wendung in den Geschicken des deutschen Volkes eingetreten ist, an der Hessen nicht einen bedeutenden Anteil gehabt hätte. Es ist daher für den Geschichtsfreund höchst lehrreich, in euergem Rahmen ein Stück deutscher Geschichte in der Erzählung von den Schicksalen dieses wackeren Stammes zusammengefaßt zu sehen, und so begrüßen wir denn mit Freuden das neueste auf diesem Gebiete erschienene Werk. Der Verfasser, der sich bereits durch mehrere Einzelschriften namentlich aus der hessischen Kriegsgeschichte vorteilhaft bekannt gemacht hat und in seinem Heimatlande als Vorsteher des hessischen Geschichtsvereins eine sehr verdienstliche Thätigkeit entfaltet, hat es hier unternommen, in einem handlichen, gut ausgestatteten Bande eine vollstänliche Geschichte Hessens von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1866 zu liefern, wobei er vom Tode Landgraf Philipps des Großmütigen an die damals abgetrennten Lande, aus denen das spätere Großherzogtum Hessen entstanden ist, anschließt. In Grunde gelegt hat er dabei ein vor dreißig Jahren erschienenes Buch: „Geschichte von Hessen von Dr. Christian Röth,“ das neu bearbeitet werden sollte. Allein bei der Bearbeitung ist fast ein neues Werk entstanden, welches, auf durchaus selbständigen Forschungen beruhend, eine ausführlichere Darstellung der hessischen Geschichte bietet und, was von besondrer Wichtigkeit ist, nicht mit dem Jahre 1813 abbricht, sondern die Geschichte Kurhessens bis zum Untergange seiner Selbständigkeit im Jahre 1866 verfolgt. Gerade dieser letzte Teil, der mehr als ein Fünftel des Ganzen umfaßt, hat dem Verfasser gewiß die meisten Schwierigkeiten gemacht, denn hier galt es den Sachverhalt, der „von der Parteien Gunst und Haß“ vielfach entstellt worden ist, möglichst wahrheitsgetreu zu erzählen. Wir glauben, jeder Unparteiische wird zugeben, daß das hier entworfene Bild den Thatsachen entspricht, und daß der Verfasser ernstlich seinem Grundsätze nachgestrebt hat, niemand zu liebe und niemand zuleide zu schreiben. Nicht ohne Wehmut erwähnt er die Schritte, welche zur Einverleibung Kurhessens in den preussischen Staat und somit zum Aufhören seiner Selbständigkeit geführt haben; denn letztere hätte die Bevölkerung gern bewahrt gesehen, so sehr sie auch zu allen Opfern im Sinne einer Neugestaltung Deutschlands bereit war. Aber wenn auch Kurhessen aus der Reihe der selbständigen deutschen Staaten verschwunden ist, wird es doch nicht aufhören, sich seiner Eigenart bewußt zu bleiben, und wie sehr es sich verlohnt, die stolzen, erhebenden Erinnerungen seiner Vergangenheit bei Mit- und Nachwelt zu erhalten, davon legt diese Geschichte Hessens von Stamford, der wir die weiteste Verbreitung wünschen, ein bereites Zeugnis ab.

Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Nach den Urhandschriften erstmalig (sic) herausgegeben von La Mara. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel (1886).

Dieses Buch kann man am besten als eine gedruckte Autographensammlung bezeichnen. Das ist freilich ein Widerspruch in sich selbst, denn eine wesentliche Eigenschaft des Autographs ist ja die, wenigstens für den glücklichen Besitzer, daß es noch nicht gedruckt ist. Aber eine andre wesentliche Eigenschaft des Autographs besteht auch darin, daß es nicht so sehr auf seinen Inhalt ankommt, als darauf, daß der betreffende Verfasser überhaupt in der Autographensammlung vertreten sei. Und da die Herausgeberin — sie nennt sich Herausgeber; wozu aber noch immer das Versteckensspiel? alle Welt weiß doch, wer La Mara ist — da also die Herausgeberin bei der Veröffentlichung dieses Sammelwerkes darauf ausgegangen ist, von möglichst vielen Musikern ein bisher unbekanntes Schriftstück mitzutheilen

und sich dabei natürlich auch mit Schriftstücken hat begnügen müssen, die auf „Bedeutbarkeit“ des Inhalts keinen Anspruch machen können, wenn ein „vollgiltigerer Versuch“ nicht zu erreichen war, so hat sie sich damit augenscheinlich auf den Standpunkt des Autographensammlers gestellt. Dieser Standpunkt und damit der oben angedeutete Widerspruch lacht uns auch überall ans den Blättern des Buches entgegen, insofern die Briefe selbst mit gewöhnlicher Druckschrift gesetzt, die Namensunterchriften aber durchweg in Holzschnitt faksimilirt sind.

Als eine solche gedruckte Autographensammlung aber ist das Ganze unleugbar eine verdienstliche Leistung. Die sämtlichen mitgetheilten Schriftstücke sind, abgesehen von ganz wenigen Nummern, hier zum erstenmale oder, wie die Herausgeberin nachträglich sagt, „erstmals“ gedruckt. Mit bewundernswürdigem Eifer und Spürsinn hat sie aus Bibliotheken, aus Archiven und aus Privatbesitz nahezu viertelshundert Schriftstücke von etwa drittelshundert Musikern zusammengebracht. Der erste Band beginnt mit einem Briefe des Antonio di Squarcialupi vom Jahre 1467 und reicht bis zu Beethoven; der zweite wird durch neun Briefe Beethovens eröffnet und schließt mit einem Briefe Edward Griegs von 1886. Aus diesen Angaben wird der Leser von dem Reichthum der Sammlung eine Vorstellung bekommen. Hinter einander durchlesen wird die beiden Bände schwerlich jemand. Aber dafür gilt in besonderm Grade von ihnen das Wort: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Wer sich irgend mit einem hervorragenden Musiker der letzten vier Jahrhunderte in Zukunft wissenschaftlich beschäftigen wird, der wird sich immer auch die Frage vorzulegen haben: Ob wohl La Mara etwas von ihm hat?

Von ihren früheren Veröffentlichungen unterscheidet sich dieses neueste Buch der fleißigen Schriftstellerin sehr wesentlich. Schriftstücke aus fünf Jahrhunderten „erstmals“ herauszugeben ist ein ander Ding als „Musikalische Studienköpfe“ zu schreiben; es erfordert eine philologische Schulung, die selbst unter Philologen von Fach sich immer nur ein Bruchtheil wirklich aneignet. Besitzt sie La Mara? Man kann die Frage wohl bejahen. Schon die chronologischen Verzeichnisse der Werke, die sie ihren letzten „Studienköpfen“ beigegeben hat, zeigten ihren wissenschaftlichen Sinn, und so hat man auch in der vorliegenden Briefsammlung fast durchweg das angenehme Gefühl, daß man sich auf sicherem Boden befindet. Zu bedauern ist es, daß die in fremden Sprachen geschriebenen Schriftstücke nur in deutscher Uebersetzung gegeben sind. Eine Uebersetzung wie die auf Seite 96 des ersten Bandes: „In bester Absicht, ohne irgend welchen Affekt, rufe ich Gott zum Zeugen an“ (optima intentione, sine ullo, Deum testor, affectu), legt doch den Wunsch nach den Originalen nahe.

„Differirendes in Ansichten und Meinungen — so schließt die Herausgeberin ihr Vorwort — findet sich selbstverständlich, wo so viele Stimmen laut werden, neben einander, und es bleibt jedem Autor die Verantwortung für das Gesagte überlassen. Das Buch will und soll eben kein Tendenzwerk sein.“ Das ist vortrefflich gesagt, gilt aber vor allem auch von den kurzen Charakteristiken der einzelnen Musiker, welche die Herausgeberin den Briefen jedesmal vorausgeschickt hat. Auch hier bleibt „dem Autor die Verantwortung für das Gesagte überlassen.“

*) Wollen wir auch weiter zählen: zweimalig, drittmalig, viertmalig? Das wird hübsch werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Nach den Wahlen.



Der Wahlkampf um das Septennat ist zu Ende, er war es schon nach dem ersten Gange der Wähler zur Urne; denn die Stich- und Nachwahlen konnten zwar die Stärke der Fraktionen im neuen Reichstage noch etwas mehren oder mindern, aber nicht die bereits am 21. Februar nach der Stimmenzählung feststehende Thatsache beseitigen, daß die bisherige Mehrheit sich in eine Minderheit verwandelt hat, die Militärvorlage der Regierung also sicher bewilligt werden wird. Das Ergebnis war für uns wie für die Führer der verbündeten Parteien der Opposition eine Überraschung, nur mit dem Unterschiede, daß wir ihm mit leisen Zweifeln an dem Verstande der Mehrheit unsrer Wählerschaft, die Herren Richter und Windthorst dagegen ihm mit fester Zuversicht auf den Unverstand und die Leichtgläubigkeit derselben entgegengesetzt hatten, der Sieg der Regierung folglich für uns eine angenehme, für jene dagegen eine verdrießliche Überraschung war. Das deutsche Volk war nach dem oft bewährten Recepte, daß die größten und frechsten Lügen bei der Masse die besten Dienste thun, unerhört angelogen worden, es bewies aber diesmal, daß es in seiner Mehrzahl seit der Konfliktzeit vor 1866 klüger geworden ist, und erweckte damit die Hoffnung, es werde an der Erfahrung weiter lernen, die Wahrheit von ihrem Gegenteil zu unterscheiden.

Recht von Herzen freuen wir uns, dies vorzüglich von den Wählern Sachsens berichten zu können, die weit überwiegend kund gaben, daß sie sich nicht mehr von der demokratischen Phrase beherrschen lassen, die 1848 in 20 von den 24 Wahlbezirken des Landes ihre Propheten in die Paulskirche sandte und später, mit dem Unsinn des Kommunismus zusammengerührt, nicht bloß

die Bevölkerung der Fabrikbezirke, sondern auch die der Hauptstadt, soweit Arbeiter sie bilden, in so weiten Kreisen bethörte, daß für die Zukunft arge Dinge zu fürchten waren. Jetzt dürfen wir stolz darauf sein, die Wählerschaft des Königreichs an der Spitze derer zu erblicken, welche unter der rechten Fahne kämpften und siegten.

Betrachten wir das Ergebnis der Wahlen nach seiner Wirkung auf den Bestand der Parteien, so sehen wir das Centrum nur wenig geschwächt wiederkehren, und daselbe gilt von seinen nächsten Anhängern, den Protestlern des Reichslandes, denen auch der wackere Jörn von Bülow erlag, und den Polen. Von allen diesen Reichsfeinden war das zu erwarten. Das Centrum wird nicht vom Papste und den Bischöfen, sondern von der Demokratie der Kaplanen und ihrer kleinen Presse, nicht von der katholischen Idee, sondern vom Partikularismus und von dem Preußenhass hannoverscher, rheinischer, westfälischer und urbaierischer Gebiete regiert; die Schaar der reichsländischen Protestler folgt Anregungen und Verheißungen von Paris her, das, als es in Elsaß und Lothringen noch herrschte, das dortige Volk theils als Heloten behandelte, theils als Vöotier auslachte; die Polen thun, was ihr Adel und ihre Pfaffen sie heißen, welche ihrerseits sich nach den Fleischtöpfen zurücksehnen, die ihnen bereit standen, als Polen noch nicht verloren war; und das alles wird sich sobald nicht ändern, wenigstens noch nicht wesentlich, aber auch nicht allzuviel zur Sache thun, wenn die Vertreter der reichstreuen Parteien ihre Aufgabe begreifen und dichter und in weiterem Umfange als bisher sich um die Regierung des Kaisers schaaren. Sehen wir uns weiter um, so hat die süddeutsche Volkspartei, welche die demokratischen Überlieferungen von 1848 als unantastbares Heiligtum bewahrte, durch die Wahlen ihre sämtlichen sieben Mandate eingebüßt und damit wohl für immer parlamentarisch zu leben aufgehört. Ferner hat sich die Zahl des Ringes im Reichstagsgebäude auf der Leipziger Straße, der bisher es für Recht und Pflicht hannoverscher Reichsboten hielt, die Interessen des herzoglichen Reichsfeindes in Gmunden nach Kräften zu vertreten, einigermaßen vermindert. Ein ganz besonders unglückliches Schicksal hat endlich auch die Genossenschaft der Deutschfreisinnigen ereilt, ein Schicksal, das an die seligen Altliberalen erinnert, die, einst die ausschlaggebende Fraktion, zuletzt, als der Führer die Häupter seiner Lieben zählte, nur noch 11 Mannen stark auf dem Platze waren. Von den 64 Mandaten, über welche jene Urgefinnungstüchtigen im aufgelösten Reichstage geboten, wurden im ersten Wahlgange nur 13 behauptet und 26 verloren, darunter die von Größen wie Jordanbeck, Vangerhans, Kusfeld, Möller und — Träger, den wir eigentlich als Poeten der „Gartenlaube“ und Typus eines wesentlichen Theils der Partei an erster Stelle nennen mußten. Gab es einen Trost bei solchem Mißgeschick im „Kampfe ums Recht,“ wie ein von der Kluge verfaßtes, in einer Million Exemplaren verschicktes Flugblatt voll Schwindelphrasen ihr Treiben nannte, so war es der, daß einige andre Führer, der

Kapitän des Schiffs z. B., Herr Richter, und sein Obersteuermann, Herr Bamberger, sich aus dem Schiffbruche retteten. Die Hoffnung dagegen, bei den Stichwahlen würde noch mancher andre Geschickerte aufzufischen und aufs Trockne zu bringen sein, wird sich nur in geringem Maße erfüllen. Selbst in Berlin, das seit zwei Jahrzehnten als die „Hochburg des Fortschritts“ gepriesen wurde, zeigte sich beim ersten Wahlgange ein starker Rückgang der Partei. Die Kandidaten der Sozialdemokraten erhielten rund 94 000, die der vereinigten reichstreuen Parteien 72 000, die der Deutschfreisinnigen nur 66 000 Stimmen. Wo die Stichwahlen einen Sieg der letzteren herbeiführen sollten, werden sie ihn den Sozialdemokraten verdanken, man wird also künftig nur halb unrecht thun, wenn man von einem solchen nachträglich Geretteteten sagt: „Der sozialdemokratische Abgeordnete N. N. äußerte“ u. s. w. Auch die Sozialdemokraten hatten bei den ersten Wahlen beträchtlichen Verlust, sie räumten bei acht derselben den Gegnern das Feld, und darunter waren solche, wo sie des Sieges sicher zu sein schienen. Die Stichwahlen werden ihnen jedoch wahrscheinlich so viele Mandate verschaffen, daß sie ungefähr in der bisherigen Stärke im Reichstage sitzen werden. Die Zahl ihrer Stimmen hat ferner an mehreren Orten, in Berlin z. B. gegen 1884 um mehr als 20 000, zugenommen, und man darf dieses Wachstum als eins der charakteristischen Merkmale der Wahlen vom 21. Februar bezeichnen. Es ist die Schattenseite derselben, wenn man sich erinnert, welchen Wust von Abgeschmacktheiten die Blumenlese aus der Schrift Babels enthielt, welche vor einiger Zeit im Reichstage von der Ministerbank mitgeteilt wurde, und wenn man damit die Thatsache zusammenhält, daß im deutschen Reiche Hunderttausende einfältig und leichtgläubig genug sind, den damals dem Gelächter aller Verständigen preisgegebenen Blödsinn wie ein Evangelium zu betrachten. Einen komischen Beigeschmack bekommt diese Erscheinung noch durch die Möglichkeit, daß die Stichwahlen die Vertretung unsrer Seestädte Leuten von diesem Schlage in die Hände spielen. Männer, die Sachverständige ersten Ranges auf dem Gebiete des deutschen Welthandels sind, erscheinen im Besitze ihrer Mandate ernstlich gefährdet. An ihre Stelle können leicht ein Schneider und ein Schulmeister treten, während Hamburg bereits sich des Segens erfreut, zur Wahrnehmung seiner maritimen Interessen einen Drechsler und einen Buchdrucker, beide aus dem Binnenlande, gewählt zu sehen. Kiel wird vermutlich durch einen Herrn, dessen pathetische Professorenweisheit nichts von Kolonien hören mag, Danzig durch einen Eisenbahndirektor a. D. vertreten werden. Am Ende erleben wir es noch, daß der Schiffsloch, welcher in Lübeck in Stichwahl steht, im neuen Reichstage der einzige ist, der einige Erfahrung im Seewesen aufzuweisen hat. In der That, wunderliche Blüten des allgemeinen Stimmrechts!

Trotzdem und trotz mancher andern Erscheinungen bei den Wahlen, die geeignet sind, den Jubel über deren Ausfall herabzustimmen, ist im ganzen und

großen viel Gutes damit erreicht worden. Wir sind mit der Beseitigung der oppositionellen Mehrheit gegenüber der Militärvorlage, die sich aus verbohreten Demokraten, ultramontanen Partikularisten, Sozialisten und Reichsfeinden aus den Kreisen der Polacken und Talmisfranzosen zusammensetzte, einen Alp von der Brust los geworden. Die Mittelparteien im Verein mit den Konservativen haben fortan zunächst für einige Jahre in parlamentarischen Angelegenheiten die Oberhand, und es ist gute Aussicht vorhanden, daß sie ihnen weiter verbleiben werde, wie fest auch Herr Richter überzeugt sein mag, daß er und sein Gefolge das Gegenteil zu hoffen haben. Den Löwenanteil am Siege trugen die Nationalliberalen davon, und wir gönnen ihnen denselben in der Voraussetzung, daß sie, die seit dem Abzuge der bedenklichen Elemente ihres Lagers unter die Fahnen Richters und Birchows eine Partei geworden sind, mit der man wieder rechnen und wenigstens Kompromisse schließen kann, nicht wieder in alte Fehler und Irrtümer verfallen, sondern wie beim Entstehen der Partei mehr den Ton auf die erste als auf die letzte Hälfte ihres Namens legen, wenn es zu Gesetzesvorschlägen der Regierung Stellung zu nehmen gilt. Von den zweiundfünfzig Sitzen, die sie im letzten Reichstage einnahmen, sind sie bereits im ersten Wahlgange auf einige über siebzig gekommen, und wenn ihnen von den Ergebnissen der Stichwahlen auch nur ein Drittel zuteil wird, so werden sie der Zahl nach die zweite, ja vielleicht die erste Stelle im Reichstage einnehmen wie in der Zeit vor 1879.

Das deutsche Volk hat durch die Wahlen vom 21. Februar dem Verstande über den Ansinn, der Wahrheit über die Lüge, dem Patriotismus über die partikularistische und sozialistische Vaterlandslosigkeit zum Siege verholfen. Es hat, sagt man, mit der Stellung, die es zum Septennat eingenommen hat, Deutschland und Europa den Frieden gesichert. Unser Heer wird infolge der Wahlen in dem Maße verstärkt werden, daß dem Erbfeinde im Westen die Luft vergehen wird, die lange von ihm vorbereitete Revanche ins Werk zu setzen, und wir haben anderseits den Franzosen gezeigt, daß der deutsche Einheitsgedanke und das Vertrauen zu der Weisheit der Reichsregierung die Mehrheit der Nation um sich geschart sehen. So wahr dies aber auch ist, so werden in Betreff der Sicherheit des Friedens doch auch jetzt noch einige Bedenken gestattet sein. Was wir schon vor vier Wochen schrieben,^{*)} hat sich seitdem zu bestätigen begonnen. Sehr bald nach unsern dort geäußerten Zweifeln an der russischen Freundschaft begegnete man in den panslawistischen Blättern des Zarenreiches der Meinung, daß dieses bei einem deutsch-französischen Kriege durchaus nicht die Rolle von 1870 spielen dürfe, sondern eine gänzliche Niederwerfung Frankreichs verhindern müsse. Das waren Parteistimmen. In der letzten Woche aber folgten Kundgebungen ähnlichen Sinnes,

*) In dem Artikel „Die Kriegswolke im Westen,“ Seite 255.

die als offiziellen Charakters mehr Beachtung beanspruchen durften. Man hat seitdem in Abrede gestellt, daß ihnen dieser Charakter zuzusprechen sei. Wir haben indes Grund, an dem Dementi, das sie als bloße Privatäußerungen bezeichnete, zu zweifeln, und so geben wir ihnen hier eine Stelle als wiederholte Mahnungen zur Vorsicht auch nach unsern östlichen Gesichtskreisen hin — eine Mahnung, die man im Gedächtnis behalten wolle.

Die in Rede stehenden Symptome der Wendung in den amtlichen Kreisen Petersburgs bestanden in Äußerungen des in diesen Kreisen gut angeschriebenen Korrespondenten der „Politischen Korrespondenz“ und in einem Artikel des Brüsseler Nord, der von dort inspirirt wird. In diesem merkwürdigen Briefe aus der russischen Hauptstadt tritt Rußland fast wörtlich so auf, wie wir es voraussetzten, d. h. als Wächter des europäischen Friedens und Vorkämpfer des Gleichgewichts der Kräfte, nicht Frankreich, sondern Deutschland gegenüber. Es stellt ferner die bulgarische Frage für den Augenblick in den Hintergrund und richtet seine Blicke fest auf die Lande am Rheine. Wenige denkende Russen, meint der Verfasser, befürworten ein Bündnis mit Frankreich, weil ein solches einen europäischen Krieg entzünden würde, den die russische Nation nicht wünscht. Andererseits machen gewisse unübersteigbare Antipathien ein festes Einvernehmen zwischen Rußland und Deutschland beinahe zur Unmöglichkeit, und die unangenehme Erinnerung an den Berliner Vertrag verhindert eine starke Annäherung beider an einander. Dieselbe würde auch den Zar nötigen, Oesterreich verschiedene Zugeständnisse zu machen. Ebenso würde Rußland, wenn es eine feindselige Stellung zum deutschen Reiche einnehmen wollte, Oesterreich Rüstungen gegen sich vornehmen sehen. Nun wünscht es aber aufrichtig den Frieden und die Erhaltung des Gleichgewichts der Mächte, und folglich muß es sich so verhalten, daß es jeden Anlaß zu Streit vermeidet. Will es für den Fall eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich imstande sein, eine hervorragende Rolle zu spielen, so ist es unbedingt notwendig, daß es eine unbekante Größe bleibt, d. h. daß es keinen andern Staat ermutigt oder bedroht. Es ist nicht willens, seine Sicherheit und seine Interessen durch irgendwelches Bündnis Gefahren auszusetzen. Dann aber würde es, wenn es sich erst am Ende des Kampfes zwischen dem Sieger und dem Besiegten einmischen wollte, zu spät auf dem Felde erscheinen. Zeigte sich Frankreich zuletzt als die unterlegene Macht, so würde Rußland sich einer verhängnisvollen Zukunft aussetzen. Es würde gestattet haben, daß Frankreich durch Deutschland vernichtet worden wäre, dessen Allmacht es sich fortan gleichfalls zu unterwerfen gezwungen sein würde, deshalb ist der einzige Weg, den Rußland beschreiten kann, der, daß es eine Stellung einnimmt, bei welcher ein deutsch-französischer Krieg, wenn er ausbricht, keine betartige Gestalt annimmt, daß Frankreich völlig zu Grunde gerichtet wird. Rußland muß, wenn die Entscheidungstunde eintritt, seine Hände gänzlich frei haben. Es darf durch keinerlei Verbindung oder Verpflichtung mit Deutschland

gefesselt sein, und es darf seine Kräfte nicht in einem Streite mit Oesterreich oder England beschäftigt sehen. Aus diesem Grunde wird in den höchsten Kreisen Rußlands der bulgarischen Frage jetzt weniger Aufmerksamkeit geschenkt, Rußlands Blick muß vielmehr sich unablässig dem Rheine zuwenden, und es darf nur geringe Notiz von den platonischen Unterhandlungen nehmen, welche jetzt ohne irgendwelche Aussicht auf Erfolg in Konstantinopel betrieben werden. Das wird genügen, um Deutschland zu verhindern, daß es mit derselben Sicherheit wie 1870 handelt, und daß es wie damals seine östliche Grenze von Truppen entblößt läßt. Auf diese Weise werden die Streitkräfte Deutschlands und Frankreichs ausgeglichen sein.

Dieser Gedankengang kann Beunruhigung erwecken, weil er aus der nächsten Umgebung eines Staatsmannes zu stammen scheint, welcher bisher als eine Hauptstütze der guten Beziehung unsers östlichen Nachbarn zur Regierung des deutschen Reiches galt. Allerdings läßt sich der Betrachtung eine Deutung geben, welche weniger Bedenken einschließt. Die kühle Sprache, in welcher die bulgarische Angelegenheit erwähnt wird, könnte Schein sein, ja es wäre denkbar, daß diese Frage gerade die bewegende Ursache des ganzen Vorgehens der Russen in der Presse wäre. Man könnte damit die Absicht verfolgen, die deutsche Politik durch Drohungen von einer auch nur mittelbaren Einmischung in die Balkanfrage abzubringen, oder man könnte damit einen Vorwand aufgegriffen haben, mit dem sich ein beabsichtigter vorläufiger Rückzug der russischen Politik in Bulgarien erklären ließe. Diese Vermutungen haben indes wenig Zutreffendes, und zwar schon deshalb, weil die deutsche Politik in der bulgarischen Frage bisher nur vermittelt, nicht Partei ergriffen hat, auch nichts vorliegt, woraus geschlossen werden könnte, sie werde in Zukunft andre Wege einschlagen. Ist der Verdacht gerechtfertigt, daß die erwähnten Äußerungen von Blättern, die notorisch in Verbindung mit hohen russischen Kreisen stehen, die Meinung und Absicht dieser Kreise wieder spiegeln, so beginnt unsre in Nr. 6 geäußerte Befürchtung einzutreffen. Wir haben dann in jenen Äußerungen nicht, was sie sein wollen, ein Vorgehen zur Sicherung des Friedens, sondern eine Ermütigung der Franzosen zum Kriege vor uns, dem wir, weil uns ein Sieg über sie keine genügende Entschädigung für seine Kosten an Blut und Geld und Risiko verspricht, niemals suchen werden, und zugleich eine Bedrohung Deutschlands. Man sagt den Franzosen: Ihr könnt es immerhin wagen, denn ihr könnt viel gewinnen, aber nicht viel verlieren, weil wir das nicht dulden werden. Wir werden sorgen, daß der Sieger euch schonet. Und das wird nur den Franzosen, die allein an einen Angriff denken, verheißen, nicht auch den Deutschen, den voraussichtlich Angegriffenen. Die Schwächung der Franzosen ist von Bedeutung, die Schwächung der Deutschen nicht, die Macht Deutschlands ist ein schwerer Schatz für Rußland, von der Allmacht Frankreichs nach der Niederwerfung seines nächsten östlichen Nachbarn schweigt des Sängers Höflichkeit. Das heißt offen für

die Träger des Revanchegebanten Partei ergreifen, das heißt das bisher für kaum denkbar gehaltene Gespenst eines russisch-französischen Bündnisses am Horizont aufsteigen lassen. Wir vermögen noch nicht recht zu glauben, daß der Nord wirklich die Gedanken der russischen Politik ausdrückt. Aber es wird doch gut sein, sich nach seinen Äußerungen einzurichten oder sie wenigstens im Auge zu behalten, wenn es für unsre Verteidigungsmittel zu sorgen gilt, eine Aufgabe, vor welcher die Vertreter der Nation in der nächsten Woche schon stehen werden. Was aber das vielleicht nicht ferne russisch-französische Bündnis anlangt, so wäre es ohne Zweifel eine gewaltige Macht. Aber einmal dürfen wir uns dabei erinnern, daß das kleine Preußen des großen Ahnherrn unsers Kaisers einem Bündnisse aller damaligen Großmächte des europäischen Festlandes Stand hielt, und daraus schließen, daß ganz Deutschland zweien derselben gewachsen sein und bleiben würde. Dann aber schließen wir uns den Schlußworten eines Artikels der „Kölnischen Zeitung“ an, die aus besonders guter Quelle Anregung zur Betrachtung der Sache empfangen zu haben scheint. Dieselben lauten, nachdem vorher gesagt worden ist, „die Leiter der deutschen Politik haben zu jeder kritischen Stunde gezeigt, daß sie mehr als ein Pferd im Stalle hatten“: „Wenn Deutschland für Rußland als Bundesgenosse wirklich kein Interesse haben sollte, so deutet man anderwärts nicht so gering von dem Werte der deutschen Freundschaft, und wenn man in Petersburg einmal die Probe auf die Rechnung des Nord machen und in einem für Rußland entscheidenden Augenblicke Deutschland unter die Gegner der russischen Politik setzen wollte, so mag man sich am Ende doch noch bedenken, ehe man seine Rolle als das große X aufgibt und sich in den Dienst Frankreichs stellt. Es giebt ja auch außerhalb des Zarenreiches Leute, die glauben, Rußland sei ein Reich, das nur größer werden könne; wir aber gehören zu diesen Leuten nicht.“



Coynbee-Hall.

Don Gerhart Schulze.

(Fortsetzung.)



roß aller Verschiedenheit in Charakter und Schicksalen ist Arnold Coynbee doch aus demselben Boden hervorgegangen wie Eduard Denison. Coynbee war nicht nur Schüler, sondern sogar Lehrer in Oxford. Er trug im Balliolcollege die Fächer der Volkswirtschaft vor, und zwar vor allen den sogenannten Indian students, d. h. den künftigen Zivilbeamten für Indien. Er war mehr eigentlicher Gelehrter als Denison. In der Wissenschaft vertrat er eine Richtung, die in

Deutschland heute zur Herrschaft gelangt ist, aber auch in England ihre Vertreter gefunden hat. Ausgehend von der alten Freihandelschule, trat er zu ihrem *Laisser faire, laisser passer* und ihrem individualistischen Standpunkt in Widerspruch. Im einzelnen findet sich in seinen Büchern manche treffende Polemik, besonders gegen Ricardo.*) Die eigentliche Bedeutung des Mannes liegt jedoch auf dem Gebiete des praktischen Handelns; in dieser Beziehung ist sein Einfluß außerordentlich hoch anzuschlagen. Über den Kreis seiner Schüler, den Kreis seiner Freunde, die er allabendlich im Commonroom des Balliolcollege um sich zu versammeln pflegte, ja über die ganze Universität wußte er seinen Ideen Einfluß zu verschaffen. Von dem Studium der sozialen Fragen ausgehend, war er zu der Erkenntnis gekommen, daß nur von der Erweckung eines wahrhaft praktischen sozialpolitischen Geistes in den oberen Ständen der Gesellschaft Heilung der vorhandenen Schäden zu erwarten sei. Nicht so vornehm in sich zurückgezogen wie Denison, ein wahrhaft volkstümlicher Charakter, ein echter Lehrer, ein fortreißender Redner, wußte er durch seine Vorträge in den Kreisen der Universitäten das Gefühl der Verantwortlichkeit zu erwecken, welche mit jeder gesellschaftlich bevorzugten Stellung verbunden ist, zugleich aber auch das Bewußtsein, zur Erfüllung jener Pflichten mehr als andre befähigt zu sein. Hervorragenden Anteil nahm Toynbee an dem University-Extension-Movement und hat sich mehrfach selbst den Aufgaben eines Lehrers unterzogen. Auch kann man sagen, daß er vermöge seiner glänzenden Beredsamkeit der erste eigentliche Gelehrte Englands war, der in weiten Arbeiterkreisen, besonders im Norden, Einfluß gewann. In Ost-London hat er sich mehrfach, wenn auch nur vorübergehend, aufgehalten, und von ihm ging der Vorschlag aus, eine ständige Niederlassung von Universitätsangehörigen dort zu begründen. Auch wies er bereits auf White-Chapel als ein besonders geeignetes Gebiet hin. Sonderbares Schicksal, das auch ihn, gleich seinem Vorgänger Denison, zu früh für die Bewegung, deren Führer er gewesen war, bald nach vollendetem dreißigsten Jahre hinwegriß! Aber das Denkmal, das ihm gesetzt wurde, war nicht mehr ein bloßes Glasfenster in der Kathedrale zu Oxford. Die Ideen waren inzwischen gereift, und bereits zwei Jahre nach Toynbees Tode erhob sich in White-Chapel jenes Gebäude, welches mit Recht den Namen seines Urhebers führt: Toynbee-Hall.

In die letzte Zeit von Toynbees Leben fällt ein Ereignis, welches die von ihm vertretenen Ideen zu verbreiten geeignet war. Die Abgeordneten der englischen Cooperation societies, zu denen die geschicktesten, tüchtigsten und bestgestellten Arbeiter gehören, hielten ihre Jahresversammlung 1882 in Oxford ab. Jenen Männern, die in geschichtslosen Industriestädten aufgewachsen waren, bot die alte Stadt, der jeder Lärm der Neuzeit ferngeblieben ist, ein neues

*) Arnold Toynbee, *Labour and capital*.

Bild. Die Colleges mit ihren gothischen Türmen und Türmchen, ihren altersgrauen Kreuzgängen und stillen Parks mußten ihnen wie aus einer fremden Welt erscheinen. Die Universität brachte den Cooperators die wärmste Zuneigung entgegen. Man quartierte sie in den Colleges ein und bewirtete sie in den ehrwürdigen Hall's an den langen Tafeln der Studenten. Unter den Rednern, welche die Arbeiter im Namen der Universität begrüßten, that sich besonders Arnold Toynbee hervor. Seine Worte über Cooperation zeichnen sich durch große Gesichtspunkte und Verständnis wahren Genossenschaftslebens aus. Manchem jener einfachen Männer mag in den Tagen ihres Besuches in Oxford zum erstenmale klar geworden sein, daß auf den Universitäten nicht nur genossen, sondern auch ernste Arbeit geleistet wird, die, wenn auch von der ihrigen verschieden, doch wie jede Arbeit Achtung verdient. Aber auch an dem jugendlichen Wirten sind jene Tage nicht ohne Einfluß vorübergegangen. Gern mögen sie sich ihres Zusammenseins mit Männern erinnern, die sie trotz fremdörtiger Schale sich doch innerlich näher verwandt gefunden hatten, als sie erwartet hatten.

Wenige Tage nach dem Tode Toynbees kamen etwa zwanzig seiner Freunde im Commonroom des Baliolcollege zusammen und gaben sich das Wort, das Werk, das der Verstorbene so eifrig betrieben hatte, in seinem Sinne zur Vollendung zu führen. Bei dem Interesse, das auch die übrigen Colleges der Sache entgegenbrachten, ließ sich eine Überwindung der Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegensetzten, von vornherein hoffen. Zu Anfang des folgenden Jahres (1883) wurde eine Kommission erwählt, welche die Verhältnisse an Ort und Stelle prüfen und über das Wie und Wo der Anfielung Vorschläge machen sollte. Zugleich wandte man sich, um sachverständiger Führung sicher zu sein, an S. A. Barnett, den Vikar von St. Judas. Dieser, selbst alter Oxford-man, aber auf ein mehr als zwanzigjähriges Wirken im Osten Londons zurückblickend, kam den Plänen, die ihm von der Universität aus unterbreitet wurden, aufs bereitwilligste entgegen. Auf die ebenso vielseitige wie erfolgreiche Thätigkeit dieses Mannes hier einzugehen, würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführen. Nur soviel sei bemerkt, daß er einer der unermülichsten Arbeiter in Ost-London ist und sein Arbeitsfeld wie wenige kennt. Man war, durch seine Erfahrungen geleitet, bereits im Anfange des folgenden Jahres imstande, mit praktischen Vorschlägen vor die Öffentlichkeit zu treten. Bei der Presse fanden diese warme Zustimmung, und was noch wichtiger war, auch bei angesehenen Männern der verschiedenartigsten Berufe und Richtungen, Männern wie Goschen, dem Marquis of Salisbury, Professor Huxby. So wurde denn unter den günstigsten Auspizien die Universities settlement association gestiftet. Ihr Zweck ist laut § 1 ihres Statuts folgender: „Gelegenheit zu Belehrung sowie Vergnügen und Erholung der Bevölkerung der ärmern Bezirke Londons und anderer großer Städte zu gewähren, Untersuchungen über die Lebenslage

der Armen anzustellen und Unternehmungen, die geeignet erscheinen, die Verhältnisse derselben zu verbessern, in Erwägung zu ziehen und nach Kräften zu unterstützen.“

Zur Erreichung der hier genannten Zwecke beabsichtigte man Niederlassungen von ehemaligen Univeritätsangehörigen in den betreffenden Bezirken zu errichten. Bei der Ausführung dieses Gedankens waren zwei Grundsätze maßgebend. Einmal beschloß man, die Niederlassung nach der Art eines College einzurichten. In den vorhergegangenen Jahren waren mannichfach Männer, welche früher der Univerität angehört hatten, den Spuren Denisons und Toynbrees in Ost-London zu praktischer Arbeit gefolgt, vereinzelt Versuche, deren Erfolg oft zweifelhaft bleiben mußte. Diese Kräfte sollten sich von nun an um einen gemeinsamen Mittelpunkt ordnen. Indem man den Männern, welche zu gedachter Arbeit gewillt waren, einen eignen Herd gab, hoffte man ihnen die Ede und Vereinsamung fernzuhalten, der jeder gebildete Bewohner Ost-Londons leicht anheimfällt. Zweitens aber ging man von dem Gedanken aus, daß nur wenige Männer in der Lage seien, ihr ganzes Leben einer humanitären Thätigkeit zu widmen. Dagegen glaubte man, daß es vielen jungen Männern möglich sei, nach dem Verlassen der Univerität und während der ersten Vorbereitungsjahre für ihren Beruf Mußestunden, besonders des Abends, ihren weniger begünstigten Mitbürgern zu widmen. Um daher möglichst vielen die Mitarbeit zu ermöglichen, nahm man von vornherein nur eine kurze Durchschnittsdauer der Anwesenheit der Residenten in der zu gründenden Niederlassung an; einige Jahre, selbst wenige Monate der Arbeit in Ost-London können sie bereits mit wertvollen Erfahrungen bereichern. Wenn aber ihre Thätigkeit auch für den Osten von Nutzen sein soll, so erfordern ihre unerfahrenen Kräfte einer einsichtigen und gleichmäßigen Leitung. Man bedurf also neben den Residenten, welche gleichsam im Ehrenamte thätig sind, eines bezahlten Vorstehers der Anstalt, der womöglich eine in den Verhältnissen Ost-Londons altbewährte Kraft sein muß. Für diesen Posten wurde der Gehalt von 250 Pfund Sterl. (5000 Mark) jährlich ausgesetzt.

Geleitet von diesen Grundgedanken, ging die Universities settlement association sogleich mutig an die Ausführung. Schon hatte sie ein Grundstück gekauft und war bereits mit dem Niederreißen eines Teiles der halbverfallenen Gebäude desselben beschäftigt, als die Schwesteruniverität dem Unternehmen ihre hilfreiche Hand bot. Unter der Mitwirkung der angesehensten Professoren wurde am 24. Mai 1884 zu Guildhall in Cambridge eine Versammlung abgehalten. Männer, die man sonst kaum von derselben Tribüne hören wird, sprachen sich bei dieser Gelegenheit in gleichem Sinne aus: Männer kirchlich konservativer Richtung, ebenso wie der bekannte Leiter der Radikalen, Chamberlain. Auch Prinz Albert Eduard Viktor, der älteste Sohn des Prinzen von Wales, erhob sich, um seine Teilnahme für ein Unternehmen auszusprechen, das den-

jenigen, die sich einst dabei würden bethätigen können, einen weitem Gesichtskreis zu eröffnen versprache, „als er uns, die wir im Westen Londons leben, zu erreichen möglich ist.“ Erst nachdem hierauf die in Oxford gegründete Gesellschaft durch zahlreiche Mitglieder aus Cambridge verstärkt worden war, konnte das Unternehmen als gesichert gelten. Bei der bekannten Opferwilligkeit in den englischen Universitätskreisen wurde eine nicht unbeträchtliche Summe sofort gezeichnet. Der größere Teil der Anlagekosten mußte jedoch zunächst geliehen werden. Diese beliefen sich auf 11 000 Pfund Sterl. (220 000 Mark). Die nicht unbeträchtlichen laufenden Ausgaben von Toynbee-Hall fallen unter drei Klassen: 1. Kosten der Erhaltung und des bestimmungsmäßigen Betriebes der Anstalt, also Kosten der von den Residenten veranstalteten Versammlungen, Gesellschaften, Feste zc., ferner der Extension-Vorlesungen, soweit sie nicht durch Erlös des Billeterkaufs gedeckt sind, außerdem der Gehalt des Vorstehers. 2. Zinsen der aufgenommenen Gelder, ein verhältnismäßig geringer Posten, da sich viele der Darlehnsgeber als Freunde der Sache mit geringen Zinsen begnügten und damit zufrieden waren, ihr Geld durch das Grundstück hypothekarisch gesichert zu sehen. 3. Eine durch das Statut festgesetzte Summe, die jährlich in den Tilgungsfonds abgeführt wird, um die Lasten allmählich abzustößen. Die soeben aufgezählten laufenden Ausgaben werden durch Jahresbeiträge der Mitglieder der Gesellschaft gedeckt. Dagegen leben die Residenten auf eigene Kosten, zahlen jedoch nur eine mäßige Pension, 30 bis 40 Schilling wöchentlich.

Anfang März 1885 wurde Toynbee-Hall seiner Bestimmung übergeben, nicht viel später als ein Jahr, nachdem die ersten Vorschläge der Stifterversammlung zu Oxford unterbreitet waren. Toynbee-Hall ist das erste University-settlement, welchem jedoch, wenn sich der Gedanke bewährt, ähnliche Gründungen in London und andern Städten folgen sollen. Toynbee-Hall wurde mit dreizehn Residenten eröffnet. Ihre Zahl hat sich seitdem beträchtlich vermehrt; auch sind die Räumlichkeiten auf ein weiteres Steigen der Zahl, nämlich bis auf dreißig, berechnet. Für öffentliche Zwecke verfügt man über einen Vorlesungsaal, ein Ess- und Wohnzimmer, außerdem noch über einen größeren Raum für Lehrzwecke und einen, der lediglich den Residenten vorbehalten ist.

Zum ersten Vorsteher, zum sogenannten Head von Toynbee-Hall, wurde S. A. Barnet gewählt, welcher trotz vieler und schwerer Lasten auch dieses Amt noch übernahm. Barnet verwendet den Gehalt, den er bezieht, zur weitem Ausstattung von Toynbee-Hall. Ihm verdankt bereits ein kleiner Garten und ein Lawn-Tennis-ground seine Entstehung. Schon kurze Zeit, nachdem man eingezogen war, zeigte sich, wie richtig man Ort und Leiter gewählt hatte. Man erntete die Saat, die Barnet in langen Jahren ausdauernder Arbeit in White-Chapel gesät hatte. „Ihm verdanken wir“ — mußten die Residenten gestehen — nicht nur die für Neulinge unschätzbare Leitung, sondern auch das Willkommen

und Vertrauen, auf das wir bei jedem unsrer Schritte in White-Chapel treffen und das wir anderwärts erst allmählich hätten erwerben müssen."

5.

Es dürfte noch nicht möglich sein, ein abschließendes Urteil über die Folge von Toynbee-Hall abzugeben. Jedenfalls ziemt ein solches nicht dem Ausländer. Ich beschränke mich darauf, eine einfache Beschreibung der mannichfaltigen Bestrebungen zu geben, deren Mittelpunkt Toynbee-Hall ist. Ich habe dabei eine Reihe verschiedenartiger Bilder aus dem Leben Ost-Londons dem Leser vorzuführen, und halte mich dabei lediglich an das, was ich entweder selbst gesehen oder von Residenten der Anstalt über ihre Thätigkeit erfahren habe.

Vor allem ist Toynbee-Hall Mittelpunkt des University-Extension-Movement für White-Chapel. In dem Vorlesungs-saal werden die Extension-Vorlesungen abgehalten, in dem kleineren Lecture-Room die Konversatorien, die sich, wie schon beschrieben ist, an die Vorlesungen anschließen. Zugleich nimmt für die Dauer der Kurse Toynbee-Hall die Extension-Lehrer als willkommene Gäste auf; oft mögen sie Universitätsfreunde der Residenten sein. In White-Chapel stößt das Extension-Movement auf besondere Schwierigkeiten. Sene Elemente, welche sonst der Bewegung zunächst das meiste Interesse entgegenbringen, fehlen hier fast gänzlich. Es ist daher schwierig, auf die Sache überhaupt aufmerksam zu machen. Zu diesem Zweck werden Flugblätter ausgegeben, welche das Motto tragen: *A man needs knowledge not only as a mean of livelyhood, but also as a mean of life.* (Der Mensch braucht Kenntniss nicht nur als ein Mittel zur Annehmlichkeit des Lebens, sondern auch als Mittel zum Leben.) Man betont gerade gegenüber einer Bevölkerung wie der von White-Chapel den unmittelbar praktischen Nutzen der zu verbreitenden Kenntnisse.

Einen besondern Halt hat die Bewegung seit der Gründung einer Students union in White-Chapel gefunden. Ein solcher Verein umfaßt frühere und gegenwärtige Teilnehmer der Extension-Kurse. An den Vereinsabenden werden die Vorlesungen und die anzufertigenden schriftlichen Arbeiten besprochen. Daneben verfolgt der Verein auch Förderung der Geselligkeit unter seinen Mitgliedern. Seit der Eröffnung von Toynbee-Hall wurde dieses der Sitz der in White-Chapel gegründeten Students union. Die Mitglieder des Vereins, welche den Residenten persönlich bekannt sind, haben das Recht, sich jeden Abend in Toynbee-Hall einzufinden, wo dann die Bibliothek ihrer Benutzung offen steht. Daneben werden ihnen hin und wieder gefellige Unterhaltungen, sogenannte Tea parties, gegeben, auch Veseabende veranstaltet und die Einzelnen in der Wahl ihrer häuslichen Lektüre beraten. Die bloße Mitgliedschaft an einer Students union ist eine Gewähr für die Persönlichkeit des Einzelnen. Ein derartiger Verein umfaßt meist die begabtesten jüngern Elemente des Bezirks, diejenigen,

die den Willen und wohl auch die Aussicht haben, sich auf der sozialen Stufenleiter emporzuarbeiten. Das Bestehen solcher Vereine ist für das University-Extension-Movement von größter Wichtigkeit. An Stelle eines flüchtigen, unbekanntem Publikums hat man so einen festen und sichern Stamm von Zuhörern, auf deren Unterstützung man stets rechnen kann.

Gegenstände der von den Extension-Lehrern in Toynbee-Hall abgehaltenen Kurse waren beispielsweise folgende: Licht, Voltaische Elektrizität, Explosivstoffe, Abschnitte der englischen Geschichte, Entwicklung der englischen Verfassung, ferner (gewiß von besonderer Wichtigkeit) öffentliche und häusliche Gesundheitspflege und Grundsätze der Auswanderung. Entsprechend dem Auffassungsvermögen der Zuhörer ist man bemüht, die Gegenstände möglichst anschaulich darzustellen. Nicht nur daß die naturwissenschaftlichen Vorlesungen stets von den zugehörigen Experimenten begleitet sind, auch auf dem Gebiete der historischen Vorlesungen sucht man ähnliches durch Ausflüge zu bieten. Gerade der altgeschichtliche Boden Englands ist hierzu besonders geeignet. So besuchte man Westminster, das Pantheon englischer Größe, in welchem sich Mittelalter und Neuzeit die Hand reichen. Man besuchte Oxford und Cambridge. Auch öffnete der gegenwärtige Premierminister, Marquis of Salisbury, sein altes Stammschloß, das Hatfield-Castle, aufs bereitwilligste den Besuchern aus Ost-London. Die Londoner Museen, insbesondere die Nationalgalerie und das Britische Museum, deren Schätze für die Bewohner der östlichen Stadtteile kaum vorhanden sind, wurden mehrfach von Extension-Lehrern ihren Schülern erklärt. Ob wohl dem einen oder dem andern jener Besucher aus dem Osten, die ich vor den Elgin-Marbles stehen sah, ein Gefühl davon aufgegangen ist, daß unerreicht hier die Größe und Erhabenheit der Gottheit dargestellt ist, die hoch über den Leiden und Kämpfen der Menschen thront? Das allein wäre ein Erfolg, der die Aufwendungen der Gesellschaft und die Anstrengungen des Lehrers lohnte! Denn ein solches Gefühl wirkt erlösend, und neben der stillen Größe jener Weltmächte wird das eigne Ich zum Nichts, und unendlich klein, ja verächtlich werden die Sorgen und Plagen des Tages. Dies ist die Bestimmung der Kunst, und wenn das Extension-Movement dahin wirkt, das Verständnis für Kunstwerke zu verbreiten, so kann man ihm zu diesem allerdings schwierigen Unternehmen nur Glück und zahlreiche Nachahmung wünschen.

In White-Chapel ist man, was die Bedeutung des Kunstsinnes angeht, über die Vorlesungen und Ausflüge, wie sie das University-Extension-Movement zu veranstalten pflegt, noch hinausgegangen. Vor einigen Jahren sprach Barnet den Gedanken aus, daß auch Ost-London seine jährliche Kunstausstellung haben solle, da die Ausstellungen des Westens für den Osten kaum in Betracht kämen. Dieser Vorschlag ging nicht von einem menschenfreundlichen Schwärmer aus, sondern einem Manne der That. Nicht lange nach der ersten Anregung eröffnete Barnet zu Ostern 1880 in der St. Judaschule die erste Fine art loan exhi-

bition. Seitdem wurden die Ausstellungen stets zu Ostern wiederholt. Alljährlich locken sie Menschenströme aus West-London herbei; unter den Besuchern sieht man nicht wenige Kunstschüler aus South-Kensington: ein gutes Zeichen für die künstlerische Stufe der Ausstellungen.

Wie war es möglich, daß Barnet in so kurzer Zeit seinen Plan zu glänzender Ausföhrung brachte? Als Vertreter des Ostens hatte er sich mit dringenden Worten an Künstler und Kunstbesitzer gewandt, und es ist ein schönes Zeichen des in jenen Kreisen herrschenden Gemeinfinnes, daß er für seine Bitten Gehör fand. Nicht ohne eine gewisse Besorgnis mag sich, besonders das erste mal, mancher Eigentümer von seinen Lieblingen getrennt haben; trotzdem fand sich von vornherein eine genügende Zahl von Männern bereit, ihre Kunstwerke für einige Zeit leihweise der St. Judasschule zu überlassen. Bei der Art des Publikums, das die Hauptmasse der Besucher bildet, ist die Sicherung der Kunstwerke keine leichte. Man braucht doppelt so viel Aufseher wie in andern Ausstellungen. Nur unbezahlte Herren werden zu diesem Dienste angestellt. Ein Hauptteil der Aufgabe fällt den Residenten von Coynbee-Hall zu, die Thür an Thür mit der Judasschule wohnen. Daß ihre Pflichten nicht leicht sind, geht schon aus ihren Vorschriften hervor: „sie sollen das Rauchen, das Berühren der Bilder, lautes Geschwäß, Spielen von Kindern in den Räumlichkeiten verhindern, den Verkehr der Menge aufrecht erhalten u. s. w.“

Die Hauptzahl der Bilder ist natürlich neueren, englischen Ursprungs. Ältere Bilder, obwohl vorhanden, sind für die Zwecke der Ausstellung weniger geeignet. Nur der höher gebildete kann sich in die Empfindungsweise eines vergangenen Zeitalters zurückversetzen; den ungebildeten Betrachter werden neuere Bilder stets mehr ansprechen. Besonders bevorzugen die Besucher der Ausstellung in White-Chapel solche Bilder, die ihnen eine Geschichte erzählen: Genrebilder, geschichtliche und Schlachtenbilder; daneben erfreuen sie farben glänzende Landschaften. Der Katalog ist dem Bedürfnis der Besucher entsprechend eingerichtet. Er unterscheidet sich dadurch von Katalogen anderer Ausstellungen, daß er jede Nummer durch eine eingehendere Beschreibung oder wenigstens ein Dichterwort erläutert. Eigentümlich berührte es mich, auf dem Katalog von 1885 als Motto die Worte aus Platos Republik zu lesen: „Dem jungen Bürger sollte es nicht erlaubt sein, aufzuwachsen unter Bildern des Übels, damit seine Seele sich nicht die Häßlichkeit seiner Umgebung aneigne. Vielmehr sollten sie wie Menschen sein, die in einer schönen und gesunden Gegend wohnen. Von allem, was sie sehen und hören, sollte Lieblichkeit wie ein Windeshauch in ihre Seelen strömen, und ihnen, ohne daß sie dieselbe kennen, die Wahrheit lehren, deren Verkörperung die Schönheit ist.“ War es richtig, uns, den gebildeten Besucher — denn für den ungebildeten wird das Wort wirkungslos bleiben — an das griechische Menschheitsideal zu erinnern, gerade an diesem Ort und in dem Augenblick, in welchem eine der einfachen Besucherinnen auf

nus zutrat und auf das Bild vor uns — eine sonnige Landschaft mit wogendem Kornfeld — deutend fragte: „Ist dies das Bild, das der Katalog als Kornfeld bezeichnet? Ich habe mir immer vorgestellt, ein Kornfeld müsse ganz anders aussehen.“ Welcher Kontrast!

Die Thätigkeit Toynbee-Halls als einer Anstalt zu Unterricht und Erziehung geht aber noch über die Grenzen der Extension-Movements hinaus. Besondere Rücksicht hat man den künftigen Volksschullehrern zugewandt, eine Thatsache, die in den eigentümlichen und für uns ganz fremdartigen Verhältnissen der Schule in England ihren Grund hat.

Während wir das Gebiet der Schule, insbesondere das der Volksschule, vollständig dem Staate zuweisen, war in England bis in unsre Tage nach der Weise des Mittelalters das gesamte Erziehungswesen der Privatthätigkeit überlassen. Die allgemeine Schulpflicht, in Preußen seit mehr als einem Jahrhundert bestehend, wurde in England erst vor kurzem eingeführt. Auch die Ausbildung der Lehrer ist reine Privatfache. Lehrerseminare giebt es in England nicht, sondern die jungen Leute müssen selber sehen, wo sie die nötigen Kenntnisse am besten erwerben. Ihre Vorbildung mag daher oft recht lückenhaft sein, und das umso mehr, als ihre Kräfte schon während der Vorbereitungszeit mit Berufspflichten überbürdet zu sein pflegen. Unter dem Vorwande, sie praktisch auszubilden, in Wahrheit aber, um ihre Kräfte vorzeitig auszunutzen, verwendet man sie bereits vor bestandener Prüfung und oft kaum erwachsen in den Schulen als Hilfslehrer. Haben sie aber endlich eine feste Lehreraufstellung erlangt, so sind sie damit eines sichern Einkommens noch durchaus nicht gewiß. Was uns unglaublich erscheinen mag, man bezahlt sie nach der Kopfzahl der Schüler, welche die jährliche Prüfung bestehen. Daher lassen die Lehrer gewöhnlich die tüchtigsten Schüler, welche wahrscheinlich auch ohne sie die Prüfung bestehen werden, beiseite liegen. Ihr Interesse weist sie dahin, nicht möglichst gute, sondern möglichst viele mittelmäßige Schüler zu haben, und so läuft alles auf ein Einbläuen der notdürftigsten Prüfungskennntnisse in unbegabte Köpfe hinaus.

Das sind Mißstände, gegen welche jene gesamte Richtung, die durch Toynbee-Hall vertreten ist, aufs lebhafteste eintritt. Man hält eine gänzliche Reform der Schulgesetzgebung für notwendig, und verlangt eine Umgestaltung der Volksschule, vielfach nach deutschem Muster. Trotzdem haben aber auch hier die Residenten von Toynbee-Hall nicht die Sache für hoffnungslos erklärt, sondern Hand ans Werk gelegt, um wenigstens nach Kräften dem Übel entgegenzuwirken. Fast jeder der Residenten versammelt einmal wöchentlich eine Anzahl jener jungen Leute, die den Beruf des Volksschullehrers ergreifen wollen, zu einer sogenannten Class um sich. Der Zweck dieser Vereinigungen ist gemeinsame Lektüre, welche man entweder aus dem Gebiete einer Fachwissenschaft oder der englischen Literatur wählt. Zugleich unterhält man sich mit ihnen freundschaftlich

wie mit feinesgleichen, und sucht sie im Umgang mit Gentlemen selbst zu Gentlemen zu machen. Wenn man auf diesem Wege aber auch manche gute Erfolge erzielt hat, so ist man sich in Toynbee-Hall, wie mir einer der Residenten versicherte, doch bewußt, daß private Anstrengungen der Aufgabe nicht gewachsen sind. Man wünscht daher Gründung von Lehrerseminarien, die jedoch in irgend welchem Zusammenhange mit den Universitäten stehen, vielleicht sogar in der Form von neuen Colleges in den Universitätsstädten selbst errichtet werden sollen. Zweifelhaft mag es sein, wie weit eine Verwirklichung dieser Vorschläge möglich sein würde. Jedenfalls ist es ein richtiger Gedanke, daß so, wie die Lehrer sind, die Schule sein wird. Wenn wir über eine Schulreform verhandeln, sei es in England oder Deutschland, so sollten wir nie vergessen, daß eine wirkliche Hebung der Schule nicht ohne Hebung der sozialen Stufe der Lehrer möglich ist.

6.

Mag der Hauptschwerpunkt auch auf der innerhalb der wohllichen Räume von Toynbee-Hall geleisteten Arbeit ruhen, so sind die Residenten doch nicht damit allein zufrieden, ihre Nachbarn bei sich zu empfangen; sie suchen dieselben auch bei ihrer Arbeit oder während ihrer Mußestunden auf. Jene erste Art der Thätigkeit, welche mit dem Extension-Movement aufs engste zusammenhängt, ist Toynbee-Hall eigentümlich. Wenn dagegen die Residenten von Toynbee-Hall in die Wohnungen der Armen gehen, die Wohnstätten der Arbeiter besuchen, an ihren Vereinigungen und Klubs teilzunehmen, so thun sie hiermit nur, was zahlreiche andre Vereine und noch mehr einzelne Herren heutzutage in London zu thun gewohnt sind.

Vor allem ist es eine Klasse von Bewohnern der Weltstadt, welche das Mitleiden aller Menschenfreunde auf sich lenkt. Nach vielen Tausenden zählen jene Knaben, oft noch in zartem Kindesalter stehend, welche als Stiefelpußer, Zeitungs- und Streichholzverkäufer auf und von der Straße leben. Während in den oberen Klassen sich der Sohn oft erst im Mannesalter von der elterlichen Familie ablöst, muß hier bereits das Kind hinaus ins feindliche Leben. Glücklich, wenn es noch ein Elternhaus weiß, wohin es des Abends zurückkehren kann! Vielen jener Kinder ist auch das nicht vergönnt. Familienlos, oft ohne zu wissen, wer ihre Eltern gewesen sind, finden sie sich mit erwachendem Bewußtsein in den Kampf ums Dasein hineingelegt, den sonst die Natur durch die Elternliebe noch dem Kinde verschleiert. Selbst das ist ihnen oft versagt, was sonst die Geburt jedem zu schenken pflegt: der Name. Doch wunderbar, der zarte Funke des Kindeslebens, der unter den Händen seiner Mutter leicht erlischt, scheint gerade dort oft Troß zu bieten, wo die Organisation der Gesellschaft auf seinen Untergang gerichtet zu sein scheint. Im Gewühl von Fußgängern und Wagen, wo der Erwachsene selbst alle Aufmerksamkeit aufbieten muß, schlägt der Knabe

sich durch, so gut es gehen will. Andre seinesgleichen lungern in den Dock's herum. Hier, wo die Schiffe kommen und gehen, findet sich vielleicht ein kleiner Verdienst, der ein Mittagbrot einbringt.

Gefährlicher noch als die leiblichen Gefahren sind die sittlichen, denen solche Kinder ausgesetzt sind. Bei wiederholten Erkundigungen erfuhr ich, daß vier Pence ein ziemlich hoher Tagesverdienst ist. Dies genügt etwa zur Nahrung; ein anständiges Obdach können sie damit nicht bezahlen und kriechen deshalb unter, wo sie können. In was für Gesellschaft mögen sie sich da oft befinden! Jeder Einfluß, der auf den menschlichen Geist bildend wirkt, bleibt ihnen fern. Der allgemeinen Schulpflicht und den School Board Visitors gegenüber, die über die Durchführung des Gesetzes zu wachen haben, sind solche Existenzen ein wahrer Hohn. Sieh unter einander zum Verwecheln ähnlich, verschwinden sie oft von ihrem gewöhnlichen Schauplatz. Heute tauchen sie hier, morgen dort auf, je nachdem sie einen Verdienst entdecken. Ja es mag unter ihnen selbst solche geben, die überhaupt keinem Menschen als Individuen bekannt sind.

Hier bietet sich dem Menschenfreunde ein wichtiges Arbeitsfeld. Findet doch in jenen Scharen herumirrender Kinder die Verbrechertwelt der Millionenstadt ihren sichersten Nachwuchs. Von dieser Einsicht ist nun in jüngster Zeit in London eine höchst segensreiche Bewegung ausgegangen, welche allenthalben sogenannte boy's clubs oder ragged schools gründet. Entweder finden die Kinder in ihnen eine dauernde Unterkunft, wie besonders in den Rettungshäusern für Knaben und Mädchen, welche Dr. Barnardo angelegt hat. Die Klubs haben nur den Zweck, den Kindern, in diesem Falle besonders Knaben, angemessene Gesellschaft zu bieten, in der sie den Abend zubringen können. Unter den Augen eines freundlichen Geistlichen mag hier mancher zum erstenmale eine Spur des Vertrauens empfinden, das dem Kinde gegenüber Eltern und Lehrern eigen sein soll.

Mitarbeit auf diesem Gebiete, sei es als Leiter eines Klubs, sei es als bloße Besucher, halten die Residenten von Toynbee-Hall für eine ihrer lohnendsten Aufgaben, deren Erfüllung fast stets mit sichtbarem Erfolge verknüpft ist. Indem sie ihre freien Abende unter diesen Kindern zubringen, ihnen Geschichten erzählen oder vorlesen, ihnen das Leben soweit als möglich zu erheitern versuchen, mag manchem ihrer Zöglinge zum eignen Erstaunen die Erkenntnis aufgehen, daß es auch menschliche Handlungen giebt, die nicht ausschließlich auf Selbstsucht beruhen. Unfre Freunde suchen den Sinn für Unterhaltung und Geselligkeit in den Kindern zu erwecken. Denn auch hierin sind sie schlechter gestellt als andre ihresgleichen. Nicht als ob es zum Kinderpiel kostbaren Aufwandes bedürfte; aber auch spielen will gelernt sein, und dazu hat jenen verlassenem Kindern bisher die Gelegenheit gefehlt. Ferner legt der Klub, wenn es seine Mittel erlauben, ein Bibliothek an. Er sorgt auch für das spätere Fortkommen seiner Angehörigen; man schiebt sie in Schulen, sucht ihnen hier oder dort einen

Weg zu eröffnen und mag aus manchem verkommenen Jungen noch ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft machen.

An einem heitern Frühlingsabend besuchte ich einen der weit entlegenen Parks in Ost-London. Bei der Ausdehnung jeder Großstadt ist es von Wichtigkeit, daß größere Wiesen- oder Waldflächen unbebaut liegen bleiben. Wenn die Stadt sie später umschlossen hat, so werden sie dann als Parks dem Publikum zur Benutzung eröffnet. Außerdem aber war es in London eine oft wiederholte Forderung, die Wiesenflächen der Parks im Osten zu Spielplätzen für die Jugend herzurichten. Der Engländer mißt dem Spiele hohe Bedeutung für die Erziehung der Jugend bei. Abgesehen davon, daß die englischen Spiele den Leib gewandt machen und fast alle Muskeln in gleicher Weise kräftigen, glaubt der Engländer auch an ihren sittlichen Wert. „Bei diesen Spielen — versicherte mir ein englischer Schulmann — hat mancher junge Taugenichts zum erstenmale Regeln befolgen und seinen Willen einem allgemeinen Besten unterordnen gelernt.“ Auf einem der neuangelegten Spielplätze fand ich meinen Freund aus Toghbee-Hall mitten unter einer Schar von ärmlich gekleideten Jungen. Als er mich sah, wandte er sich einen Augenblick vom Spiele ab. „Glauben Sie — sagte er im Laufe des Gesprächs —, diese Spielplätze hier in Ost-London sind für die Nation von nicht geringerer Bedeutung als die wohlgepflegten Rasengründe um die Etonschule. Aber die bloßen Vorrichtungen für unsre Nationalspiele, welche man endlich im größern Maßstabe angelegt hat, nutzen an sich noch wenig. Trotz der schönsten Spielplätze würde keiner dieser Jungen, fixe Kerle, sonst, wie Sie sehen, von selbst und ohne Anleitung zu spielen angefangen haben.“ Mein Freund lehrte wieder zum Spiele zurück, und als er den Ball in weitem Bogen seinem Gegner zuwarf, zeigte mir das Zauberwort der Jungen, daß sie den rechten Vehrmeister zu dem nationalsten ihrer Spiele gefunden hatten, dem Criquet, das schon im Jahre 1746 besungen wurde: Hail criquet hail, thou manly british game!

(Schluß folgt.)



Die Zunahme der Rohheit in Deutschland.



trübe, äußerst trübe sind die Aussichten, welche ein Blick auf die deutsche Kriminalität der Gegenwart eröffnet, so trübe, daß auch der eingeseleischteste Optimist mit Rücksicht auf sie an der Wichtigkeit seiner Weltanschauung schwankend werden muß. Was hilft es, daß dank der Gesundung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse die Verbrechen gegen das Vermögen sich vermindern, wenn die Rohheits- und Gewaltthätigkeitsvergehen von Jahr zu Jahr zunehmen, wenn sie, je länger je

mehr, den Platz beanspruchen, der bisher den strafbaren Verletzungen des Eigentums zuteil wurde? Was hilft es, daß das Vermögen in Deutschland nicht mehr in der Weise den verbrecherischen Angriffen gefetzloser Menschen ausgesetzt ist, wie zu Ende der siebziger Jahre, wenn Ehre, Gesundheit und Sittlichkeit sich mit jedem Jahre mehr bedroht sehen, wenn der Widerstand gegen die Staatsgewalt und der Hausfriedensbruch, wenn die Beleidigung und die gewaltsame Unzucht, wenn vor allem die Körperverletzung im größten Maße begangen wird? Der Gewinn, welcher dem Volksleben durch den Rückgang der Diebstähle erwächst, wird mehr als aufgewogen durch den Schaden, den es durch die Verrohung und Verwildernng der Volksseele erleidet, welche mit der größern Häufigkeit jener Verbrechen Hand in Hand geht. Vor allem sind es die Körperverletzungen, welche sich durch eine geradezu ungeheuerlich zu nennende Vermehrung auszeichnen. Im Jahre 1882 betrug die Zahl der wegen einfacher Körperverletzung verurteilten 16 527; nach den vorläufigen Ergebnissen der Strafrechtspflege im Jahre 1885 war sie in diesem Jahre bereits auf 18 620 gestiegen. Noch viel bedeutender aber ist die Zunahme der ungleich schlimmern Klasse dieser Vergehen, der gefährlichen Körperverletzungen; von 38 291 ist ihre Zahl innerhalb derselben Zeit auf 51 449 gestiegen, während die schweren Körperverletzungen sich von 573 auf 663 vermehrt haben. In derselben Zeit ist die Zahl der wegen einfachen Diebstahls verurteilten von 79 116 auf 69 241 gesunken, und ebenso verhält es sich mit der Bewegung der übrigen Arten des Diebstahls. Da wir hier keine Darstellung der deutschen Kriminalstatistik zu geben beabsichtigen, sondern lediglich die Aufmerksamkeit auf den gewaltigen Umfang und die übermäßige Ausdehnung der Antastungen des Leibes und Lebens lenken wollen, so sehen wir von einer weitern Mittheilung statistischer Angaben ab und können dies umso mehr, als aus den voranstehenden in völlig ausreichender Weise die Thatsache hervorgeht, daß die gegenwärtige Menge der Körperverletzungen zu keiner frühern Zeit auch nur annähernd erreicht wurde. Geht die Bewegung der Körperverletzungen in der bisherigen Weise weiter, so wird mit der Zeit das Messer in Deutschland dieselbe Rolle spielen wie in Amerika, und während der Strafvollzug ängstlich bemüht ist, den Übelthäter, der das Leben und die Gesundheit seines Nebenmenschen geringer achtet als einen Schnaps, mit Glacehandschuhen anzufassen und um jeden Preis zu vermeiden, daß die Strafe auf den Bestraften als Übel und Pein wirke, nimmt die Schutzlosigkeit des wichtigsten aller Rechtsgüter und die öffentliche Rechtsunsicherheit über Hand, und immer dringender wird der Hilferuf der Gesellschaft, welche sich den wüsten Ausschreitungen roher Gesellen preisgegeben sieht.

Es ist nicht schwierig, die Gründe anzugeben, auf welchen diese beklagenswerte Erscheinung beruht; freilich muß man sich bei der Aufdeckung derselben der Gefahr aussetzen, als „Reaktionär“ verschrien zu werden, weil man dabei in der gegenwärtigen Rechtspflege nicht alles vollkommen und

tadelnfrei, sondern recht vieles nur sehr unvollkommen und sehr tadelnswürdig finden kann.

Ein Hauptgrund des gegenwärtigen Notstandes — denn ein solcher liegt unzweifelhaft vor — ist und bleibt das unmäßige Trinken, insbesondere der unmäßige Genuß von Branntwein, gegen den die Gesetzgebung bis jetzt immer noch nicht mit der Strenge und Rücksichtslosigkeit vorgegangen ist, welche doch so notwendig ist. Mag man immerhin demjenigen den Vorwurf einer reaktionären Gesinnung entgegenzuschleudern, welcher die unseligen, im Geiste des radikalen Manchesterthums abgefaßten Vorschriften der Gewerbeordnung von 1869, die sich auf das Schankrecht beziehen, mit der Zunahme der Körperverletzungen in ursächlichen Zusammenhang bringt, dieser Zusammenhang läßt sich trotzdem nicht bestreiten. Seit diesem Gesetze, welches bezüglich des in ihm enthaltenen neuen Schankrechts mit Zug und Recht als ein Unglücksgeß bezeichnet werden darf, hat die Vermehrung der Körperverletzungen in Deutschland begonnen, und bis auf den heutigen Tag mit ungeschwächter Kraft angedauert. Das Gesetz vom 23. Juli 1879, betreffend die Abänderung einiger Bestimmungen der Gewerbeordnung, welches den Landesregierungen gestattete, die Erlaubnis zum Ausschank von Branntwein oder zum Kleinhandel mit Spiritus an den Nachweis des Bedürfnisses zu knüpfen, war nicht entfernt imstande, dem unmäßigen Schnapsgenuß entgegenzuwirken; dies hat sich darin gezeigt, daß die Körperverletzungen auch nach seinem Erlaß sich im stärksten Maße vermehrt haben. Leider hat sich die Reichsgesetzgebung bis jetzt nicht veranlaßt gesehen, durch thatkräftiges Vorgehen dem übermäßigen Trunk einen Damm entgegenzusetzen und damit eine Quelle oder, besser gesagt, die Hauptquelle der Körperverletzungen zu verstopfen, wie dies in andern Ländern, welche vormals unter den schlimmen Folgen des Alkoholismus ebenfalls zu leiden hatten, wie in Schweden und Norwegen, in Holland, auch in einigen Staaten Amerikas, mit bestem Erfolge geschehen ist. An Anregungen zu kräftigem Vorgehen hat es wahrlich nicht gefehlt. Der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hat bereits dreimal eine Petition an den Reichstag gerichtet, in der eine derartige Verschärfung des bestehenden Schankrechts vorgeschlagen wird, daß von ihr der ange deutete Erfolg wohl mit Sicherheit erwartet werden könnte. Es wird darin ein vorläufiges Gesetz zur Unterdrückung aller neuen Wirtschaftskonzessionen verlangt, demnächst die Bestimmung der höchsten in einer Gemeinde zulässigen Zahl von Wirtschaften und Kleinhandlungen, in welchen Branntwein verkauft wird, ferner die besondre Besteuerung derselben, das Verbot des Ausschankes an Minderjährige, Verbot des Borgens u. dgl. m. Dieses wiederholte Vorgehen des Vereins hat bis jetzt keinen Erfolg zu verzeichnen, wenn auch die verbündeten Regierungen im Jahre 1885 ihre Bereitwilligkeit erklärten, der Reform des Schankrechts in dem von dem Vereine gewünschten Sinne näher zu treten. Dieser Mißerfolg ist umsomehr zu bedauern, als, wenn auf irgend einem Ge-

biere des öffentlichen Lebens, so auf diesem, Gefahr im Verzuge ist. Je länger die Gesetzgebung wartet, gegen einen Zustand einzuschreiten, der ein Schandfleck der deutschen Kultur ist, umso schwieriger wird die Heilung, umso durchgreifender werden später die zur Anwendung gelangenden Mittel sein müssen. Es ist nicht zu verkennen, daß man in weiten Kreisen Deutschlands einem Vorgehen der Gesetzgebung in dieser Richtung nicht sehr günstig gegenübersteht. Es ist begreiflich, daß der doktrinäre Manchesterkultus, dessen Ideal der § 23 der Gewerbeordnung war, sich mit Abscheu von jedem Vorschlage abwendet, welcher weitere Beschränkungen der Schankfreiheit herbeiführen will; die Manchesterdoktrin ist ja einseitig genug, um ihren Prinzipien zuliebe das Volksleben seinem Untergang entgegengehen zu lassen. Aber ein verwerflicher Mißbrauch der Freiheit ist es, wenn man sich pathetisch und mit Entrüstung im Namen derselben gegen die eben charakterisirten Bestrebungen verwahrt! Im Lande der radikalen Demokratie und des Referendums, im Lande der Freiheit, die auf den Bergen wohnt, denkt man in dieser Beziehung wesentlich anders als im Lager der deutschen Manchestermänner. Dort bedankt man sich für eine Freiheit, die in ihren Konsequenzen zu einer allgemeinen Unsicherheit und zu einer Bedrohung der Gesundheit frieblicher Bürger führt, dort findet man in der Demokratie und den Ideen des Liberalismus kein Hindernis, es zu verhüten, daß ein wüstes und verwegenes Rowdythum sich breit mache und des Schutzes Hohn spreche, welchen der Staat seinen Unterthanen schuldig ist. Die Schweizer bewahrte ihr gesunder Sinn vor einem solchen Verkennen der Pflichten und Aufgaben des Staates, wie es im deutschen Reiche unter den radikalen Anhängern des Laissez faire nicht selten zu finden ist. So lange man bei uns nicht ebenso durchgreifend die Schankgesetzgebung umgestaltet, wie in den skandinavischen Reichen und Holland, so lange dürfen wir auf eine wesentliche Verminderung der Körperverletzungen nicht hoffen.

Ein zweiter Hauptgrund der Zunahme dieser Vergehen ist die Art und Weise, in welcher die deutsche Strafrechtspflege gegen sie vorgeht. Wenn die Klagen, welche über die ungerechtfertigte Milde der deutschen Rechtspflege laut werden, auf irgend einem Gebiete begründet sind, so ist es auf dem der Körperverletzungen. Es ist unglücklich, welches Unwesen hier mit der Milde getrieben wird. Nach § 223 a des Strafgesetzbuches wird die sogenannte gefährliche Körperverletzung mit Gefängnis von zwei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft; sind nach Ansicht des Richters mildernde Umstände vorhanden, so kann entweder auf Gefängnisstrafe von einem Tage bis zu drei Jahren oder auf eine Geldstrafe bis zu tausend Mark erkannt werden. Man werfe nun einen Blick auf die Ergebnisse der Strafrechtspflege im Jahre 1884, um einen Begriff von der „Strenge“ zu erhalten, die der deutsche Richter gegen die rohsten aller Übeltäter zur Anwendung bringt. Eine Gefängnisstrafe von mehr als zwei Jahren wurde gegen 0,96 Prozent aller Verurtheilten ausgesprochen, Gefängnis von

mehr als einjähriger Dauer gegen 1,60 Prozent. Dagegen wurde in 58,66 Prozent Fällen Gefängnisstrafe unter drei Monaten verhängt, und auf Geldstrafen in 19,21 Prozent Fällen erkannt, während 18,22 Prozent Verurteilte eine Gefängnisstrafe erhielten, die sich zwischen drei Monaten und einem Jahre bewegte. Auf die Verurteilungen zu kurzer Gefängnisstrafe und zu Geldstrafe fielen somit nicht weniger als 96,09 Prozent aller Verurteilungen. Man nimmt an,*) daß bei mehr als 50 Prozent aller Verurteilungen die erkannte Strafe nicht den Betrag von zwei Monaten erreichte, und angesichts der vorstehenden Zahlen muß diese Vermutung als eine höchst wahrscheinliche gelten, namentlich, wenn man sich daran erinnert, daß mit der Zubilligung mildernder Umstände vielleicht bei keinem Vergehen ein solch unverständiger Mißbrauch getrieben wird, wie gerade bei den Körperverletzungen. Eine solche Strafjustiz, geübt gegenüber einem Verbrechen, dessen Häufigkeit sich im Verlaufe von vier Jahren um mehr als 27 Prozent vermehrt hat, muß unbedingt für die Zunahme mit verantwortlich gemacht werden. Es ist eine recht schöne Sache um die Milde, aber sie verwandelt sich in Grausamkeit gegen die Gesellschaft, wenn sie am unrichtigen Orte angewendet wird. Und wer möchte im Zweifel sein, daß die Körperverletzungen nicht der richtige Ort für milde Strafen sind! Sind die Messerhelden Deutschlands vielleicht sanfte Lämmer, daß man sie mit wenigen Monaten für genügend bestraft hält, oder sind die von ihnen verübten Straftaten so unschuldiger Natur, daß man eine Strafe ausspricht, die nicht nur keine abschreckende Wirkung ausübt, sondern fast wie eine Belohnung wirkt, die der Staat auf das Verbrechen setzt? Wahrlich, die Milde und die Weichherzigkeit war niemals weniger am Platze als gegenüber den Personen, welche regelmäßig wegen einer gefährlichen Körperverletzung vor den Schranken der Gerichte erscheinen. Man muß die tierische Rohheit, welche in den Thaten dieses Gezüchts sich verkörpert, aus der Nähe kennen gelernt haben, um die ganze Entrüstung zu begreifen, welche jeden bei der Kunde von diesen Straftätern ergreifen muß, der nicht will, daß der staatliche Rechtsschutz mit Füßen getreten werde und zu einem Spott des Pöbels herabsinke, um es zu verstehen, daß das gebildete Publikum mit unverholtem Ärger dieser Handhabung der staatlichen Straf Gewalt gegenübersteht. In einer der ersten Nummern des Jahrgangs 1887 führte die „Kölnische Zeitung“ bittere Klage über die Milde der Justiz und den Umfang der Anwendung von Geldstrafen bei Körperverletzungen. Sie warf der Rechtspflege vor, gewohnheitsmäßig an der geringsten Strafe festzuhalten und nur dann darüber hinauszugehen, wenn außergewöhnliche Umstände vorlägen, sie verlangte schließlich mit Entschiedenheit eine Erhöhung der Strafmaße und eine strengere Bestrafung mit dem Hinweis darauf, daß die Regierung sich dem Rufe der Gesellschaft um bessern Rechtsschutz auf die Dauer nicht werde entziehen können.

*) Bennede in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, Bd. VII, S. 204.

Auch ein andres Blatt der Rheinprovinz, der „Düsseldorfer Anzeiger,“ führte vor kurzem bittere Klage darüber, daß in Fällen, wo ein Unrecht nach dem allgemeinen Gerechtigkeitsgefühl wegen der gemeinen Gesinnung des Thäters strengere Strafe verdient habe, die Gerichte eine mildere Strafe ausgesprochen hätten. Diese Äußerung zweier verbreiteten Zeitungen der Rheinprovinz ist ein Zeugnis dafür, daß man nicht nur in juristischen, sondern auch in Laienkreisen die Milde der Rechtspflege nachgerade als das erkennt, was sie ist, als eine drohende Gefährdung der Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Die milde Bestrafung der Körperverletzungen, insbesondre der gefährlichen, wird in hervorragendem Maße dadurch gefördert, daß der Richter der Trunkenheit einen strafmildernden Einfluß beimißt, der ihr in keiner Weise gebührt. Wir wollen auf die schwierige Frage, ob nicht die Gesetzgebung zu bestimmen habe, daß die Trunkenheit sowohl als Strafanschliefungs- wie Strafmilderungsgrund zu beseitigen sei, hier nicht näher eingehen; für einen unbedingten Ausschluß in beiderlei Richtung möchte ein Kriminalist wohl schwerlich eintreten. Dagegen ist es nicht zweifelhaft, daß die Gerichte in der Anerkennung als strafmildernden Umstandes viel zu weit gehen und infolge einer unrichtigen Auffassung des Strafgesetzbuches § 51 sie auch in solchen Fällen zu Gunsten des Angeklagten in die Waagschale werfen, wo ein vernünftiger Grund hierzu auch nicht entfernt vorhanden ist. *)

Wenn man einfach in dem Umstande, daß jemand in trunkenem Zustande eine Körperverletzung verübt, schlechtthin und ohne nähere Prüfung des Sachverhaltes einen mildernden Umstand erblickt, wie dies in zahllosen Fällen im neuen Reichs geschieht, dann giebt man dem Trunkenbold, dem Schnapslump, also dem Menschen, der unter allen Verbrechern am tiefsten steht, einen förmlichen Freibrief zur Verletzung seiner Nebenmenschen, dann ermuntert man ihn, auch in der Zukunft sich der Wöllerei zu ergeben und infolge dessen Körperverletzungen zu verüben. Es muß geradezu als empörend bezeichnet werden, daß man unterschiedslos die Trunkenheit als mildernden Umstand gelten läßt. Wenn es in der That der Wille des Gesetzes wäre, auch denjenigen Verbrecher milder zu bestrafen, welcher weiß, daß er in trunkenem Zustande Rohheiten begeht und trotzdem sich viehisch betrinkt, dann wäre unser Strafgesetz das Papier nicht wert, auf dem es gedruckt ist, dann wäre es für den Wöllereypsychologen ein schwer

*) Vergl. die Ausführung des Amtsrichters Dr. von Schwarze auf der Jahresversammlung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zu Dresden am 28. Mai 1885 (Bremen, Noujel, 1885): „Ob nicht die Gerichte bei der Aburteilung der hierher gehörigen Fälle wiederholt von einer nicht völlig zutreffenden Auslegung des angeführten § 51 ausgegangen sind und hierbei auch der Trunkenheit einen zu starken Einfluß auf die Abmessung der Strafen zugetanden haben, ist eine Frage, die von dem Verein nach seiner Aufgabe und einer Zusammenfügung nicht erörtert werden kann.“

zu erklärendes Problem, wie es für ein Volk von der Kulturstufe des deutschen möglich ist, unter einem so elenden Gesetze zu leben. Allein das Strafgesetzbuch hat so unsinnige Dinge nicht gewollt, nicht an ihm liegt die Schuld, wenn auf Grund seiner Bestimmungen betrunkenen Übelthätern milbernde Umstände bewilligt werden, sondern an der Handhabung seiner Vorschriften durch die Gerichte. Brauchen wir uns zu wundern und darüber zu ärgern, daß die Schwurgerichte mit dem System der milbernden Umstände einen empörenden Unfug treiben, wenn von dem Berufsgerichte die Trunkenheit des Kaufboldeß schlechthin als milbernder Umstand aufgefahrt wird? Haben wir ein Recht, uns über die Verständnislosigkeit der Laienrichter aufzukalten, die nicht wissen, was sie mit den milbernden Umständen anzufangen haben, wenn es bei den Berufsgerichten in Ansehung der Aburteilung der Körperverletzungen nicht viel besser steht? Gibt es doch eine Unsumme von Strafurteilen, in welchen die ständige Formel wiederkehrt: „Was die Frage anlangt, ob milbernde Umstände dem Beklagten zur Seite stehen, so ist dieselbe um deswillen zu bejahen, weil er sich in betrunkenem Zustande befand.“ Bei diesem Zustande der Rechtspflege kann es wahrlich nicht fehlen, daß, wie ein hervorragender preußischer Beamter, der Geheimrat Müng, sagt: „es nichts seltenes ist, wenn der Verlegte länger auf seinem Schmerzenslager zubringen muß als der Verurteilte im Gefängnis.“*) Der Verfasser ist sicherlich kein Gegner des Systems der milbernden Umstände, wenn er auch nicht zu denjenigen gehört, welche nach Art der französischen Kriminalisten (Ortolan, Berenger) einen förmlichen Götzendienst mit demselben treiben. Allein wenn dieses System in einer Weise mißbraucht werden kann, die den Rechtsschutz geradezu hinfällig macht, dann wird doch an die Gesetzgebung die Verpflichtung treten, sich die Frage ernstlich vorzulegen, ob eine Abänderung dieses Systems nicht dringend geboten sei. Freilich, wenn alle Gerichte von der Ansicht durchdrungen wären, die vor einiger Zeit der Vorsitzende eines Berliner Schöffengerichtes aussprach, daß jemand, der wisse, daß er nach dem Trinken wie ein Vieh werde, schärfer zu strafen sei, wenn er in der Trunkenheit eine Missethat begehe,**) bedürfte es einer solchen Erwägung nicht, dann wäre auch kein Anlaß gegeben, schwere Anklagen gegen die Rechtspflege zu erheben. Aber leider muß ausgesprochen werden, daß solche Urteile äußerst selten sind, und ob mit der Zeit sich aus dem Richterstande heraus die Überzeugung Bahn brechen wird, daß diese unterschiedslose Beurteilung der Trunkenheit als milbernden Umstandes geradezu eine Gesetzesverletzung ist, dürfte nach den bisherigen Erfahrungen sehr zweifelhaft sein. Es ist ein Unglück, ein großes Unglück, daß man in weiten Kreisen des Volkes so schlaff über die Trunkenheit denkt; diese schlaffe Auffassung eines Lasters prägt sich auch in der Rechtspflege

*) Blätter für Gefängnisstudie, Bd. XV, S. 84.

**) Mitteilungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, zweiter Jahrgang, Nr. 12.

aus und wird durch die schlaffen Urtheile auch auf das Volk übertragen. Wenn der betrunkene Kaufbold, der einem ruhig seines Weges gehenden Bürger ein Loch in den Kopf geschlagen hat, sieht, daß ihn der Richter mit Rücksicht auf die Trunkenheit nur zwei Monate ins Gefängnis scheidet, so muß er sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Staat und das Recht der Völlerei zuliebe auch die schlimmsten Auflehnungen gegen Gesetz und Ordnung ruhig hingehen lasse, und welche Wirkungen eine solche Anschauung auf das sittliche und rechtliche Denken der Massen ausübt, bedarf keiner Auseinandersetzung, da die Zahlen der Kriminalstatistik in mehr als ausreichender Weise die Folgen darthun. Was in einzelnen Fällen mit dieser Annahme mildernden Umstände geleistet wird, darf geradezu als eine Verfündigung gegen den Staat und die Gesellschaft bezeichnet werden, als eine Verfündigung, welche sich schon jetzt schwer rächt, in der Zukunft aber noch ganz anders rächen wird. Dafür werden die Anarchisten und ihr Anhängel schon zu sorgen wissen.

Zu der Milde der Strafrechtspflege tritt nun aber, um das Maß des Übels vollzumachen, noch die volle Inhalts- und Bedeutungslosigkeit des Strafvollzuges. Der verklumpte Kaufbold und Messerheld, der nichtswürdige Dirnenzuhälter, sie werden während der paar Monate, die sie ins Gefängnis wandern müssen, auf Staatskosten gefüttert, und zwar in einer Weise gefüttert, welche viel, unendlich viel besser ist als die Nahrung, die sich der ehrliche Arbeiter verschaffen kann, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen die Hände rührt, um die für sich und die Seinen erforderlichen Unterhaltsmittel zu gewinnen! Ist doch die Nahrung, welche auf Kosten aller den Injassen des Gefängnisses gereicht wird, kaum wesentlich schlechter als diejenige, welche unsre Armee erhält! Worin besteht also eigentlich der Inhalt der Strafe, die jenen zuteil wird? In der Freiheitsentziehung, antworten die mattherzigen Phrasenmacher, die schon nervös werden, wenn man auch nur von weitem auf die Verschärfung des Strafvollzuges hinweist. Als ob das bishen Freiheitsentziehung eine Strafe für diejenige Sorte von Menschen wäre, aus welchen sich die Schaar der wegen Körperverletzung verurteilten zusammensetzt, als ob sie nicht durchaus wirkungslos bliebe und der Natur der Sache nach auch bleiben müßte! Die Gesellschaft und die öffentliche Sicherheit hat schwer darunter zu leiden, daß die Bedeutung der thatächlichen Verhältnisse in der Strafrechtswissenschaft so lange nicht zu ihrem Rechte gekommen ist, sonst würde man wohl heute die Ansicht, daß eine nach dem jetzigen System vollzogene Gefängnisstrafe von drei Monaten auf einen heruntergekommenen Säufer eine Wirkung ausübe, allenfalls bei den „höhern Töchtern,“ aber nicht bei den Kriminalisten vorfinden. Der Strafvollzug in Deutschland leidet vor allem an dem Mangel an genügender Individualisierung. Gegen den rohen Durschen, welcher Körperverletzungen verübt, muß die Strafe in ganz andrer Weise vollstreckt werden als gegen den Dieb und den Betrüger. Der Strafvollzug muß vor allem dafür sorgen, daß an den wegen Rohheits-

verbrechen bestrafte Personen die Strafe in eindringlicher und abschreckender Gestalt vollzogen werde, was jetzt schlechterdings nicht der Fall ist. Das Hauptmittel, welches dem Strafvolzuge in dieser Beziehung zu Gebote steht, kann für unsre Zeit nur in der Anwendung der körperlichen Züchtigung bestehen, und ihre Einführung für gewisse Verbrechen wird nachgerade zu einer brennenden Frage, mögen immerhin gewisse Leute hierin einen Rückfall in die Barbarei des Mittelalters erblicken. Die Zeiten haben sich doch ganz bedeutend geändert, seitdem die blendende These Verners: „Die Prügelstrafe drückt nicht etwa nur dem Verbrecher den Stempel der Gemeinheit auf, sondern sie trägt ihn selbst und entehrt dadurch die Behörde,“ in weiten Kreisen der Kriminalisten schlechthin als Offenbarung galt, die keines Beweises bedürfe, und die heutige Welt ist wenig geneigt, sich mit einem Hinweis auf die „verlezte Menschenwürde,“ wie die Phrase lautet, davon überzeugen zu lassen, daß es ein Unrecht, ein Verbrechen sei, denjenigen, der sich wie ein Vieh benimmt, auch als solches zu behandeln. Die Prügelstrafe muß und wird dazu dienen, für die wegen Körperverletzung verurteilten Personen die Strafe zu einer eindrucksvollen zu machen, sie wird dafür sorgen, daß die Erinnerung an sie nicht so bald schwindet, sie wird sie wenigstens zum Teil davon abschrecken, sich wieder einer Handlung schuldig zu machen, die ihnen die gleiche Strafe einträgt und den Aufenthalt im Gefängnisse weniger angenehm macht. Denn wenn auch die Peitsche aus einem Strolche keinen gefitteten Menschen machen kann, so kann sie doch dem Strolche das Vergnügen am Unfug verderben und die Strafe zu einem Übel machen, was sie leider heute nicht mehr ist. Die Richtigkeit dieser Behauptung vermag keinerlei Phrase zu bestreiten, nicht einmal die so beliebte Verufung auf die bekannte Äußerung Lord Broughams im englischen Unterhause, daß die Prügelstrafe eine Beleidigung der öffentlichen Schamhaftigkeit sei, eine Behauptung, die sich im Munde des Vertreters der offiziellen Heuchelei nicht schlecht ausnimmt, aber für den zopfigen „Nant“ Altenglands bezeichnend ist. England denkt wahrlich zuletzt daran, von der Anwendung der körperlichen Züchtigung abzusehen, und selbst wenn dem so wäre, so bewiese dies für deutsche Verhältnisse erst recht nichts, da wir doch — mit Erlaubnis unsrer Anglomanen — wohl die unsern Bedürfnissen entsprechenden Strafen aufstellen wollen und dabei das, was andern Ländern frommt, uns sehr gleichgiltig sein kann.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß sich in Deutschland politischer Radikalismus fast regelmäßig mit der Abneigung gegen die Prügelstrafe verbindet; in andern Ländern ist der Radikalismus vernünftiger. In der großen Republik jenseits des Ozeans wissen auch die extremen Demokraten nichts davon, daß die körperliche Züchtigung als Strafmittel mit ihrem Programm unvereinbar sei; erst dem deutschen Radikalismus blieb es vorbehalten, die Welt mit dieser Erleuchtung zu beglücken. Robert von Mohl sagte einmal, es gehöre in Deutschland ein gewisser Mut dazu, für die Prügelstrafe einzutreten. Angesichts des

wütenden Geschreies und der maßlosen Verdächtigungen durch einen Teil der radikalen Presse muß dieser Ausdruck auch heute noch als zutreffend bezeichnet werden, so erfreulich auch die Wahrnehmung ist, daß seit acht bis zehn Jahren die Zahl derjenigen sich bedeutend vermehrt hat, welche glauben, der Zunahme der Rohheitsverbrechen durch Verschärfung des Strafvollzuges entgegenzutreten zu müssen. Nur durch rücksichtsloses Vorgehen in den drei im Vorstehenden bezeichneten Richtungen läßt sich die Verbreitung der Körperverletzungen zurückdämmen; kann sich der deutsche Staat und die deutsche Justiz nicht bald hierzu aufraffen, dann werden wir noch Erfahrungen machen, die selbst den radikalfsten der Radikalen nicht gefallen würden.

Es ist wahrlich Zeit, daß die Justiz sich von der Herrschaft der schönen Phrasen, die von Humanität und Sentimentalität triefen, befreie und der Verbrecherhorde gegenüber die volle Schärfe zur Anwendung bringe. Nicht ohne Zögern hat der Gesetzgeber seinerzeit die geringsten Sätze der Strafen so weit heruntergesetzt; er that dies im Vertrauen darauf, daß der Richter die Fälle schon finden werde, in denen es weder der Gerechtigkeit noch dem öffentlichen Wohle entspricht, von ihnen Gebrauch zu machen. Sollte er sich hierin geirrt haben, sollte dieses Vertrauen unberechtigt gewesen sein und sollte es notwendig werden, den dem freien richterlichen Ermessen gelassenen Spielraum einzuengen?

Mainz.

Ludwig Fuld.



Die Literatur und das Verbrechen.



Im Zeitalter des Naturalismus in der Literatur, in dem die treue Schilderung der Wirklichkeit ein Schlagwort geworden ist, in dem das Leben jeden einzelnen Federstrich des dichterischen Werkes diktieren soll, ist es eine interessante Frage, ob nicht umgekehrt die Literatur das Leben beeinflusse, die Phantasie der Dichter den Lesern die Antriebe zu ihren Handlungen eingebe, und ob nicht vielleicht die Wirklichkeit ebenso sehr ein Spiegelbild der Literatur wie die Literatur eine Nachahmung der Wirklichkeit sei.

Sedenfalls ist die Klage über die verderbliche Einwirkung mancher Lektüre alt. Und sie hat sich nicht immer allein auf die schlechte Tageswaare beschränkt: auf die nervenreizenden Schauergeschichten, die leichten Darstellungen lästerner Vorgänge, auf die überspannten Frauenzimmerromane, durch welche, wie Max Nordau in seinen „Parabolen“ zu beweisen sucht, unsrer Jugend

völlig verschrobene und schädliche Wahnvorstellungen über das Verhältnis der beiden Geschlechter eingepflanzet werden — auch an Werke von klassischem Gepräge haben sich die Vorwürfe herangemacht. Es hat Leute gegeben, welche Schillers „Räubern“ die Schuld beimahen, die Spitzbuben und Tagediebe vermehrt zu haben, ein Vorwurf, der auch dem englischen Dichter John Gay in allem Ernst entgegengeschleudert wurde, als seine „Bettler-Oper“ ganz London elektrisirte. Zwar wurden die Gegner John Gays ebenso ausgelacht, wie man die Leute verspottet, welche Schillers „Räuber“ vom kriminalistischen Gesichtspunkte aus anfeinden. Man wiederholt das Argument: der Jüngling, der durch Schiller oder Gay zu einem Straßentäuber oder Landstreicher gemacht werden konnte, mußte wohl jedenfalls schon von Natur zum Verbrecher angelegt sein, ohne daß die Dazwischenkunft eines Dichters notwendig war. Das ist unzweifelhaft richtig; obgleich auch das andre richtig ist, daß die Darstellung verbrecherischer Handlungen, in welcher Absicht sie auch dargestellt sein mögen, halb schlummernde verbrecherische Vorsätze zum vollen Bewußtsein erwecken kann. Wer in einem Kunstwerk nur das Gemeine sieht, nicht aber den Sieg des Guten über das Gemeine, worauf die sittliche Wirkung der Kunst beruht, dem ist nicht zu helfen. Solcher verbrecherisch angelegten Individuen wegen wird sich die Gesamtheit gewiß nicht den künstlerischen Genuß nehmen lassen, und darum hat man in der That Recht, jene allzu furchtsamen zu verhöhnen, welche auf dem Theater und in den Romanen überall nur die Saat zu Verbrechen ausgestreut sehen.

Etwas andres aber ist es mit denjenigen Erzeugnissen der Phantasie, die mit der echten Kunst wenig oder garnichts mehr zu thun haben, mit den wollüstigen Ausmalungen raffinirter Greuelsszenen, mit den umständlichen Schilderungen exemplarischer Betrugs- und Diebesfälle, mit den wilden Darstellungen von Rohheit, Sinnlichkeit und Verbrechen. Wie viel Unheil unsre Hintertreppen-Literatur, unsre Kolportage-Romantik angestiftet hat, kann man nicht berechnen, aber die Sache selbst läßt sich nicht wegleugnen. Man hat allen Grund, die literarische Zämmlichkeit dieser Erzeugnisse als ein Glück anzusehen; denn nur ihrer plumpen, schwerfälligen und ungeschickten Ausdrucksweise ist es zuzuschreiben, daß ihre unheilvolle Wirkung sich in so engen Grenzen erhält, daß sie sich noch nicht als ein spezifisches Volksgift von besonderm Charakter wahrnehmen läßt. Es giebt aber auch Erzeugnisse, bei denen dieser Milderungsgrund wegfällt; es giebt Erzeugnisse, die mit großer Kraft der Phantasie, mit bedeutender schriftstellerischer Geschicklichkeit, mit lebendiger Darstellungsgabe und hinreißender Berebbarkeit geschrieben sind, nicht um einem Kunstzweck zu dienen, sondern um die gefährliche Stelle in der menschlichen Seele aufzureizen, wo die Verbrechen schlummern. Diese Literatur, die ein Zeitalter wie mit glühenden Nadeln auf eine bestimmte Art von Bestialität hinstößt, kann diese epidemisch machen und in einer Weise das Leben beeinflussen, welche mehr

Interesse für den Staatsmann und Juristen, als für den Historiker des Schrifttums besitzt.

Das moderne Frankreich bietet einige Beispiele hierzu. Dort herrscht eine epidemische Furcht vor deutschen Spionen. Es ist gewissermaßen schon zu einem Glaubensartikel geworden, daß in jeder Ecke deutsche Offiziere umher spähen, hinhorchen, Notizen und Zeichnungen entwerfen. Die Spioneriecherei grassirt heute in Frankreich nicht weniger stark, als im Mittelalter die Manier, überall Hexen zu wittern. Wer wollte verkennen, daß nicht nur die Zeitungen, die von der Sensation leben, sondern auch die belletristische Literatur, selbst in ihren höchsten Spizen, vom heitern Maupassant bis zum ernstern Daudet und dem racheglühenden Déroulade, reblich ihr Teil dazu beigetragen haben, die halb lächerliche, halb ärgerliche Spionensuche großzuziehen?

Diejenigen, welche von der allgemeinen Verrücktheit nicht erfaßt sind, können es nicht begreifen, wie jemand glauben kann, daß die Spionage in Friedenszeiten mehr als eine unnütze Ausgabe sei. Die Stärke der Kriegsmacht jedes europäischen Staates ist ja in den Veröffentlichungen der Behörden enthalten. Es giebt nichts auf dem Boden eines Landes, das nicht jeder mit der größten Leichtigkeit erfahren könnte, der sich eine Landesvermessungskarte anschafft. Wenn wir im letzten Kriege besser mit Landkarten versorgt waren als die Franzosen, so lag die Ursache eben nur darin, daß wir uns die Mühe gegeben hatten, die Originale, welche auch unser Generalstab aller Wahrscheinlichkeit nach in Väden gekauft hatte, zu studiren und zu vervielfältigen. Hin und wieder kann es ja von Nutzen sein, Pläne von Festungen zu besitzen; aber sogar das ist oft vollständig wertlos. In zehn Fällen dürfte ein tüchtiger Ingenieur, der das Terrain kennt, neunmal imstande sein, die Art und Weise der Befestigung zu erkennen, indem er nur erwägt, wie er selbst an dieser Stelle ein Fort anlegen würde. Die Franzosen sind jedoch immer noch anderer Meinung. Sie sind fest davon überzeugt, daß die Deutschen den Krieg dadurch schon halb gewonnen haben, daß sie vor Beginn desselben auf irgend eine geheimnisvolle Weise in allen Höhlen und Ecken herumgestöbert und in unsinnigem Maße Spione verwendet haben.

Eine noch ernstere Sache ist der bluttriefende Ton eines großen Theiles der französischen Unterhaltungsliteratur. Da verrät sich eine ausgesprochene Vorliebe, die Brutalität um ihrer selbst willen darzustellen und greuliche Mordthaten mit möglichst scheußlichen Einzelheiten zu erfinden. Hand in Hand damit geht aber auch eine Entwicklung des Verbrechens, die fast beispiellos dasteht und unzweifelhaft erkennen läßt, daß beides in innigem Zusammenhange steht. Vor einiger Zeit wurde berechnet, daß mehr als ein vollendeter oder versuchter Mord auf den Tag kommt!

Seit dieser heunruhigenden Feststellung ist eine genaue Statistik geführt worden. Die Gerichtsverhandlungen lehren, daß Morde mit einem Raffinement

ausgeführt werden, welches auf das Vorhandensein eines Wettseifers schließen läßt. Wenn ein Schurke seine Geliebte zu ermorden beschließt, so sucht er sich eine Methode aus, die möglichst drastisch und Aufsehen erregend ist, wie um die Probe zu machen, ob er ober der Verfasser des neuesten Sensationsromans eine lebendigere Einbildungskraft besitze. Dieser Wettstreit wird in der That manchmal zu Gunsten — wenn man so sagen darf — der Verbrecher entschieden. Wählen wir aus vielen Beispielen nur ein einziges aus. Ist es nicht das neueste, so ist es doch höchst charakteristisch für die Art der Verbrechen, die man gewissermaßen als literarisch eingegeben bezeichnen kann. Vor etwa einem Vierteljahre setzte der Prozeß des Mörders Blanc Paris und Europa in Aufregung. Das Verbrechen dieses Menschen steht fast einzig da in Hinsicht auf faktlächelnde Brutalität und theatralischen Aufputz. Sein Geschäft bezeichnet die französische Sprache durch ein Wort, welches der Senat vor einiger Zeit verbot, vor seinen Schranken auszusprechen, weil es unpassend sei, dasselbe vor einer so hohen Versammlung zu gebrauchen. Blanc that sich mit einem Frauenzimmer, Léa Héritier, zusammen, die er für eine geeignete Gehilfin in seiner edeln Beschäftigung hielt. Als sie sich weigerte, ihm folgsam zu sein, prügelte er sie durch und beraubte sie. Deswegen ins Gefängnis gesteckt, beschloß er bei seiner Entlassung, sie zu ermorden, da er sie nicht auf einem billigeren Wege zu seinem Opfer machen konnte. Nach einigen vergeblichen Versuchen wußte er doch in ihr Zimmer zu gelangen und schnitt ihr mit einem verborgen gehaltenen Messer den Hals ab. Dann hing er ihren Kopf zum Fenster hinaus, indem er ihn an den Griffen der Fensterläden befestigte. Endlich, um die Szene zu vollenden, tötete er sich selbst.

Das kann man in der That ein literarisches Verbrechen nennen, ganz in der Art der Schauernovellistik und der Kolportageromane. Es hat nicht einen einzigen versöhnenden Zug und wurde nur mit Rücksicht auf den äußerlichen Effekt ausgeführt. Blanc war nicht damit zufrieden, die Frau einfach zu töten. Er war entschlossen, einen großen Eindruck hervorzurufen, und er wählte sein Mittel mit Überlegung und Verständnis. Er kannte sein Publikum und wußte, wie es zu gewinnen war.

Es gehört kein Überfluß an Scharfsinn dazu, in einem solchen Verbrechen einen schlagenden Beweis für eine ganz abnorme Anhäufung von unempfindlicher Brutalität in einem Volke zu erkennen. Ein Geschöpf von Blancs Art hätte den bloßen Mord auch unter einem andern Volke ausführen können; er würde ihn aber nicht mit so vielen zur Schau getragenen Einzelheiten aus schmückt haben, wenn er nicht eben unter Leuten gelebt hätte, welche an ihm ein gewisses künstlerisches Vergnügen empfinden. Er muß dazu ermutigt worden sein durch die Überzeugung, daß ihm wegen der willkommenen Sensation, die er hervorrief, sein Verbrechen schon halb vergeben sein werde. Es ist freilich wahr, daß er sich selbst umbrachte und sich so den Genuß seines Ruhmes entzog,

aber schon viele Selbstmörder haben einen recht auffälligen Weg gewählt, aus diesem Leben zu scheiden, weil sie durch die Überzeugung getröstet wurden, daß nach ihrem „glänzenden Abgang“ viel über sie gesprochen werden würde.

Die in blutigster Romantik schwebende, angeblich realistische Literatur, die von einem spekulativen, von aller Kunst verlassenen Teile der französischen Schriftsteller gemacht wird, hat es zu Wege gebracht, daß nicht nur der Verbrecher sich selbst ein Held dünkt, sondern sogar, daß der ruhige, ehrsame Bürger, der als Geschwornener die Justiz handhabt, sein Unterscheidungsvermögen zwischen Recht und Unrecht einzubüßen anfängt. Die allerjüngsten Tage haben die Kriminalstatistik um einige Fälle von Freisprechungen bereichert, welche an die dunkeln Zeiten erinnern, wo die blutige Privatstrafe als eine heilige Handlung verehrt wurde. Ein Ehemann heßt hinter seine Frau ein halbes Duzend Privatdetektiva her; einer von diesen menschlichen Spürhunden findet die Frau in einer mehr oder weniger vertrauten Unterhaltung mit einem Manne. Der Gatte, ohne sich zu befinden, knallt erst diesen, dann seine Frau nieder. Es fällt ihm nicht eine Sekunde ein, daß es noch andre Mittel giebt als den Revolver, um seine Ehre wiederherzustellen. Er wird des Doppelmordes angeklagt. Die Jury spricht ihn frei — ganz frei! — Ein anderer Fall. Eine Kofotte beobachtet seit einiger Zeit, daß ihr Geliebter ihrer wahnsinnigen Verschwendungswut nicht mehr so reichliche Mittel, wie sonst, zur Verfügung stellt. Sie entdeckt, daß sie sein Herz — das ist ihr gleichgültig — und seine Börse — das empört sie — mit einer Nebenbuhlerin teilen muß. Sie macht ihm Szenen; er findet das wenig amüsant, verläßt sie und geht zu ihrer Feindin über. Zwei Tage darauf ist aus der Dirne eine Megäre geworden; sie lauert dem „Verführer“ auf, jagt ihm auf offener Straße eine Kugel in die Schläfe und läßt sich vom Volke als Heldin feiern. Die Gerichtsverhandlung fördert unerhörten Schmutz zu Tage; das Publikum, Damen und Herren, in dichten Massen zusammengedrängt, begleitet jede neue empörende Einzelheit mit seiner teilnahmsvollen Kritik. Die Jury spricht endlich das Frauenzimmer frei, und das Auditorium jubelt hellen Beifall. Ein Naturalist dritten oder vierten Ranges verarbeitet die cause célèbre sofort zu einem Skandalroman, der die Heldin des Schminktöpfes und der Pistole feiert und vielleicht die geistige Ursache eines neuen Verbrechens wird.

Man fragt sich mit Erstaunen, ob eine derartige Verwirrung der rechtlichen Begriffe in einem hochgebildeten Lande möglich sei? Was wird aus der Sicherheit des Lebens, dieser ersten und wichtigsten Grundlage jedweder Kultur, wenn die bestialische Selbststrafe gesetzliche Sanktion erhält? Von dieser Unsicherheit und Schwäche in der Behandlung der Verbrechen, welche die traurigste Neuerung unter der dritten Republik ist, ist die Verrohung der Literatur nicht die geringfügigste Ursache. Es mögen das alle diejenigen bedenken, welche so gern die Giftpflanze des modernen Naturalismus, die unzweifelhaft auch einige

farbenprächtige Blüten getrieben hat, mit allen ihren Wurzeln ausgraben und in die deutsche Erde verpflanzen möchten. Die Anfänge, die einige junge, unverständige Heißsporne in dieser Richtung gemacht haben, sollten in ihrer trassen Häßlichkeit warnende Beispiele sein.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

23.



ief erschüttert nehme ich heute das Wort, aber nicht erschüttert in meinen Grundsätzen. Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme, das ist und bleibt wahr, aber darüber sind wir ja längst einig, wer regierungsfreundlich stimmt, stellt sich außerhalb des Volkes, das Volk ist die Opposition: die blutrote, die rotblau schillernde, die schwarze, die goldne, die gelbweiße, die weiße, die blauronweiße, kurzum, das ganze Spektrum. Und daß am 21. Februar dieses einige und alleinige welfisch-polnisch-französisch-partikularistisch-anarchistisch-freisinnig-internationale deutsche Volk, dies herrlichste vor allen, in die Minderheit gedrängt worden ist, das ist, wie Eugen Richter so schön sagt, das Werk von Lug und Trug. Was er damit eigentlich gemeint hat, weiß ich allerdings nicht; an die unschuldigen kleinen Wahlscherze, das Septennat bedeute siebenjährige Dienstpflicht, u. dergl. m. wird er dabei schwerlich gedacht haben. Allein er sagt es, und nicht er allein sagt es, sondern alle die ehrenwerten Männer, welche die Lüge ebenso tief verabscheuen, wie Falstaff die Feigheit, also muß es doch wahr sein. Welcher patriotische Schmerz spricht aus den Worten Alexander Meyers, des unvergleichlichen Reichstags-Feuilletonisten, nach dessen Reden mein Nachbar Meseritzer zu sagen pflegte: „Heißt ein Geist! Der reine Oskar Blümchenthal!“ Nun, der gute Meseritzer ist Enthusiast, und mit dem ruhmgekrönten Verfasser des „Probepfeil“ verglichen zu werden, würde Alexander Meyer in seiner Bescheidenheit selbst ablehnen. Aber als ich seinen Aufsatz in der „Breslauer Zeitung“ las, sagte ich mir: Diese Kraft soll der Reichstag entbehren? Dann wird er ein Kumpfparlament! „Das Tabaksmonopol und das Branntweinmonopol sind doch nicht das Einzige, was wir zu fürchten haben; man kann Steuerprojekte ausdenken, mit denen verglichen das Monopol zu einer wahren Wohlthat wird.“ O wie wahr! Man kann eine Steuer legen auf jedes unnütze Wort, man kann eine Steuer legen auf das Verbreiten falscher Gerüchte, man kann eine Steuer

legen auf krumme Nasen — was wäre nicht möglich in dieser schlimmen Zeit, in welcher ein Träger, mein Tyrtaus, durchfällt, ein Virchow, das größte staatsmännische Genie dieses Jahrhunderts, und ein Alexander Meyer nur in die Stichwahl kommen.

Doch glauben Sie nicht, meine Herren, daß die Freunde der Freiheit darob verzagen. Die Zukunft gehört uns! War's nicht also, mein geliebter Richter? Was kümmert uns das bische Gegenwart. Noch muß Eugen Richters berühmte Droschke zweimal fahren, um seine Fraktion in die Sitzung zu bringen, noch stehen die wackern Degen Windthorst, Bebel, Antoine u. s. w. in treuer Waffenbrüderschaft zu uns, noch ist Polen nicht verloren. Und wenn ich Polen sage, meine ich Deutschland, und wir werden nicht ermüden in unsern patriotischen Anstrengungen, den deutschen Reichstag zu einem polnischen zu machen, und somit Deutschland deselben Heils theilhaftig werden zu lassen, welches Polen seinem Reichstage verdankt.

Sollten indessen diese Bemühungen wider Erwarten keinen Erfolg haben, sollte die Mehrheit der deutschen Wähler in ihrer Verblendung beharren, so werden wir uns auch damit abfinden. Wir werden uns, wie das herrliche „Berliner Tageblatt,“ vor ihrem Willen beugen. Unfehlbar ist der Abonnent, und heilig ist das Inserat. Wenn die Abonnenten durchaus geknechtet sein wollen, wenn ihnen garnichts an der guten Meinung Deroulde's, Peyramont's und Meschtschersky's gelegen ist: nun wohl, mögen sie ihren Willen haben, an das Geschäft lassen wir nicht rühren. Schon sehe ich eine Fraktion Koffe entstehen mit dem Wahlspruch „Nix Gewisses weiß man nicht,“ und ihr werde ich mich, und mit mir ohne Zweifel noch mancher Nichtgewählte, mit Begeisterung sich anschließen, indem wir uns immer auf einer Linie halten, welche das Abschwanken leicht macht. Wir wechseln deshalb unsre Gesinnung nicht, beileibe nicht, wir legen sie nur zu unsern andern Heiligtümern — unter denen sich ohnehin schon mehrere Gesinnungen befinden — in die feuerfeste Klasse, aus welcher sie im Augenblicke des Bedarfs blank und unversehrt wieder hervorgeholt werden kann. Sich der Mehrheit unterzuordnen ist ja erstes konstitutionelles Gebot, und konstitutionell sind wir — wer wagt daran zu zweifeln?

Übrigens bitte ich hiervon vorläufig keinen Gebrauch zu machen, wir müssen vor allem die Nachwahlen abwarten, die mit Gottes und der Sozialdemokraten Hilfe noch manches ändern können.





Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

4.



ochenlang war ich hoffnungslos, dem Tode nahe. Der vom Fieber zerrüttete Körper wurde durch die Überfülle von Medizin, die man nach damaliger Art, Erkrankte zu kuriren, mir reichte, noch mehr geschwächt. Endlich aber erschöpfte sich die Kraft des Fiebers, und ich begann langsam zu genesen. Nicht unbedeutend gewachsen, aber zum Skelett abgemagert, mit fast haarlosem Haupt verließ ich das Lager. Mühsam nur konnte ich mich an Tischen und Stühlen fortgreifen, um mich aufrecht zu erhalten. Ich mußte von neuem gehen lernen.

Diese schwere Niederlage äußerte ihre Folgen auf meine Natur wie auf meine ganze fernere Entwicklung. Es blieb nämlich auch nach völliger Genesung eine unverkennbare Nervenschwäche in mir zurück, die sich weder durch Vorsicht noch durch allerhand zu allmählicher Kräftigung angewandte Mittel beseitigen ließ. Diese Schwäche machte sich am meisten bemerkbar durch schreckhaftes Wesen, durch die Neigung, mich von allem Lärm möglichst fern zu halten, und durch Schlaflosigkeit. Letztere Erscheinung war jedenfalls die bedenklichste in so jungem Alter. Der allgemeine Schwächezustand mußte durch den fortwauernden Mangel an kräftiger Nachtruhe immer neue Nahrung erhalten, und das peinliche schreckhafte Wesen, vor dem ich mich selbst fürchtete, trat immer beängstigender auf.

Noch heute gedenke ich schauernd jener endlosen Winternächte meiner Kindheit, in denen ich mit geschlossenen Augen, vor Angst zitternd, in einen Knäuel zusammengeballt, wach in meinem Bette lag, während alle Geschwister um mich her sich der beglückenden Wohlthat des sanftesten Schlafes erfreuten.

Von Vater und Mutter hörten wir Kinder ja so oft, daß Gott ein liebevoller Vater sei, der die Bitten seiner Kinder gern und gnädig erhöere. Und weil ich mir in der entsetzlichen Angst meines Herzens nicht mehr zu helfen wußte, so sagte ich alle die kleinen Gebete und Sprüche her, die ich von der Mutter gelernt hatte, hielt die Hände über der heißklopfenden Brust so fest gefaltet, daß sie mich schmerzten, und flehte unter strömenden Thränen um Schlaf. Aber wie lange und inbrünstig ich auch bat, Gott erbarmte sich des betenden Knaben nicht, und mir wurde in dem unfreundlichen, kalten Schlafzimmer, an dessen weißgefalzte Wände die unruhig flackernde Nachtlampe gespenstische Schatten malte, die sich in meiner Phantasie zu grinsenden Kobolden verwandelten, so unaussprechlich bange, daß ich mir in jenen qualvollen Nächten sehr oft den Tod gewünscht habe.

Leider war die Lage unsers Hauses ganz dazu geeignet, von Furcht ergriffene Gemüter in immer größere Angst zu versetzen. Das Pastorat, ein altes, sehr geräumiges, aber auch sehr unwohnliches Gebäude, lag hart am Kirchhofe; es wurde von diesem nur durch zwei schmale Gärtdchen getrennt, die ein hölzerner Vorbau, welcher von uns „die Halle“ genannt wurde, durch Thüren unter einander verband. In dem größeren dieser Gärtdchen, die beide sich durch einen großen Reichtum der prächtigsten Zentifolien auszeichneten, befand sich ein hölzernes Lusthaus, in welchem wir im Sommer oft die Mittagsmahlszeiten einnahmen.

Gingen wir zur Kirche, so mußten wir die Halle durchschreiten. Dann führte ein gepflasterter Weg zwischen zwei Reihen von Gräbern nach dem Haupteingange der Kirche. Sehr viele, namentlich ältere Gräber waren mit Kreuzen verziert, deren Querbalken durch schräge Leisten mit dem Hauptpfahl des Kreuzes so verbunden werden, daß sie ein geschlossenes Dreieck bildeten. Das Innere desselben enthielt gewöhnlich eine Blechtafel, worauf das Jahr der Geburt u. des Verstorbenen eingegraben war. Um diese Inschriften möglichst gegen die Einwirkung des Wetters zu schützen, war davor eine Thür von Eisenblech angebracht, die sich leicht öffnen ließ. Meine Geschwister und ich unterhielten uns oft damit, diese zahlreichen Kreuzinschriften zu lesen, was uns umso weniger Mühe machte, als die Thüren der meisten locker in ihren Angeln hingen und sich selten fest zudrücken ließen.

Außer diesen schwarz oder doch dunkel angestrichenen morschen Kreuzen gab es auch noch eine große Menge sehr ansehnlicher, aber zum Teil geschmacklos verschönerter Leichensteine, die an der Außenseite der Kirche wie an der Kirchhofsmauer aufrecht standen und mit einem breiten blechernen Schutzbache versehen waren. An den ältern Denkmälern dieser Art, um deren Erhaltung sich niemand mehr kümmerte, war die Blechbedachung sehr schadhast geworden und schlug im Winde bald gegen die Grabsteine, bald gegen die Kirchenwand. Ebenso gerieten in unaufhörliche Bewegung die erwähnten Blechthüren

an den alten Kreuzen, die noch dazu in ihren Angeln in allen möglichen Tonarten freischten und quiekten.

Das gab nun in windigen Nächten, wenn die Laute des Tageslebens verstummt waren, eine unheimliche Musik, die ein schlummerlos daliegendes Kind wohl ängstigen konnte. Schwiag aber zeitweilig der Wind, dann traf der regelmäßige Pendelschlag der Turmuhr mein Ohr und zwang mich, die langsamen, metallischdröhnenden Schwingungen desselben zu zählen. Ab und zu stieß auch ein Käuzchen, deren mehrere im Turme nisteten, einen lauten Schrei aus, der mich erschreckte und ganz unter die Bettdecke scheuchte. Mit einem Worte: ich führte gerade in dem zarten Alter, wo Kinder ihr schulbloßes Auge eigentlich immer nur seligkeittrunken zum Himmel aufschlagen oder zu süßem, erquickendem Schlummer schließen sollen, ein durchaus nicht beweidenswertes Leben. Die Schrecken jener traurigen Nächte haben sich denn auch meinem Gedächtnis unauflöschlich eingeprägt.

Unsre Pflegerin, die auch das Schlafzimmer mit uns Geschwistern teilte, war eine sehr treue, zuverlässige, uns und den Eltern in hohem Grade ergebene Person. Unter ihrer Aufsicht waren wir wohl geborgen, und wir hegten daher auch große Anhänglichkeit an sie. Überwältigten mich Angst und Furcht in der Nacht gar zu sehr, so rief ich diese Helferin in der Not, die sich dann auch willig an mein Bett setzte und unverdrossen mit mir wachte. Nur gehörte sie leider nicht zu den starken Geistern, sondern war von der Atmosphäre des Aberglaubens, welche über Land und Leuten schwebte, wie mit einem Dunstmantel umgeben. Um mich zu unterhalten oder durch ihre Erzählungen einzuschlälfern, frante sie Geschichten aus ihrem und ihrer Eltern Leben aus, die alle ohne Ausnahme einen Anflug des Wunderbaren, Übernatürlichen und Gespenstischen hatten. Ich kam also, wie ich es auch anfangen möchte, aus der Luft des Aberglaubens nicht heraus, und da ich, wie bemerkt, von Natur zu Visionen hinneigte, so vertrieben mir diese Nachtunterhaltungen der gutmütigen Kindermagd, die sich garnichts dabei dachte, sondern sich wohl nur selbst ein Genüge damit that, zwar die Zeit, füllten mir aber den Kopf mit lauter wunderbaren Geschichten, an die ich fest glaubte. Sagenhafte Erzählungen knüpften sich an Orte, welche dem Pastorat ganz nahe lagen; selbst der Kirchhof, am Tage uns der liebste Spielplatz, war nicht frei davon, wir hüteten uns deshalb wohl, ihn nach Dunkelwerden zu betreten. Zwei Orte besonders bezeichnete der Volksmund als solche, wo es nicht geheuer sein sollte, das Wahrhaus, das wir immer vor Augen hatten und wo der Totengräber seine Gerätschaften mit den Totenbahnen aufbewahrte, und ein verwilderter, mit hohen Brennnesseln bewachsener Grabhügel dicht an der Kirchhofsmauer, fern von allen übrigen Gräbern gelegen. In ersterem Hause sollten die Spaten von selbst gegeneinander schlagen, wenn ein Todesfall bevorstehe, dies „Rühren des Grabsteines“ aber, wie man es nannte, dem Totengräber in seinem ziemlich entfernt

gelegenen Häuschen vernehmbar werden. Der uns wohlbekannte Mann hantierte fast täglich auf dem Kirchhofe, indem er die Gräber kürzlich verstorbener sauber mit frischem Rasen bekleidete, auf andre Gräber Rosenstöcke, eine beliebte Grabeszier, pflanzte, oder schon ältere und eingesunkene Grabhügel auf Wunsch der Angehörigen der Verstorbenen wieder aufhölzte. Ungeachtet meiner Schüchternheit, die seit meiner Erkrankung mich jedem Fremden gegenüber befahl, was mich übertrieben zurückhaltend machte, plagte mich doch die Neugier, dem Totengräber mit einer direkten Frage zu Leibe zu gehen. Er sah mich ernsthaft an, nickte sehr bedeutsam mit dem Kopfe und sagte trocken: Das ist so, mein Junge; wenn einer sterben soll, höre ich das Grabscheit klingen. Manchmal sehe ich auch das Totenlicht über dem Kopfe des dem Tode verfallenen. Ein blaues Flämmchen flackert über ihm auf und verlöscht ganz allmählich.

Mir standen die Haare zu Berge bei diesen Worten des schlichten Mannes, der garnicht das Aussehen eines Aufschneiders, absichtlichen Lügners oder Schelmcs hatte, und seine Person ward mir ehrwürdig. Ob er selbst an das, was er erzählte, glaubte, weiß ich nicht, doch ist es mir sehr wahrscheinlich, denn er gehörte zu den mancherlei Eingebornen des Dorfes, denen oft „etwas vorkam,“ die oft „ein Gesicht“ hatten. Unaufgefordert erzählte mir derselbe Mann, wenn ich ihm bei seinen Arbeiten zusah, noch allerhand Geschichten von Vorbedeutungen, wobei er besonders scharf betonte, daß dies allen Leuten so gehe, deren Beruf es sei, Verstorbene zu berühren und sie in Sarg und Erde zu betten. Von der Leichenwäscherin insbesondre wollte er wissen, daß sie von jedem Sterbenden kurz vor dessen Ableben einen schemenartigen Besuch erhalte, und daß dieser Besuch, ohne zu sprechen, sich wieder entferne, nachdem er ein Stück frische Seife auf die Ofenbank gelegt habe.

Mit fast noch unheimlicheren Blicken als das Wahrhaus betrachtete ich das verrufene Grab an der Kirchhofsmauer. Hier schlummerte nämlich eine Frau der Auferstehung und dem Gericht entgegen, die sich selbst entleibt hatte, und diese Frau war die Witwe eines Predigers gewesen, der von derselben Kanzel herab, auf der jetzt mein Vater stand, das Wort der Erlösung gepredigt hatte! Was die unglückliche Frau bald nach dem Tode ihres Gatten veranlaßt hatte, selbst Hand an sich zu legen, habe ich nie erfahren können. Es lebten im Dorfe noch viele hochbetagte Leute, welche die Frau persönlich gekannt hatten, von diesen war aber in Bezug auf ihr häusliches Leben, ihren Charakter, nichts zu erfahren. Wäre sie aber auch bei Lebzeiten von engelhafter Güte gewesen, das Urtheil der Menge über sie würde nach dem traurigen Ende, das sie genommen hatte, doch hart, lieblos, ja größtenteils verdammend gelautet haben.

Man darf nicht vergessen, daß in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts über Selbstmörder im allgemeinen noch erschreckend streng geurteilt wurde. Ein Mensch, der sich selbst getödtet hatte, ward von dem Volke als ein

rettungslos verlorn betrachtet. Man glaubte fest und führte als Belege Beispiele an, daß seine Seele dem Teufel verfallen sei. Kein Mensch berührte ihn, und ein ehrliches Begräbniß ward einem solchen Unglücklichen in meiner Jugend noch entschieden vom Volke verweigert. Die seelenlose Hülle gehörte dem Abdecker, der sie dann auch auf seinen Karren lud, weit ins Feld hinaus fuhr und dort auf entlegenem Ager begrub; „verscharrte,“ sagte kalt die herzlose Menge. Zweimal habe ich aus der Entfernung solchen Bestattungen unglücklicher Selbstmörder in sehr jungen Jahren beigewohnt.

Wie kam denn aber dann die Predigersfrau, die ja doch auch eine Selbstmörderin war, in das neßelbewachsene Grab an der Kirchhofsmauer? Darauf kann ich nur mit einer Erzählung antworten, die von Mund zu Munde lief und die ich von verschiednen Personen in gleicher Weise mehrmals gehört habe. Die alte Pfarrfrau — so bezeichnete man gewöhnlich die Unglückliche — hatte sich auf dem Boden eines ansehnlichen Hauses im Dorfe, das einem Leinwandfabrikanten gehörte, erhenkt. Der Ort wurde später durch einen Verschlag von dem übrigen Bodenraume abgetrennt, denn die Bewohner des Hauses waren in ihrem unausrottbaren Aberglauben der Meinung, die Tote treibe dort ihr Wesen. Wahrscheinlich aus einer gewissen Scheu vor der Entseelten, die bei Lebzeiten ihres Gatten allsonntäglich im Angesichte der ganzen Gemeinde im Pfarrstuhle gefessen hatte, gewährte man ihr abseits von allen übrigen Gräbern guter Christen eine Ruhestätte an der Kirchhofsmauer. Vermuthlich hatten ihr diesen letzten Dienst mildberzige Leute erwiesen. Nun kam aber das Unglück nach. Die arme Seele hatte keine Ruhe in dem halbhehrlichen Grabe, das ihr ja nicht gezieme; sie stieg des Nachts aus der Erde und ging ruhelos um bis zum ersten Hahenschrei. Bewohner des Pfarrhauses und des nächsten Bauernhofes, dessen Feldweg den Kirchhof fast berührte, sahen die „alte Pfarrfrau“ auf dem Grabe sitzen; andre begegneten ihr im Dorfe, wie sie schattenhaft an den Zäunen fortkuschte und in dem Hause verschwand, wo sie sich den Tod gegeben hatte. Und dort begann um die Mitternachtsstunde ein Rumoren, daß die Bewohner desselben nicht wußten, was sie anfangen sollten. Es unterlag gar keinem Zweifel, die unselige Selbstmörderin ging um, oder, wie der Volksausdruck hieß, sie „scheechte“ [scheuchte]!

Was war da zu thun? Die Frage war mißlich und schwer zu beantworten. Zunächst konnte man sich ja Rats erholen beim „klugen Manne.“ Ein solcher, der in hohem Ansehen beim Volke stand, wohnte nicht weit jenseits der böhmischen Grenze in Niedergrund. Der Mann war ein Ausbund von Weisheit, war in geheimer Wissenschaft erfahren und verstand in manchen Fällen sogar den Schleier der Zukunft zu lüften. Sein Ausspruch — das stand fest — sollte entscheidend sein, vorausgesetzt, daß er in so heikler Angelegenheit sich überhaupt entschloß, seinen Mund zu öffnen.

Der Geist der Unseligen muß gebannt werden, lautete der Spruch des

klugen Mannes, und das kann nur von dem Scharfrichter geschehen, denn dem ist die Seele jedes Selbstmörders verfallen.

Das leuchtete den geängsteten Hausbewohnern ein und belebte sie mit neuem Mute, mit neuer Hoffnung. Der schwere Gang zum Scharfrichter wurde angetreten und seine Hilfe in Anspruch genommen. Und siehe da, der gefürchtete Mann sagte zu!

Die Mitwelt wird, was nun geschah und was glaubwürdige Augenzeugen mir wiederholt erzählt haben, kaum für möglich halten. Der Scharfrichter erschien zu einer von ihm festgesetzten Stunde in dem von dem irrenden Geiste so arg beunruhigten Hause mit einem großen Sacke über dem Arme, stieg auf den Boden hinauf, wo die Frau sich erhenkt hatte, verrammelte hinter sich die Thür, damit ihn niemand in seiner schweren Arbeit stören könne, und gebot den Hausbewohnern tiefes Stillschweigen.

Ängstlich zusammengedrückt saßen diese in der Wohnstube auf der Ofenbank und wagten kaum zu atmen, viel weniger zu sprechen. Auf dem Boden aber wurde es bald laut; man vernahm Ächzen und Stöhnen und ein polterndes Rollen, als ob zwei erbitterte Menschen auf Tod und Leben miteinander kämpften. Das währte ziemlich lange, endlich trat wieder Ruhe ein. Darauf zeigte sich auch der Scharfrichter mit seinem Sacke, der ihm jetzt wie ein gefüllter Schlauch über die Schulter hing. Der Mann war dergestalt in Schweiß gebadet, daß es von ihm troff, aber der ruhelosen Seele war er nach hartem Ringen glücklich Herr geworden — so versicherte er den Hausbewohnern.

Um nun dem Geiste einen Platz anzuweisen, wo er ohne Schaden für andre sein spukhaftes Wesen treiben könnte, verbaunte ihn der Scharfrichter in die sumpfige Niederung des Schülerbusches, von wo er denn auch nicht wiedergekehrt ist. Dort befand sich die arme Seele auch jedenfalls heimischer, denn im Schülerbusche gab es der Geister und Gespenster mehrere. Das bekannteste und wunderbarste unter ihnen war Doktor Horn, der nur an sehr heißen Tagen, und zwar in der Mittagsstunde, sich zuweilen sehen ließ. Die Mutter meines bauerlichen Freundes Ehrenfried gehörte mit noch einigen Bauerfrauen gleichen Alters zu den Wenigen, welche diesem seltsamsten aller Geister ein paarmal im Schülerbusche begegnet waren, wie sie mir hoch und teuer versicherte. Doktor Horn hatte die Eigentümlichkeit, die allerdings nur Geister besitzen können, auf einem Beine, dessen Fuß in einem gelben Pantoffel stat, hurtig und sicher durch die Büsche zu streichen.

Fürs Leben gern wäre ich dem Manne im gelben Pantoffel auch einmal begegnet, doch wollte es mir nicht glücken, obwohl ich sehr oft in Ehrenfrieds Begleitung — ganz allein war's mir doch nicht recht gebeuer — die sonnigsten Stellen des Schülerbusches aufsuchte und mich von den vielen Blindschleichen und Nattern, die mir über die Füße schlüpfen, nicht erschrecken ließ. Es war recht verdrießlich, daß Doktor Horn sich hartnäckig verborgen hielt, da er mir,

der ich doch einige Anlage, Ungewöhnliches zu sehen, besaß, diesen Gefallen doch recht gut einmal hätte thun können.

Gegen alle solche Mittheilungen, die noch dazu von Mund zu Mund liefen und überall Gläubige fanden, konnte sich das Gemüt des nervösen Knaben unmöglich verschließen. Ich hörte mit durstigem Ohr auf das Erzählte und ward nicht müde, durch Fragen immer neue Wunderquellen zu erschließen. Der Umgang mit gutmütigen, aber ungebildeten Dienstboten, der uns Kindern nicht verboten werden konnte, leistete dem Glauben an das Wunderbare, leider mehr noch an das Gespenstliche reichen Vorschub. Sowohl unsre eignen Dienstboten, mit denen wir Geschwister des Abends immer beisammen waren, da außer dem Studirzimmer des Vaters nur die gemeinsame Wohnstube als möglicher Aufenthalt für alle andern Hausgenossen übrig blieb, als die Untergebenen des patriarchalischen Bauern vertrieben sich durch Erzählungen von Spuk- und Hexengeschichten die Zeit. Es fehlte dabei nie an Vorgängen, die sich erst kürzlich zugetragen hatten, und ich habe nie bemerkt, daß irgend jemand die kritische Sonde an derartige Vorkommnisse legte.

Wie es unaussprechlich öde Gegenden giebt, so hat es der Natur auch gefallen, einzelne Landstriche mit dem Schleier des Wunderbaren, des Ahnungsvollen, ja selbst des Unheimlichen zu bekleiden. Mein Geburtsland ist sehr reich an landschaftlichen Reizen. Die prachtvolle, reich gegliederte Gebirgskette, welche die Oberlausitz von den Ausläufern des Riesengebirges bis zu den Vorhöfen der sächsischen Schweiz im Westen umspannt, kann mit den schönsten Berglandschaften Deutschlands wetteifern. Sanft gebettet in das fruchtbare, forst- und obstreiche Doppelthal der Mandau und Neiße liegt Zittau mit den zunächst angrenzenden großen und weitläufig gebauten Dörfern. So voll malerischer Herrlichkeiten aber auch die ganze Umgebung Zittaus ist, so viele Terrainabschnitte finden sich doch darin vor, die auf den Beschauer den Eindruck des Schauerlichen machen. Beschreiben läßt sich dergleichen nicht, man kann es eben nur fühlen. Solcher Erdfalten, Thalmulden und umbuschter Höhen gab es in unmittelbarer Nähe und in geringer Entfernung verschiedene, und gerade diese Örtlichkeiten waren im Munde des Volkes von nichtirdischen Wesen bevölkert oder wurden zeitweise von gespenstlichen Erscheinungen heimgesucht. Der allernächste Punkt, wo es sogar am lichten Tage umging, war der erwähnte Schülerbusch, den wir schon in zehn Minuten erreichen konnten. Auf uns Kinder übte diese waldbige Höhe trotz der Geister, die sie bewohnen sollten, eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, und wir besuchten ihn deshalb in jeder Stunde, über die wir frei verfügen konnten.

Diesem gegenüber, nur getrennt durch die rauschende Mandau, erhebt sich der finster bewaldete Scheibeberg, so benannt nach dem Ort Scheibe, welcher sich den Fluß entlang zieht und mit zu Herwigsdorf gehört. An den schrägen Abhängen dieses Berges, die größtenteils aus Acker- und Wiesenland bestanden,

gewahrte man des Nachts, sowohl im Sommer wie im Winter, häufig hell-auslofende Flammen, die nach einiger Zeit wieder erloschen. Ohne Zweifel waren es leuchtende Gase, die aus dem kohlen- und salpeterhaltigen Erdbinnern aufstiegen; denn unerlöschliche Flöße einer sehr harzigen Braunkohle liegen meilenweit rund um Zittau im Schoß der Erde verborgen und wurden erst zwanzig oder dreißig Jahre später bergmännisch ausgebeutet. Das Volk behauptete und glaubte fest daran, es liege, wo solche Flammen sich zeigten, ein Schatz verborgen. Vorübergehende, die sich entschließen könnten, solchem geräuschlos flackernden Feuer sich dreist zu nähern und einen Gegenstand von einigem Wert, etwa ein Taschmesser, einen silbernen Fingerring u. dergleichen, hineinzuworfen und die Stelle durch ein Merkzeichen kenntlich zu machen, sollten Tags darauf alte Gold- oder Silberstücke dasselbst finden. Man pflegte deshalb beim Erblicken solcher Flammen zu sagen, es „brenne Geld.“

Die leuchtende Flamme sah ich auch mehr denn einmal über der schwarzen Ackerföhle in die Luft züngeln, sie verlosch aber, ehe ich sie erreichte, und daß diejenigen, denen es wirklich geglückt sein wollte, ein Messer hineinzuworfen, womit einzelne wohl prahlten, späterhin Geld oder Geldeswert an der bezeichneten Stelle gefunden hätten, habe ich niemals gehört.

Der Fuß des Scheibeberges lief auf der Südseite in ein Thal aus, das umbuschte Hügel bis an die vorüberströmende Mandau begrenzte. Der Fluß machte an dem höchsten dieser Hügel, dem Drehberge, eine Wendung gegen den Schulerbusch und bildete dort eine kleine Bucht, in der sich das Wasser staute. Die Stelle galt ihrer seltenen Tiefe wegen für gefährlich, ward aber auch noch aus einem andern Grunde gemieden. Dem Volksglauben zufolge wohnte nämlich unter den geräuschlos dahinziehenden Wellen der Wassermann. Wenn es rundum ganz still war und der Nix nicht besorgen durfte, von neugierigen Menschenaugen beobachtet zu werden, verließ er sein kristallenes Haus, setzte sich auf das blumige Ufer, wo die Sonne recht heiß schien, und vertrieb sich die Zeit durch lautes Zählen der Flicken auf seinen Kleidern, wobei er klatschend an seine Schenkel schlug. Zu den wenigen Glücklichen, welche den Wassermann am hellen Mittage beim Drehberge gesehen hatten, gehörte die Mutter meines Freundes und dieselbe Dienstmagd, der ich beim Sauerampferpflücken für unsere polnische Einquartierung als kleiner Junge so tapfer geholfen hatte. Die Magd war wagehalsig genug gewesen, sich lustig auf die Hüfte zu schlagen und auszurufen: „Da auch ein Flicken!“ worauf der Nix sich kopfüber ins Wasser gestürzt hatte.

Über all dieser Orten lag, ich kann es nicht bestreiten, ein unbeschreibbares Etwas, das zu der Annahme berechtigte, just hier könne und müsse ein Tummelplatz für Geister sein, wenn es derer überhaupt gebe. Unzählige male habe ich, bald in Begleitung, bald allein, bei Tage wie in finsterner Nacht, diese Orte betreten, nicht aus Übermut, sondern um Aufträge des Vaters zu besorgen;

ohne lautes Herzklopfen und scheues Umblicken aber ging es dabei doch nicht ab.

Wie es möglich war, diesen Aberglauben ruhig fortwuchern zu lassen, ist mir noch heute nicht recht verständlich. Diejenigen, deren Aufgabe es gewesen wäre, hier belehrend und aufklärend einzuschreiten, konnten sich mit Unwissenheit nicht entschuldigen. Jedermann wußte sehr wohl darum, denn es ward gar zu oft und bei dem geringsten Anlaß davon gesprochen. Aber es fiel keinem Menschen ein, den Leuten das Schädliche ihres Aberglaubens vorzuhalten und sie schonend, aber einsichtsvoll auf das Unhaltbare desselben aufmerksam zu machen. Verstreute Äußerungen, die mir gesprächsweise zu Ohren kamen, wenn benachbarte Prediger uns besuchten und dann aus langen holländischen Thonpfeifen Tabak rauchend mit dem Vater in unserm großen Wohnzimmer auf- und abgingen und sich lebhaft unterhielten, ließen schon damals die Ahnung in mir aufsteigen, daß man schwieg, um das Volk nicht zu sehr aufzuklären! Gewiß ist, daß die Mehrzahl aller Prediger, die in meinem Elternhause ein- und ausgingen, sich entschieden zur Wehr setzte, wenn hie und da in pädagogischen Zeitschriften oder in Büchern die Notwendigkeit betont wurde, daß man mehr Bildung unter das Volk bringen müsse, und daß diese hochwichtige Aufgabe in erster Linie den Schulen zufalle.

Mein Vater selbst schien im Prinzip nichts dagegen zu haben, nur erklärte er sich gegen jede Überstürzung und war nebenbei auch der Meinung, daß man keine Leute ansehen müsse und nicht alle über einen Kamm scheeren dürfe. Ganz anders faßte ein Onkel von mir und der damalige Beichtvater der Eltern diese Angelegenheit auf. Beide erklärten mit Eifer und aus gleichen Gründen, es sei viel besser, das Volk glaube an Teufel, Gespenster und allerhand Unsinn, als daß es überhaupt im Glauben wankend werde. Fange man erst an, aufzuklären, den Leuten ein Licht aufzustecken, so werde man nur traurige Erfahrungen machen. Der gemeine Mann verstehe selten richtig zu unterscheiden und Maß zu halten; ungeübt im Denken, überhebe er sich gern, wenn er meine, es sei ihm ein neues Licht aufgegangen. Der Dünkel lasse ihm dann keine Ruhe mehr, er reiße ungestüm alle Grenzen nieder, trete auch das Heiligste unter die Füße und verfallt rettungslos dem Unglauben. Letzterer sei aber doch jedenfalls zehnmal verwerflicher als der krasseste Aberglaube. Darum möge man die Leute ruhig bei ihrem Aberglauben lassen, dieser erhalte sie in der allen so wohlthätigen Gottesfurcht, mache sie unterwürfig und entfremde sie nicht der Kirche, die, wie man ja leider alle Tage zu bemerken Gelegenheit habe, von denen, welche sich aufgeklärt dünkten, immer mehr gemieden würde. Inwiefern mein Vater diesen Ansichten sich etwa nähern mochte, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Es lag in seiner Natur, mit seiner Meinung gern zurückzuhalten, teils weil er niemand durch absprechendes Wesen verletzen wollte, teils auch, weil er besorgte, die Wirkung einer selbst wohl-

thätigen und daher berechtigten Neuerung im voraus nicht berechnen zu können. Eine dem Unglauben verfallende Gemeinde würde ihn entsezt und ihm das ganze Seelsorgeramt verleidet haben. Aus diesem Grunde beschränkte er sich auf wohlmeinende Zurechtweisungen, warnte vor thörichter Leichtgläubigkeit und bedeutete die Leute, man dürfe nicht alles für wahr halten, was durch sinnliche Eindrücke auf uns wirke.

So blieb denn alles so ziemlich beim Alten; sollte ein Umschwung zum Bessern in den Anschauungen des Volkes eintreten, so mußte dieser der allmählich sich habnbrechenden bessern Erkenntnis der Naturgesetze und ihrer Wirkungen überlassen bleiben.

Fragt man, wie ich mich diesen tief in der Volksseele wurzelnden abergläubischen Ansichten gegenüber verhielt, so muß ich bekennen, daß ich geraume Zeit wie ein Rohr hin- und herschwankte. Zu dreifster Bestreitung der von vielen achtbaren Personen behaupteten Thatfachen, die mancher ohne Bedenken vor Gericht würde beschworen haben, fehlte es mir an Gegenbeweisen, auch besaß ich dazu noch zu wenig Reife des Urteils. Zum unerschütterlichen Glauben an das Gehörte brachte ich es aber auch nicht, weil es mir trotz aller Mühe nicht gelingen wollte, etwas durchaus Räthselhaftes zu sehen. Weder der berühmte Doktor Horn mit seinem gelben Pantoffel noch der Flicken zählende Wassermann kam mir zu Gesicht; ebenso erblickte ich den feurigen Drachen nie, obwohl er sich mehrmals über dem Schornsteine eines ganz nahe gelegenen Bauerngutes zeigte, dessen Besitzerin von ihren vortrefflichen Kühen die schönste Butter erzielte, was eben der Drache bewerkstelligen sollte. Selbst unser Arbeiter hatte das feurige Gespenst gesehen und theilte dies in voller Gläubigkeit meinem Vater mit, der ihm darauf zur Antwort gab, es habe ihm wohl feurig vor den Augen geschwirrt, weil er zu lange in der Steinschenke geessen habe.

Dennoch ahnte mir dunkel, daß dem Leben selbst etwas fehlen würde, wenn man dasselbe alles abergläubischen Beiverks entkleide, und so gab ich mich mit Genuß den Erzählungen von diesen Dingen hin, die meine Phantasie beschäftigten und mir wie ein angenehm glitzernder Schmuck an dem Alltagskleide des Lebens erschienen. Ich fühlte das Poetische darin heraus, ergözte mich daran und legte es mir auf meine Weise zurecht, woraus sich dann nach und nach phantastisch gestaltete Märchen bildeten, die ich mir selbst vorerzählte und an die ich sogar halb und halb glaubte, als hätte ich sie selbst erlebt.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mittheilungen.

Der nächste Krieg. Die Zeit der Kabinettskriege ist vorbei; der siebenjährige und der bayerische Erbfolgekrieg waren die lezten Kämpfe, in denen berußmäßige

Armeen mit einander stritten, ohne die Tiefen des Volkslebens anders als durch die ihrem Waffenerfolge gewidmete Teilnahme zu erregen. Die Soldaten Friedrichs des Großen desertirten nach einer Niederlage haufenweise, während dem Könige nach einem Siege aus den Heeren und dem Machtgebiete seiner Gegner stets ein erheblicher Zuwachs zuströmte.

Diesen Zustand hat die französische Revolution aufgehoben. Scheinbar um die Ideen von 1789 zu verbreiten, in Wirklichkeit aber, um eine großartige Plünderung zu veranstalten, fand das allgemeine Aufgehoben statt. In welchem Sinne dies geschah, drückt am einfachsten und schlagendsten Laine (III, 613) in folgenden Worten aus: „Die Endmelodie der Tragikomödie, welche von den jakobinistischen Machthabern aufgeführt wurde, war stets dieselbe: mit Säbelhieben und Kolbenstößen wird auf alle Eigentümer losgehauen, um ihnen ihre Börse, und was sie sonst etwa Wertvolles haben, abzunehmen, bis sie endlich kein Hemd und keinen Sou mehr besitzen.“ Im folgenden rechnet dann Laine aus, daß nur in den drei Jahren von 1796 bis 1798 an offiziell anerkannt und belegter öffentlicher Deute zwei Milliarden Franks nach Frankreich gewandert sind, wobei natürlich die ungeheuern Summen, die privatim gestohlen wurden, nicht in Anschlag gebracht sind. Was das aber bedeuten wollte, kann man zum Beispiel daraus ersehen, daß Massena nach seinem Einzuge in Mailand in einer einzigen Nacht 1 200 000 Franks stahl! Und doch war dies alles nur ein Kinderspiel im Verhältnis zu den Summen, welche Napoleon später erpreßte, ganz abgesehen von der Konfiskation von Kunstwerken, die er, wenigstens in Bezug auf Italien, später als Verbannter auf Elba in seiner gewöhnlichen Verlogenheit zu bereuen behauptete.

Mit diesem System haben die Franzosen einen Weg beschritten, auf welchem ihnen bis jetzt kein andres Volk nachgefolgt ist. Die an Deutschland nach dem letzten Kriege gezahlte Kriegsschuldigung ist verschwindend klein im Vergleich zu dem, was die Franzosen früher aus Deutschland zu ziehen verstanden haben; kein Kunstwerk ist aus Frankreich entfernt, kein deutscher General dort mit einer Domänenotation versehen worden; nichts ist ihnen genommen worden als Elsaß-Lothringen, alter deutscher Besitz.

Was wird der nächste Krieg bringen? Wird Deutschland besiegt, so ist seine Herfstückelung so sicher, wie zwei mal zwei vier; die ungeheuern Summen, die uns außerdem abgepreßt werden würden, kann sich keine Phantasie als groß genug vorstellen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach steht uns noch etwas andres bevor.

Es ist bekannt, daß sich Napoleon im zweiten Artikel der Konstitution des Königreiches Westfalen, vom 15. November 1807, die Hälfte der landesherrlichen Domänen vorbehielt und dieselbe — sieben Millionen Franks jährlich — in 930 Schenkungsteilen an seine Marschälle und Generale verteilte. Dann wurden im Jahre 1809 die hannövrischen Domänen in ähnlicher Weise in Anspruch genommen, bis endlich die jährlichen Bezüge der Marschälle und Minister aus Hannover die Summe von jährlich 4 400 000 Franks erreichten. Dann kam (zum Teil am Geburtstag des großen Abenteurers, am 15. August 1809) Schwedisch-Pommern, Erfurt, Weimath, Hanau und Fulda mit jährlich 18 500 000 Franks an die Reihe — um die wunderbaren Finanzoperationen der Kürze wegen zu übergehen, mittels deren Napoleon Domänen der eroberten Länder zwangweise zu einem fiktiven Kapitalwerte verkaufte oder fremde Aktivforderungen zu seinen Gunsten einzog.

Die Logik der Thatfachen und die Kenntnis des irdischen Elements in dem

französischen Nationalcharakter wird schwerlich einen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß alle diese Vorgänge in dem nächsten Kriege vonseiten Frankreichs noch überboten werden dürften. Die Geldwirtschaft hat seit dem Anfange des Jahrhunderts so große Fortschritte gemacht, daß auch die ungeheuerlichste Ausbeutung Deutschlands von der Gewalt internationaler Vörsenmächte diskontirt und kapitalistisch festgelegt werden würde.

Zum Glück — bei dieser entsetzlichen Perspektive für den Fall einer Niederlage der deutschen Fahnen — fehlt den Franzosen die Fähigkeit zu kolonisiren. Hätten sie diese, so wäre mit dem ersten Napoleon nicht so — verhältnismäßig — schnell fertig zu werden gewesen, und seine Herrschaft hätte ganz andre Spuren in Deutschland hinterlassen. Au gutem Willen, uns zu franzosiren, fehlte es ihm nicht, aber gerade die kapitalistische Ausnutzung des Landes verbürgte die Trennung der beiden Nationen.

Kommt es zum Kriege, und Deutschland bleibt Sieger, so haben sich die Franzosen ihr Schicksal selbst vorgegeschrieben. Es wäre unmöglich, den unermesslichen Schaden an unsrer Volkswohlfahrt, den auch der glücklichste Krieg im Gefolge haben müßte, in Ziffern festzustellen; noch viel unmöglicher aber, diese etwaige Summe aus Frankreich herauszuziehen — nicht etwa deswegen, weil das Land außer stande ist, jede Summe aufzubringen, sondern vielmehr in unserm eignen, wohlverstandenen Interesse. Die Verschiebung aller Besitzverhältnisse durch den plötzlichen Zustuß ungeheurer Baarmittel kommt naturgemäß nur der Agiotage zu Gute, welche bei plötzlich eintretender Steigerung aller Werte die Differenz in die Tasche steckt, während das eigentliche Volk nichts davon genießt als die Freude an der unvermeidlich eintretenden Teuerung der Lebensmittel und Lebensbequemlichkeiten.

Die Franzosen haben uns selbst die Pfade gewiesen. Wie sie die Völkerwanderungskriege mit ihrer unbedingten Konfiskation alles Eigentums zuerst wieder nachahmten, so könnte eine deutsche Eroberung französischer Gebiete nur dann dem eignen Volke Genugthuung und Europa den Frieden verschaffen, wenn eine Aufteilung des Landes stattfände: würde zum Beispiel nur in der frühern französischen Provinz Burgund — den jetzigen Departements Ain, Saone und Loire, Côte-d'Or und Yonne — der Grund und Boden in ähnlicher Weise an die deutschen Eroberer abgetreten, wie einst die Langobarden den größten Teil Italiens unter Besitz nahmen, so wäre es doch nur eine Frage der Zeit, ob nicht eine derartige militärische Kolonisation die kommunistische Revolution, mit welcher Frankreich ganz Europa bedroht, zum Stillstand bringen, den Frieden auf Generationen hinaus verbürgen und die gallische Kriegswut erfolgreich befänstigen könnte. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß nicht etwa die Grundbesitzer allein expropriirt, sondern die Bevölkerung derartig in Anspruch genommen werden müßte, daß die Gesamtheit ihres Vermögens für die konfiszierte Terrainquote einzustehen hätte.

Karl Grün. Aus Wien trifft die Nachricht von dem am 18. Februar erfolgten Tode eines alten Literaten ein. Wir gebrauchen diesen außer Uebung gekommenen Ausdruck absichtlich, weil Karl Grün noch ein Vertreter — gewiß einer der letzten — jener aus den vierziger Jahren stammenden, ausschließlich von der Feder lebenden Männer war, welche man damals unter der viel und nichts sagenden Abkürzung von homo literatus begriff. Heute unterscheiden wir Journalisten, Publizisten, Schriftsteller; die Literaten waren alles das, aber unter ganz andern

Verhältnissen, und sie hatten in gewisser Beziehung einen größern Einfluß als ihre Nachfolger, welche den ihrigen mit den Abgeordneten teilen müssen. Die Zahl der politischen Zeitungen war bekanntlich sehr gering, und die meisten deutschen Regierungen ließen sich schwer zur Erteilung neuer Konzessionen herbei; dafür gab es eine Unmasse von ein- oder mehrmals in der Woche erscheinenden Blättern, welche den Begriff der Belletristik soweit als möglich ausdehnten, neben Gedichten und Novellen, literarischen und Theater-Rezensionen, Reisebriefen und historischen Skizzen auch philosophische und politische Aufsätze enthielten. Und um solche Zeitschriften scharten sich Mengen von meistens jungen Leuten, welche „Philosophie studirt“ hatten, aber keine Lust verspürten, den durch Examina versperrten Weg zu einem Amte zu beschreiten, oder es für einen Raub erachtet haben würden, ihre außerordentlichen poetischen oder kritischen Anlagen in irgendetwas bürgerlichen Berufe verkümmern zu lassen. Leipzig zumal war reich an solchen Literaten, die sich außerordentlich wichtig vorkamen, und frei zu sein glaubten, während sie oft in der kümmerlichsten Abhängigkeit von Verlegern lebten. Dort tauchte vorübergehend auch der nach Nachschlagebüchern zufolge 1807 in Lüdenscheid in Westfalen geborene Karl Grün auf. Auch er hatte „Philosophie studirt,“ war sehr jung Professor der deutschen Sprache in Kolmar geworden, warf sich aber bald auf die politische Journalistik und gründete 1842 die „Mannheimer Abendzeitung,“ das Organ der badischen Demokraten, welches sich in späterer Zeit durch besondere Robheit hervorthat. Grüns Wirken in dieser Stellung war von kurzer Dauer. Der Minister Bittersdorf wies den lästigen Ausländer aus, und als er von der bairischen Pfalz aus weiterrebligieren wollte, ließ die bairische Regierung freundlich ihn über die preussische Grenze bringen, Erlebnisse, welche er natürlich in einer Broschüre ausführlich berichtete. Grün ließ sich nun in Pöln nieder, wurde Hauptmitarbeiter des in Wesel erscheinenden „Sprechers,“ verfaßte einen Kommentar zu Schillers Werken, welcher damals sehr beifällig aufgenommen wurde, weil er geschickt gemacht war und dem Verlangen der Zeit entsprechend den Dichter als Vorkämpfer des Liberalismus behandelte. Ferner kann Grün wahrscheinlich als der erste Wandervorleser bezeichnet werden, wenigstens glauben wir nicht, daß damals (1843/44) außer ihm schon jemand daran dachte, in verschiedenen Städten populärwissenschaftliche Vorträge zu halten, und er hätte daher mit einigem Stolz auf die gegenwärtige Blüte dieser Industrie blicken können. Als Journalist bewährte er die bekannten Eigenschaften seiner Klasse, pridelnden Witz, Schlagfertigkeit, Verstandesschärfe, verbunden mit feinerer Sentimentalität. Des Kampfes mit der Zensur (aus dem er abermals ein Buch machte) müde, ging Grün, nachdem er sich noch seiner Stammesgenossen gegen Bruno Bauer angenommen hatte, 1844 nach Paris, um die soziale Bewegung zu studiren. Lorenz Stein hatte den Deutschen von den kommunistischen und sozialistischen Theorien der Franzosen berichtet, aber in einem dickleibigen, nicht leicht lesbaren Werke; auch die Schriften von M. Heß, die Marx u. a. eigneten sich nicht zu stüchtiger Lektüre. Grün unternahm es, die Theorien Proudhons in einem Buche mündgerecht zu machen, welches eben des belletristischen Wesens halber von Marx unbarmherzig zerzaust wurde. Grün und Marx standen einander überhaupt feindselig gegenüber, jeder hatte seinen Anhang unter den deutschen Arbeitern in Paris. Grün hielt zu Proudhon und übersehte dessen Philosophie de la misère ou les Contradictions de l'économie politique, welchem Werke Marx La Misère de la Philosophie ou les Contradictions de Mr. Proudhon entgegenstellte; Grün betrieb die Kritik der Gesellschaft wie eine wissenschaftliche Unterhaltung, Marx arbeitete bereits energisch an der Verbrüderung der Arbeiter

aller Nationen. Guizot schaffte sich beide Agitatoren vom Hals, beide zogen sich nach Brüssel zurück, von wo aus Grün hauptsächlich für die „Trierische Zeitung“ arbeitete, damals das einzige Tagesblatt mit sozialistischer Tendenz in Deutschland. 1848 führte er die Redaktion dieser Zeitung, bis eine Nachwahl ihn im Herbst in die preussische Nationalversammlung brachte. Er trat gerade zu der stürmischen Abend Sitzung am 31. Oktober ein und ergriff sofort das Wort. „Wien“ stand auf der Tagesordnung, die äußerste Linke verlangte das Einschreiten Preußens zu Gunsten der Wiener Revolution, die gemäßigtere Linke wollte diese Aufgabe der Zentralgewalt in Frankfurt zugewiesen wissen. Diesen Antrag bekämpfte Grün mit dem Argument, die Zentralgewalt sei um allen Kredit gekommen, sie werde nur noch Reichsgendarmerie genannt; und als sich lautes Murren erhob, setzte er ganz naiv hinzu: „Ich darf doch erzählen, was ich auf der Reise nach Berlin Berlin gehört habe!“ Damit waren, soviel wir uns erinnern, seine parlamentarischen Thaten zu Ende; die Tage der Nationalversammlung waren gezählt, und auch in dem ersten Landtage von 1849 trat er in keiner Weise hervor. Für die kurze Freude hatte er jedoch durch lange Untersuchungshaft zu büßen. Als er nach Trier zurückkehrte, war schon die sonderbarste Bewegung im Gange: die Republikaner erhoben sich für die monarchische Reichsverfassung. Auch die demokratische Jugend Triers machte sich auf, um das Zeughaus in Brüm zu stürmen und zog dann in die Pfalz; Grün wurde als geistiger Urheber dieses Putsches angesehen, überzeugte jedoch die Geschwornen, daß er in dieser Angelegenheit große Vorsicht beobachtet hatte. Uebermals siedelte er nach Brüssel über, versorgte die „Trierische Zeitung“ (das „Organ der grünen Republik“, wie die Marx'sche Partei spottete) und ließ eine Reihe von Flugschriften gegen den Bonapartismus erscheinen: „Die Späting auf dem Throne der Cäsaren,“ „Westdeutsche Grenzen“ u. In diesen Schriften webte nationaler Geist. Und auch als Grün nach dem Thronwechsel in Preußen heimkehrte, als Publizist und Redner auf Schützenfesten u. eine neue Thätigkeit entwickelte, war diese zunächst noch mit seinem frühern Glaubensbekenntnis, daß die Hoffnung Deutschlands auf Preußen beruhe, in Einklang zu bringen. Allein die Atmosphäre in Frankfurt, wo er eine Lehrerstelle erhielt, blieb nicht ohne Einfluß, und bald sah man ihn als eifrigen Parteigänger der preußenfeindlichen Koalition, welche den Prinzen von Augustenburg, dann den Bundenstag und endlich Oesterreich als Wortwand gebrauchte: er wurde „süddeutscher Demokrat“ und begab sich, wie so viele, nach den preussischen Siegen unter die Fittiche Weusts. In dieser Periode scheint urplötzlich Interesse für die bildende Kunst in ihm erwacht zu sein, die ihm bis dahin sehr fern gelegen hatte, und sofort schrieb er Kunstbücher, von denen das originellste ein unter dem Titel „Glückliches Wien“ erschienener räsonnirender Katalog der dortigen Gemäldegalerie — frei nach Waagen — ist. Er wird ziemlich zwanzig Jahre in Wien gelebt haben, emsig schreibend bis in die letzte Zeit: kulturgeschichtliche Bücher, unzählige Abhandlungen politischen oder philosophischen Inhalts in Tagesblättern und Revuen. Daneben gab er den Nachlaß Ludwig Feuerbachs heraus und gehörte zu dem Hofstaate des philosophischen Gastwirts in Oberösterreich. Ein halbes Jahrhundert ununterbrochener Schreibthätigkeit, große Beweglichkeit des Geistes, nicht unbedeutendes Wissen, die Fähigkeit, auf den verschiedensten literarischen Gebieten sich rasch leidlich zu orientiren — und die Summe von alledem? Daß schon morgen werden mehr seinen Namen kennen wird. Das ist das Geschick des echten „Literaten“!

Literatur.

Kleine Bilder von Johannes Trojan. (Minden, Bruns.)

Der Humor ist verschieden definiert worden: als eine Stimmung, die durch Thränen lächelt, als eine Anschauungsweise, bei der das Erhabene komisch wird, als ein aus Mitleid und Spott gemischter Gemütszustand, der aus der Ahnung des Unenblichen über der endlichen Welt hervorgeht, u. s. w. Er ist eben ein Protens, der sich überhaupt nicht recht fassen und definieren läßt, und so bemühen wir uns auch nicht damit, eine Auflösung und Umschreibung seines Wesens zu finden, sondern freuen uns einfach, daß er in seinen verschiedenen Gestalten zum Troste der Menschenkinder da ist. Trojans Humor ist besonders liebenswürdig. Es ist nicht der Humor Heines und der anempfindenden Virtuosen seiner Schule, an deren Liebe, deren Bewunderung und deren Schmerzen wir zweifeln, weil sie ihr Empfinden absichtlich selbst verhöhnern, auch nicht der vielbelesene, krankhaft empfindsame, oft gekünstelte und barocke Humor der Gelehrtestenprobe Jean Pauls mit seinen unmäßlichen Menschen und Situationen. Trojans Humor ist bei all seinem Wissen und seiner Kenntnis des Lebens ein Kind; naiv, natürlich, ehrlich, gesund in Andern und Nerben, glaubt er, was er redet, und läßt es darum auch uns glauben. Voll von warmer Liebe zur Natur und zur Menschheit, mit scharfen Augen für deren Kleinleben, für die Seele der Tier- und Pflanzenwelt begabt, erzählt er uns mit Meisterschaft von seinen Beobachtungen und Empfindungen in diesem Kreise. Sinnige Betrachtung, gemütvolltes Sichversenken in den Gegenstand, herzliche Freude an den neuen Seiten, die ihm abgewonnen werden, die Schalkhaftigkeit endlich, die den Erzähler allenthalben begleitet und durch schelmisches Lächeln auch von ernstern Dingen zu verstehen giebt, daß sie unter anderm, genau gesehen, auch ihre komische Seite haben, vereinigen sich zu herzerquickender Wirkung. Fast in allen diesen Bildern gewahren wir Züge des Geistes, der unsre deutlichen Märchen und Volkslieder wachsen ließ. Manches von dem, was der Verfasser dem Walde abgelaußt hat, könnte von Elfenaugen gesehen und von Eisenhänden gemalt sein, so zart und anmutig steht es vor uns. Wir nennen nur „Vor Thau und Tag,“ „Von den Ameisen,“ „Das Abenteuer im Walde“ und die Verordnung der Königin Titania „Aus dem Walde,“ die im Hinblick auf ein bekanntes neues Gesetz ihr Besitzrecht an den Beeren und Pilzen wahr, den armen Leuten, die sie sammeln, ihren Anteil daran zuspricht, und die Untertanen des Elfenreiches anweist, sie dabei zu unterstützen und ihre Verfolger durch allerlei Schabernack von ihnen fernzuhalten. Nicht weniger aber muten uns die Bilder aus dem großstädtischen Leben an Treiben an, die mit diesen märchenartigen Erzählungen abwechseln und reich an echt sittlichem Gehalt und richtiger Empfindung gegenüber den Tagesmeinungen und Modethorheiten, reich an Menschenkenntnis und an Aeußerungen eines Herzens voll Menschenliebe sind. Sehr hübsch ist hier der Bericht von den „Leiden eines Unpolitischen,“ „Der Sonnenbruder,“ dann der Abschnitt „Verschiedene Uebergänge,“ ferner „Die Geschichte des alten Junggesellen im Wohlthätigkeitsbazar,“ endlich „Doktor Faust im Berliner Vogtlande.“ Als ganz reizend müssen schließlich die Kapitel „Von alten Gärtnern,“ „Die letzten im Bade“ und die kleinen Reisebeschreibungen „Winter im Harze“ und „Hiddensöe“ gerühmt werden. Wollte man das Büchlein sich selbst ansehen, man wird uns für die Empfehlung dankbar sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die nationalliberale Partei und ihre Zukunft.

Mit dem glücklich erkämpften Ergebnis der Neuwahlen tritt der Reichstag, wie man hoffen darf, wieder in ein Stadium ein, welches im wesentlichen der Periode von 1867 bis 1877 entsprechen wird. Das Bezeichnende für jene Zeit war, daß neben den konservativen Parteien die nationalliberale Partei bei den Beratungen und Beschlüssen des Reichstages den Ausschlag gab. Sie wird jetzt voraussichtlich diese Stellung wieder einnehmen durch die Zahl ihrer Mitglieder wie durch das Ansehen ihrer Führer. Bei dieser Sachlage wird für die Weiterentwicklung unserer Zustände das Verhalten der nationalliberalen Partei von größter Bedeutung werden. Es liegt nahe, die Gegenwart zu vergleichen mit der Vergangenheit, und die Frage zu stellen, welche Umstände, mag man sie nun Fehler oder Mißgeschick nennen, es gewesen sind, welche zu dem zeitweiligen Darniederliegen der Partei geführt haben.

Vergleichen wir die heutige Stellung der Partei mit der frühern, so kann man sagen, daß ihre Stellung in gewissen Beziehungen leichter, in andern aber auch schwieriger geworden ist.

Leichter ist die Stellung der heutigen Nationalliberalen, weil, wie man annehmen darf, die in ihr enthaltenen Elemente weit mehr als früher zusammenstimmen. Schon lange vor den Zerklüftungen, welche in den Jahren 1878 und 1879 zu Tage traten, war es innerhalb der Partei selbst klar, daß sie aus zwei verschiedenen Elementen bestand, die man später mit den Namen des linken und des rechten Flügels zu bezeichnen pflegte. In dem linken Flügel waren zwei Eigenschaften vertreten, welche die Wirksamkeit der Partei gefährdeten und schließlich für deren Bestand verhängnisvoll wurden. Zunächst war dies ein gewisser Idealismus, welcher auf Einhaltung des einmal bestehenden liberalen

Programms den größten Wert legte. Es war dies ein Erbteil des Liberalismus früherer Zeit. Als Hauptvertreter dieser Richtung konnte der Abgeordnete Lasfer gelten. Die zweite jener Eigenschaften aber war ein persönlicher Ehrgeiz, welcher in dem Maße des Einflusses, den die Partei übte, keine ausreichende Befriedigung fand. Lange Zeit war diese Richtung nur latent. Sie wurde frei, als zu Anfang des Jahres 1878 der Eintritt Bennigsen in das Ministerium in Aussicht gestellt war. Von da an hat sie fortgewirkt und, wie wir glauben, wesentlich zu der Sprengung der Partei beigetragen. Oder wie sollen wir es sonst erklären, daß begabte Männer heute unter der Führung Nichters völlig im Gegensatz zu dem plädiren, was sie noch vor sieben oder acht Jahren unter der Führung Bennigsen plädirt haben? Aber auch schon vor 1878 waren diese Elemente der Partei auf das Gesamtverhalten derselben keineswegs ohne Einfluß. Namentlich nahm der Abgeordnete Lasfer lange Zeit eine fast herrschende Stellung ein. Auch Herr von Bennigsen, welcher nach außen als das Haupt der Partei galt und ohne Zweifel dem rechten Flügel angehörte, entzog sich nicht ganz diesem Einfluß und vermied es, gegen die Bestrebungen des linken Flügels mit Entschiedenheit aufzutreten. Er mochte dabei von dem gewiß berechtigten Wunsche geleitet werden, die Partei möglichst zusammenzuhalten, zumal da auf dem linken Flügel vorzügliche Redekräfte vorhanden waren.

Die hier geschilderten Schwierigkeiten werden nun heute in der Partei weit weniger bestehen. Durch die Lostrennung der Sezessionisten ist die Partei in sich selbst gleichartiger geworden, und die Führer werden sich durch ungleiche Elemente weniger zu Schwankungen hingezogen fühlen. Freilich hat die Partei durch jene Trennung eine Anzahl hervorragender Redner verloren, die ihr bisher kaum ersetzt worden sind. Schließlich hängt aber die Bedeutung einer Partei doch nicht davon ab, ob etwas mehr oder minder glänzende Neben aus ihrer Mitte gehalten werden.

Schwieriger aber ist die Stellung der Partei dadurch geworden, daß den heftigen Angriffen gegenüber, die sie von linker Seite erfahren hat, es für sie schwerer geworden ist, ihre Unbefangtheit ganz zu bewahren. Man hat ihr „Verrat an der liberalen Sache“ vorgeworfen und sie mit der Schmähung, „daß sie gar keine liberale Partei mehr sei,“ heimgesucht. Ließe sich dadurch die Partei verleiten, nun doch zeigen zu wollen, daß sie „vor allem eine liberale Partei“ sei, so fürchten wir, daß sich Fehler ähnlicher Art einstellen könnten, wie sie früher vorgekommen sind. Wir haben schon neulich in diesen Blättern (Heft 45, 1886) unter der Rubrik „Liberal und konservativ“ auszuführen gesucht, daß der Gegensatz von liberal und konservativ in unsern heutigen Verhältnissen seine entscheidende Bedeutung verloren hat. Fast alles, was vor einem Vierteljahrhundert die Liberalen auf ihr Programm geschrieben hatten, ist inzwischen erreicht worden. Was davon nicht erreicht worden ist, ist jeden-

falls von der Art, daß man sich wohl fragen darf, ob es wirklich erstrebenswert sei. Die Fragen, die heute an uns herantreten, haben in der Regel mit der Frage, ob liberal oder konservativ, nichts zu thun. Sie liegen auf ganz andern Gebieten der Staatsweisheit. Und nichts ist beklagenswerter, als wenn Parteien, weil sie „liberal“ sein wollen, solche Fragen nach einer vermeintlich liberalen Schablone behandeln. Als im Jahre 1878 zuerst das Sozialistengesetz auftrat, wurde es von liberaler Seite mit dem Saße bekämpft, „es dürfe nur auf dem Wege gemeinen Rechtes gegen die Sozialdemokratie vorgeschritten werden.“ Dieser Saß (den, wenn wir nicht irren, zuerst Lascher aufgestellt hatte) gründete sich auf die Schlußfolgerung: „Ausnahmegesetze sind im liberalen Staate unzulässig. Das Sozialistengesetz ist ein Ausnahmegesetz. Folglich!“ Wer möchte wohl heute noch jenen Saß aufrecht erhalten? Sieht man nicht ein, daß gerade durch die Beschränkung jenes Gesetzes auf die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie die bürgerliche Freiheit im allgemeinen weit mehr gewahrt worden ist, als wenn man mit „gemeinrechtlichen“ Gesetzen vorgeschritten wäre? Als im Jahre 1879 die Frage wegen Erweiterung der Schutzzölle an den Reichstag herantrat, glaubten viele Liberale, den Freihandel als ein unantastbares Kleinod ihres Liberalismus verteidigen zu müssen. Was aber hat, verständig betrachtet, Freihandel oder Schutz Zoll mit Liberalismus oder Nicht-Liberalismus zu thun? Als die Frage der Unfallversicherung auftrat, fanden viele Liberale vom Standpunkt ihres liberalen Prinzips aus es unerträglich, daß der Staat hier in die Freiheit des wirtschaftlichen Verkehrs eingreifen wolle. Nur durch Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes, also auf dem Wege unendlicher Prozesse, und mit Erhaltung der Privatversicherungen dürfe den Arbeitern geholfen werden. War das wirklich liberal? Und ist es illiberal, wenn der Staat sich der bedrängten Klassen unsrer Bevölkerung annimmt und ihnen durch unmittelbares Eingreifen zu helfen sucht? Öfters freilich sind diese „liberalen Grundsätze“ nichts andres, als geheime Begünstigungen gewisser Gesellschaftsklassen, welche die liberalen Parteien vorzugsweise als die ihrigen betrachten.

Wir wünschen aufrichtig, daß die nationalliberale Partei den liberalen Gedanken seiner wahren Bedeutung nach im Reichstage vertrete und hochhalte; gerade so, wie wir es anderseits auch für nützlich halten, daß der konservative Gedanke von andern Parteien im Reichstage vertreten sei. Nur aus einer verständigen Vermittlung zwischen beiden kann das Wohl des Staates hervorgehen. Lebhaft aber wünschen wir auch, daß die nationalliberale Partei, unbeeinträchtigt durch die Schwärmungen, die ihr vielleicht deshalb zu Teil werden, den Fehler eines schablonenhaften Liberalismus, von welchem ihre Vergangenheit nicht ganz freizusprechen ist, bei ihrer Wiedererstehung vermeide.

Zur Geschichte der Nationalliberalen.



ine politische Partei, die auf keine Utopien zusteuert und jeden Schritt, welcher sie ihren Zielen näher bringt, also auch einen kleinen, wenn dem größern unüberwindliche Hindernisse erwachsen, für einen Gewinn hält, wird in bewegten Zeiten immer einen schweren Stand haben. Sich als „Ganzer“ aufzuspielen, ist, besonders wenn damit keine Verantwortlichkeit übernommen wird, das leichteste von der Welt; und mögen Rechte und Linke noch so spinnefeind sein, in Haß und Verachtung der „Halben“ pflegen sie sich brüderlich zu begegnen. Sich mit dem Möglichen, dem Erreichbaren begnügen, auf morgen vertagen, was heute nicht geleistet werden kann, weder mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollen, noch sich schmolend zurückziehen, falls die Thür nicht genau da durchgebrochen werden soll, wo man sie geordert hatte — das gilt als Charakter Schwäche, wenn nicht gar unlautere Beweggründe untergeschoben werden. Und als Beispiele dienen dafür die Vorsichtigen und Unentschlossenen, welche sich allerdings gern unter das schirmende Dach der Mittelparteien flüchten; wobei man nur übersieht, daß gerade solche Anhänger des Juste milieu schleunigst eine andre Richtung einschlagen, wenn jenes Dach nicht mehr den gewünschten Schutz zu gewähren scheint.

In wie reichem Maße diese Erfahrungen die nationalliberale Partei in Deutschland gemacht hat, ist bekannt. Unter verschiedenen Namen, als Konstitutionelle, Gothaer, Liberale, besteht sie im wesentlichen ziemlich unverändert seit den dreißiger Jahren. Auf dem Hambacher Fest schied sie sich wohl zum erstenmale bestimmt von denjenigen Revolutionären, welche Deutschland mit Hilfe der Franzosen „befreien“ wollten. Revolutionär war vielleicht mancher auch von ihnen gesinnt, da es unmöglich schien, das öffentliche Leben seiner Fesseln ohne Anwendung der Gewalt zu entledigen; aber so viele damals und später dem Grundirrtum der Girondisten verfielen, das Vaterlandsgefühl, der nationale Stolz hielt sie von jener äußersten Verirrung zurück, und Studien und Erfahrungen ließen sie den Wert der gesetzlichen Entwicklung erkennen. Langjamer brach sich die — wohl zuerst von Paul Pfizer bestimmt ausgesprochene — Überzeugung Bahn, daß Preußen, und dieser Staat allein, den Beruf habe, Deutschland aus der Zerrissenheit und Unfreiheit zu erlösen; und die Vernichtung der Hoffnungen, welche an den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. geknüpft worden waren, uährte in den Einzellandtagen und der Presse der kleinern Staaten den Partikularismus und den Radikalismus, bis der Ver-

einigte Landtag von 1847 jene andre Strömung wieder verstärkte. Allein noch in der deutschen Nationalversammlung erntete ein preussischer Abgeordneter, der in den endlosen Verhandlungen über die Zentralgewalt beantragte, diese der Krone Preußen zu übertragen, nur schallendes Hohngelächter. Der Mann hat freilich seine Rechtfertigung nicht erlebt, aber es ist billig, ihn der Vergangenheit zu entreißen. Braun hieß er. Das Schicksal seines Antrages wird ihn schwerlich überrascht haben. Stand man doch thatsächlich auf revolutionärem Boden, die Versammlung war eine Schöpfung des Vorparlaments, das selbst wieder das Kind der von niemand bevollmächtigen Versammlung zu Heidelberg gewesen war; Gageru hielt noch eine Entschuldigung für notwendig, daß er einen Reichsverweser aus fürstlichem Hause vorzuschlagen wagte; und vollends Preußen erfreute sich damals nur sehr geringer Sympathien. Verhängnisvoller war allerdings, daß „Kasino“ und „Württembergischer Hof,“ aus welchen dann die Kleindeutsche Partei hervorgehen sollte, zwar sehr viele ehrliche, nationalgesinnte, gelehrte und beredete Mitglieder zählten, aber sehr wenige Staatsmänner, und daß auch diese wenigen, wie Mathy, nicht zur vollen Geltung kamen. Schlug doch Welcker noch 1849 für das Reichsoberhaupt einen sechsjährigen Wechsel vor! Der Vorwurf, zu doktrinär gewesen zu sein, die Zeit, in welcher die Beschlüsse der Nationalversammlung kaum irgendeinem Widerstande begegneten und daher ein Rechtsboden und eine Machtphäre für dieselbe geschaffen werden konnten, mit Reden über die Grundrechte vergeudet zu haben, endlich eine Krone vergeben zu haben, deren Annahme mindestens höchst zweifelhaft war — diese und andre Vorwürfe trafen auch die erbkaiserialische Partei. Doch mußte der Billigdenkende berücksichtigen, daß die Männer, welche abgehandelt worden waren, „des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück dem Volke zurückzubringen,“ wie die Aufschrift in der Paulskirche mahnte, zum allergrößten Teile dem Studenten gleichen, der paragraphos wohl einstudirt hat, aber durch den ersten Fall, ihren Inhalt praktisch zu verwerten, in die peinlichste Verlegenheit gebracht wird. Auch waren es nicht solche Vorwürfe, die den Altliberalen nach dem Scheitern des Verfassungswerkes von beiden Seiten zugeschleudert wurden. Auf der äußersten Rechten hatte man überhaupt für die nationale Bewegung nie viel übrig gehabt, immer über die „Kuhblume,“ die dreifarbige Kokarde, gespottet; die Republikaner aber, die, was oft vergessen wird, schon damals mit den Ultramontanen verbündet waren, höhnten über die Charakterlosen, welche das unbedacht abgegebene Versprechen, an der Reichsverfassung festhalten zu wollen, nicht mehr als bindend betrachteten, weil diese Verfassung ein wertloses Papier, oder sagen wir: ein geschichtliches Dokument geworden war.

Die nächsten Jahre nach 1849 brachten der Partei die bittersten Erfahrungen. Alle Opfer waren umsonst gewesen, Manteuffel wich vor den Intriguen Beusts und den Drohungen Schwarzenbergs zurück, der ganze nationale Aufschwung sollte ein Traum gewesen sein, und die alles daran gesetzt hatten,

Preußen an die Spitze Deutschlands zu bringen, wurden dafür zu „Revolutionären in Schlafrock und Pantoffeln“ gestempelt. Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich vieler. Gervinus ging zu den Demokraten über und verrannte sich allmählich in einen förmlichen Preußenhaß. Heinrich Gagern wurde großdeutsch, sein Bruder Max gar ultramontan und Mitarbeiter der Wiener Staatskanzlei, in welcher die Absicht Schwarzenbergs, völlige Demütigung Preußens, zwar mit schwächeren Mitteln, aber nicht weniger zäh verfolgt wurde. Und die Richtabtrünnigen konnten nicht anders, als mit steigender Heftigkeit die Leiter gerade des Staates angreifen, dem sie theils aus Bedürfnis des Herzens, theils aus mühsam gewonnener Überzeugung vor allem zugethan waren. Daß sie sich in der Hauptsache nicht irremachen ließen, bewies der Nationalverein in seinen Anfängen. Die sogenannten Freisinnigen schreiben gelegentlich sich das Verdienst zu, den nationalen Gedanken in Deutschland lebendig erhalten und der Politik Bismarcks die Wege geebnet zu haben; die Wahrheit ist, daß sie alles erdenkliche thaten, den Nationalverein, welcher sich diese Aufgabe gestellt hatte, derselben abwendig zu machen, was ihnen ja auch während der Irrungen von 1862 bis 1866 glückte. Und wiederum, wie lästerten sie die „National-Miserablen,“ als diese, nun auf festerem Grunde als 1849, abermals mit der Regierung Frieden machten!

Dieser Dinge sich zu erinnern, lag gerade in den letzten Monaten manche Veranlassung vor; die unmittelbare gab das Erscheinen einer Lebensgeschichte des am 13. August 1885 verstorbenen Leipziger Abgeordneten Eduard Stephani.*) Wie der Titel besagt, ist das Buch mehr als eine Biographie. Und wenn der Verfasser, ein einstiger Parteigenosse Stephanis, natürlich den Nachdruck auf die Entwicklungsgeschichte seiner Partei legt, so sehen wir in dem Umstände, daß eine solche Parteigeschichte gerade mit jener Persönlichkeit in Verbindung gebracht werden konnte, einen Beitrag zur Charakteristik unsers parlamentarischen Wesens im allgemeinen. Viele, die den politischen Ereignissen mit Aufmerksamkeit folgen, werden kaum wissen, wer Stephani gewesen ist. In den Kammerberichten wurde sein Name selten genannt, und doch war er eine wichtigere Persönlichkeit, als so viele, welche sich täglich in den Vordergrund zu drängen verstehen. Nur zu oft gleichen die glänzenden Redner den glänzenden Attachés, welche repräsentiren, während anspruchslose Arbeiter die Staatschriften verfassen. Stephani, geboren am 29. Oktober 1817 in Benda bei Leipzig, gehörte auch zu den anspruchslosen Arbeitern. Von 1847 an hat er ein Tagebuch geführt, welches von Voettcher benutzt werden konnte; 1848 war er Stadtverordneter, später stieg er zu höhern Würden in der Verwaltung Leipzig auf; seit 1867 gehörte er der Reichsvertretung an, hochangesehen in seiner

*) Eduard Stephani. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei. Von Dr. F. Voettcher. Leipzig, Brodhäus.

Partei; und so boten seine Aufzeichnungen von Erlebnissen, Urteilen, Eindrücken, Sorgen und Hoffnungen in der That Marksteine für eine Geschichte der nationalliberalen Partei und im besondern der gemäßigt liberalen Partei Sachsens.

Diese letztere hatte von altersher ihr Hauptquartier in Leipzig. Dort erschienen Zeitungen und Zeitschriften aller Arten, Formen und Farben, als Dresdens ganze „Publizistik“ aus dem Anzeiger und der belletristischen Abendzeitung bestand. Robert Blum „beherrschte die Massen und hätte jeden Augenblick mit ihnen einen Aufstand ins Werk richten können,“ hatte aber, mit richtigem Blick für das Mögliche begabt, „seinen ganzen Einfluß eingesetzt, die Massen auf dem gefeglichten Boden festzuhalten. Dennoch wäre ihm dies schwerlich gelungen, wenn er nicht in dem thatkräftigen Eintreten des liberalen Bürgertums für die konstitutionellen Forderungen eine Art Rückendeckung gefunden hätte.“ In der That verliefen sowohl die Märztage 1848 wie die Matitage 1849, dank der besonnenen Haltung der städtischen Behörden, in welchen jene Partei die Oberhand hatte, friedlich. Aber Reaktionäre, Partikularisten und Demokraten waren damit gleich unzufrieden. Und es verdient als Kuriosum erwähnt zu werden, daß der Minister von Friesen noch in seinen „Erinnerungen“ die Kühne Ansicht aussprach, energische Unterdrückung jener Leipziger Bewegung von 1848 hätte die späteren revolutionären Ereignisse in Sachsen und, vermöge des Beispiels, auch in andern deutschen Staaten verhindern können. Interessant sind aus dieser Zeit die Auszüge aus einem Schreiben Stephanis an den Minister v. d. Pforden, welchem er persönlich nahe gestanden hatte, und welchen er dringend und herzlich bittet, die Gerüchte zu widerlegen, denen zufolge der Minister ganz partikularistisch geworden sein sollte. „O werden Sie nicht sächsisch, bleiben Sie deutsch, wie Sie es waren!“ schließt er. Nur zu bald mußte er erfahren, daß sein Freund allerdings nicht sächsisch geworden war, aber „ganz königlich bairisch.“

An dem Entschlusse der Leipziger Behörden, die Anerkennung der Provisorischen Regierung in Dresden zu verweigern, aber die Stadt unter den Schutz der — freilich selbst schon schutzbedürftigen — deutschen Centralgewalt zu stellen, hatte Stephani hervorragenden Anteil. Er war am 6. Mai nach Dresden gesandt worden, und sein den Akten entnommener Bericht über seine dortigen Wahrnehmungen ist von geschichtlichem Werte. Dasselbe läßt sich von den Bemerkungen sagen, die Stephani nach einem Besuche des Unionsparlamentes in Erfurt niederschrieb. Er ist erbittert über den Rücktritt Sachsens vom Bündnisse, erbittert gegen die Stahl-Verlachsche Partei, und diese Stimmung beeinflusst natürlich auch sein Urteil über die einzelnen Personen.

Als Beust sich einer Revision der Gesetze und Einrichtungen von 1848 durch deren einfache Beseitigung überhob, war auch Leipzig vom „Tumel der Reaktion“ ergriffen. „Ich gelte jetzt wohl allgemein als ein schrecklich demo-

kratischer Lump," schrieb Stephani in sein Tagebuch; und 1859 entgingen ihm nicht die österreichischen Sympathien der Leipziger Altkonservativen. Im Januar 1860 aber trat er dem Nationalverein bei, wofür er durch Nichtbestätigung in dem Amte eines unbesoldeten Stadtrates bestraft wurde. Er blieb jedoch Klein-deutscher auch in den folgenden Jahren, wo er, wie die Allermeisten, weit entfernt war, die Durchführung seines Programms von Bismarck zu erwarten. Das Jahr 1866 traf ihn als Vizebürgermeister, große Lasten von Arbeit und Verantwortlichkeit mußte er auf sich nehmen, und durch die Verzögerung des Friedensschlusses bis in den Oktober wurde die öffentliche Stellung für einen Mann von seiner Gesinnung doppelt schwierig. Und als endlich Friede war, wurde der ganze Stadtrat von den Partikularisten ungefähr wie Vaterlandsverräter behandelt. Im Dezember desselben Jahres wagte Stephani bei einem Festessen einen Trinkspruch auf den Norddeutschen Bund auszubringen, aber ihm antwortete Bischen neben Bravorufen. Bald darauf stellten ihn die Nationalgesinnten als Kandidaten für den konstituierenden Reichstag auf, er erhielt auch am 12. Februar 1867 die meisten Stimmen, aber nicht die absolute Majorität, und bei der Stichwahl fielen die Stimmen der „ins Sozialistische schillernden Demokraten“ und der Großdeutsch-Modikalen (deren Mann Heinrich Buttke gewesen war) dem Partikularisten Wächter zu. Dafür siegte Stephani bei der Wahl für den ersten ordentlichen Reichstag — wider seinen Willen; denn ihn hatten Angriffe und Verdächtigungen während der ersten Wahlagitationen („ekelhaftes Perumwerfen in den Blättern und häßliche Beschuldigungen“) bitter gekränkt, und nur mit Mühe war er zur Annahme des Mandats zu bewegen.

Der Mann der ernstesten praktischen Thätigkeit fühlte sich durch das parlamentarische Wesen zunächst wenig angemutet. „Schredlich viel unnütze Reden.“ Aber die großen Aufgaben der Versammlung nahmen ihn bald in Anspruch; er war Berichterstatter der Gewerbekommission für das „Notgesetz," durch welches 1868 die größten Schranken der Gewerbefreiheit beseitigt wurden. Der Verfasser hat natürlich Recht, wenn er sagt, daß neben der Freizügigkeit die gewerbliche Gebundenheit nicht fortbestehen konnte, allein über die mit der unbedingten Freizügigkeit gemachten Erfahrungen geht er unsers Bedünkens zu leicht hinweg. Doch wer hätte damals sich gegen dieses „Grundrecht“ wehren können! Hervorragender Anteil wird Stephani auch an dem Zustandekommen der Gesetze über den Unterstützungswohnsitz und über das Urheberrecht an Schriftwerken zugeschrieben, als Vertreter der ersten Buchhändlerstadt war er in dem zweiten Falle besonders berufen, den Anhängern einer „bis zur Freibeuterei getriebenen Freiheit“ den Standpunkt klar zu machen. Daneben ließen schon häusliche Zwiste hin zwischen den aus der preussischen Fortschrittspartei hervorgegangenen und denjenigen Fraktionsmitgliedern, welche aus andern Staaten oder den neuen Provinzen gekommen waren und nicht wie jene den alten Sauerthier aus der Konfliktzeit mitgebracht hatten. „Zweisten-Hemmliche

Tyrannie, Standalsucht und persönliche Feindschaft gegen Bismarck; sehr unerquickliche Debatte und beginnende Spuren einer Spaltung," merkt er unter dem 15. April 1869 an.

Derartige Notizen finden sich noch vielfältig. Sie zeigen die ganze Schwierigkeit einer im wesentlichen vermittelnden Thätigkeit, wie Stephanis sie sich zur Aufgabe gemacht hatte, inmitten prinzipieller Gegensätze, die durch Leidenschaftlichkeit, Neizbarkeit, Hartnäckigkeit, persönliche Antipathien u. s. w. verschärft wurden. Und unmittelbar zu Papier gebracht, nicht für andern Zweck als zur eignen Erinnerung, am wenigsten für die Öffentlichkeit bestimmt, werfen solche Äußerungen oft ein sehr bezeichnendes Licht auf parlamentarische Vorgänge und deren weitere Folgen. Auch schon während des Zollparlaments äußert sich „der lange verhaltene Groll der meisten gegen Lasfers und Hennigs Anmaßung," und ähnliche Bemerkungen über Lasker, seine Rechtshaberei u. s. w. ziehen sich wie ein roter Faden durch Stephanis Tagebuch, und man muß dabei sich wundern, daß die Partei überhaupt zehn Jahre lang mit solchen Elementen bestehen konnte.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Haltung Stephanis durch die folgenden an Aufregungen und Kämpfen so reichen Jahre verfolgen. Von Bedeutung aber ist die Darstellung des endlich 1880 eingetretenen offenen Bruches in der Partei, welche sich rühmen durfte, an dem Ausbau des deutschen Reiches in erster Linie mitgearbeitet zu haben. „Seit zwei Jahren gab es . . . in ihren Reihen eine Richtung, der die Politik der Kompromisse überlebt und die Befolgung einer rücksichtslosen Parteipolitik als das einzig Richtige erschien.“ Das Signal zur Sprengung gab am 28. Februar 1880 Jordanbeck in einer Fraktions-sitzung wegen des Militärgesetzes mit einem vom Baun gebrochenen persönlichen Angriff auf Bennigsen. Im Plenum trat am 1. März Bennigsen für das Septennat, Stauffenberg für den parlamentarischen Rechtsanspruch und für die Bewilligung der Präsenziffer nur auf drei Jahre ein. Am 6. März erklärte sich Marquardsen im Namen der großen Mehrheit der Fraktion für die Verlängerung des Sozialistengesetzes, Lasker dagegen. „Offenbar war er von vornherein zum Austritt entschlossen, wurde aber von der ausdrücklichen Erklärung derselben durch Jordanbeck und andre abgehalten, die einen günstigen Zeitpunkt suchten, um mit ihm gemeinsam die Spaltung der Partei zu bewerkstelligen. Als solcher Zeitpunkt war die Fraktionsverhandlung über das Militärgesetz ausersehen. Der Versuch schlug aber gänzlich fehl. Unter dem peinlichen Eindrucke der Auseinandersetzung vom 29. Februar war der linke Flügel unfindbar geworden. So ging denn Lasker, nachdem er noch bis zum 16. März gewartet [hatte], allein.“ In einem Briefe an seine Wähler beschuldigte er die nationalliberale Partei der Preisgebung ihrer Grundsätze, und rüchert war es, der am 9. April solchen Anschuldigungen entgegentrat, die dann am 15. Bamberg bekämpfte. Und nach dem Schlusse der Session traten zwanzig aus der

Fraktion aus und bildeten die berühmte „liberale Vereinigung,“ über deren Bestimmung, vom Fortschritt verschlungen zu werden, niemand auch nur einen Tag lang in Zweifel sein konnte. Zu diesen zwanzig gehörte mit Lafer, Wambberger, Stauffenberg, Jordanbeck auch Rickert. Die Frage des Septennats hat die Partei gestürzt, dieselbe Frage hat sie wieder emporgebracht!

Das Vorstehende wird genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Biographie Stephanis gerade in diesem Augenblicke ein sehr nützliches Lesebuch nicht allein für Abgeordnete, sondern für Politiker im allgemeinen ist, welche fähig und willens sind, aus der Vergangenheit Nutzen für die Gegenwart zu ziehen.



Leos des Dreizehnten Anfänge.



eo XIII. ist ein Mann, welcher von einem großen Teile der katholischen Welt mit dem tiefsten Mißtrauen betrachtet wird. Die Ultramontanen halten ihn für liberal gesinnt, klagen ihn des Mangels an Frömmigkeit, der Feindschaft gegen die Jesuiten und der Hinneigung zu politischen Zugeständnissen an, deren sich Pius IX., wenigstens nach seiner Bekehrung, niemals schuldig gemacht hat. Vor Leos Wahl zum Papste gingen diese Beschuldigungen so weit, daß die ihm feindschaftlichen Kardinäle, besonders Dreglia, Randi und Sacconi, sogar behaupteten, sein Lebenswandel als Erzbischof von Perugia sei unsittlich gewesen — eine schändliche Lüge, da der Kardinal Pecci stets ein Mann von musterhafter Sitteneinheit gewesen ist.

Während diese Stimmung auf der einen Seite die bekannten Vorgänge in Deutschland erklärt, welche in einem offenen Ungehorsam des Zentrums, der eigentlich päpstlichen Partei, gegen den römischen Stuhl gipfeln, ist die Feindschaft in Frankreich zeitweise so arg geworden, daß, einem nicht unverbürgten Gerüchte zufolge, die Beschimpfungen, welche die ultramontane Presse gegen den Papst anstieß und welche der Regierung unbequem wurden, durch gelegentliche pekuniäre Bekehrung und Bekehrung der Hauptschreier gemildert oder aufgehoben wurden.

Unter diesen Verhältnissen sind verbürgte Nachrichten über das Konklave, aus welchem der Kardinal Pecci als Papst hervorging, umso wichtiger, weil aus ihnen erhellt, daß Leo XIII. nur durch eine Verkettung teils unglücklicher, teils geschickt angeordneter Umstände dazu gekommen ist, nicht seinen Frieden mit der Regierung des Königs von Italien zu machen — ein Fall, dessen Ein-

tritt natürlich die ganze Wut des blinden ultramontanen Hasses gegen ihn entfesselt haben würde, dessen bloße Möglichkeit aber auch schon einen guten Teil der mißgünstigen Gefühle erklärt, welche sich gegen ihn geltend machen.

Raphael de Cesare hat in einem soeben in Rom erschienenen Werke über das Konklave Leos XIII. eine Zusammenstellung von Tagebuchnotizen der in demselben eingeschlossenen Personen sowie offizielle Dokumente veröffentlicht, aus welchem eine Geschichte von solcher Lebendigkeit und Zuverlässigkeit entstanden ist, wie sie wenigen geschichtlichen Begebenheiten zu Theil wird. Im folgenden entnehmen wir diesen Aufzeichnungen dasjenige, was am geeignetsten ist, über das Hauptinteresse aufzuklären, welches die Vorgänge vor und nach der Papstwahl für uns haben, indem wir andres erklärendes und ergänzendes Material hinzufügen.

Am 20. Februar 1878, am zwanzigsten Tage des Konklaves, hörten die Kardinäle die übliche Messe in der Capella Paolina, darauf begaben sie sich in die Sixtinische Kapelle zur Abstimmung. Als letzter trat der Kardinal Pecci herein. Er sah sehr bleich und aufgeregt aus. Ohne mit sonst jemand zu sprechen, ging er auf den Kardinal Bartolini zu und sagte: Eminenz, da Sie und viele andre wünschen, daß ich Papst werde, so sagen Sie mir, ob Ihnen der Name Leo XIII. gefällt. Ich habe ihn zum Andenken an Leo XII. gewählt, dem ich alles verdanke. Bartolini erwiderte: Nehmen Sie den Namen Leo XIII. an, Eminenz, er gefällt mir.

Ehe man zur Abstimmung schritt, wurde darüber beraten, in welcher Weise der daraus mit Wahrscheinlichkeit hervorgehende neue Papst als solcher öffentlich ausgerufen werden sollte. Die Mehrzahl der Kardinäle war dafür, ihn nicht öffentlich, sondern in dem größten und schönsten offenen Innentraume des vatikanischen Palastes, Bramantes Wunderbau, dem Hofe des heiligen Damasus, auszurufen. Andre machten dagegen geltend, man dürfe die alten Gewohnheiten nicht ändern (d. h. man müsse den Papst auf der äußern Loggia der Peterskirche ausrufen); endlich einigte man sich über einen Mittelweg: es wurde beschloffen, ihn in der gewöhnlichen Weise auszurufen, wenn der Petersplatz nicht allzu sehr mit Menschen angefüllt sei.

Wir halten hier einen Augenblick inne. Die päpstliche Souveränität geht nach dem Tode des Papstes an die im Konklave versammelten Kardinäle über, weshalb jeder derselben über seinem Sitze in dem Beratungs- und Abstimmungs-saale (der Sixtinischen Kapelle) einen fürstlichen Baldachin hat. So lange das Konklave dauert, hört also die Herrschaft der Kamarilla auf, die nur indirekt durch ihren Einfluß auf den jedesmaligen Papst regiert und natürlich meist aus jesuitischen Elementen besteht. Hätte diese Kamarilla irgend einen Einfluß bei der erwähnten Beratung gehabt, so würde sie ohne Zweifel die Fabel von der Gefangenschaft Pius' IX. fortgesetzt und schon die Möglichkeit einer Verkündigung von der äußern Loggia der Peterskirche verhindert haben.

Man könnte einwenden, daß der Ort der Verkündigung von geringer Bedeutung war, aber man würde dann einmal vergessen, daß jedes Herausstreten des neuen Papstes aus dem angeblichen Gefängnisse seines Vorgängers einen Bruch mit jener Fabel, d. h. eine Anerkennung des Königreiches Italien, bedeuten mußte. Dazu kommt der ganze Charakter des katholischen Kultus und besonders derjenigen Zeremonien, welche mit Rom speziell zusammenhängen. Wenn der Papst in frühern Zeiten am Ostersonntag auf die Loggia heraustrat, und in dem Augenblicke, wo er die Hand zum Segen erhob, das Geläute der sämtlichen Glocken Roms schwieg, die ungeheuern Fontänen des Petersplatzes zu springen aufhörten, und die zahlreichen Fremden unter der unermesslichen Volksmenge auf dem gigantischen Platze die Feierlichkeit dieses in seiner Art einzigen Augenblickes tief empfanden, so kann man sich denken, wie sehr der Römer an dergleichen Schauspielen hing, die mit seinem Charakter, den Überlieferungen der Vergangenheit und dem ganzen römischen Leben aufs innigste verbunden waren.

Die Kardinäle, welche den erwähnten Beschluß faßten, handelten offenbar in der klügsten Weise und in der besten Absicht. Über die Volksstimmung wußten sie nichts, da sie seit zwanzig Tagen von der Außenwelt abgeschlossen waren. Daß sie mit der Regierung verhandelt und von ihr eine Mitteilung darüber erhalten hätten, dieselbe könne für die Ruhe nicht einstehen, ist eine erheblich später verbreitete und glaubwürdig widerlegte Lüge. Sie hatten also vollständig Recht, wenn sie den Ort der Verkündigung von den Umständen abhängig machten: war der Platz sehr voll, so konnte man Befürchtungen hegen; übrigens lag auch der Gedanke nahe, nach Beendigung des Konklaves würde es leicht möglich sein, Nachrichten über die Stimmung der Volksmenge einzuziehen.

Einundsechzig Kardinäle waren im Konklave. Die Abgabe der Stimmzettel begann um elf Uhr morgens. Während dessen saß Bartolini ruhig auf seinem Platze. Da ging der Kardinal Randi auf ihn zu und sagte in aufgeregtem Tone: Sie sind ein Anhänger Peccis und wollen die Sache überreiten, während alles sorgfältig zu überlegen ist. Sie haben eine Partei zusammengebracht, ich weiß es.

Ich bin auf meinem Posten, entgegnete Bartolini mit der Ruhe, die seiner ungewöhnlichen Wohlleibigkeit — Pius IX., der weder ihn noch seinen Freund Pecci leiden konnte, pflegte ihn den Kardinal Tonne zu nennen — entsprach, und handle nach den Vorschriften meines Gewissens.

Rein, Sie reißen die andern mit sich fort.

Rein, ich bin auf meinem Posten.

Sie — Sie —

Eminenz, jeder thut, was ihm gut scheint.

Um zwölf Uhr war der letzte Wahlzettel aus seiner Hülle genommen: Pecci hat vierundvierzig Stimmen, er ist gewählt!

Sogleich ziehen sämtliche Karbinäle mit Ausnahme des neuen Papstes, ihre Baldachine nieder, zum Zeichen, daß ihre Souveränität aufgehört hat. Der Subbikon des Kardinalkollegiums tritt auf Pecci zu und fragt ihn (natürlich lateinisch, da alle Verhandlungen des Konklaves lateinisch geführt werden): Nimmst du deine den kanonischen Gesetzen gemäß geschehene Wahl zum Papst an?

Da Gott will, daß ich Papst sei, so widerspreche ich nicht, erwidert Leo XIII.

Welchen Namen beabsichtigst du anzunehmen? fragt der Kardinal di Pietro.

Leo XIII., wegen der Verehrung und Dankbarkeit, die ich stets Leo XII. gewidmet habe, sagt der Papst mit zitternder Stimme, die mehrfach durch Schluchzen unterbrochen wird.

Um ein Uhr wird der Zeremonienmeister Monsignor Martinucci hereingerufen — „das Ungeheuer Martinucci,“ wie ihn Justi nennt, und als welches er allen Benutzern der Vatikanischen Bibliothek erinnertlich ist, die er als deren Kustode durch seine Grobheit und Unwissenheit — er kannte nicht einmal das griechische Alphabet — nicht weniger zu ärgern pflegte, als sie Monsignor San Marzano, Erzbischof von Ephesus in partibus infidelium, sein Kollege, durch seine Horazitate und Erzählungen aus der Zeit seiner Brüsseler Kunitiatur langweilte. Martinucci bekleidete außer seinen beiden sonstigen Ämtern noch das eines päpstlichen Protonotars und sollte jetzt einen notariellen Akt über die erfolgte Wahl aufnehmen. Um zwei Uhr ist diese Formalität erfüllt, und der Kardinal Borromeo ruft aus dem Vorzimmer — der sala regia — die sogenannten „Konklavisten“ Peccis, das heißt die Diener oder Sekretäre, herein, die ihm wie den andern Karbinälen die ihrigen ins Konklave gefolgt und mit ihnen darin eingeschlossen sind, ferner Monsignor Lasagni, als Sekretär des Konklaves, und zwei Zeremonienmeister. Daraus entnehmen die in der sala regia zurückbleibenden übrigen Konklavisten, daß Pecci gewählt ist, klatschen in die Hände und lassen ihn leben, wobei einer von ihnen ausruft: Der Löwe vom Stamm Juda hat gesiegt! und seine Gefährten daran erinnert, daß am 20. Februar das Fest des Papstes Leos des Heiligen ist.

Die beiden Kardinaldiakonen Mertel und Consolini ersuchen nun den Papst, die päpstlichen Gewänder anzulegen, und begleiten ihn zu diesem Zweck in ein kleines Zimmer neben der Sixtinischen Kapelle. Hier erwarten ihn seine Konklavisten und die Zeremonienmeister und fallen bei seinem Eintritte auf die Kniee. Während man ihn umkleidet, bemerkt man, daß die neue Kleidung viel zu weit und etwas zu kurz ist, sodaß unter der Soutane die roten — nicht abgelegten — Kardinalsstrümpfe zu sehen sind. Auch das weiße Papstskäppchen ist zu groß; sein Kardinalskäppchen steckt er in die Tasche: man hatte allgemein erwartet, er würde es Monsignor Lasagni aufs Haupt setzen.

Mittlerweile hat der Kardinal Borromeo die Stimmzettel, wie stets nach vollzogener Abstimmung, verbrannt; da er aber nicht, wie sonst, etwas feuchtes Stroh zugleich mit verbrannt hat, ist der Rauch kaum sichtbar, die Bevölkerung kann nicht, der allgemeinen Erwartung und sonstigen Gewohnheit gemäß, aus dem Rauche entnehmen, daß die Wahlhandlung vollendet ist.

Nachdem der Papst seine neue Kleidung angelegt hat, geht er in Begleitung der beiden Kardinaldiakone in die Sixtinische Kapelle zurück und setzt sich auf dem Altar nieder, um sich von den Kardinalen „anbeten“ zu lassen. Er umarmt und küßt sie alle der Reihe nach. Darauf wird das Ledrum gesungen, und er segnet das heilige Kollegium. Dem Kardinal Schwarzenberg überträgt er das Amt eines Kardinalkammerers, welches er selbst inne gehabt hat, und Schwarzenberg steckt ihm den Fischerring an den Finger.

Ebenfalls um ein Uhr hatte der Kardinal Simeoni von der Thür des Konklaves aus einen Diener herbeirufen lassen und ihm befohlen, die große äußere Loggia der Peterskirche von innen öffnen zu lassen. Sie war offenbar verschlossen gehalten worden, weil sich Pius IX. in den achtzehn letzten Jahren seiner Regierung nicht mehr außerhalb des Vatikans hatte zeigen wollen. Die Schlüssel zu der Thür waren in der Eile nicht zu finden, aber Priester und Laien, so viele zugegen waren, halfen dem Schlosser das Schloß aufbrechen. Als jedoch die Thür geöffnet war, fand sich hinter derselben ein starker Holzverschlag; es mußten einzelne Planken daraus losgebrochen werden, um einen Durchgang zu ermöglichen, der freilich immer noch sehr eng und unbequem war.

Um ein und ein viertel Uhr begab sich der älteste Kardinaldiakon, Caterini, begleitet von mehreren Zeremonienmeistern und andern Geistlichen, unter Vortragung des Kreuzes auf die Loggia. Nur wenige Leute befanden sich auf dem Platze und der Treppe der Peterskirche. Langsam sahen sie das Fenster der Loggia sich öffnen, das Kreuz erscheinen und den Kardinal mit seinem Gefolge heraustreten. Mit altersschwacher, zitternder Stimme verkündigte Caterini in der vorgeschriebenen Weise die geschehene Wahl: Ich verkündige euch eine große Freude: wir haben als Papst u. s. w. Seine Stimme war aber zu schwach, als daß er von dieser Höhe von den untenstehenden hätte verstanden werden können; es rief also jemand von der Treppe der Peterskirche hinauf: Wer ist es? Mit lauter Stimme antwortete ein Konklavist des Kardinals, namens Marielli: Der Kardinal Pecci unter dem Namen Leo XIII.

Es war einer jener schönen Wintertage, wie man sie nur in Rom erleben zu können glaubt; in einem Nu zerstreuten sich diejenigen, welche die Verkündigung mit angehört hatten, durch die Stadt und verbreiteten die Nachricht. In aller Eile werden die Glöckner herbeigerufen, die nicht zugegen, sondern wahrscheinlich zum Frühstück gegangen waren, eine Abhaltung von jedem andern Thun, die dem echten Römer über alles heilig ist; bei dem bloßen Gedanken,

daß er einmal länger als von neun bis zwölf Uhr in der Vatikanischen Bibliothek sitzen und seine Opfer arbeiten lassen sollte, wollte sich Monsignor Martinucci halb tot lachen.

So wie sich die Glocken der Peterskirche in Bewegung setzten, folgten ihnen die sämtlicher Kirchen der Stadt, und die Menge der Neugierigen strömte auf den Petersplatz und in die Kirche selbst. Allgemein glaubte man, der Papst werde von der äußern Loggia aus nach alter Sitte den Segen erteilen.

Mittlerweile war Caterini in die Sixtinische Kapelle zurückgekehrt, und der Papst erhob sich, um sich in seine Gemächer zu begeben. Das Kreuz wurde vorangetragen. Der Zug ging durch die sogenannte sala ducale, wo die Konklavisten den Papst sogleich umringten, ihm den Fischerring küßten und ihn um seinen Segen baten. Er gewährte ihn mit freundlichem Lächeln. Während er dann die Stufen des Saales unter den Segenswünschen der Konklavisten hinaufstieg, stimmte er mit schluchzender Stimme die lateinische Formel an: Der Name des Herrn sei gelobt.

Der Papst, die Kardinäle und die Konklavisten konnten nun endlich daran denken, etwas zu essen, und so trat eine Pause in der Entwicklung der ganzen Ereignisse ein.

Vom Vatikan aus beobachtete man die Vorgänge auf dem Petersplatze selbstverständlich mit dem gespanntesten Interesse. In der ungeheuern, dort versammelten Menschenmenge war nichts zu bemerken, was auf eine feindliche oder auch nur mißgünstige Stimmung schließen ließ; ja der Papst rief, als er die Menschen betrachtete, die Kopf an Kopf gedrängt auf der ungeheuern Treppe, welche zu der Kirche heraufführt, dem weiten Raume zwischen den Arkaden und in den Säulengängen selbst, schweigend sein Erscheinen erwarteten, gerührt aus: Seht, wie sehr das gute Volk an den Päpsten hängt!

Aber nicht nur auf dem Platze war keine Feindseligkeit vorhanden, sondern die italienische Regierung hatte sogar daran gedacht, wie man sich zu verhalten habe, wenn sich der zu erwählende Papst außerhalb des Vatikans zeige, das heißt wenn mit der Fabel der Gefangenschaft in dem engen vatikanischen Kerker — in welchem sich, nebenbei bemerkt, etwa elftausend Säle oder Zimmer befinden, und dessen Gesamtumfang ebenso groß ist, als der der Stadt Turin in den dreißiger Jahren war, selbstverständlich die ausgedehnten herrlichen Gartenanlagen mitgerechnet — endgiltig gebrochen würde: der Kriegsminister Mezzacapo hatte Seiner königlichen Hoheit dem Herzoge von Aosta als Kommandanten des siebenten Armeekorps mitgeteilt, daß er im Interesse der möglichsten Beschleunigung der Sache dem Kommandeur der in Rom stationirten Division den Befehl erteilt habe, dem Papste bei öffentlichem Erscheinen königliche Ehren von den Soldaten erweisen zu lassen. Jeder Soldat mußte bei seinem Anblicke in einer Entfernung von zehn Metern von seiner Person Halt machen und grüßen; jede im Marsch begriffene Truppenabteilung hatte sofort

Haft und Front zu machen u. s. w. Kurz, der neue Papst sollte soldatisch ebenso begrüßt und geehrt werden, wie einst Pius IX. von seinen eignen Soldaten. Freilich ist es selbstverständlich, daß eine andre Art der Ehrfurchtsbezeugung von der italienischen Regierung nicht angeordnet werden konnte, deren letzte Überbleibsel Pius IX. genossen hat und die ein Besucher Roms in jenen Zeiten nicht mit ansehen konnte, ohne sich in die Tage grauen Altertums zurückversetzt zu glauben.

Wenn in Rom ein kurlischer Beamter durch die engen, vollsgebrängten Straßen schritt, so gingen die Vistoren vor ihm her und machten ihm Platz. Jeder mußte ihm aus dem Wege gehen, wenn ihn nicht der Stab der Vistoren treffen sollte. Wer zu Pferde war, sprang ab und grüßte den Konsul, wer im Wagen saß, stieg aus und ließ den Wagen zur Seite fahren. Kein heutiger Fürst wird mehr in dieser Weise begrüßt, und der König von Italien sieht nicht allzuwiele Leute auf seinen Wegen, die auch nur den Hut vor ihm abnehmen. Fuhr Pius IX. dagegen durch die Straßen Roms oder in der Umgegend der Stadt, so gaben die seinem Wagen voranreitenden päpstlichen Dragoner mit geschwungenem Säbel das Signal, daß der Papst komme. Alles, was sich dann auf dem Wege des Papstes zu Wagen oder zu Pferde befand, stoch in Seitenstraßen davon, um nicht genötigt zu sein, aus- oder abzustiegen, falls nicht Neugierde als festhaltendes Motiv wirkte. Wurde nun jetzt, soweit es ging, das alte Zeremoniell zu Gunsten des neuen Papstes wieder aufgefrißt, so sollte es sich bald zeigen, daß auch diese Mühe umsonst war.

Um 4¹/₄ Uhr nachmittags wurde das im Vatikan hergestellte Konklave geöffnet. Auf dem Petersplatze war die Erwartung, den Papst erscheinen und seinen Segen spenden zu sehen, immer allgemeiner geworden. Alle in Rom anwesenden Fremden, der bei weitem größte Teil der römischen Aristokratie, unzählige Beamte und eine uermessliche Volksmenge füllte den Platz. Daß die zur Aufrechterhaltung befohlenen und auf dem Platze aufgestellten Truppen den Befehl erhalten hatten, dem Papste bei seinem Erscheinen königliche Ehren zu erweisen, sowie daß der Kommandant der Engelsburg angewiesen war, in diesem Falle einen Salut von einundzwanzig Kanonenschüssen abzugeben, war allgemein bekannt geworden. Trat Leo XIII. jetzt auf die Loggia, so wäre er der Gegenstand einer Huldigung geworden, wie sie niemals einem einzigen seiner Vorgänger, ja wie sie überhaupt schwerlich jemals einem Fürsten zu Teil geworden ist. Diejenigen, welche diese Lösung aller Schwierigkeiten verhindert haben, wußten wohl selbst nicht, was sie thaten: ein neuer Papst, öffentlich die Untertanen des Königs von Italien segnend und öffentlich von ihnen als Papst begrüßt, bedeutete die Verjöhnung der Vergangenheit mit der Zukunft, gewährte die Zurückdrängung der revolutionären Elemente, denen die Einigkeit Italiens ihr Zustandekommen zu so großem Teile verdankte, sowie die Hilfe der katholischen Kirche in dem Kampfe gegen die kommunistische Revo-

lution, welche langsam Italien und Frankreich erobert, während sie sich in Deutschland der Beihilfe der schlechteren Elemente des Zentrums erfreut, die den Gegensatz des Papsttums zu dem italienischen Königtume nach dem Norden übertragen und in ihrem Interesse ausbeuten. Keun Zehnteile des Windthorst'schen Phrasenmaterials mußten unverwendbar werden, sobald sich Leo XIII. mit Italien versöhnte. Aber der Mensch hat für die selbstthätige Entwicklung seiner Geschichte nur einen Augenblick zur Verfügung; läßt er ihn vorbeigehen, ohne seine Zukunft durch den eignen Willen zu entscheiden, so verfällt er den Gewohnheitsmächten, die ihm die Fesseln anhängen, welche die Vergangenheit stets für die Zukunft bereit hält.

Aus dem Konklave begab sich der Papst mit seinem Gefolge durch die *sala regia* in feierlicher Prozession in die Peterskirche. Er hatte den Befehl gegeben, das große Fenster zu öffnen, ohne zu sagen, welches von beiden; denn ebenso wie hinter der großen Mittelloggia an der Außenseite der Peterskirche ein Fenster ist, befindet sich ein solches Fenster hinter der Loggia im Innern der Kirche, welche ihrer Lage nach jener äußern entspricht. Wer sich darüber wundert, daß er seinen Befehl nicht genauer gegeben hatte, der möge sich die furchtbare Aufregung vergegenwärtigen, in welcher sich ein Mann befinden muß, dem in hohem Alter nach zwanzigtägiger Spannung die, wie er glauben mußte, höchste irdische Würde übertragen wurde.

Vor ihm und seinem Zuge laufen Diener und Konklavisten her, um das Fenster, durch welches er in die äußere Loggia gelangt wäre, so zu verbreitern, daß die Prozession hätte hindurchgehen können. Aber das Fenster, durch welches kurz vorher der Kardinal Caterini auf die Loggia trat, war mittlerweile wieder vernagelt worden! Außerdem war der Weg dahin so mit Bänken und andern Gerätschaften vollgestellt, daß die Prozession kaum hätte hindurchkommen können. Was blieb übrig? Der Kardinal Bartolini erteilte den Befehl, das innere Fenster zu öffnen, und der Zug begab sich dorthin.

Bartolini hatte die Wahl Leos XIII. hauptsächlich befördert, ja wahrscheinlich durchgesetzt. Wer konnte zweifeln, daß er seinen Befehl im Namen des neugewählten Papstes gab? Man faun sich darüber wundern, daß der Papst nicht selbst gefragt wurde. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Bartolini diese unmittelbare Anfrage verhinderte; vielleicht hatte er sich schon mit der Kamarilla Pius' IX. verbündet, jedenfalls war er stets ein Todfeind der neuen Ordnung in Italien gewesen, und nichts konnte ihm erwünschter sein, als eine Versöhnung mit dem Königtume zu verhindern.

Im Innern der Peterskirche war es schon dunkel geworden. Mit einemmale sahen die verhältnismäßig nicht zahlreichen Neugierigen, welche sich in der Kirche befanden, wie das große Fenster, welches die innere Loggia verschließt, langsam geöffnet, ein roter Teppich über die Logenbrüstung gebreitet und ein Kissen auf denselben gelegt wurde. Ein lauter Ruf erschallte, und die

unendliche Volksmenge, welche bis dahin den Platz vor der Kirche angefüllt hatte, stürzte jetzt in dieselbe hinein.

Um ein Viertel vor fünf Uhr erblickt man nach einigen Minuten gespannter Erwartung das Kreuz, welches auf die Loggia getragen wurde. Der Papst erscheint, umgeben von seinem Hofe. Ein vieltausendfacher Freudenschrei empfangt ihn. Alles schwenkt Hüte oder Taschentücher. Der Papst ist tief gerührt, er wartet, bis Stille eintritt. Dann spricht er mit bewegter, zitternder Stimme: „Unsre Hilfe ist im Namen des Herrn,“ und das Volk in der Kirche antwortet: „der Himmel und Erde gemacht hat.“ Der Papst fährt fort: „Der Name des Herrn sei gelobt.“ Dann beugt er sich, so weit er kann, über die Brüstung hinüber, erhebt die Hand und erteilt mit weithin schallender Stimme den Segen. Ein lauter Freudenschrei antwortet ihm, alle in der Kirche sind tiefbewegt.

Kann man die geschilderte Entwicklung als tragische, sowohl für das Papsttum als für die allgemeine europäische Weltlage, bezeichnen, so fehlte der Tragödie auch das Satyrspiel nicht. Die Herstellung eines gegen die Außenwelt abgesperrten großen Raumes im Vatikan, welcher die Kardinäle mit ihrer Dienerschaft und den Beamten des Konklaves aufnahm, kostete natürlich Geld. Den Bauplan hatte der Architekt Martinucci, ein Nefse des Zeremonienmeisters, entworfen; als er aber seine Rechnung einreichte, wurde sie ihm so scharf beschnitten, daß er den heiligen Stuhl vor den römischen Gerichten verklagte. Aber die Richter erklärten sich für inkompetent, und Martinucci erhielt nichts.

Besser ging es der Schweizergarde. Die Soldaten behaupteten, ein Anrecht auf einen bestimmten Sold während der Zeit des Konklaves zu haben. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, der neue Papst wolle dieses Recht nicht anerkennen, so meuterten dreißig fromme Schweizer, befreiten drei ihrer in Arrest sitzenden Kameraden, indem sie die Thür der Arrestlokales mit Kolbenstößen einschlugen, und setzten den ganzen Vatikan in Schrecken. Die Revolte dauerte vom 6. bis zum 9. März; die braven Leute beruhigten sich erst, als ihnen ihr Geld ausgezahlt wurde und nachdem sie nahe daran gewesen waren, das ganze System von der Gefangenschaft des Papstes auf ihre Weise umzustößen; denn die Umgebung Leos XIII. hatte schon ernstlich daran gedacht, die italienischen, außerhalb des Vatikans aufgestellten Truppen um Hilfe anzurufen: so ironisch gestaltet die gemeine Geschichte manchmal den menschlichen Willen in der Politik um.



Ein elsässisches Oeuvre de réconfort.

Don Hermann Ludwig.



er Protest gegen die Bestimmungen des Frankfurter Friedens, soweit sie das Reichsland betreffen, hat in den letzten anderthalb Jahrzehnten manche merkwürdige Frucht gezeitigt. Der Forscher wird einst nicht nur auf eigentlich politischem Gebiete, sondern auch auf dem der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst einer beträchtlichen Menge mehr oder minder abenteuerlicher Erzeugnisse dieser Art begegnen, denn die Einheit des Gedankens bedient sich hier einer großen Mannichfaltigkeit der Form. In sehr bestechendem Gewande hat er neuerdings wieder literarisch-wissenschaftlichen Ausdruck gefunden.

Unter dem Titel: *Les propos de table de la vieille Alsace, illustrés tout au long de dessins originaux des anciens maîtres alsaciens, œuvre de réconfort ajustée à l'heure présente, traduite, annotée et enrichie de compositions nouvelles par Emile Reiber, Alsacien, maître ès arts en la bonne ville de Paris* ist kürzlich bei Robert Engelmann in Paris ein zweiunddreißig Bogen in Quart starkes, mit zahlreichen Illustrationen und Verzierungen in Schwarz- und Buntdruck ausgestattetes, auf geschöpftem Papier hergestelltes Prachtwerk erschienen. Diese „Tischreden“ bestehen aus einer Auswahl von siebenzig Erzählungen aus Johann Paulis Schwanksammlung „Schimpf und Ernst“, die Herr Emile Reiber ins Französische übertragen hat. Für den Bilderschmuck und die Druckverzierungen des Buches fand er in den zwischen 1494 und 1530 in Straßburg erschienenen illustrierten Drucken einen ergiebigen Vorrat, den er dem Texte anpaßte und nach seiner Angabe durch mehr als 400 eigene Zeichnungen ergänzte. Er hat damit ein Werk geschaffen, welches in seiner äußeren Erscheinung auf allseitiges Interesse Anspruch machen darf, welches nach dieser Seite jeden Bücherliebhaber entzücken und jeder Bibliothek zur Zierde gereichen wird, „ein typographisches Denkmal,“ das — wohlbermerkt nur als solches — nach des Herausgebers eignen Worten „in jeder Beziehung des edeln Landes würdig ist, welches die merkwürdigen Erzählungen Paulis entstehen sah.“

Seine „Tischreden“ hat nun Herr Reiber zum Kern eines, wie der Titel des Buches sagt, „dem Bedürfnis der Gegenwart angepaßten Trostes- und Erhebungswerkes“ gemacht, das sein Gepräge als solches im eigentlichen Sinne erst durch einen unter dem Schlagworte *Révendications* zusammengefaßten Anhang erhält, von dessen kühnen Behauptungen man trotz der wissenschaftlich sein sollenden Einkleidung allerdings mitunter nicht recht weiß, ob sie wirklich ernst

gemeint seien. „Sollte diese Sammlung — erklärt der Verfasser im Vorwort — auch nur das Ergebnis haben, den elsässischen Leser in seinem patriotischen Glauben zu bestärken und ab und zu dem französischen Leser ins Gedächtnis zurückzurufen, daß jenseits der blauen Vogesengipfel wie diesseits eine befreundete Bevölkerung lebt, welche unter einem unverdienten Unglück leidet, so würde sich der Übersetzer schon reichlich für seine Mühen belohnt fühlen.“ Er hat, allerdings unbeabsichtigt und vorzugsweise bei den voisins d'outre Rhin, noch mehr erreicht: er hat mit seiner Arbeit wieder einmal einen schlagenden Beweis der wissenschaftlichen oder unwissenschaftlichen Verblendung und Leichtfertigkeit geliefert, mit welchen die vom Protektgeist geleitete sogenannte Forschung alle das Reichsland betreffenden Fragen zu behandeln pflegt.

Wenn auch das Buch vom wissenschaftlichen Standpunkte keinen Anspruch auf ernste Beachtung erheben kann, so dürfte doch eine flüchtige Beleuchtung seiner mehr als gewagten Beweisführung an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen, da sie typisch ist für eine ganze Gattung über den Wasgau kommender Literatur, und dem denkenden Leser leicht auf Grund und Ursache der elsässischen Tagesereignisse vielseitige Schlüsse gestattet.

Besser als alle ethnologischen, philologischen und andern gelehrten Abhandlungen werden, Herrn Reibers Anschauung nach, die Erzählungen Paulis, die in der Schreibweise und Form einen lebendigen Ausdruck der Sitten eines bewegten Zeitabschnittes bilden, dem Leser beweisen, daß das tüchtige, von Natur so offenerzige, muntere, lebensfrohe, zum Spott geneigte elsässische Volk ganz augenscheinlich aus der großen gallischen Familie herstammt, und — „die Ereignisse haben seine Abhängigkeit an die überkommenen Gewohnheiten und Jahrhunderte alten Neigungen bewiesen.“ Paulis „Schimpf und Ernst“ glaubt der Übersetzer „der Vergessenheit von 365 Jahren entzogen und aus dem Staube der Bibliotheken wieder ins Leben gerufen zu haben.“ Die vortrefflichen wissenschaftlichen wie die mehrfachen allgemein verständlichen Ausgaben der Schwanksammlung bis in die neueste Zeit liegen außerhalb seines Gesichtskreises. Er unterrichtet seine Leser über den großen Beifall, der dem zum erstenmale 1522 bei Joh. Orieninger in Straßburg (mit Bildern) gedruckten lustigen Büchlein gleich bei seinem Erscheinen de l'autre côté du Rhin zu Teil wurde und der bekanntlich zur Folge hatte, daß im Jahre 1544 in Frankfurt a. M. Michael Beuthers hochdeutsche Übertragung des Reineke Vos — nach Reiber „die erste Ausgabe dieses deutschen Volksromans“ — als angeblich zweiter Teil von „Schimpf und Ernst“ veröffentlicht wurde. „Ich gestehe — versichert Herr Reiber —, daß sich meine patriotische Fieber angenehm berührt fühlte, als ich fand, wie das erste Vallon der damals noch in der Wiege liegenden deutschen Literatur durch unsre ehrenvolle elsässische Fahne gedeckt wurde.“ Ein Glück, daß Herr Reiber nicht gefunden hat — was de l'autre côté du Rhin in der Schule gelehrt wird —, daß der Stoff dieses „deutschen Volksromans“ bereits dreiunddreiviertel

Jahrhunderte früher von einem Elsässer auf Grund einer französischen Dichtung behandelt worden war!

Eingehender verbreitet sich Herr Reiber über Sprache und Literatur im Elsaß in den schon erwähnten „Zurückforderungen,“ welche nach seiner Erklärung dahin abzielen, „dem alten Frankreich eine beträchtliche Anzahl von Rechten zurückzuerstatten, die man sich bisher jenseits des Rheins allzu reichlich angeeignet“ habe.

Daß der Elsässer eine Sprache für sich hat, erfährt man schon im Vorwort: „Wenn er spricht, verstehen ihn die Deutschen garnicht. »Mer bliwe bim Alte«, sagt er in seiner bezeichnenden Redeweise, und allem eigennützigen Wortschwall unsrer rechtsrheinischen Nachbarn gegenüber begnügt er sich, die topische Stelle aus dem alten Geographen anzuführen: *Rhenus fluvius, qui Gallos dividit a Germanis!*“ Wie diese urreigne Sprache der Elsässer entstand, legt Herr Reiber im Anhang seines Buches folgendermaßen dar: „Aus einer Art natürlicher Wahl hatten sich im oberen Teile des Rheinthales arbeitame und friedliebende Stämme zusammengethan und zu starker Vereinigung gegen die Angriffe von außen verbunden. Das Volk der Helvetier, mochte es gallischen oder germanischen Stammes sein, diente diesem Bunde zum Mittelpunkt. Lange vor den großen Völkereinfällen des fünften Jahrhunderts bewohnte dasselbe die Alpen und deren Ausläufer. Als ein um seine Ungestörtheit sehr besorgtes Hirtenvolk wußte es sich tapfer gegen alle Angriffe, die sie bedrohten, zu verteidigen. Natürlich mußte sich daher die ursprüngliche Sprache des germanischen Zweiges hier erhalten und herrschend werden, während sich dieselbe durch das Ab- und Zutrommen der Völkertwanderung und andre Ursachen in den verschiedenen Teilen des großen Germaniens nach und nach, und sehr wesentlich, veränderte. Hieraus erklärt sich, warum die elsässische Mundart, welche eine feststehend gebliebene Sprache ist, für die zeitgenössischen Deutschen durchaus unverständlich wurde. Es sei hier zugleich bemerkt, daß das heutige Deutsch nichts ist als die mündliche Entwicklung des Hochdeutsch oder vielmehr Hofdeutsch, welches im sechzehnten Jahrhundert die in allen Teilen des Reiches übliche amtliche Sprache war. Beispiele werden beweisen, wie sehr diese diplomatische Schriftsprache von der mündlichen abwich. So lautete u. a. die durch den Bürokratismus der Kanzleien des Heiligen Reiches im Elsaß eingeführte amtliche Schreibweise Molsheim, Schiltigheim u. s. w., während diese Orte im Volksmunde Molsa, Schilka u. s. w. heißen.“ Welch wertvolle Aufschlüsse wären dementsprechend zu erwarten, wenn Herr Reiber als Verfasser neuer „Briefe eines in Deutschland reisenden Franzosen“ — *ajustées à l'heuro présente* — etwa zufällig nach Stuckert, Diewinge u. s. w. käme!

Herr Reiber läßt es sich bei seinen weitern gelehrten Untersuchungen nicht an einem kurzen Hinweis auf die keltischen und gallischen, gallisch-römischen und germanischen Sprachwurzeln der „urreignen elsässischen Sprache“ genügen;

er findet vielmehr, daß die im Elsässischen hervortretende Neigung zu Anhäufung von einsilbigen Wörtern an die Redeweise gewisser orientalischer Sprachen erinnert. Zum Beleg hierfür dient ihm die bekannte Anekdote, nach welcher während des chinesischen Feldzuges von 1860 zwei Elsässer eines Morgens durch das Zwiegespräch: „Schang, schint d'Sonn schon? — Ja, Sung, d'Sonn schint schon!“ — „die Aufmerksamkeit des künftigen Marschalls von Palisao erregten, welcher seinem Generalstab gegenüber seiner Verwunderung Ausdruck gab, daß die erst zwei Tage zuvor ausgeschifften Elsässer schon chinesisch sprächen, als wenn sie es von Kindheit auf gethan hätten.“

Wie hinsichtlich der Sprache, so erklärt Herr Reiber auch, was die Literatur des Elsasses betrifft, seine hier nicht minder eigenartigen Anschauungen aus der fernem Vergangenheit. Er giebt u. a. kurze biographische Nachrichten über Brant, Geiler, Pauli, welche alle im dialecte vulgaire ihres Vaterlandes schrieben, und kommt zu dem „hervorragend philosophischen Schlusse,“ daß, „da unser geistiges Wesen in seiner Gesamtheit nur ein Ergebnis der uns vorangegangenen Geister ist, es zur Erklärung unsers gegenwärtigen Empfindens unerlässlich sei, in Jahrhunderte zurückzugehen, welche uns klar die Folgerichtigkeit unsers (d. i. des elsässischen) Ursprungs in unleugbarer Einheit darthun.“ Dementsprechend tritt nach seiner Überzeugung auch in den Werken eines Wurner, Widram, Frey, Montanus „der gallische Geist mehr und mehr hervor; in der deutschen Nabelais-Übersetzung Fischarts offenbart er sich auf jeder Zeile.“ Hiermit nicht zufrieden, erstreckt Herr Reiber seine „Zurückforderungen“ sogar auf die Schreibweise der Namen seiner Landsleute. „Der Name Brant, sagt er, gab in dieser Hinsicht zu verschiedenen ziemlich merkwürdigen Bestrebungen Anlaß. Einerseits unternahm der Gallier Fischart (le gaulois Fischart) zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Versuch der Franzöfisirung (francoisation) desselben, indem er vorschlug, Brandus zu schreiben, wie er sich selbst Fischardus schrieb. Andererseits wollten gewisse deutsche Schriftsteller den Namen germanisiren, indem sie, unter dem Vorwande des Hochdeutschen, ihn heute Brand schreiben möchten. Diesen Herren diene zur Nachricht, daß ihre Bemühungen unter uns keinerlei Erfolg haben werden. Mögen sie das Vorwort zum Virgilius lesen, in welchem der Meister wörtlich schreibt: Jubet hoc tibi nomine Brantvs dicere — und ihren Brand für sich behalten!“

Einen weitem bezeichnenden Beleg für die Beweisführung des Herrn Reiber liefert die Art und Weise, wie er von dem zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts durch Jakob Wimpfeling mit der Schrift *Cis Rhenum Germania* unternommenen Versuche spricht, den Straßburger Magistrat zur Errichtung eines Gymnasiums zu veranlassen, welches eine Zwischenstufe zwischen den lateinischen Schulen und der Universität bilden sollte; eine Bestrebung, deren Verwirklichung sowohl an der Besorgnis des Magistrats, den Kirchen- und Klosterschulen der Stadt dadurch zu nahe zu treten, wie an dem Kostenpunkte scheiterte. Herr Reiber ver-

wechselt nämlich dabei den bekannten von Erasmus geprägten Humanistenkreis mit — dem erwählten Gymnasium und schreibt über „diesen Vorfall, welcher beweist, wie lebenskräftig im Elsaß die Auflehnung der Geister gegen die deutsche Verwaltung geblieben war: Als Wimpfeling im Jahre 1501 in Straßburg die Bildung eines durch Gemeinsamkeit der Sprache verbundenen Gelehrtenkreises unter dem Namen Germania vorschlug, übernahm Murner, auf diese dem Lateinischen entlehnte Bezeichnung fußend, die Verteidigung der lateinischen Sprache und Univerſität, indem er das Unpassende darthat, in einer auf ihren gallischen Ursprung so stolzen Stadt eine andre Sprache anzupreisen. Seine unter dem Namen Nova Germania erschienene Schrift, in welcher er diese Behauptung erhärtete, muß merkwürdig beweiskräftige Gründe beigebracht haben, da sie nicht nur vom Kaiser verboten und mit Beschlag belegt, sondern mit solcher Sorgfalt zerstört wurde, daß es bis heute unmöglich gewesen ist, einen Abdruck derselben aufzufinden. Man muß dies bedauern, da dieser Streit über die wirklichen Grenzen Frankreichs und Deutschlands heute von zeitgemäßem Interesse sein würde.“ Herr Reiber hätte sein Bedauern sparen und seine patriotische Wißbegierde vollauf befriedigen können, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß sein Landsmann Karl Schmidt Murners Germania nova zusammen mit Wimpfeling's Germania (Genf 1875) wieder hat abdrucken lassen. In helle Freude aber würde sich sein Unmut verwandelt haben, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß schon zu Ende des ersten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts eine von der Schulbehörde unterstützte französische Schule in Straßburg bestand, allerdings nicht für die Jugend der „auf ihren gallischen Ursprung so stolzen“ Stadt, sondern für die Kinder der der religiösen Verfolgungen wegen dahin geflüchteten und aufgenommenen Franzosen. Ähnliche „seine patriotische Fieber angenehm berührende“ Thatfachen würde Herr Reiber noch mehr haben „entdecken“ können, wenn er sich vor Abfassung seines Oeuvre de réconfort etwas sorgfältiger in der Geschichte seines engeren Vaterlandes umgesehen hätte.

Die Ursache, weshalb trotz alles „gallischen Ursprungs“ des Landes die französische Sprache nach der Vereinigung desselben mit Frankreich nicht die herrschende wurde und das Elsaß in dieser Beziehung „um 150 Jahre zurückblieb,“ erblickt Herr Reiber in dem Umstande, daß der Unterricht, was die Collèges und die Lycées anlangt, ausschließlich in die Hände der Jesuiten gegeben und dadurch unflugerweise die französische Einwirkung auf die protestantischen Familien laßgelegt wurde, welche „sich gezwungen sahen, zu lokalen Hilfsquellen wie dem Straßburger protestantischen Gymnasium (in welchem noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts der Unterricht deutsch erteilt wurde) ihre Zuflucht zu nehmen.“ Doch muß es selbst nach Aufhebung des Jesuitenordens um den esprit gaulois im Elsaß noch recht fragwürdig ausgesehen haben. Bringt doch — um aus der Fülle nur einen besonders anmutigen Beleg herauszugreifen — der von d'Alquin de Chateau-Lyon heraus-

gegebene Pariser Almanach littéraire für das Jahr 1785, den Herr Reiber vielleicht in seiner kostbaren Sammlung alter Bücher besitzt, um sich durch den Augenschein davon überzeugen zu können, eine von dem Grafen de Rosières verfaßte Epître à M^{me} de G***, sur son prochain départ de Metz pour Phalzburg, in welcher es heißt:

Que ferez vous dans une ville
Où d'assez tristes Allemands
Viendront avec un air stérile
Vous bégayer des compliments?
Ce sont tous de très bonnes gens;
Mais je crois que leur bonhomme
N'est pas fertile en agréments
Dans notre bonne compagnie;
Ainsi, Messieurs les Allemands,
Pour qu'on passe avec vous sa vie
Francisez un peu, je vous prie,
Vos germaniques sentiments.

Auch der bildenden Kunst ist ein Teil der Révindications gewidmet. Herr Reiber weist nämlich „mit der größten Unparteilichkeit und ausschließlich auf Grund der neuesten Arbeiten deutscher Kunstschriftsteller nach, daß die alte elsässische Malerschule keineswegs aus den deutschen Schulen, sondern unmittelbar aus der burgundisch-flämischen hervorgegangen ist.“ Zu diesem Zweck wird die Entwicklung der Malerei und im Anschluß die der typographischen Kunst im Elsaß (mit Beigabe der Signete der Straßburger Drucker) beleuchtet, bei welcher Gelegenheit man — um aus diesem Teile nur ein Beispiel anzuführen — u. a. erfährt, „daß der von den deutschen Gelehrten gepriesene schwäbische Ursprung Hans Orieningers durch nichts bestätigt, daß seine Heimat vielmehr in Holland (Gröningen) zu suchen“ sei.

Rhenus fluvius, qui Gallos dividit a Germanis! liest man nochmals auf der Rückseite des Umschlages dieses Oeuvre de réconfort, ein Satz, der dem von Dionysius Periegetes vor nahezu zweitausend Jahren in griechischen Hexametern abgefaßten geographischen Lehrgedicht entnommen ist. Der „Protest“ hat damit einen „klassischen“ Wahlspruch zu finden gewußt, dessen Wert und Gewicht mit seinem Geiste und seiner Beweisführung in vollem Einklange stehen.



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

2. Karoline von Wolzogen.



ie die feinen Abstufungen der Farben auf das leibliche Auge einen eigentümlichen Reiz ausüben, so haben die zarten, in einer bestimmten Richtung liegenden Übergänge im Seelenleben eine besondere Anziehungskraft für das innere Anschauen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist Karoline von Wolzogen, Schillers Freundin, besonders interessant. Sie steht auf demselben Grunde des Denkens und Fühlens wie Frau von Stein, sie darbt in unerfüllter Sehnsucht, siegt, seht und büßt wie diese, aber ihr ganzes Wesen steht ein wenig tiefer im Schatten. Nicht infolge mangelnder Begabung. Karolinens Genialität war glänzender, produktiver, umfassender und mehr in die Weite wirkend als die Charlottens, aber es fehlte ihr die Klarheit des Denkens und die Festigkeit des Willens, die Goethes Freundin auszeichnete. Man hat sie nicht in dem Verdachte, daß sie die schönste Perle aus der Krone ihrer Weiblichkeit verloren habe, aber sie selbst war auch nicht, so wie die Stein in Weimar, die Perle eines ganzen Gesellschaftskreises. Nie kam sie zur Ruhe, weder innerlich noch äußerlich, weder in der Freude noch im Schmerze. Unstet eilt sie hierhin und dorthin, taucht bald hier, bald dort auf, bis sie endlich, nach schweren Schicksalsschlägen, als ein entblätterter und entästeter Stamm' einsame poetische Herbstblüten treibt. Mehr noch als die Stein, zog die Lebensmüde im Alter mit religiöser Resignation die schöne Vergangenheit in eine ungeduldige Sehnsucht nach dem Jenseits zusammen. Aber sie hatte auch durch fromme Ergebung eine größere Summe von Verirrungen aufzuwiegen als die dem Einen und Einzigen getreue Weimarer Freundin.

Karolinens Wiege stand im Umkreise des Rudolstädter Hofes. An diesem war ihre Familie, die von Lengsfeld, hochgeschätzt und aufrichtig geliebt. Ihr Vater, fürstlicher Oberlandjägermeister, verdiente das Vertrauen vollkommen, welches sein Herr auf ihn setzte. Er war ein Mann von Geist und Herz und in seinem Fache so tüchtig, daß ihm Friedrich der Große 6000 Reichsthaler Gehalt bot, wenn er in seine Dienste treten wollte; aber er blieb, weil ihn sein Fürst Johann Friedrich darum bat. Ihre Mutter, eine Geborne von Wurmb, umfaßte mit der ihr eignen Milde, Güte und Frömmigkeit ihre Familie und die fürstliche dazu. Kein Opfer war ihr zu schwer, kein Vorurteil band ihr edles Gemüt. Ihr Gemahl starb, als die Kinder, Karoline und Charlotte,

noch unerzogen und unverforgt waren; zwölf Jahre nach seinem Tode wurde sie in Rudolstadt Erzieherin der Prinzessinnen Luise und Karoline, später Oberhofmeisterin, und sie blieb bis zu ihrem Tode in inniger Beziehung zu dem Hofe, der ihr ans Herz gewachsen war.

Wie die meisten kleinen Höfe Deutschlands war auch der Rudolstädter in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr einfach in allen seinen Lebensbedürfnissen, aber dabei gefellig und empfänglich für Bildung. Die Männer liebten die Jagd nebst einem tüchtigen Trunkte und machten im übrigen selten einen andern geistigen Anspruch als den der Wiederkeit in Wort und That; aber die Frauen pflegten ruhig und stetig die feineren Gefühle der leutseligen Freundschaft, der echt menschlichen Teilnahme an allem Großen und Schönen und, wenn es Not that, auch der opferfreudigen Vaterlandsliebe. Gern schoben sie die steife Etikette beiseite, um der Sprache ihres Herzens in der Familie und im Freundeskreise Raum zu schaffen. Sie bildeten miteinander die holde Schar liebenswürdiger Gestalten, aus deren Mitte die Königin Luise von Preußen zu idealer weltgeschichtlicher Bedeutung emporstieg. Die Rudolstädter Fürstinnen und Prinzessinnen gehörten zu diesen Auserwählten. Schon im siebzehnten Jahrhundert begegnen wir unter den Gräfinnen von Schwarzburg-Rudolstadt einer tief gemütvollen Dichterin geistlicher Lieder, Amalia Juliana (gest. 1706). Von den fürstlichen Damen, die der Familie von Lengefeld nahe standen, zeichneten sich mehrere durch Kunstsinne und Herzensgüte aus. Vor allem Karoline, die Gemahlin des Erbprinzen Ludwig Friedrich (der 1793 zur Regierung kam und 1807 starb). Aus ihren Briefen spricht ein feingebildeter Geist und ein Charakter, der außerordentlich wohlthat. Wie herrlich setzt sie der Frau von Schiller auseinander, daß sie nie in eine Vermählung der Prinzessin Karoline, ihrer Schwägerin, mit dem Großfürsten Nikolaus von Rußland willigen werde, solange Religionswechsel die erste Bedingung sei! Sie reist nach Italien und bringt Kunstwerke mit, die Goethes Bewunderung erregen, sie umgiebt sich mit Engländern, um dem Hofe ein belebendes Element zuzuführen, dabei plandert sie traulich einfach und doch fürstlich mild mit allen, die ihrem Herzen nahe stehen. Auch die Prinzessin Karoline, später (seit 1799) die Gemahlin des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, gehörte zu den kenntnisreichsten, feinführendsten und liebenswürdigsten der fürstlichen Frauen jener Zeit. Sie und ihre Schwester Luise, die sich 1796 mit dem Prinzen Konstantin von Hessen-Philippsthal vermählte, standen außerdem als Pfllegebefohlene der Frau von Lengefeld mit der Familie derselben in naher Verbindung. Und das Beispiel der Frauen regte auch die Männer an, einen freundschaftlichen Verkehr mit dem Lengefeldschen Hause zu suchen. Der Erbprinz selbst und sein Bruder Karl waren den Schwestern für jede geistige Anregung dankbar.

Dies war der Hof, an dem Karoline von Wolzogen ihre Jugend verlebte,

den sie später in immer weitem, zuletzt bis Paris und Wien reichenden Kreisen umwanderte, zu dem sie aber nicht wieder zurückkehrte. Denn ihrem unruhigen, dem Neuen und Weitem zugewandten Geiste sagte das einförmige, still in sich geschlossene Leben an einem kleinen Fürstenhofs nicht zu, und an die ruhigen, gemessenen fürstlichen Frauen knüpfte sie nie das Band eines innigeren Verhältnisses. Auch am Weimarer Hofe blieb sie lange eine Fremde, erst im hohen Alter suchte sie dort notgedrungen eine Stütze.

Karoline von Lengefeld war dreizehn Jahre alt, als ihr Vater starb; ihre Schwester Charlotte stand im neunten Jahre. Die Mutter erzog die Kinder mit derselben Sorgfalt weiter, die der Vater ihnen hatte angedeihen lassen. Als sie älter wurden, machte sie Pläne zu ihrer Versorgung. Für Karoline fand sich frühzeitig ein Bewerber, ein junger Herr von Ventwiz, der sich durch Rechtlichkeit, Kenntnisse und die Aussicht, am Hofe sein Glück zu machen, hinreichend empfahl. Schon in ihrem sechzehnten Jahre war Karoline in der Stille mit ihm verlobt, doch ward die Hochzeit erst für eine spätere Zeit in Aussicht genommen. Die jüngere Tochter sollte zur Hofdame erzogen werden. Namentlich um ihretwillen, der das Französische zu ihrem künftigen Berufe nötig war, beschloß die Mutter, sich mit den Kindern eine Zeit lang in der französischen Schweiz aufzuhalten. Im Frühling des Jahres 1783 führte sie die Reise aus. Der junge Ventwiz begleitete die Damen und machte dann einen Abstecher nach Lyon. Der Gegensatz der freien, weiten Welt zu dem von steifer Förmlichkeit und kleinlichen Interessen umschränkten Hofe*) that den jungen Gemüthern außerordentlich wohl. Schon auf der Reise nach Vevey wurden alle Merkwürdigkeiten besichtigt und interessante Bekanntschaften gesucht. In Ludwigsburg verweilten die Reisenden einige Tage. Der Asperg wurde bestiegen, beim Kommandanten der Festung konnte der gefangene Schubart begrüßt werden, er entzückte die Damen durch sein Klavierspiel; in Gesellschaft der Frau von Wolzogen, die mit der Familie Lengefeld verwandt war, wurde den Eltern Schillers auf der Solitude ein Besuch abgestattet, die Söhne der Frau von Wolzogen, besonders Wilhelm, ließen es sich angelegen sein, die Damen in der Karlsakademie in Stuttgart herumzuführen. Diese ahnten nicht, daß sie fünf Jahre später mit Schiller selbst in die engste Verbindung treten würden. Schon auf der Rückreise im folgenden Jahre, 1784, machten sie in Mannheim flüchtig die Bekanntschaft des Dichters der „Räuber“ und wunderten sich, daß er „ein so sanftes Außere haben könnte.“ Auf der Hinreise, in Stuttgart, machten die jungen Damen zunächst eine andre Eroberung. Wilhelm von Wolzogen, zur Zeit noch Bögling der Akademie, widmete den „Cousinen“ sogleich alle zärtlichen Empfindungen und alle Verehrung seines jungen Herzens. Waren sie

*) Unter Friedrich. Der Erbprinz Ludwig Friedrich, der in Übereinstimmung mit seiner Gemahlin Karoline und seinen Geschwistern dem Hofe ein geistigeres Gepräge gab, kam, wie oben bemerkt, erst 1793 zur Regierung.

doch die ersten weiblichen Wesen, die ihm, dem von der Welt abgeschlossenen, mit einer allgemeineren Theilnahme als der mütterlichen und schweesterlichen entgegen-traten. Besonders Karoline that es ihm an, und ihr Hang zu Seelenfreundschaften trug nicht wenig dazu bei, daß die Begeisterung des jungen Mannes für sie bald einen immer wärmeren Ausdruck annahm. In Zürich lernten sie auch Lavater kennen, der mit alttestamentlicher Sozialität Mutter und Töchter in seinen weiten Freundeskreis aufnahm und alle drei zu lebhaftester Bewunderung hinriß. Als sie nach Hause zurückkehrten, war ihnen die Welt weiter geworden, große Bilder aus Natur- und Menschenleben erfüllten ihre Seelen, sie hatten die Gletscher berührt und mit bedeutenden Menschen Freundschaft geschlossen. Arm und eng und tot erschien ihnen nun das kleine Rudolstadt. Aber die Wärme ihres geistigen Lebens steigerte in ihnen das Bedürfnis, in Freundschaft und in Bewunderung des Großen einen Ersatz zu suchen.

1785 vermählte sich Karoline mit dem Rudolstädter Legationsrate Herrn von Beulwitz, einem Manne, für den sie dem Schicksale hätte zu Dank verpflichtet sein können. Denn er war aus feinerem Stoffe als die Hofleute älteren Schlages: ehrenhaft, rücksichtsvoll, bildsam, und er besaß außerdem die Weichheit und Nachgiebigkeit im ehelichen Verkehr, welche viele Männer jener Zeit charakterisirt und in den Stand setzte, auch die Seelenfreundschaften ihrer Gattinnen zu respektiren. Diese Seelenfreundschaften pflegte Karoline eifrig, selbst — in den Fittlerwochen. Ihr Briefwechsel mit dem lieben Vetter, Wilhelm von Wolzogen, der nach seinem Austritte aus der Karlsakademie vom Herzog von Württemberg im Bausache verwendet und nach Paris geschickt wurde, nahm immer größere Wärme an. Man sieht sie durch die Zeiten hindurch an ihrem Schreibtische sitzen, die zierliche, 22jährige Hausfrau mit dem bänderreichen Morgenhäubchen auf dem vollen, dunkeln Haare, und in ehrbar mütterlichem Tone den feurigen Liebhaber in seine Schranken zurückweisen. Man sieht aber auch das von einem wehmütigen Lächeln maskirte Behagen an diesem Spiele mit Gefühlen. „Möchten Sie, mein lieber Freund — schreibt sie ihm im Dezember 1785 nach Stuttgart —, doch eine Seele finden, die Ihnen Ersatz für unsre Trennung gäbe! Sie sehen, ich glaube an das, was Sie mir sagten. An jemand, der mich nicht so ganz wie Sie verstünde, würde ich nicht so etwas, welches mir den Anschein von viel Eitelkeit giebt, schreiben, aber die innige Verbindung unsrer Seelen setzt uns über diese Armseligkeiten hinweg. Ich fühle, wie viel ich in Ihrem Umgange verliere, warum sollte ich scheinen wollen, als glaubte ich, Sie verlören garnichts? Auch ich fühle oft hier diese Leere des Herzens, dies Sehnen nach Umgang mit Seelen, die mich ganz fassen, sobald ich außer meinem Hause bin, und kann mir also denken, wie Ihnen zu Mute sein muß.“ Im Oktober 1786: „O es schmerzt mich tief, daß Sie meinen vorigen Brief so mißverstanden haben; sagen Sie, wie war es möglich, daß Sie es konnten? Ich fürchtete schon einigemal nach Ihren Briefen, daß

etwas Unruhiges, etwas Leidenschaftliches in Ihrer Anhänglichkeit an mich wäre, Ihr vorletzter Brief vermehrte meine Furcht. Ihre Freundschaft, der Gedanke, Ihnen etwas zu sein, Ihnen vielleicht durch meinen Rat und durch meine Mitempfindung und herzliche Liebe das Leben leichter zu machen, machte mich sehr glücklich. Aber, lieber Freund, wenn Ihnen diese Freundschaft für mich Unruhe machte, wenn Sie, noch unbekannt mit Ihrem eignen Herzen und den Verhältnissen gegen unser Geschlecht, sie zu einer Lebhaftigkeit auskommen ließen, die Ihnen die Entfernung von mir so tief fühlen ließe, daß sie eine Trübe über Ihr Leben verbreitete — dies würde mich sehr traurig machen, da ich Ihr Glück über alles wünsche, und da einmal das Schicksal will, daß wir getrennt leben.“ Im März 1787: „Auch ich kenne nur ein Gefühl, das mich zu allen Menschen, zu einem mehr oder weniger, nachdem ich Eigenschaften des Geistes und Herzens bei ihm finde, zieht, es heißt mir auch Liebe. O ich konnte nie den fatalen, eingeschränkten Sinn leiden, den die meisten Menschen diesem Worte geben. Ein heiliges, reines Empfinden, das allem, was da liebenswürdig ist, allem, was schön ist, begegnet, dachte ich mir immer in dieses Wort, seit ich dachte und empfand. Liebe ist ein Funke der Gottheit in uns, er läutert, befestigt, erhöht unser ganzes Wesen. Liebe und Freundschaft ist mir, mir nach meiner individuellen Empfindung, eins.“ Vor der Leidenschaft glaubt sie sicher zu sein. Sie sei, sagt sie, schon in früher Jugend getäuscht worden und habe gelernt, ihr Herz nicht an einen Gegenstand zu hängen. „Ich sagte Ihnen, daß niemand Ihre Briefe sähe, und das hielt ich auch. Einige, in denen Sie über Bücher und andre gleichgiltige Dinge schrieben, sah Deulwitz. Es schien mir sehr natürlich, daß, da Sie ihn nicht genau kennen und er oft etwas Kaltes und Zurückhaltendes in seinem Wesen hat, wenn er nicht bei Laune ist, welches er eben nicht war, wie Sie ihn hier sahen, Sie nicht wünschten, daß er Ihre Briefe sehen möchte. Überhaupt ist es mein Grundsatz, daß eine Korrespondenz zwischen Personen, die sich wirklich dem Herzen nach etwas sind, bloß unter ihnen beiden bleiben muß. Niemand anders kann sich in die Eigenheit der Lage, die unter ihnen ist, versetzen, und er muß also vieles mißverstehen. Deulwitz ist ein sehr gerader, ehrlicher, edler und verständiger Mensch. Sein Charakter läßt ihn sehr selten tiefe Eindrücke aufnehmen, denn er ist leicht und mehr zum allgemeinen Wohlwollen gegen Leute, die um ihn sind, als zur besondern dauernden Anhänglichkeit gegen einzelne Menschen geneigt. Er hat völliges Zutrauen in meine Ehrlichkeit und in die Reinheit meines Herzens und beurteilt mich nicht falsch, obgleich unsre Gefühle über diesen Punkt verschieden sind, denn mein Herz ist starker Anhänglichkeit, ausschließender Liebe fähig und kann nicht mit allen Leuten sympathisiren, und so sehr es auch bedarf zu lieben, so zieht es sich doch lieber in sich selbst zurück, da wo es kein gleichgestimmtes findet. Es fiel Deulwitz noch nie ein, die Wärme meiner Liebe für irgend jemand übel zu nehmen. . . . Immer fester, geliebter Freund,

wollen wir uns verbinden und einander immer mehr werden in dieser Welt, wo man so oft getäuscht wird. O, mein Teurer, wenn uns die Vorsehung zusammen hätte leben lassen, wie glücklich würde uns das Einverständnis unsrer Seelen gemacht haben, da jetzt die Trennung als ein trübes Wölkchen darüber schwebt! Doch es ist so, also ist es gut, das wird mein Trost bleiben, mit dem Hinblick auf die ewige Liebe, die alles ordnete. Seelen, die sich lieben, ist alles gemein, ich freue mich und habe einen innigen Genuß an allem Guten und Schönen, was in Ihnen ist, so wie ich mich des geringen Maßes von Gutem freue, was ich in mir selbst finde. So unglaublich es Ihnen auch dünkt, so werden Sie doch sicher einmal fühlen, daß Sie noch von mir inniger lieben lernen können. Gänzlichliches Vertrauen und Aufschließen der Seele zum wenigsten, dazu kann Ihnen dieser Brief ein Beispiel sein. Adieu, mein Lieber! Wären Sie meiner herzlichsten Liebe nicht gewiß — o so wären Sie ein Ungläubiger, den man seinem Schicksale überlassen müßte.“

Wenn heute eine junge Frau an einen Vetter, dem sie überdies nur in dem Grade von „Sie“ zu „Sie“ nahe steht, so schreiben wollte! Trotz aller ihrer Versicherungen von edelmütiger Offenheit, Keinheit des Herzens und Streben nach Tugend würde man sie der Koketterie, ja vielleicht des Leichtsinns beschuldigen. In der That scheint auch ihr junger Gatte bei aller Nachsicht seines geraden, ehrlichen Wesens von der Wärme ihrer Seelenfreundschaft nicht immer erbaut gewesen zu sein. Er war übler Laune, während Wolzogen in Rudolstadt zu Besuch war, seine Gefühle waren von den ihrigen im Punkte der Seelenfreundschaften verschieden. Ist es doch, als zeigten sich schon in diesen Briefen die ersten Spuren der Verstimmung, welche zuletzt zur Auflösung der Ehe führten!

Nach einem abermaligen, kurzen Besuche Wolzogens in Rudolstadt begrüßen sich die befreundeten Seelen in ihren Briefen mit dem traulichen „Du.“ „Lieber,“ schreibt sie im Februar 1788, „dein fester Glaube an die Unwandelbarkeit meiner Freundschaft thut meinem Herzen wohl, weil es fühlt, daß es ihn verdient. Sonderbar war unser Finden und das Entstehen und Wachsen unsrer Freundschaft — sie soll uns durch das Leben leiten, gewiß, denn auch ich glaube, daß ich dir immer wert bleiben werde. Ach, Vergessen ist ein dumpfes, leeres Wort! Wir beide können's nicht, ich gewiß nicht. Fremde Geschäfte, neue Gegenstände und Bekanntschaften können vielleicht mein Bild in deinem Herzen verschleiern, verlöschen nicht, die süße Hoffnung nährt meine Seele.“

Die Selbsttäuschung, welche mit diesen Seelenfreundschaften notwendig verknüpft war, zeigt sich unter anderm auch darin, daß unsre Brieffschreiberin unwillkürlich und unabsichtlich ihrem Verehrer zu erkennen giebt, wie er doch allein ihre wahre Liebe besitze. Sie spricht von alten Freunden (nicht Freundinnen), die einst ihr Vertrauen besaßen, jetzt aber aus irgend einem Grunde dasselbe

und ihre Liebe verloren hätten, sie schweigt von den innigen Beziehungen, in welchen sie zur Zeit mit andern Männern steht, so z. B. von dem intimen Verhältnisse zu Schiller im Sommer 1788, sie spricht ohne Wärme, fast gleichgültig von ihrem Manne; als sie aber hört, daß Wolzogen zu einer Heirat bewogen werden soll, schreibt sie hastig, unruhig: „Lieber Guter, wie sehn' ich mich, einmal mit dir zu sprechen! — ich möchte, daß du die Heirat, wenn du nicht überzeugt bist, sehr glücklich zu werden, in Zweifel ließeßt, bis wir uns gesehen haben.“ Kein Wunder, daß der Freund die unvorsichtige Theilnahme der jungen Frau mit schlechtverhüllten Liebeserklärungen beantwortet. „Ich sehe dich nicht wieder — schreibt er ihr im August 1788 aus Weiningen, als er nach dem Tode seiner Mutter von Karoline aufgefordert worden war, sich in Rudolstadt, im Umgange mit ihr, zu beruhigen —, ich darf es um meiner Ruhe willen nicht. Jetzt bin ich verschloffen, gehärtet, ich besinne mich nicht recht, und so betäubt reise ich weg und stürze mich in das Gewühl der Neuheit, wo ich hoffe, daß es besser mit mir werden soll. Lebe wohl, Karoline, Freundin, innigste Freundin meines Herzens. Lebe wohl — mit unbegreiflicher Bechnut sage ich dir Lebewohl — du bist glücklich, denn dieses Lebewohl fühlst du nicht.“) Ich bin gestört in der Laune, in die ich mich versetzt hatte und die auch du billigtest — jede Erinnerung, jeder Gedanke von entbehrtem, von verlornem Glück ist mir jetzt schrecklich, erschütteret mich, bringt mein Blut stärker in Wallung. Lebe wohl — Karoline —, o daß du mich hören könntest und aus dem Tone meiner Stimme schließen könntest, was ich dir sagen will.“

Nach der Rückkehr der Familie von Lengefeld aus der Schweiz hatte sich der Freundeskreis der Schwestern mehr und mehr erweitert. Knebel, Goethes Freund, kam oft nach Rudolstadt, umspann, wie er es Frauen gegenüber gern that, die liebenswürdigen Damen mit einer gewissen selbstverständlichen, onkelhaften Zärtlichkeit und soll sogar daran gedacht haben, Charlotten seine Hand anzubieten. Frau von Stein, welche vom nahen Kochberg aus freundschaftliche Verbindungen mit Rudolstadt unterhielt und der Familie Lengefeld insbesondre nahe stand, zog Lottchen an sich, und diese blieb ihr in unwandelbarer Anhänglichkeit verbunden bis zum Tode. Karoline dagegen schloß einen innigen Herzensbund mit Karoline von Dachröden in Erfurt, der Braut Wilhelms von Humboldt. Besser konnte niemand zu ihr passen. Dieselbe schrankenlose Idealität der Gesinnung, dieselbe Gewandtheit des Ausdrucks, nur beides etwas freier, zufahrender und selbstbewußter als bei der jungen Frau von Beulwitz. Karoline von Dachröden wird als sehr liebenswürdig, edel und geistreich geschildert, und in der That hat sie sich später als die Gattin Humboldts in jeder Beziehung trefflich bewährt. Durch die staatsmännische Laufbahn ihres Gatten wurden

*) Es war Wolzogen bei seinem letzten Besuche in Rudolstadt vielleicht doch nicht entgangen, welchen Hochgenuß Karoline und ihre Schwester im Umgange mit Schiller fanden.

auch die Umrisse ihres äußern Lebens groß und weit. Mannichfaltige interessante Bekanntschaften, öfterer Ortswechsel erweiterten ihren geistigen Gesichtskreis, aber immer blieb sie die treue Gattin, die liebende Mutter. Besonders in ihren Briefen aus Rom zeigt sich die Selbständigkeit und Gebiegenheit ihres Wesens deutlich, und dies ist umso mehr anzuerkennen, als ihr der vielbeschäftigte Gemahl in der Wahl des Umganges und des Aufenthaltes volle Freiheit ließ. Aber als Mädchen, Braut und junge Frau, in Erfurt und so lange sie in dem hochidealen Kreise von Weimar und Jena lebte, erscheint sie weniger lebenswürdig. Auch sie schwärmte für Seelenfreundschaften. „Mein Herz ist unbändig in seinen Wünschen — schreibt sie 1789 an Charlotte (Schillers Braut) — und unerfättlich in dem Genuß der Liebe und Freundschaft. Mit jenem könnte es die Ewigkeit ausfüllen und diesem möchte es ihre Dauer geben. Es hat mir viele Mühe gekostet, ehe ich es gelehrt habe, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich so wenig giebt.“ In diesem Jahre bewarben sich zwei junge geist- und gemüthvolle Männer um ihre Hand, eben Wilhelm von Humboldt, der, nachdem er seine Studien in Göttingen vollendet und eine Reise in die Schweiz gemacht hatte, nach Weimar kam, und Karl von La Roche, der Sohn der berühmten Sophie La Roche. Im Dezember durfte Humboldt mit ihr von einer Verbindung für das Leben sprechen, aber La Roche blieb als ihr und ihres Verlobten getreuer Freund in ihrer Nähe, verlebte noch einige Wochen überschwänglicher Freundschaftsfeste mit dem Paare im Schillerschen Kreise und reiste erst in der zweiten Woche des Januar von Weimar ab. Charlotte von Lengefeld, damals schon Schillers Braut, war nicht immer ganz einverstanden mit Humboldt und seiner Braut. „Daß Humboldt und La Roche fort sind — schreibt sie von Rudolstadt aus an Schiller (6. Januar 1790) —, ist mir eigentlich recht. In der Länge thut es mit Karl nicht gut, und er leidet mehr, als er sich gestehen will. Ich habe einiges an Wilhelm bemerkt, was mir zuweilen weh gethan hat und mir aufgefallen ist. Er hat zuweilen einen Mangel an Feinheit im Betragen und im Ausdruck, den ich nicht liebe, selbst gegen Lina (Karoline) zuweilen, und ich wünsche, daß sie es nie so fühlen mag, es würde ihr weh thun.“ Und später (1801), indem sie sich tadelnd über einen Roman von Fr. Schlegels späterer Gattin (Dorothea Veit) ausspricht: „Man sieht das ungebundene Gemüth der Verfasserin, darin sie sich aus Freigeisterei über das Sittliche hinwegsetzt, wie ihre Freunde, die frühern und spätern, denn Bill (Wilhelm von Humboldt) und Li (Karoline von Dachröden) haben auch auf gewisse Art das Schickliche oft mit Füßen getreten und zum wenigsten in ihren Räsonnements es gewollt.“

Charlotte hat ganz recht, Karoline von Dachröden macht in dem Schillerschen Kreise einen weniger feinen Eindruck. Ihre scharfe Zunge und ihre freieren Ansichten haben einen leisen Anstrich von Frivolität, der auch durch ihre Treue in der Freundschaft, ihre Tugendsschwärmerei und ihre geistvollen

Betrachtungen hindurchschimmert. Ihre Seelenfreundschaften nahmen mitunter eine schlimme Wendung. So schreibt Schiller über sie (am 15. November 1789) an seine Braut: „Die fatale Geschichte mit M—l (wohl Meckel, ihr Arzt) und Karolinen (von Dachröden) verdrießt mich, aber sie überrascht mich nicht. Es wollte mir gleich anfangs, als ich davon hörte, nicht recht gefallen, dieses Verhältnis. Deine Bemerkung über Karolinen ist gewiß richtig. Man kann sich in ihr irren. Ohne euch, als ein bloßer fremder Bekannter, hätte ich vielleicht auch falsch von ihr geurteilt. Ihre unschuldigsten Empfindungen haben einen unvorsichtigen Ausdruck, und wie viel Gerechtigkeit und Bescheidenheit gehört für einen Mann dazu, nicht diejenige Auslegung zu machen, die seiner Eigenliebe schmeichelt? Ich ärgere mich über seine platte Indiskretion.“ Im Februar 1790 verlobte sich Humboldt mit ihr, nicht weil er sie leidenschaftlich liebte — darüber waren alle Frauen des Schillerschen Kreises einig —, sondern weil er mit ihr glücklich zu werden hoffte. Humboldt hatte auch, wie viele Männer der Genieperiode, die weiche, rücksichtsvolle Art, welche gern den Frauen volle Freiheit des Denkens, Thuns und Fühlens ließ. Mit der freieren Art, sich zu äußern, verbindet sich bei Karoline von Dachröden ein Hang, in Unterhaltung und Briefwechsel hinter Spitznamen und Zeichen Versteckens zu spielen. Die Mutter Lengsfeld heißt *chère mère*, Karoline von Veulwitz die „Frau,“ deren Gatte: *ours*, der Vär, ihr eigener Bruder: das Bild; nur Schiller und Lotte gehen frei aus. Ein Quadrat bezeichnet die Mutter, ein Dreieck den Vater, zwei liegende Striche (=) Schiller, das Winkelzeichen La Roche, ein Bogen Veulwitz, I eine Heirat u. s. w.

Die lieblichste Erscheinung in diesem Kreise ist Charlotte von Lengsfeld, seit dem 3. Mai 1789 Schillers Braut. Die feine, gerade Linie ihrer geistigen Entwicklung sticht wohlthuend ab gegen die verschlungenen Lebenszüge der andern. Wohl nimmt sie duldsamen Anteil an den Seelenfreundschaften ihrer Schwester und ihrer Freundinnen, aber sie selbst hat kein Organ dafür; heiter, unbefangen genießt sie ihr junges Leben, mit echt jungfräulicher Zurückhaltung steht sie den Regungen ihres Herzens gegenüber, dann trifft sie ihre Wahl, und ihre Liebe entfaltet sich wunderbar das ganze Leben hindurch, in dem bräutlichen Anschmiegen ihres ganzen Wesens an den Geliebten, in der unermüdlchen Sorge für den Gatten, der ihr Ein und Alles ist, in der Pflege der Kinder, in der Trauer der Witwe. In Bevey schon belebte sie die gewählte Gesellschaft, in der die Familie Lengsfeld verkehrte, durch ihre Anmut. Ihre niedliche Figur, ihr freundliches Gesicht waren bezaubernd, und ihre spöttische Schmolmiene galt für unerreichbar. 1787 machte ein schottischer Kapitän, Henry Heron, der sich eine Zeit lang in Weimar aufhielt und ihr mit leidenschaftlicher Verehrung zugethan war, Eindruck auf ihr Herz, aber da er an der Möglichkeit einer dauernden Verbindung mit ihr zweifelte, so reiste er tieftrauernd ab und ließ nichts wieder von sich hören. Als ein Jahr später Schiller sich ihr mehr und mehr näherte, war sie lange

schweigmam und schüchtern, sie wollte sich nicht einer neuen Täuschung aussetzen, aber die Liebe siegte, und ihr ganzes Wesen blühte wie mit einemmale auf. Der Trieb nach einer tieferen geistigen Bildung war in ihr so lebhaft wie bei ihrer Schwester, sie las philosophische und geschichtliche Werke, studirte eifrig Französisch und Englisch, zeichnete und — dichtete, aber nie trug sie ihr Wissen zur Schau, nur in dem gewählten Ausdruck und der Reife ihres Urtheils that es sich kund. Von dem Streben ihrer Schwester nach schriftstellerischen Erfolgen ließ sie sich nicht anstecken. Sie hatte nicht viele Freundinnen, hielt aber mit steter Treue zu ihnen, bis der Tod das Band trennte. Frau von Stein und die in ihrer Schlichtheit und Geistesklarheit so herrliche Prinzessin Karoline von Weimar, die spätere Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin (gest. 1816), waren ihre Vertrauten. Man hat ihr nachgerechnet, daß sie etwas spiz in ihrem Urtheile über die Schwächen ihrer Mitmenschen gewesen sei. Besonders sind die Goetheforscher ungehalten darüber, daß sie der Frau von Stein nach ihrem Bruche mit Goethe in den gehässigen Bemerkungen über Christiane Vulpius sekundirte. Daran ist etwas Wahres. Eine gewisse coquetterie d'esprit wird ihr schon als Mädchen nachgerühmt, und auf einem Bilde aus jener Zeit ist etwas Kosches und Fertiges um die lieblichen Lippen nicht zu verkennen. Aber man darf nicht außer Acht lassen, daß sie in ihrem nächsten Kreise manche Veranlassung zum Spötteln fand, und was Goethe anlangt, so war sie bis zu ihrem Tode eine treue Verehrerin des „Meisters,“ wie sie ihn so gern nannte.

Dies die Hauptpersonen in dem Kreise, in dem die junge Frau von Beulwitz die ersten Jahre ihrer Ehe verlebte. Dazu kamen freilich noch die Anregungen, die sie durch ihre Studien erhielt. Wie alle Frauen der genialen Zeit, trieb sie eifrig Französisch und Englisch, zeichnete viel und las viel. Ihre Lektüre war tief, gehaltvoll und hatte gleichsam einen männlichen Charakter. Philosophie und Geschichte waren die Hauptgebiete, auf denen sie ihre geistige Nahrung suchte. Bald ist es Plutarch, bald Gibbon, bald Montesquieu, bald Kant, bald Euripides, wofür sie sich interessirt. In der „Kritik der reinen Vernunft“ war sie bewandert wie in der Geschichte der Goten. So bewundernswürdig aber diese Ausdauer im Studiren auch ist, so kann man doch nicht sagen, daß sie die schmachtbarsten Früchte getragen hätte. Was sich an philosophischen und geschichtlichen Reflexionen in ihrem „Viterarischen Nachlasse“ findet, ist mehr Phrase als Gedanke. Schwester Lotchen nahm auch Theil an dieser männlichen Hausmannskost, aber sie kostete und nippte nur, und aus ihren gelegentlichen allgemeinen Betrachtungen ersieht man, daß es ihr besser bekommen ist.

Beide Schwestern feierten den Meridiandurchgang ihres Lebensgestirnes, als sie mit Schiller in nähere Verbindung traten.

„An einem trüben Novembertage im Jahre 1787 — erzählt Karoline — kamen zwei Reiter die Straße herunter; sie waren in Mäntel gehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wolzogen, der scherzend das halbe Gesicht in dem

Mantel verberg; der andre Reiter war uns unbekannt und erregte unsre Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Betters, der um die Erlaubnis bat, seinen Reisegefährten Schiller am Abend bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte sich an diesen Abend."

Schiller war damals in Weimar, er hatte Frau von Wolzogen in Bauerbach und die in Meiningen verheiratete Schwester besucht. Sein Freund Wilhelm von Wolzogen nahm ihn mit sich nach Rudolstadt.

Ende Januar oder Anfang Februar 1788 ging Charlotte nach Weimar, um sich unter der mütterlichen Leitung der Frau von Stein am Weimarer Hofe umzusehen, denn nach dem Wunsche der chère mère sollte sie ja Hofdame werden. Sie wohnte bei Frau von Zuhoff, der Schwester der Frau von Stein, und blieb bis zum 6. April. Schiller sah sie oft, besuchte sie auch und fand Gefallen an ihrem Umgange. Bei ihrem Abschiede bereits wurde ausgemacht, daß er den Sommer auf irgend einem Dorfe nahe bei Rudolstadt zubringen sollte. Die Schwestern besorgten für ihn eine Wohnung beim Kantor in Volkstädt. Mitte Mai zog er ein und blieb bis in den Herbst, dann mietete er sich eine Wohnung in der Stadt, weil die tägliche Wanderung von und nach Volkstädt bei der rauheren Witterung seiner Gesundheit nachtheilig war. Am 13. November lehrte er nach Weimar zurück.

In alter Zeit erfreute man sich an den Sagen, welche sich an die Helden des nächst vergangenen Geschlechtes knüpften; wir erfrischen uns an den idyllischen Einzelheiten in dem Leben unsrer größten Dichter und Gelehrten aus der klassischen Zeit. Eine der lieblichsten dieser Idyllen ist der Aufenthalt Schillers in Volkstädt während des Sommers 1788. In dem Lengefeldschen Familienkreise fand er die freundlichste Aufnahme. Am häufigsten verkehrte er in dem Hause des Herrn von Beulwitz, der ihn ohne Zweifel mit der Zuverlässigkeit eines gebildeten, mit den literarischen Ereignissen bekannten Mannes aufnahm, aber bald in den Schatten trat gegen seine Gemahlin, die den jungen, geistvollen Dichter immer mehr in Anspruch nahm und wiederum seine Aufmerksamkeit fesselte. Neben der jungen Frau fand Schiller in der Regel auch Charlotten, und zwischen den Dreien entspann sich bald ein geschwisterlich traulicher Verkehr. Der Dichter bedurfte teilnehmender Zuhörerinnen, und solche waren die Schwestern in vollstem Maße. Sobald die Tage sonniger und wärmer wurden, genügte als Schauplatz des beglückenden Gedankenaustausches Haus und Garten nicht mehr. An den schönen Sommerabenden machte man Spaziergänge im Saalthale, von Zeit zu Zeit wurden auch die Nachmittage zu Ausflügen nach den nahen Dörfern Rumbach oder Schaale benutzt. Herr von Beulwitz zog sich allmählich zurück und überließ die eng befreundeten ihrem Glücke.

Bekannt ist Karolinens Schilderung der seligen Tage, und es läßt sich in der That der ganze Gehalt dieses freundschaftlichen Verkehrs nicht besser als

mit ihren Worten ausdrücken: „In unserm Hause begann für Schiller ein neues Leben, lange hatte er den Reiz eines freien, freundschaftlichen Umganges entbehrt: uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte; und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune, sie erzeugte witzige Einfälle; und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklanges unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeewisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommend erblickten, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüthes waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen und die sich in einem reinen, leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute.“ Diese kurze Schilderung gehört zu dem Schönsten, was Karoline geschrieben hat, und sie war sechsundsechzig Jahre alt, als sie das schrieb. Oft las Schiller vor, die Odyssee z. B. und die griechischen Tragiker in Übersetzungen. Freilich ward er auch oft durch Unwohlsein tagelang an sein Zimmer gefesselt, und vor den störenden Einflüssen der Bitterung mußte er sich sehr hüten; denn schon damals kündigte sich das Leiden an, dem er später zum Opfer fiel. Wie sehr auch er sich an den Umgang mit den Schwestern gewöhnte, geht aus seinen Briefen hervor: „Ich kann mir nicht einbilden — schreibt er nach seiner Rückkehr von Weimar aus —, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen.“

Karoline deutet an, daß „kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung den friedlichen Genuß der Gegenwart gestört habe.“ Sie selbst habe an einer Nervenkrankheit gelitten, die sie sich in der Schweiz durch kaltes Baden zugezogen hatte, habe nicht auf langes Leben gerechnet und sich in dieser Stimmung ganz den Ihrigen gewidmet, doch habe sie sich infolge des Verkehrs mit Schiller wieder mehr zum wahren Genuße des Lebens im Glücke einer neubeseelenden Freundschaft hingewendet. Daran war nicht zu zweifeln; die Seelenfreundschaft entfaltete sich zunächst auf der reinen Höhe des Gedanken-austausches und wurde von allen Beteiligten in dieser Weise empfunden.

Schiller selbst redet auch fortwährend von dem Seelenbunde: „Sie gehören zu meiner Seele“ — „Empfangen Sie meine ganze Seele“ — „Das erste, innige Zusammentreffen unsrer Seelen wird mir immer sehr wert bleiben.“ Der Anteil, den die Schwestern an der Unterhaltung nahmen, war ein verschiedener. Karoline sprach gern und viel, Charlotte hörte lieber schweigend zu. Schiller interessirte sich für beide in gleicher Weise, doch regte ihn die Lebhaftigkeit Karolinens mehr an.

Die Gefühle, die sich in diesem traulichen persönlichen Verkehre entwickelten, brachen nach der Trennung bald wie ein reißender Strom hervor. „Die liebliche Luft — schreibt Schiller im Januar 1789 — und der geöffnete Boden haben mir die Szenen des vorigen Sommers wieder lebhaft ins Gedächtnis gebracht, der gewöhnliche Weg von Volkstätt um die schöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenseit der Saale vom Abendrot so schön beleuchtet, Rudolstadt vor mir, und von weitem der grüne Pavillon, den mein Perspektiv just noch erreichte — alles stand wieder so lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch; denn seitdem ich von Rudolstadt zurück bin, ist der Weg nach Belvedere mein Lieblingspaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterschied.“ Er hatte beim Abschiede von Rudolstadt mit den Schwestern ausgemacht, daß er im nächsten Sommer wiederkommen wollte, aber seine Anstellung als Professor der Geschichte in Jena machte die Ausführung des Planes unmöglich. Mitte März reiste er nach Jena, um sich eine Wohnung zu mieten, und von hier aus machte er sofort einen Besuch in Rudolstadt. Einen Monat später schrieb er: „Warum trennte uns das Schicksal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht schön und heiter machen könnten, daß nichts von alledem, was die gesellige Freude so oft stört, die unsrige stören würde. Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerkes mich immer zu Ihnen flüchten und in Ihrem Kreise den bessern Teil meines eignen Wesens aufschließen und genießen könnte!“ Am 11. Mai siedelte er nach Jena über. Im Juni besuchte er die Freundinnen auf ein paar Tage in Rudolstadt, bald darauf kamen sie auf einen Tag nach Jena. Das Verhältnis wurde immer inniger, denn auch die Schwestern wetteiferten mit einander, dem nach ihrem Umgange schmachttenden Dichter entgegenzukommen. Ja in ihren Briefen zeigt sich eine fast noch größere Wärme der Empfindung als in denen Schillers. Bald nachdem Schiller aus der Rudolstädter Sommerfrische nach Weimar zurückgekehrt war, schreibt Lotte: „Es ist doch sonderbar und oft unbegreiflich, wie sich Menschen finden. Wir kennen uns erst ein Jahr, und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las, aber nun ist es doch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne

Sie zu denken, und so wird's bleiben, nicht wahr? Leben Sie wohl, lieber Freund. Denken Sie meiner oft, und immer mit einer freundschaftlichen Empfindung, ich erwidere sie so gern.“ Und Karoline: „Seien Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein teurer Freund! Dies ist der erste Gruß, der durch einen so weiten Weg zu Ihnen gelangt. Das Gefühl Ihrer Entfernung bleibt immer lebendig in mir, tausend Erinnerungen, tausend liebe Gewohnheiten wecken es. Ach, ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben, so frei und lebendig existierte mein Geist vor Ihnen! So wie Sie hat es noch niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Thränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben. Wie nötig ist es mir, in der Hoffnung zu leben, Erinnerung allein würde mein Herz zerreißen, aber so schöpfe ich aus ihr Ahnungen künftiger Glückseligkeit. O gutes Schicksal! Nur Sie in unsrer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt.“

Schiller hatte sich gewöhnt, die beiden Schwestern als ein unzertrennliches Paar zu denken, darnum galt auch seine Liebe von Anfang an beiden. So schrieb er am 11. Dezember 1788 an Votten: „Ihre beiderseitige gute Harmonie ist ein schöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie sich selbst vereinigt haben. Möchten Sie oder möchte vielmehr das Schicksal Sie beide nie weit auseinander führen, wenn es möglich ist. Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer eine, wenn nicht beide entbehren müßte.“ Ob er einen Vergleich zwischen beiden angestellt, ob sein Herz geschwankt hat, läßt sich aus den Briefen nicht erkennen.

Am 3. August 1789 besuchte er die Schwestern in Lauchstädt und verlobte sich im Stillen mit Charlotten. Karoline war die Vertraute der Liebenden und geschäftig, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. „Meine Schwester — erzählt sie — bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnötige Sorge zu ersparen, sollte noch alles für sie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehaltes gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzog von Weimar erwarten.“ Sie war auch bei der Erklärung der beiden behilflich. Schiller gesteht dies Votten in dem ersten Briefe nach der Verlobung: „Ein wohlthätiger Engel war Karoline, die meinem furchtjamen Geheimnis so schön entgegenkam.“ Und im Oktober 1789 schreibt er ihr: „Ohne Karoline hätte ich lange mit dir umgehen können, ohne es deutlich zu hoffen, daß ich dir mehr sein könnte als dein Freund. Soll ich es dir gestehen? Ich hielt dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, hätte dich gebunden, und ihr Eindruck würde durch einen neuen nicht mehr ganz zu verlöschen sein. Wenn mir dieser Gedanke nicht vorgehwebt hätte, würde ich schneller in deiner Seele gelesen haben.“

Daß Karoline die letzten Zweifel Schillers verschleuchte und seine Bewerbung um Lottens Hand beschleunigte, war etwas Großes. Denn es ist ohne Zweifel, daß sie den jungen Dichter ebenso innig liebte wie ihre Schwester. Wohl urteilte Charlotte in späterer Zeit, nach einem Briefe zu schließen, den sie im Juli 1811 an die Erbgroßherzogin Karoline Luise von Mecklenburg-Schwerin schrieb, nicht immer günstig von den Herzensangelegenheiten ihrer Schwester. Sie sagt da: „Karoline liebt so oft und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt. Und eben, weil sie nicht liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen.“ Und gewiß, für jene spätere Zeit gilt dieses Urteil durchaus. Aber soweit Karoline der wahren Liebe fähig war — und jedes Menschenherz ist dieser Weihe fähig —, soweit gehörte ihr Herz dem großen Dichter, und zwar lebenslang. Man darf ohne Zögern behaupten, daß ihr Verhältnis zu dem angetrauten Gatten durch ihr Verfehlen in den Genius Schillers zerprengt wurde, und daß die endliche äußere Lösung dieses Verhältnisses nur eine Folge ihres geistigen Aufgehens in Schiller war. Es läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, wie ihre Ehe sich in dem Grade lockerte, als sich Schiller ihr näherte. Anfangs ist sie mit dem ritterlichen, feinen und edelmütigen Deulwitz ganz zufrieden, dann zieht dieser sich rücksichtsvoll in den Hintergrund zurück, ohne daß das eheliche Einverständnis darunter leidet, zuletzt wird er mürrisch, und sie kann ihn nicht mehr ausstehen. Sie hat sich später wieder verheiratet, sie hat noch manche andre Seelenfreundschaft groß gezogen, aber ihr innerstes Wesen blieb gebunden durch das Ausschauen zu dem Dichter. Immer war sie die Vertraute seiner Arbeiten, obgleich sie nur zeitweise in seiner Nähe war. Als der Herzog Karl August hört, daß Schiller ein Theaterstück „Die Pucelle d'Orleans“ geschrieben habe, und in Sorge war, daß es eine lächerliche Nachbildung des Voltaireschen Stückes sein möchte, wendet er sich in seiner Herzensangst an Karoline und bittet um Aufklärung; durch sie auch läßt er dem Dichter Vorschläge wegen der Aufführung machen, nachdem er über den Inhalt des Dramas beruhigt ist. Sie war es auch, die Schiller in seinen letzten Tagen mit treuer Pflege zur Seite stand, und der Schwerkranke duldete nur sie neben seiner Gattin um sich. Im Gespräche mit ihr über tragische Stoffe und über die Art, die höheren Kräfte des Menschen zu erregen, fand er noch in den letzten Stunden Erquickung. Als sie, um ihn nicht anzuregen, nicht mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit antwortete, sank er traurig in sich zusammen. In wunderbarer Reinheit und Frische bewahrte Karoline das Andenken ihres großen Freundes, es begleitete sie durch ihre Irrungen, ihre Wanderungen und ihre Schicksale wie ein leuchtendes Gestirn, und in der tiefen Einsamkeit und Verlassenheit ihres Alters war es ihr Trost.

Als sie in Lauchstädt die Hand ihrer Schwester in die Schillers legte, that sie wirklich etwas Großes. Sie stand damals auf der Höhe ihres Lebens,

und eine bedeutende moralische Kraft muß ihr zur Verfügung gestanden haben, sonst hätte sie es nicht vollbracht, auch wenn sie den Nebengedanken hegte und pflegte, daß sie dem Schwager geistig so innig verbunden bleiben könne, als es ihr, der verheirateten Frau, dem jungen Manne gegenüber sittlich möglich gewesen war.

In diesem Nebengedanken lag freilich eine große Gefahr, und umso mehr, als auch Schiller das Verhältnis zu ihr von demselben Standpunkte aus betrachtete. Er wollte beide erwerben, die Schwägerin sollte ihm nicht bloß geistig, sondern auch räumlich nahe bleiben. Er schloß sie ein in seinen Brautstand und sein Bräutigamsentzücken. So schreibt er ihr am 25. August: „Dein Brief, teuerste, liebste Karoline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt, und ich weiß nicht, ob ich dir sogleich etwas daraus beantworten kann. Aber vor meiner Seele steht es verklärt und helle, welcher Himmel in der deinigen mir bereitet liegt. O, was für himmlisch schöne Tage öffnen sich uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich sie mir kaum denken, wenn mein Wesen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden soll. Wir haben einander gefunden, wie wir für einander nur geschaffen gewesen sind. In mir lebt kein Wunsch, den meine Karoline und Lotte nicht uner schöplich befriedigen könnten. Und wohl mir, Teuerstes meiner Seele, wenn ihr in mir findet, was euch glücklich machen kann. Wohl mir, Karoline, daß du die Quelle in mir aufsuchst und deine Forderungen, deine Erwartungen an mein Wesen und nicht an wandelbare Erscheinungen in mir richtest. O wie sehulich wünsche ich, daß ihr mich ganz durchschauen möchtet, alle meine Schwächen gesehen hättet, alle, und dennoch mich gewählet. So lange ich fürchten muß, daß euch Mängel in mir übersehen können, worauf ihr nicht vorbereitet wart, so lange seid ihr nicht mein auf ewig. Eure Herzen habe ich durchschaut, und meine Empfindung für euch ist keinem Wechsel mehr unterworfen. Bereite dich, edles Geschöpf, in mir nichts zu finden, als die Kraft zum Vortrefflichen und einen begeisterten Willen, es zu üben, deine schöne Seele will ich auffassen, deine schönen Empfindungen verstehen und erwidern, aber ein Mißton in den meinigen muß dich weder betrüben noch bekümmern. Du glaubst an meine Seele, und auf diesen Glauben will ich bauen. Bei allen meinen Mängeln wirst du da immer finden, was du in mir lighest, meine Liebe wirst du in mir lieben.“ Schillers Briefe sind meist an beide gerichtet, und der Jubel seines liebeseligen Herzens hat denselben Ausdruck für beide: „So gern möchte ich euch sagen, wie viel Freude eure Briefe mir gegeben haben, und gleich jetzt zu euch fliegen und euch an mein Herz drücken bis in Ewigkeit. O, ihr seid Engel, Engel für mich! denn was bekümmert mich jetzt noch im Himmel und auf Erden!“ Ein andermal (im Oktober 1789): „Was macht Karoline? Was macht meine Karoline? Ist meine Lotte wieder gesund? Morgen kommen eure Briefe, der liebe Tag meiner Hoffnung! Lebt wohl, meine Liebsten, Teuersten. Lebt wohl! Es ist Witter-

nacht. Ihr werdet ruhig schlafen, indes meine Seele um euch schwebt. Lebt wohl!“ In immer neuen Wendungen, mit der ganzen Blut dichterischer Begeisterung preist er die Schönheit ihrer Seele, die Reinheit ihres Wesens. „Den schönsten Strahl der Sonne — ruft er Karolinen zu (5. November 1789) — möchte ich nehmen vom Licht der Sonne, wie Iphigenie, und ihn vor dich niederlegen.“ Alles Ernstes dachte er daran, daß sie mit Lotten zugleich in sein Haus einziehen und bei ihm oder doch in seiner nächsten Nähe wohnen solle. „Ach, was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammen wohnen werden, teure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen und eure Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird.“ Karoline ging mit ganzer Seele auf diesen Wechselgesang der Liebe ein. Freilich sind die Briefe, welche sie an Schiller nach dessen Verlobung mit Lotten schrieb, zum größten Teile verloren gegangen oder vernichtet worden,*) aber Schillers Entzücken über ihre Briefe zeigt uns deutlich genug, daß sie in demselben Tone mit ihm redete. „Auch meinem Leben giebt die nahe, sichere Aussicht des Zusammenseins einen Reiz, den ich nicht aussprechen kann,“ schreibt sie noch kurz vor der Hochzeit an Schiller. „Unser Plan hat keine Schwierigkeiten, Körners Einstimmen freut mich auch, dem ruhigen Blicke der Freundschaft können wir vertrauen.“

Wo blieb der Gatte? Wo blieb Herr von Beulwitz? In dem Gluthauche des Genius, den sie einfog, verkohlten die Banden ihrer Ehe wie Zunder, und Schiller selbst war verwegen genug, sie über die Aschenreste zu sich herüberzuziehen. „Nur dein Schicksal, meine Karoline — klagt er noch am 15. November 1789 — ist es, was mir Unruhe macht; ich kann dieses trübe Verhältnis noch nicht erklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Notwendigkeit ausöhnen, daß du mit Beulwitz allein lebst. Von diesem Jahre kannst du die Hälfte bei uns zubringen, und die kleinen Zwischenräume der Trennung machen es erträglicher.“

(Schluß folgt.)



An unsre Leser und Freunde.

Der Verleger dieser Blätter versendet gegenwärtig das nachstehende Rundschreiben an weitere Kreise:

Euer Hochwohlgeboren bitte ich um die Erlaubnis, mich im Interesse der von mir verlegten und herausgegebenen Grenzboten mit einem Anliegen an Sie zu wenden.

*) Nach Karolinens Bestimmung wurden nach ihrem Tode mehrere Pakete Briefe unerschlossen und ungelesen verbrannt.

Als vor nunmehr acht Jahren die Grenzboten, die schon damals in den sechs- und dreißig Jahren ihres Bestehens unter verschiedenen Zeitverhältnissen und unter dem wiederholten Wechsel ihrer Herausgeber und Mitarbeiter eine Reihe von Wandlungen durchgemacht hatten, durch verschiedene Umstände in die Gefahr gekommen waren, ganz zu erlöschen, unternahm ich es — in der Ueberzeugung, daß eine unabhängig geleitete und idealen Anschauungen dienende Zeitschrift, welche die großen Fragen der Zeit groß, d. h. unbeeinflusst von Partei- und Modeanschauungen behandelte, ihren Boden finden müsse und in dieser Zeit mehr als je ein Bedürfnis sei —, noch einen Versuch zu machen, die alte Zeitschrift zu neuer Blüte zu bringen. Mit Hilfe eines anfangs sehr kleinen Kreises von Freunden, insbesondre meines trefflichen Freundes und Redaktors, des Oberbibliothekars der Leipziger Stadtbibliothek Dr. Gustav Wustmann, denen sich nach und nach eine immer größere Anzahl von Mitarbeitern angeschlossen, ist mir dies auch nach manchem Opfer und nach oft recht mühevollen Arbeiten und Kämpfen bis zu einem gewissen Grade gelungen. Die Grenzboten haben es wieder zu Ansehen und Einfluß gebracht, und wie ihr beharrliches Fortschreiten in der eingeschlagenen Richtung ihnen immer mehr ausgezeichnete Mitarbeiter zugeführt hat, so hat sich auch ihr Leserkreis wieder mehr und mehr erweitert.

Dennoch sind die Grenzboten noch weit davon entfernt, wieder das zu sein, was sie sein möchten und mit Rücksicht auf den Wert dessen, was sie bringen, auch sein sollten: ein allgemein gelesenes Blatt. Ihre Wirksamkeit ist noch immer beschränkt; sie leiden zum Teil noch an den Folgen der früheren unfruchtbaren Jahre, die nur schwer zu überwinden waren, zum Teil an dem Nachhall der bösen Rede, der sie sich aussetzten, als sie zuerst und fast allein für die damals noch unpopuläre Sozial- und Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers energisch eintraten. Obgleich diese Politik längst aufgehört hat, unpopulär zu sein, und der prinzipielle Streit allmählich den von Erfolg begleiteten praktischen Versuchen gegenüber verstummt, zu denen die besonneneren Elemente unsers Volkes sich die Hände reichen, haben doch gerade die Grenzboten, die das ihre zu dieser Wandlung beigetragen haben, noch mit dem Mißtrauen zu kämpfen, welches die Verleumdung gegen sie auszustreuen wußte; ihr selbständiges und überzeugtes Eintreten für jene damals so hart angegriffene Politik wurde von gewissenlosen Gegnern als bezahlte Arbeit bezeichnet, und nach dem bekannten Sprichwort blieb auch von dieser Verleumdung etwas hängen: es wird den Grenzboten noch heute schwer, insbesondre da wieder Boden zu fassen, wo man inzwischen keine Gelegenheit gehabt hat, sich mit eignen Augen davon zu überzeugen, was sie wirklich wollten und brachten. Der gute Same, den sie auszustreuen suchten, könnte noch zehnfach mehr Frucht tragen, wenn sie mehr in die Breite drängen.

Dies veranlaßt mich zu einem Appell an weitere Kreise.

Die Zersplitterung, welche in unserm Zeitungs- und Zeitschriftenwesen herrscht, erweckt überall den Wunsch, eine Revue zu besitzen, die das in der That erfüllte, was alle Zeitschriften zu sein behaupten oder anstreben: den Mittelpunkt des geistigen Lebens unsers Volkes zu bilden. Keiner der älteren oder neu erstandenen Revuen ist dies bisher gelungen, da fast jede unter dem Banner bestimmter Parteien oder Interessengemeinschaften steht. Die Grenzboten wären nach ihren Grundsätzen geeignet, diese für unsre Zeit notwendige Aufgabe zu erfüllen. Was sie dazu besonders befähigt, ist ihre vollständige Unabhängigkeit von allem Partei- und Claqueurwesen auf politischem, wirtschaftlichem, wissenschaftlichem, literarischem und künstlerischem Gebiete und ihr einfaches und reines Programm: Be-

kämpfung der „konventionellen Lügen“ der Gesellschaft und der immer dreister auf-tretenden materialistischen Tendenzen auf allen Gebieten des Lebens zu Gunsten der sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Wohlfahrt unsers Volkes. Ein andres Programm haben sie diese Jahre her nicht gehabt. Sie haben den Mut gehabt, die Wahrheit zu sagen, wenn für diese keine andre Stätte vorhanden zu sein schien; sie haben sich ihre Mitarbeiter nicht gesucht, sie haben sich niemand angeboten und sich von niemand abhängig gemacht. Und eben darin, daß alle die, welche sich nach und nach um sie geschart und sie von Jahr zu Jahr zu einem immer tüch-tigeren Blatt emporgehoben haben, aus freien Stücken und um ihres friischen und unbefümmerten Auftretens willen zu ihnen gekommen sind, erblicken sie die Gewähr für die Erreichbarkeit ihres Zieles und für den endlichen Erfolg ihrer Arbeit. Dazu bedarf es aber der Hilfe aller derer, denen die Pflege und der Sieg der Anschauungen am Herzen liegt, in deren Dienst sich die Grenzboten gestellt haben, und die deshalb an dem Bestehen einer solchen Zeitschrift Interesse haben.

Ich habe die Absicht, meinerseits in doppelter Weise dazu beizutragen. Da einer größeren Verbreitung der Grenzboten unzweifelhaft auch ihr hoher Preis im Wege steht, so will ich ihn soweit ermäßigen, daß ihre Anschaffung auch dem Einzelnen erleichtert und es möglich wird, sie in größerer Anzahl in die Lesegirke einzustellen; denn ein Blatt, welches sich an den Bewegungen und Kämpfen des Tages beteiligt, muß frisch gelesen werden und nicht erst nach Wochen und Monaten; ich habe also die Absicht, wenn es mir durch genügenden Abonnentenzuwachs er-möglichst wird, den Preis vom nächsten Jahrgange ab von den jetzt berechneten 36 Mark auf 20 Mark herabzusetzen. Sodann will ich den Umfang der Hefte, namentlich im Interesse mancher Wissensgebiete, die jetzt garnicht oder nur ge-legentlich Berücksichtigung haben finden können, so weit es nötig oder wünschens-wert erscheint, erweitern. Es soll also durch dieses Rundschreiben zugleich die Einladung zur Mitarbeiterschaft an weitere Kreise ergehen, als sich bisher an der Zeitschrift beteiligt haben. Wie sie bisher nicht von einer abgeschlossenen Genossen-schaft geschrieben worden ist, sondern ohne Einseitigkeit jedem eruchten und vernünftigen Beitrage offen gestanden hat, mochte er ihr von bekannter oder unbekannter Seite zugegangen sein, und wie sie niemals Bedenken getragen hat, in Fragen, die noch im Fluß begriffen waren, verschiedene Meinungen zu Worte kommen zu lassen, so wird sie auch künftig alles willkommen heißen, was zur Förderung ihrer allgemeinen Ziele, die ja auch die Ziele aller derer sind, denen das Wohl und die Zukunft unsers Volkes am Herzen liegen, beitragen kann.

Dagegen richte ich nun an Sie, sehr geehrter Herr, die Bitte um freundliche Mitteilung, ob die Grenzboten auf Ihre Unterstützung rechnen dürfen, insbesondre vielleicht auch durch Weitergabe dieses Rundschreibens in solchen Kreisen, die ein Interesse an dem beabsichtigten weiteren Ausbau der Zeitschrift haben könnten; ich stelle Ihnen zu diesem Zwecke gern Exemplare dieses Rundschreibens zur Verfügung.

Die materielle Frage fällt bei einem Schritt, wie er hier in Aussicht ge-nommen ist, besonders ins Gewicht; es wäre deshalb von Wert für mich, mög-lichst bald — schon um zunächst die Preisermäßigung vielleicht bereits an einem frühern Termin, am 1. April oder am 1. Juli, eintreten lassen zu können — zu erfahren, ob die Grenzboten unter den von mir in Aussicht gestellten günstigeren Bedingungen den erforderlichen Abonnentenzuwachs finden würden. Ich bitte Sie deshalb auch um Nachricht über den voraussichtlichen Erfolg in Ihren Kreisen und, soweit dies jetzt schon möglich ist, um Mitteilung der Anzahl von Abonnements, die sich bei der beabsichtigten Preisermäßigung mit Bestimmtheit oder voraussichtlich

erwarten lassen. Der Zuwachs, der sich etwa über das unbedingt Nötige ergeben sollte, wird, wie es in den letzten Jahren stets der Fall gewesen ist, zunächst dem Blatte selbst zugute kommen, dessen erprießliche und segensreiche Weiterführung ich als meine Aufgabe und meine überkommene Pflicht betrachte.

Ich verfolge diese Zuschrift schon so früh im Jahre, weil, wenn sie von dem gewünschten Erfolge begleitet wäre, bis zum 1. Januar 1888 für die beabsichtigte Erweiterung Vorbereitungen getroffen werden müßten, die Zeit erfordern. Die Grenzboten werden ja auf jeden Fall, auch wenn diese Zuschrift nicht den erwarteten Erfolgs haben sollte, ihren bisherigen ruhigen Schritt weitergehen, aber sie hoffen doch, daß ihr Wunsch, auf breiterer Basis wirken zu können, Entgegenkommen finden werde.

Einer freundlichen Beantwortung dieser Zeilen gewärtig empfiehlt sich ic.

Wir dürfen wohl vor allem bei den bisherigen Lesern der Grenzboten darauf rechnen, daß sie den Verleger bei diesem Versuche, dem Blatte ein größeres Wirkungsfeld zu verschaffen, unterstützen werden. Sie kennen unsre Bestrebungen und Leistungen, und werden mit uns wünschen, daß die grünen Hefte in die weitesten Kreise dringen. Dazu kann jeder beitragen, indem er das obige Rundschreiben möglichst zu verbreiten sucht. Auf Wunsch stellt der Verleger jedem, der seine Unterstützung leihen will, Abbrüde desselben in beliebiger Anzahl zur Verfügung. Aber auch noch in anderer Weise kann für die Sache gewirkt werden. Wenn das Ziel erreicht werden soll, das wir uns vorgesteckt haben: den Umfang unsrer Hefte zu erweitern und dabei den Preis fast auf die Hälfte herabzusetzen, so muß sich unsre Abonnentenzahl verdreifachen. Das ist viel, aber gegenüber den Absatziffern anderer Zeitschriften noch immer eine bescheidne, erreichbare Zahl. Wenn es den Grenzboten nur gelänge, gleichmäßige Verbreitung im ganzen Reiche, insbesondre jenseits der Mainlinie dieselbe Verbreitung wie diesseits derselben zu gewinnen, und wenn sie nur in allen Lesezirkeln und Lesegesellschaften Eingang fänden und in derjenigen Zahl eingestellt würden, die ihnen neben andern Blättern und wir dürfen wohl sagen vor manchen andern Blättern gebührt, so wäre schon fast das erreicht, was nötig ist. Wir wissen, daß in manchen Lesezirkeln unsre Hefte Monate brauchen, um ihren Rundlauf zu machen, ja daß es Leser giebt, die sie ein volles Jahr nach dem Erscheinen erhalten! Mögen unsre Leser darauf dringen, daß auch in dieser Beziehung einmal Wandel geschafft werde!





Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

5.



eit dem Ende der Befreiungskriege war von außen her nichts Aufregendes an unser dörfliches Stilleben herangetreten. Ein Tag verging ziemlich wie der andre; selten wurde der geregelte Gang unsers Familienzusammenseins durch Besuche unterbrochen. Undkehrten solche bei uns ein, so brachten sie keinerlei Störung hervor, denn sie gehörten immer bekannten Kreisen an und kamen aus der nächsten Nachbarschaft. Wir Geschwister sahen indes solche Gäste gern, da es bei der merkwürdigen Bauart der alten Pfarrei uns gestattet sein mußte, in ein- und demselben Zimmer mit den Eltern und Besuchenden uns aufzuhalten. Daraus ergab sich für uns ein nicht gering anzuschlagender Vorteil. Wir hörten über die verschiedenartigsten Gegenstände unumwundene Urteile fällen, und vernahmten oft Äußerungen, die für uns später reichen Stoff zum Nachdenken gaben.

Man lächelt vielleicht über die Behauptung, daß die bauliche Einrichtung unsers Hauses Ursache gewesen sei, daß meine Eltern Besuche nicht in einem besondern Zimmer hätten empfangen können. Es möge deshalb hier eine kurze Schilderung der uns zu Gebote stehenden Räumlichkeiten eingeschaltet werden, umso mehr, als diese nicht ohne Einfluß blieben auf den Gesundheitszustand der Familie.

Ich habe schon erwähnt, daß die Pfarrei unmittelbar an den Kirchhof stieß, nur lag und liegt sie heute noch vier Fuß tiefer als dieser. Man mußte deshalb, nachdem man die „Halle“ durchschritten hatte, drei hohe Stufen hinuntersteigen, um die Hausflur zu erreichen. Von dieser führte eine mit plumper

Klinke versehene Thür, die aus Altersschwäche gern von selbst aufsprang, in das einzige Zimmer des Erdgeschosses, wo wir Kinder uns mit der Mutter stets aufhielten und wohin auch die Dienftboten nach beendigter Arbeit sich flüchteten, da es keinen andern Aufenthalt für sie gab. Dieser Wohnraum war sehr groß, von bedeutender Höhe und in keiner Weise gemüthlich. Ein kolossaler, uralter Kachelofen, der von außen geheizt wurde, und zwar Sommer und Winter, weil in seinem gewaltigen Bauche das für das liebe Vieh nötige Wasser in der sogenannten „Pfaune“ Tag für Tag heiß gemacht werden mußte, ragte ein gutes Stück in das Zimmer herein. Aber dieses Ofenungetüm erwärmte trotz der in ihm nie erlöschenden Flamme das unheimlich große, feuchte und mit äußerst mangelhaft schließenden Fenstern versehene Gemach im Winter nur höchst nothdürftig. Weil das Zimmer selbst mindestens vier Fuß tief in fruchtbarer Erde lag, und von dem etwas geneigten Kirchhofe uns fortwährend Feuchtigkeit zusickerte, so entwickelte sich in unserm Familien-, Besuchs- und Arbeitszimmer eine Nässe, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann.

Die weißgealkten Wände prangten in einem unbeschreiblichen Blauschwarz und schwitzten nach innen die in dem porösen Gestein des uralten Hauses sich immer von neuem ansammelnde Nässe bergestalt aus, daß Millionen Tropfen sich daran bildeten und von Zeit zu Zeit als rieselnde Wächlein dem Gesetz der Schwere folgten. Besonders ergiebig zeigten sich unsre Stubenwände als Bewahrer verborgener Quellen bei gewitterschwangerer Luft. Dann gaben sie Tropfen von doppelter Größe von sich, und wir Kinder pflegten mit gekrümmter Hand diese Tropfen schnell abzustreifen und uns gegenseitig damit zu bespritzen. War diese sich nie ganz verlierende Feuchtigkeit an sich schon recht unangenehm, ja oft widerwärtig, so wurde sie im Winter allen Bewohnern des Hauses geradezu zur Qual. Bei starker Kälte — und in meiner Jugend verging selten ein Winter, der uns nicht bei überreichem Schneefalle regelmäßig einige Wochen lang 15 bis 22 Grad Réaumur gebracht hätte — verdichtete sich die Nässe zu den wundervollsten Eis- und Schneegeweben, die zwar einen sehr interessanten Anblick gewährten, das Gefühl aber keineswegs ergöhten. Wir mußten oft ganz erbärmlich frieren, obwohl der unsinnig gebaute Kachelofen das Holz klapperweise verschlang. Blaue Hände und aufgesprungene Haut gehörten deshalb mit zu unsern winterlichen Freuden, die wir dadurch noch zu erhöhen suchten, daß wir die schönen Schneeguirlanden mit Messern von den Wänden abtraxten und zierliche Stiegen in die Gletscher meißelten, die sich auf den Fensterbänken bildeten.

Selbstverständlich mußte unter dieser entsetzlichen Feuchtigkeit alles Holzwerk empfindlichen Schaden leiden. Der Hausschwamm setzte sich überall fest und zerfraß nach und nach die Dielen in dem unwohnlichen Gemache, sodas sie an verschiedenen Stellen einbrachen und die unter ihnen befindliche schöne schwarze Gartenerde zum Vorschein kam. Um diese nicht ganz unbenutzt zu lassen und

weil es für uns Kinder doch sehr lustig war, so hoben wir die zerbrochenen Dielen aus und säten Hafer in die schöne Erde. Wir hatten wirklich das Vergnügen, unsere Saat aufgehen und so herrlich gedeihen zu sehen, daß wir die grünen Sprossen abschneiden und unsern Ziegen als Lederbissen reichen konnten. Auch im Anbau von Gartengemüsen machten wir schwache Versuche, doch haben wir meines Wissens durch unsern originellen Gartenbau mitten im Wohnzimmer nicht einmal ein schmackhaftes Gericht Erbsen erzielt. Am besten würden jedenfalls Gurken gedeihen sein, doch setzten die Eltern sich gegen die Idee, diese beliebte Frucht bei uns anzubauen, ernsthaft zur Wehr, während sie unsere so schön gedeihenden Grassaaten lächelnd duldeten, ja sogar nicht ungern zu sehen schienen.

Das mag sonderbar klingen, hatte aber seinen guten und vollkommen gerechtfertigten Grund. Mein Vater besaß sicherlich weder politische noch diplomatische Talente, hatte auch nicht die geringste Anlage zur Intrigue; dennoch meinte er, das sicherste Mittel, unserm einzigen Wohnzimmer in dem alten Pfarrhause zu einem neuen Fußboden zu verhelfen, sei das fröhliche Gedeihen unser Haferfaat. Die beiden Kirchväter, welche Sonntags mit dem Klingenbeutel in der Kirche umgingen, betraten unser Haus allwöchentlich wenigstens einmal. Kam nun diesen im Dienst der Kirche stehenden Männern der unheilbare Schaden unsrer Diele zu Gesicht, so konnte eine Vorstellung beim Kirchenvorstande oder richtiger der Kircheninspektion unmöglich ausbleiben. Sollte dann auch noch immer eine beträchtliche Zeit vergehen, ehe nach reiflichem Erwägen die Legung eines neuen Fußbodens beschlossen ward, endlich mußte sich die Kircheninspektion doch zu einem heldenmütigen Schritte aufraffen.

Kirche, Pastorat und die nahe gelegene Kirchenschule sollten nämlich aus dem Ertrage des Kirchenvermögens in baulichem Stande erhalten werden. Leider aber war dies Vermögen so unbedeutend, daß die jährlichen Zinsen desselben nicht einmal zu den allernotwendigsten Reparaturen ausreichten. Die Kirchväter zögerten deshalb so lange als möglich, wenn es etwas auszubessern gab und behalfen sich mit elenden Flickereien, welche die Schäden eher noch verschlimmerten. Zuletzt, wenn garnichts mehr half und die vorräthigen Geldmittel der Kirche nicht ausreichten, ward die Gemeinde in Mitleidenschaft gezogen, damit dem Pastor und dem Schulmeister nicht die Dächer über den Köpfen einbrächen.

Zu letzterem Schritte nahm die Kircheninspektion ungern ihre Zuflucht, denn es ging dann, was mein Vater später noch erfahren sollte, ohne Zanf und Streit nicht ab. Der Bauer ist in Geldangelegenheiten zäh und schwer zu behandeln; sollte aber die Gemeinde Geld hergeben zur Verschönerung des Pfarrhauses, das in der Dorfschronik ein gar stattliches Gebäude genannt wurde, so mußten die Bauern das Beste dabei thun. Ganz zu unserm Rechte kamen wir nun trotz unser grünen Haferfaat nicht, indem die weisen Kirchväter, um

Kosten zu sparen, nur stellenweise eine Neudielung in Vorschlag brachten und dieser Vorschlag von der Kircheninspektion genehmigt wurde. So erhielten wir denn eine Diele, welche ein wunderbar figurirtes Holzmosaik darstellte, indem nagelneue kurze und lange, breite und schmale Bretter in buntester Unordnung zwischen die bleibenden alten und schwarzen Dielen eingeschoben wurden.

Solche Kleinigkeiten konnten uns indessen den Humor nicht trüben. Wir waren es ja nicht besser gewohnt, und verglichen mit den Wohnräumen in andern Häusern konnte unsre Stube noch immer für eine Art Prachtgemach gelten. Auch ließen uns wichtigere Angelegenheiten, die im Anzuge waren und von denen Tag für Tag gesprochen wurde, die kleinen Röte in unserm Halse bald ganz vergessen. Wir schrieben das Jahr 1817, mithin fiel auf den 31. October die dreihundertjährige Feier der Reformation. Gehörte auch Wittenberg, wo Luther gelehrt, wo er seine welthistorisch gewordenen fünfundneunzig Thesen angeschlagen und endlich Kühn Mutes unter dem Zujuchzen der studentischen Jugend die päpstliche Bannbulle öffentlich verbrannt hatte, nicht mehr zu Sachsen, so war doch die Begeisterung für eine würdige, das ganze Land umfassende Feier dieses großen Tages allgemein, und man dachte bei Zeiten daran, auch die Jugend auf diesen weltgeschichtlichen Tag vorzubereiten und alle Herzen dafür zu entflammen.

Seit Weihnachten schon war ich im Besitze eines Büchleins, daß sich mit der Reformation Dr. Martin Luthers, deren Verlauf und späteren Folgen eingehend beschäftigte. Eine reiche Anzahl colorirter Bilder, freilich von höchst zweifelhaftem Werte, machten es mir besonders lieb. Ich las es wieder und wieder und prägte dadurch die Hauptvorgänge des ganzen Reformationszeitalters meinem Gedächtnisse fest ein. Der Vater versäumte nicht, uns Kinder immer von neuem auf die große That Luthers hinzuweisen. Er schaffte sich sogar einen Kupferstich an, welcher den großen Mann auf dem Reichstage zu Worms darstellte, wie er vor Kaiser Karl V., allen Kurfürsten des Reichs und inmitten der römischen Prälaten seine Lehre rechtfertigte. Nun erst trat uns der außerordentliche Mann, der uns nach Christus als der verehrungswürdigste erschien, lebhaftig näher, und wir wurden nicht müde, immer neue Fragen an den Vater zu richten, zu dem wir jetzt ebenfalls mit Ehrfurcht aufblickten, da er ja so treu und zuverlässig auf des unvergeßlichen Reformators Bahnen wandelte.

Es war von der Kircheninspektion der heldenmütige Entschluß gefaßt worden, noch vor dem großen Festtage der Kirche selbst ein neues Kleid anzuziehen. Wer die Kosten eines so großen Unternehmens bestritt, ob die Kirche, die Gemeinde oder beide zusammen, kann ich nicht sagen; nur weiß ich, daß alles friedlich ablief, und als das uns unvergeßlich gebliebene Fest endlich herankam, kein Mißton es trübte.

Von den Jungfrauen des Dorfes wurde eine wertvolle Altarbekleidung der Kirche verehrt, deren reiche Silberstickerei eine uns wohlbekannte Dame in Zittau

unentgeltlich beschafft hatte. Auch andre Gaben, darunter ein schön gearbeiteter Kelch, flossen dem Gotteshause von wohlhabenden Gliedern der Gemeinde zu.

Am meisten Interesse für mich, meinen dörflichen Gefährten und wohl überhaupt für alle Knaben hatte das schwindelnde Gerüst, mit welchem der geschickteste Zimmermeister des Ortes die Turmspitze umgürtete, um Knopf und Fahne abzunehmen, die beide einer neuen Vergoldung sehr bedürftig waren. Zu genauer Betrachtung dieser Turmzieraten hatte ich Muße genug, da sie tagelang in strahlender Herrlichkeit im Pastorat aufgestellt blieben, ehe sie unter entsprechenden Feierlichkeiten durch den wagehalsigen Meister Scholz wieder an Ort und Stelle befestigt wurden. Auf die Festfeier selbst freute ich mich sehr, denn ich sollte im Verein mit meinem ältern Bruder dabei eine Rolle spielen, die mir wichtig vorkam. Es war nämlich wie auch anderwärts ein öffentlicher Umzug der gesamten Schuljugend durch einen Teil des Dorfes unter Musik und Chorgesang, und unter Führung des Vaters und der Lehrer in Aussicht genommen. Bei diesem Umzuge trugen wir beiden Brüder abwechselnd auf blau-seidenem Rißen die Bibel an der Spitze des Zuges, um sie später in der Kirche auf den blumengeschmückten Altar niederzulegen. Eine noch bedeutendere Aufgabe fiel dem Bruder und mir in der Kirche selbst zu. Hier mußten wir nämlich vor versammelter Gemeinde an dem bekränzten Taufsteine niederknien und jeder einen auf das bedeutungsvolle Fest bezüglichen Liedervers herjagen.

Die Kirche war brechend voll: Kopf an Kopf gedrängt standen die vielen Menschen, die keinen Platz in den Bänken und auf den breiten Emporen fanden, in den Gängen und bis hinaus auf den Kirchhof. Unter diesen gab es eine nicht geringe Anzahl Fremder, welche zum Teil stundenweit hergekommen waren, um die Reformationspredigt des Vaters zu hören, der sich als Kanzelredner eines wohlverdienten Rufes in weitem Umkreise erfreute.

Mein erster Versuch, vor vielen Hunderten, ohne zu stottern, einen kleinen Vortrag zu halten, verlief zufriedenstellend und trug mir ein Lob des Vaters ein, das mich sehr stolz machte, denn ich wußte, daß der Vater, der an sich selbst große Ansprüche machte und sich selten genügte, nicht leicht zu befriedigen war. Lange noch klang in meiner Seele ein Echo dieser Reformationsfeier nach, obwohl mir von dem weiteren Verlaufe der Festlichkeit nichts mehr innerlich ist.

Ungefähr in diese Zeit — des Jahres kann ich mich nicht mehr entsinnen — ver setzte ein betrübendes Ereignis die ganze Gemeinde in allgemeine Bestürzung. Es war im Frühsommer, wo die Walderdbeeren zu reifen beginnen. Diese würzige Frucht wuchs auf den waldigen Höhen der nächsten Umgegend in Menge und wurde massenhaft von den Kindern armer Leute gesammelt und dann in Zittau verkauft. Da jedermann im freien Walde zum Beerensuchen berechtigt war, so machte natürlich die gesamte Jugend sich dieses Recht zu Nutze, und erlabte sich nach Lust und Laune an der köstlichen Frucht. Eine Anzahl

solcher jugendlichen Veedermänner brach eines Sonntags Nachmittags zu einer solchen Expedition auf und erwählte sich als Suchort den Scheibeberg, der einige im Walde versteckte, besonders ergiebige Erdbeerfelder enthielt. Im Eifer des Beereupflückens bemerkte die glückliche Kinderschar nicht, daß der Himmel sich mit drohenden Wetterwolken umzog. Erst das Aufklappen greller Blitze, das Krachen des Donners und das Brausen des wild über den Wald hinraufenden Gewittersturmes scheuchte sie auf aus ihrer Sorglosigkeit. Alle flüchteten und suchten in möglichster Schnelligkeit den Saum des Waldes zu erreichen. Da aber bei diesem hastigen Aufbruche jeder nur an sich selbst dachte, der sündflutartige Regen und die heulende Windsbraut ein festes Zusammenhalten aller wohl auch unmöglich machen mußte, so zerstreuten sich die Kinder im bahnslosen Walde schon nach wenigen Minuten und kamen einzeln, manche sogar ziemlich spät in den zerstreut liegenden Wohnungen ihrer Eltern wieder an. Ein kleiner Knabe aber, der jüngste Sohn eines wohlhabenden Bauern, von etwas schwerfälligem Wesen, blieb zum Schrecken seiner Eltern aus. Die heimgekehrten Kinder wußten über des Knaben Verbleiben keine Auskunft zu geben; in Sturm und Wetter war er allen aus dem Gesicht gekommen.

Spät am Abend erhielt der Vater von dem Vorgefallnen Kenntnis, bald auch erschien die Mutter des Verirrten jammernd und händeringend, und nur mit Mühe gelang es meinem Vater, die völlig verzweifelte durch sanftes Zureden einigermaßen zu besänftigen.

Inzwischen traf man Anstalten, den vermißten Knaben zu suchen. Noch in der Nacht durchstreiften eine Anzahl Bauern mit ihren Knechten den Scheibebusch, den Namen des Verlorenen laut rufend und alles Gestrüpp genau durchsuchend. Andre zogen mit Feuerleitern durchs Dorf, um in die vielen Zieh- oder Stangenbrunnen hinabzusteigen, da es ja doch immerhin möglich war, daß der kleine Bursche zufällig in einen solchen Brunnen hinabgestürzt und darin angekommen war. Ebenso wurden alle näheren und ferneren Teiche mittels Feuerhaken durchsorscht, um wenigstens der Leiche des Verunglückten habhaft zu werden. Allein alle Bemühungen blieben erfolglos; der Knabe war nirgends zu entdecken. Auch auf den Nachbardörfern, wohin die betrübten Eltern Sendboten schickten, hatte ihn niemand gesehen.

Sielten nun auch Einzelne an der Hoffnung fest, der Vermißte könne sich nur verlaufen haben und werde eines Tages seinen Eltern wieder zugeführt werden, so hatte diese Annahme doch wenig für sich. Weit näher lag die Vermutung, der Kleine sei noch während des Unwetters, angstvoll durch den Wald flüchtend, in irgend eine versteckte Grube gestürzt und darin ums Leben gekommen.

Wie die Dinge lagen, blieb nichts übrig, als einen Aufruf in den gelesesten Zeitungen zu erlassen und diesem eine genaue Beschreibung der Person, des Alters und der Kleidung des Vermißten beizufügen. Dies geschah denn

auch, und weil viele mit Recht vermuteten, der Knabe müsse, wenn er überhaupt noch am Leben sei, bei seinem Umherirren die nahe Grenze Böhmens überschritten haben, so wurde der erwähnte Aufruf auch in der „Prager Zeitung,“ dem damaligen Hauptblatte des Königreichs Böhmen, zum Abdruck gebracht.

Indes vergingen Wochen und Monate, ohne daß von irgend einer Seite über den Verbleib des Knaben eine Kunde einlief. Er war und blieb spurlos verschwunden, als habe ihn die Erde eingeschluckt. Seine Eltern und Verwandten legten tiefe Trauer an und beweinten ihn als einen Verstorbenen.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Die Zerstörung Venedigs. Es ist bekannt, mit wie lebhaftem Unwillen die Umwandlung Roms in eine moderne Stadt nicht nur in Deutschland und überhaupt im Auslande, sondern auch in Italien, ja in Rom selbst aufgenommen worden ist. Freilich liegen gewichtige Gründe vor, welche es verbieten, den alten Zustand fortbestehen zu lassen. Die stark anwachsende Bevölkerung zwingt dazu, an die Erweiterung der Häusermassen zu denken, der zunehmende Straßenverkehr läßt die alten, engen Straßen, in denen kein Trottoir den Fußgänger ohne Gefahr des Ueberfahrenwerdens einhergehen läßt, als unerträglich erscheinen, die gesetzliche Aufhebung der Majorate bedingt eine Aufteilung des Familienbesitzes und verbietet die Erhaltung solcher Erholungs- und Promenadenterrains wie Villa Ludovisi und Borghese — kurz, der Not der Zeit kann sich die Gegenwart nicht entziehen, wenn man auch zugestehen wird, daß die Neubauten in einem andern Stile und mit mehr Geschmack aufgeführt werden könnten, als ihnen die Bauunternehmer in den neuen Stadtvierteln zu Teil werden lassen, deren moderne Häßlichkeit in so seltsamer Weise von den stimmungsvollen Bienen und Gärten absteht, die Jahrhunderte lang die Schönheit Roms und das Entzücken der Reisenden ausmachten.

Ganz anders liegt die Sache in Venedig. Rom hat seit seinem Wiederaufbau auch den Verwüstungen des ausgehenden Altertums und des frühen Mittelalters immer Fahrstraßen, wenn auch ungenügende, gehabt — Venedig dagegen ist zu einer Zeit angelegt worden, und hat den Zeitcharakter jener Periode bewahrt, wo die Städte nicht für das Fahren, sondern nur für das Reiten und Gehen gebaut wurden. Gab es in dem antiken Rom nur sehr wenige Fahrstraßen, und auch diese nur in sehr beschränktem Maße zum Fahren benutzbar, so giebt es dieser Städtegründung gemäß noch heute zahlreiche alte Ortschaften im Süden, z. B. in Spanien, vor deren Thoren der Wagen halten muß, während die Reisenden zu Fuß durch das Stadttbor hineingehen.

Das glänzendste und originellste Beispiel dieser Städte ist Venedig. Im frühen Mittelalter angelegt, ist es keineswegs auf die Kanäle allein, oder auch

nur hauptsächlich, angewiesen, sondern dieselben vermitteln nur denjenigen Verkehr, welcher in andern Städten zu Wagen stattfindet, während das eigentliche städtische Leben in jenen engen Straßen pulsirt, die der gute Gsell-Fels so rührend erktaunt ist, mit dem spanischen Worte calle (einem in Wahrheit ebenso echt lateinischen als gemeinromanischen und besonders italienischen Ausdruck) bezeichnet zu sehen (S. 297), wie er es für notwendig hält (S. 295), ausdrücklich zu bemerken, daß sich Flut und Ebbe zweimal im (sic) Tage wiederholen. Jene calli sollen aber jetzt größtentheils verschwinden, obgleich ihre sonnenlose Enge, nach demselben klassischen Reiseschriftsteller, „wohl zur berühmten morbidezza der Venetianerinnen wesentlich beiträgt.“

Nach den neuesten Nachrichten besteht die Absicht, Venedig mit dem Festlande derartig zu verbinden, daß Wagenverkehr (neben der Eisenbahn) stattfinden kann, und damit im engsten Zusammenhange sollen eine bedeutende Anzahl Straßendurchlegungen, Erweiterungen u. s. w. stattfinden, welche den Wagenverkehr innerhalb der Stadt ermöglichen. Ja — kaum glaublich! — es wird davon gesprochen, den Canal grande zuzuschütten, damit die schöne Welt Venedigs im Wagen darauf einherfahren, und gegenseitig — um wieder mit unsrer vorhin angeführten Autorität zu sprechen — „das naiv kunstvolle Flechtwerk des Haars, seitlich in ionischen Soluten, rückwärts ein korinthisches Kapital“ bewundern zu können. Ob das Resultat nicht etwa — wieder mit den Worten desselben Schriftstellers — sein wird: „Leider mahnt die ältere Frau allzusehr an Venedigs vergangene Größe“ möge man aus einigen Beispielen der geplanten neununddreißig Stadtverbesserungen abnehmen.

San Giovanni in Bragora, eine der ältesten Kirchen Venedigs — sie wurde schon im neunten Jahrhundert restaurirt — verliert der Straßenerweiterung wegen ihre Porticus.

Die Riva dei Schiavoni soll über den Ponte della Veneta Marina hinaus fortgesetzt werden. Das klingt ziemlich unversänglich, ist aber nicht durchzuführen, ohne daß — um von andern zu schweigen — die Kirche San Biagio mit dem Grabmale Angelo Emo's niedergedrückt wird.

Zwischen San Simeone und San Rocco soll eine breite Straße angelegt werden, die dann mittels einer Brücke bei San Toma über den Canal grande zu verlängern ist. Hierbei müßte notwendig entweder Palazzo Balli auf dem linken oder Palazzo Moro-Lin auf dem rechten Ufer des Kanals niedergedrückt werden.

Eine andre beabsichtigte Neuerung bedingt das Abreißen des alten Hauses Dandolo, zahlreiche andre sind scheinbar wenig gefährlich, da sie sich nur gegen ungesund und zu dicht bebölkerte Stadttheile richten, aber gerade sie sind oft insofern am meisten zu fürchten, weil sie den Hintergrund vernichten oder wenigstens vollständig verändern, auf welchem unschätzbare Bauwerke der Vergangenheit erst zur Geltung kamen. Wo eine Kirche in stimmungsvoller Einsamkeit am Ufer eines Kanals stand, kann sie unmöglich auch dann noch wirken, wenn eine breite Straße an ihr vorbeiläuft oder sie von hohen Mietkasernen überragt wird. Wer den Dom von Mailand gesehen hat, als er noch zwischen kleinen unbedeutenden Häusern steckte, und ihn jetzt in der banalen Umgebung moderner Luxusbauten betrachtet, gegen die er — für das Auge — anzukämpfen genöthigt ist, der kann sich eine Vorstellung machen, mit welchen Vorfühlten jemand, der Venedig früher gekannt hat, später einmal vielleicht zu Wagen bei Palazzo Vendramin-Calergi oder der Cà d'oro im Wagen vorbeifahren wird, statt in der Gondel entlang zu gleiten. Schwerlich wird ihn dann die Erwägung zu trösten vermögen, daß wenigstens der

liebliche venetianische Dialekt nicht anzurotten war, „in dem — nach Gsell-Fels — eine Menge größerer Konsonanten durch feinere Lebensauffassung abgeschliffen“ sind.

Achill im Frack. Durch die Konzertsäle der größern deutschen Städte macht diesen Winter ein neues Werk die Runde: Achilleus. Dichtung nach Motiven der Ilias von Heinrich Vothhaupt, für Solostimmen, Chor und Orchester komponiert von Max Bruch. Man fragt sich kopfschüttelnd, ob wir denn wirklich im Zeitalter des vielgepriesenen Realismus leben, wenn so etwas noch möglich ist, daß ein Achill im Frack und mit der weißen Halsbinde und eine Andromache im seidnen, blumenbestickten Schlepplleide auf dem Podium des Konzertsaales mit dem Notenhefte in der Hand stehen und unter dem Taktgewedel eines Kapellmeisters und dem Geigen-, Trompeten- und Pautenschall eines Orchesters mit hochroten Köpfen und im Schweiß ihres Angeichts einem verehrlichen Publikum ihr Herzleid vorsingen? Man könnte sagen: Ja, geschieht denn in einem Händelschen Oratorium, dessen Stoff der alttestamentlichen Geschichte entnommen ist, etwas andres? Gewiß nicht. Aber das ist eben ein Händelsches Oratorium. Händel lebte bekanntlich von 1685 bis 1759. Wenn wir heute ein Händelsches Oratorium hören, so nehmen wir es hin als ein Werk seiner Zeit, der Zeit der sogenannten Renaissance — man hat ja neuerdings dieses Schlagwort von dem Gebiete der bildenden Kunst auch auf die andern Kunstgebiete übertragen und dabei die Grenzen der Zeit, die man darunter versteht, weit vorgeschoben bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein —, jener Zeit, in der die Kunst ihre Stoffe fast ausschließlich dem Altertum, der biblischen Geschichte, der orientalischen Geschichte, dem Mythos, der Sage und der Geschichte Griechenlands und Roms entnahm, und zwar in der naivsten Begeisterung dafür entnahm. Wir nehmen heute ein solches Werk hin als reine Musik, der Text ist uns ganz gleichgiltig, und ebenso gleichgiltig, daß der Samson oder der Judas Maccabäus da oben einen Frack anhat. Aber ein Oratorium „Achill“ — 1887! Wer will uns glauben machen, daß das ein Werk sein könne aus dem Geiste unsrer Zeit heraus geboren, aus der geringsten inneren Nötigung entstanden? Johannes Seyer hatte unter den vielen garstigen Wörtern, die er sich für seinen Privatgebrauch zurechtgemacht hatte — nachgebraucht hat sie ihm niemand — auch das Wort „Machenschaft.“ Nun wohl, „Machenschaft“ sind alle unsre archäologischen Romane gewesen, an denen doch auch das große Publikum jetzt Gott sei Dank den Geschmack allmählich zu verlieren anfängt, „Machenschaft“ ist es auch, wenn heutzutage immer wieder derartige archäologische Oratorien aufgetischt werden. Das muß einmal offen ausgesprochen werden. Es würde ganz unsachbar sein, wie ein so geschmackvoller Literarhistoriker, Kritiker und Aesthetiker wie Vothhaupt dazu kommt, den Text zu so etwas zu „liefern“, wenn man eben nicht wüßte, wie es in solchen Dingen zugeht. Unsre großen Konzertsinstitute, unsre Chorgesangsvereine, unsre akademischen Gesangsvereine brauchen angeblich jeden Winter eine sogenannte „Novität.“ Diesem Bedürfnis kommen unsre Herren Kapellmeister entgegen, peinigen irgend jemand, der „Werke machen“ kann, um einen Text, und nun beginnt krausphast das Notenschreiben. „Machenschaft“ ist alles.

Die „Motive“, die Vothhaupt seinem musikalischen Repetitionskursus über den trojanischen Krieg zu Grunde gelegt hat, sind folgende. Erster Teil: Die Versuchung des Heeres durch Agamemnon (1. Buch des Ilias), Achills Groll, der Tod des Patroklos, Achill und Thetis (1., 16., 18. und 19. Buch). Zweiter Teil: Hektor und Andromache, Hektors Tod (6. und 22. Buch). Dritter Teil: Die Leichenfeier

für Patroklos, Priamos im Zelte des Achill (23. und 24. Buch). Personen: Achill, Andromache, Hektor, Odysseus, Polyxena, Thetis, Agamemnon, Priamos. Außerdem natürlich „Chor“ der Griechen, „Chor“ der Trojaner und — noch ein dritter, nicht näher bestimmter Chor, also der Chor als solcher, sagen wir gleich: der Chorgesangsverein, dem hier höchst seltsamer Weise die Aufgabe zugewiesen ist, die Vorgeschichte und die Nachgeschichte in einem Prolog und einem Epilog zu erzählen und auch sonst einige verbindende Schilderungen und Erzählungen zu geben. Der Prolog schließt mit den bekannten zwei Hexametern: „Einst wird kommen der Tag x.“ Der Ausgang des Kampfes ist, noch vor dem Epilog, in einen prophetischen Monolog der Andromache zusammengefaßt. Die „schöne Helena“ und der „gute Menelaos“ sind wohlweislich ferngehalten worden, um nicht unliebame Erinnerungen zu wecken.

Unleugbar ist Vultzhaupt bemüht gewesen, dem Komponisten eine möglichst „dankbare“ Unterlage zu schaffen; irgend welchen dichterischen Wert aber beansprucht der Text wohl nicht. Nach Hektors Tode stimmen die Troerinnen einen Klagegesang an auf die Worte:

Erstalle, du wilder,
Bezweifelter Wehrus!

Bei der Leichenfeier singt der Chor der Griechen den Scheiterhaufen an:

Schicket die Scheite!
Rage, du Statt
Der letzten Ehren,
Zurgleich rage zum Himmel empor!

Diese Proben werden genügen. Achill singt nach Patroklos' Tode:

Was darf noch blühen
In Lebenskreis,
Wenn das Vollkommene stirbt?

Diese Frage hat dem Dichter selbst offenbar so ausgezeichnet gefallen, daß er auch Andromache später nach Hektors Tode singen läßt:

Was stünde fest, da der Herrliche fiel?

Der ganze Text ist wortreich, sentimental und so unantik wie möglich, trotz des „purpurnen Meeres“, der „hellumschienten Achäer“, der „scholligen Troja“, der „geschnäbelten Schiffe“, der „mordenden Männerschlacht“, des „helmmumflatterten Hektor“, der „weithin schattenden Lanze“ und was dergleichen homerische Fettaugen mehr sind, die auf der Vultzhaupt'schen Bräthe schwimmen. Die „höhere Tochter“, die alles das aus ihrer Voss'schen Uebersetzung kennt, wird natürlich in Entzücken geraten über den „echt homerischen Ton“; ich möchte aber wohl wissen, wie sich ein paar frische, geschleihte Oberfetsubaner dazu verhielten!

Und die Musik? Ja, was kann man über diese Musik weiter sagen! Alles höchst anständig, sehr gut klingend, tabellos instrumentirt, und doch dabei alles — recht langweilig, alles schon dagewesen, nicht ein einziger neuer Gedanke, weder melodisch, noch harmonisch, noch rhythmisch, noch instrumental — mit einem Worte: die richtige Kapellmeistermusik. Wenn man in der Pause den Text sich vorher ein bißchen angesehen hatte, so wußte man immer schon genau vorher, wie die nächste Nummer klingen würde. Robert Schumann schreibt in seinen Jugendbriefen einmal über das andre, daß er zum Berspringen, zum Zerplagen voll Musik sei, daß alles in ihm klinge und singe. Ob es Bruch in seinem Leben wohl auch einmal so zu Mute gewesen ist? Beim „Achilleus“ schwierig. Solche Musik kann man monatelang jeden Tag sein Pensum abkomponiren, und wenn man mit

dem einen Oratorium fertig ist, kann man das nächste anfangen. Häßliche, lange nicht dagewesene Stoffe sind: Niobe, Theseus, Codrus, Cyrus, Xerxes, Rogane, Romulus und Remus, Belisar, Alboin und Rosamunde, Soluman u. s. w. Auch Thyrsis und Phyllis könnten zur Abwechslung wieder einmal draukommen. Wie wäre es, Herr Bruch? Namentlich akademische Gesangsvereine sind für solche Partituren äußerst dankbar.

Wenn man bedenkt, wieviel Zeit es dem Komponisten gekostet hat, nur die Noten, die bloßen Noten dieser dicken Partitur hinzuschreiben, wieviel Geld es gekostet hat, diese Partitur zu stechen, wieviel Mühe es kostet, diese Partitur einzustudiren, wieviel Kräfte — Orchester- und Chorkräfte — dazu in Bewegung gesetzt werden müssen, welche Zinnutung es endlich für den Zuhörer ist, drei volle Stunden lang solche Musik mit anzuhören, und nun voraussieht, daß in fünf Jahren, ach, was sage ich — daß übers Jahr nach diesem „Achilleus“ kein Mensch mehr fragen wird, ist das nicht recht betrübend? Wie viele junge Leute giebt es heutzutage, die in ihrem Leben noch nie einen Takt aus der „Schöpfung“ oder den „Jahreszeiten“ Handys gehört haben! Wie würden sie staunen, wenn sie das einmal hören könnten, staunen, daß solche Musik auf Erden ist! Und da langweilt man sie mit diesem „Achilleus“, und die Ärmsten gehen nach Hause und denken, sie hätten wunder was gehört!

Zufällig genoß ich einen Abend später, nachdem ich den „Achilleus“ genossen hatte, zum ersten (und letzten) male den Reflerschen „Trompeter.“ Ich hatte eigentlich ein Gelübde gethan, das Blasen dieses Trompeters mir niemals anzuhören, selbst wenn ich das Billet geschenkt bekäme, weil mir alle derartige Theaterverarbeitungen guter Dichterverke herzlich zuwider sind. Nun bekam ich es doch geschenkt, und ich gestehe es offen: die Aussicht auf die Parallele Bruch-Refler verlockte mich, mein Gelübde zu brechen. Und wie ich mir's dachte, so war es: auch der „Trompeter“ ist die richtige Kapellmeistermusik, nur mit dem Unterschiede, daß sie hier ganz anspruchslos auftritt, garnichts weiter sein will, als was sie ist, dort aber sich wichtig macht und eine vornehme klassische Miene aufsteckt. „Machenschaft“ ist alles.



Literatur.

Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur von Ferdinand Gregorovius. Erster Band. Leipzig, F. A. Brodhaus, 1887.

Zu den wenigen lebenden deutschen Schriftstellern, die nach eigenem inneren Antrieb ihren besondern Weg gegangen sind und sich dennoch ein großes Publikum erobert haben, gehört auch der Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter,“ Ferdinand Gregorovius. Wir haben bei den verschiedensten Anlässen seiner unermüdblich fortgesetzten Thätigkeit gedacht, und so oft ihrer zu gedenken war, hatten wir auch Anlaß, uns der seltenen Vereinigung von Gaben und Vorzügen, die in den historischen und schildernden größern und kleinern Werken des Schriftstellers zu Tage treten, zu erfreuen. Gregorovius hat in nahezu allen seinen Arbeiten den Ernst und die Gründlichkeit des Forschers erwiesen, eine unabsehbare Reihe von wichtigen Thatsachen zur Geschichte Italiens und namentlich Roms sind

durch ihn entdeckt und zuerst bekannt geworden, aber niemals hat der Schriftsteller darüber das lebendige Schauen verlernt, niemals die Forderungen durchgeistigter, anziehender Darstellung und geschmackvollen Vortrags als nebensächlich und untergeordnet betrachtet. Mit dem zur Zeit landesüblichen Maßstabe gemessen, ist Gregorovius für gewisse wissenschaftliche Kreise, welche Geist und Darstellungskraft ein für allemal und vereinbar mit strenger Forschung erklären, ein Belletrist, wo nicht ein Dilettant, für die große Masse seiner Kollegen, der Herren „Berufsschriftsteller,“ ein unbedeutender Geist, der, obgleich er entzückende Wanderbilder zu schreiben versteht, sich doch in Studien der wunderlichsten Art vertieft und Aufsätze verfaßt, die auch nicht einen Schatten von „Aktualität“ besitzen. In Gregorovius' Fall hat die Verwirrung, welche in diesem Betracht herrscht, wenig zu bedeuten, er hat sein Publikum, hat jenes Publikum ernster und geschmackvoller Leser, welche die umfassende allgemeine Bildung eines Schriftstellers noch nicht als ein Hindernis seiner Leistungsfähigkeit nach einer oder der andern Seite hin ansehen. Daß dies Publikum größer ist, als man nach andern Erfahrungen annehmen sollte, beweist die Verbreitung, welche nicht nur Gregorovius' „Wanderjahre in Italien,“ sondern auch seine „Geschichte der Stadt Rom,“ seine „Lucrezia Borgia“ und selbst seine „Athenais“ gefunden haben. Und wenn im allgemeinen die nörgelnde Hypokritik in speziell fachwissenschaftlichen Blättern und die lottrige, kritiklose Reklame der meisten Zeitungen die Urteilsfähigkeit dieses Publikums von rechts und links her schädigen, so erweist der Erfolg von Gregorovius' Schriften, daß dies nicht immer gelingt. Die erfreulichen Ausnahmen beweisen, daß der Sinn für das Rechte denn doch unausrottbar bleibt, und so haben wir uns ihrer lediglich zu freuen. Wie weit nun ein Schriftsteller von dem feinen Geschmack und der anregenden Vielseitigkeit Gregorovius' sein Publikum mit sich fortziehen kann, hat sich der Sammlung „Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur“ gegenüber allerdings erst zu erweisen. Diese kleinen, dem Grafen Friedrich Adolf von Scharf gewidmeten Schriften sind gelegentliche Ergebnisse der Wanderungen wie der Forschungen ihres Verfassers, wie schon die Titel der einzelnen zeigen: „Sardes,“ „Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört?,“ „Mirabilien der Stadt Athen,“ „Aus der Landschaft Athens,“ „Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer,“ „Gumpenbergs Bericht vom Sacco di Roma“ und „Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.“ Wo man Balken haut, giebt es Späne; die drei letztgenannten Aufsätze stehen im Zusammenhange mit der Geschichte Roms im Mittelalter, unter den erstern geben wir den beiden feinsinnig und anschaulich schildernden „Sardes“ und „Aus der Landschaft Athens“ den Vorzug. Die Mannichfaltigkeit der behandelten Gegenstände würde eigentlich ganz verschiedene Leserkreise voraussetzen, wir zweifeln gleichwohl nicht, daß es dem lebendigen Interesse, welches Gregorovius für jede von ihm behandelte Frage mitbringt, und dem Reiz seines Stils gelingen wird, die verschiedenen doch zu einem Kreise zusammenzuführen. Wir wissen nicht, was die spätern Bände enthalten sollen, jedenfalls aber dürfen wir ihnen mit aller Zuversicht entgegensehen, da sie Anschauung und Urteil jedes Lesers bereichern werden. Denn Gregorovius versteht die treffliche Kunst, Fragen und Vorgänge, welche uns an sich nicht interessieren würden, in einer Behandlung zu geben, welche sie uns nahelegt, ja den Einzelnen oft tiefer in die behandelten Stoffe hereinzieht, als der Verfasser zunächst selbst vorausgesetzt hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Deutsch-böhmische Briefe.

4.



adurch, daß infolge der Gegenreformation viele tschechische Geschlechter aus den Reihen des böhmischen Adels verschwanden, und daß von den neuen katholischen Geistlichen meist deutsch gepredigt wurde, die Jesuiten gegen die Bücher wütheten, die in der zuletzt obenauf gekommenen Sprache geschrieben waren, daß ferner deren im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert viel weniger als früher erschienen, und daß endlich in den vornehmern Kreisen neben dem Deutschen das Französische zur Hausprache wurde, geriet die tschechische Sprache nach und nach in einen so tiefen Verfall, daß es bei vielen Böhmen geradezu als Zeichen von Unbildung galt, sich ihrer in guter Gesellschaft zu bedienen. In einer Schutzschrift für dieselbe beklagt der Geschichtschreiber Valbin diese Mißachtung schon im siebzehnten Jahrhundert mit tiefem Schmerz und behauptet, man gehe damit um, sie völlig auszurotten. Die Jesuiten versuchten zu Anfang des folgenden Jahrhunderts die von ihnen verbrannte tschechische Literatur durch deutsche Bücher zu ersetzen, deren der Jesuit Kraus von 1709 bis 1725 nicht weniger als fünfzig erscheinen ließ. Der Graf von Sporck ließ von seinen Töchtern eine große Anzahl französischer Werke meist geistlichen Inhalts ins Deutsche übertragen, die er in Auflagen bis zu zehntausend Exemplaren unentgeltlich verteilte. Die deutsche Sprache mußte dadurch an Ausdehnung gewinnen, aber von dem Entstehen einer deutschnationalen Strömung war nicht die Rede. Weder die Jesuiten noch der Adel dachten daran auch nur einen Augenblick, und die deutsch-böhmische Bevölkerung in den Städten und auf dem Lande teilte die Lethargie, welche das ganze Königreich nach dem dreißigjährigen

Grenzboten I. 1887.

Kriege befallen hatte, und welche der Absolutismus im Verein mit dem das Schulwesen regierenden Jesuitismus zu erhalten bemüht war. Umso kräftiger begann um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Norddeutschland das nationale Leben zu pulsiren. Die Thaten Friedrichs des Großen, die Anfänge der glänzendsten Periode unsrer Literaturgeschichte wirkten mittelbar und unmittelbar auch auf das eingeschlafene Deutschtum in Böhmen. 1763 bat der Professor Seybt, ein geborner Schlesier, Maria Theresia um die Erlaubnis, an der Prager Universität Vorträge über die schönen Wissenschaften zu halten, dieselbe wurde gewährt, und als Seybt nun in deutscher Sprache über den Gegenstand zu lesen begann und dabei vorzüglich auf die neuauflühende deutsche Literatur hinwies, konnte sein Auftreten, wie selbst der tschechische Historiograph Tomek zugestehet, „in gewisser Hinsicht als eine neue Epoche in Böhmens Kulturgeschichte angesehen werden.“ Seine Vorlesungen versammelten eine ungewöhnlich große Anzahl von Hörern, und die deutschen Dichter und Schriftsteller waren bald in jedermanns Händen. „Sogar Damen, die bisher nur französische Litteratur kannten — schreibt der Tscheche Pelzel — lasen igt ihren Gellert, Hagedorn, Rabener, Gleim, Gekner, Kleist u. a. mit so viel Begierde, daß sie nicht sobald aus den Händen ließen. In Gärten, auf Spaziergängen und sogar auf öffentlichen Gassen traf man sie mit einem Wieland oder Klopstock an. Hierdurch aber wurde nicht nur diese Sprache, sondern auch der deutsche Geist und Geschmack unter den Böhmen mehr und mehr ausgebreitet.“ Und das setzte sich fort und stieg, als auf die genannten deutschen Schöngelister Schiller und Goethe, dann die Romantiker folgten. Auch die Tschechen nahmen daran teil, und der deutsche Geist schuf ihnen ihre neue Litteratur, die im wesentlichen Abglanz und Nachahmung deutscher Muster ist; ja man darf sagen, daß die romantische Schule sie mit ihrer Vorliebe für das Mittelalter darauf hinwies, daß sie einmal bedeutend gewesen waren, den Wunsch weckte, es wieder zu werden, und so den Anstoß gab zu darauf gerichteten Bestrebungen, zunächst auf literarischem, dann in Verbindung mit andern Umständen auf politischem Gebiete.

Es war bisher überlieferte Politik der Habsburger gewesen, ihre Stärke in der Verschiedenheit ihrer Völker zu suchen und eine Nation durch die andre in Schwach zu halten. Jetzt kam eine andre auf, die von der Ansicht ausging, Oesterreich könne nur dann kräftiger werden, wenn es allmählich ganz oder wenigstens in seinen wichtigsten Theilen germanisirt werde. Maria Theresia neigte zu dieser Meinung hin, und Josef II. ging mit dem Ungestüm seines Charakters an die Ausführung dessen, was sie empfahl. Er steckte sich jedoch zu weite Ziele, und er kam mit seinen Absichten zu spät; das deutsche Kaisertum hatte in den Händen der Habsburger schon lange nicht mehr die nationale Aufgabe, die es einst befeßien, und das deutsche Element in Oesterreich war nicht stark genug, um allein die übrigen Nationalitäten allmählich aufzusaugen.

Josef hätte bessere Erfolge gehabt, wenn er sich mit seinen Bestrebungen auf Böhmen beschränkt hätte, wo das slawische Element bei Beginn seiner Regierung ganz darniederlag, die Sprache desselben eine Bauernsprache war, die Deutschböhmen es in kompakten Massen umschlossen, und der deutsche Geist durch seine neue Literatur erobernd in die gebildete Klasse der Tschechen einzudringen und zu herrschen begonnen hatte. Indes wurde durch die Maßregeln Maria Theresias und ihres Sohnes das Deutschtum in Böhmen immerhin erheblich gefördert. 1770 verfügte ein Hofdekret, daß in Böhmen nur solche Schullehrer angestellt werden sollten, die der deutschen Sprache mächtig wären. 1775 wurde in Prag eine deutsche Normalschule errichtet, nach deren Muster bald im ganzen Lande Haupt- und Trivialschulen entstanden. Auch da, wo nur tschechisch gesprochen wurde, sollte nach einer Verfügung von 1776 von den Lehrern den Schülern das Deutsche beigebracht werden, zu welchem Zwecke die Regierung 1777 eine Anweisung mit dem Titel „Hilfsmittel, durch deren Gebrauch und Anwendung die Erlernung der deutschen Sprache sowohl in ursprünglich tschechischen Schulen als auch beim Privatunterricht erleichtert und befördert wird,“ empfahl. Die Universität Prag hatte inzwischen schon 1768 und 1774 in einzelnen Wissenszweigen deutsch vortragen gehört. Als 1780 gegen den Professor von Kiegger ein Verbot erging, hob Josef es auf, und 1784 befahl er sogar, für alle Vorlesungen statt der bisher üblichen lateinischen Sprache die deutsche anzuwenden. Doch sollte über Pastoraltheologie und Geburtshilfe in beiden Sprachen gelesen werden. Ferner befahl der Kaiser, nur solche Knaben in die Lateinschulen aufzunehmen, welche des Deutschen mächtig wären, Stiftungen nur solchen zuzuwenden, welche diese Kenntnis nachwiesen, und die Landeskinder zu Handwerkern nicht eher aufzunehmen, als bis sie ein Zeugnis der Normalschule über ihre Bekanntschaft mit dem Deutschen beizubringen vermöchten.

Josef hat sich durch diese Maßregeln den bitteren Haß der Tschechen zugezogen, und in der That ging er damit vielleicht weiter als billig. Indes lassen sich dieselben dem Sprachengesetze von 1615 nicht an die Seite stellen, da dieses die Erlernung eines von wenigen Millionen gesprochenen Idioms erzwingen sollte, während es sich jetzt um eine Welt- und Kultursprache mit einer reichen Literatur handelte, und da die Tschechen, Bauern und Kleinbürger ausgenommen, als Josefs Verordnungen ergingen, mehr oder minder schon mit dem Deutschen bekannt waren. Es fragt sich, ob nicht ohne jene Germanisierungs-patente die deutsche Sprache sich nicht mit der Zeit ebenso verbreitet hätte wie der deutsche Geist, der mit der Literatur unsrer klassischen Epoche in das Tschechentum einbrang, obwohl er wesentlich dazu beitrug, daß dieses sich des Wertes seiner Sprache und seines ganzen Wesens zu erinnern begann. Gewiß ist nur, daß durch die Härten der josefinischen Verordnungen die tschechisch-nationale Opposition verstärkt wurde, die seitdem nicht wieder einschlafen ist, sondern im

Gegenteil, namentlich seit 1848, zugenommen und einen gefährlichen Umschwung der Dinge hervorgerufen hat. Während Männer wie Pelzel der Überzeugung waren, daß Böhmen „das Schicksal von Meissen, Brandenburg und Schlesien teilen und von der tschechischen Sprache nichts als die Namen der Städte, Dörfer und Flüsse übrig bleiben würden,“ boten andre alles auf, dies zu verhindern. Tham und Hanke von Hankenstein schrieben über den Nutzen und die Schönheit der tschechischen Sprache, Gramerius gab eine Zeitung darin heraus, andre verfaßten oder übersetzten Volksbücher, es wurde eine tschechische Schauspielergesellschaft errichtet u. dergl. Im Jahre 1793 überreichten dreiunddreißig Tschechen, die sich „Originalböhmern“ nannten, dem Prager Landtage eine Denkschrift, in der sie über gewaltsame Germanisirung klagten, mit der Rache der Unterdrückten drohten und behaupteten, alles Unglück des Landes rühre von den Deutschen her, und Macht, Größe und Wohlfahrt sei hier nur zu finden gewesen, als König und Stände tschechisch gesprochen hätten. Die Stände hatten damals zu viel mit andern Dingen, z. B. mit der Verschärfung der Robotpatente, zu thun, als daß sie derlei Lamentos viel Beachtung zu schenken vermocht hätten, und so war deren einziger Erfolg, daß an der Universität ein tschechischer Lehrstuhl errichtet wurde. Dagegen wurde der Germanisirungsprozeß durch den Tod Kaiser Josephs unterbrochen; denn dessen Nachfolgerkehrten im wesentlichen zu der Politik der frühern Regierungen zurück und thaten nicht nur nichts für die Förderung des Deutschtums in ihren Landen, sondern suchten es sogar möglichst vor dem Einflusse desjenigen außerhalb derselben zu bewahren. Durch diese Abschließung, durch die absolutistische Regierungsweise, durch die Bevormundung der Bevölkerung vonseiten einer bornierten, maschinemäßig arbeitenden Beamtenschaft und durch die Jesuitenwirtschaft auf dem Gebiete des Erziehungswesens kam es dahin, daß in den ersten Jahrzehnten uners Jahrhunderts „der Deutschböhmne — wie Schmalfuß sagt — weder einen nationalen, noch einen österreichischen Patriotismus kannte“ und bei der Erhebung, welche die Deutschen jenseits der nördlichen Berge gegen die napoleonische Fremdherrschaft vereinte, „ruhig zusah und nur gab und that, was er eben geben und thun mußte.“ Die Reaktion gegen den nationalen Geist, die nach den Befreiungskriegen in Deutschland eintrat, war nicht dazu angethan, die Deutschen in Böhmen zu ändern. Wohl drangen die liberalen Ideen, welche in den dreißiger Jahren in Süd- und Mitteldeutschland und später auch im Norden sich lebhafter regten, auch zu ihnen vor, aber von gleichzeitigem Erwachen des nationalen Bewußtseins war bei ihnen nichts zu spüren. Während die Tschechen sich organisirten und zu einer Aktion vorbereiteten, thaten sie nichts der Art. Ja die Poeten, die aus ihrer Mitte hervorgingen, brachten es zustande, sich für Helden der tschechischen Sage und Geschichte zu begeistern, und zwar selbst für solche, welche Todfeinde des Deutschtums gewesen waren. Es wollte nicht viel besagen, daß Ebert mit seiner kleinen Harfe „Wajta,“ „Dalibor“ und

„Bretislaw und Tutta“ feierte, und daß Zimmermann die Liebe König Wenzels zur schönen Susanna besang, aber von sehr wenig nationalem Sinn zeugte es, wenn Meißner in seinem „Bizza“ und Hartmann in „Reich und Schwert“ eine Revolution der Tschechen priesen und verherrlichten, welche zu einem ihrer Hauptzwecke die Ausrottung des Volkselements in Böhmen hatte, zu dem diese Herren sich zählten. Sie hätten dies den Nachkommen der Hussiten überlassen können, welche in diesem Fache mehr als Hinreichendes leisteten und sogar durch literarhistorische Falschmünzereien wie Wenzel Hantlas „Königinhofer Handschrift“ (ich berichte Ihnen nächstens über die vor kurzem selbst durch tschechische Gelehrte bestätigte Aufdeckung dieser pia fraus) den Haß gegen die Deutschen schürten.

Es war bei der Gleichgiltigkeit in Betreff ihrer Nationalität, in welche die Deutschböhmern versunken waren, nicht zu verwundern, wenn sie durch die Art, wie die Tschechen der Provinz die Ereignisse von 1848 für ihre Zwecke benutzten, überrascht wurden und geraume Zeit nicht recht begriffen, daß diese Glaubensgenossen im liberalen Bekenntnisse sich jetzt als ihre Todfeinde outpuppten. Erst nach trüben Erfahrungen, die ihnen die konstitutionelle Ära in Oesterreich brachte, begannen sie sich zu besinnen, die Gefahr zu erkennen und sich zur Abwehr zu rüsten. Erst in dem letzten Vierteljahrhundert fingen sie an, sich als Zweig am Stamme der deutschen Nationalität zu fühlen und den ihnen aufgezwungenen Verteidigungskampf gegen ihre slawischen Bedränger mit einiger Energie aufzunehmen. Diese Energie wuchs, immer weitere Kreise schlossen sich den Kämpfern an, es fanden sich geschickte Führer im Reichsrathe und im böhmischen Landtage, es entstanden Gesellschaften, welche für die Ziele der Bewegung wirkten und die Absichten der Gegner nach Möglichkeit zu vereiteln bemüht waren, es entwickelte sich eine beachtenswerte deutschböhmische Presse, und man würde schon von größern Erfolgen zu berichten haben, auch auf parlamentarischem Boden, wenn die Führer der Deutschen in Oesterreich nicht lange Zeit mehr an liberale Doktrinen auf politischem und wirtschaftlichem Boden, als an nationale Bedürfnisse gedacht und sich dadurch einflußreiche Kreise entfremdet hätten. In den letzten Jahren ist das mit der steigenden Gefahr in nicht wenigen Beziehungen anders geworden, die deutsche Partei steht im Begriffe, eine vorwiegend nationale zu werden, die an das Nächste und Wichtigste denkt und diesem vor allem ihre Thätigkeit zuwendet. Sie hatte, soweit sie deutschgesinnt erschien, auch früher unsre Sympathien, dieselben sind mit jener Wendung wärmer geworden, und das wird sich in dem Maße steigern, in welchem die Umwandlung sich vollendet.

Indem ich mir vorbehalte, in den folgenden Briefen einige Hauptphasen des Kampfes der Deutschböhmern mit den Tschechen und die Ausgänge derselben ausführlich zu schildern, gebe ich in diesem, um Ihnen nicht zu viel Raum wegzunehmen, nur im allgemeinen den Gang und das Wesen der betreffenden Er-

eignisse an. Die Tschechen hatten sich vor 1848 in verschiedenen Beziehungen geregt und gehoben, und zwar zunächst auf wissenschaftlichem und literarischem Felde. Dobrowsky gab den Anstoß dazu durch seine Forschungen auf dem Gebiete der verschiedenen slavischen Sprachen. Ihm reihten sich im Laufe der Zeit Gelehrte wie Pelzel, Prochaska, Kulik, Tomša und Buchmayer an, und das schon 1818 durch den Grafen Kaspar von Sternberg gegründete böhmische Museum erhielt in der *Matice ceska* eine besondere Abteilung mit dem Zwecke, die Herausgabe tschechischer Bücher zu erleichtern, mit deren Beihilfe Josef Jungmann sein großes Wörterbuch, ein Werk ungewöhnlichen Fleißes, vollenden konnte. Alte Schriftsteller wurden der Vergessenheit entrisen. Die tschechische Prosa, bisher in Armut und Ungelenkheit versunken, wurde nach solchen Mustern und aus andern Quellen bereichert und veredelt, sodaß sie sich auch zur Besprechung von Dingen eignete, die nicht dem Gebiete des gewöhnlichen Lebens angehören. Es entstand eine neutschechische Literatur, zu der die Geschichtsschreiber Schafarik und Palacky, Jaromir Erben und Tomek, die Brüder Jiretschek, von denen der eine als Rechts-, der andre als Literaturhistoriker sich auszeichnete, der Philosoph Hanusch, die Archäologen Wocel und Mikowetz und die Naturforscher Přesl und Purkyně mehr oder minder wertvolle Beiträge lieferten. Neben ihnen trat eine Anzahl tschechischer Dichter auf, von denen nur Celakowsky und Kollar angeführt werden mögen. Alles das entwickelte sich auf dem Grunde deutscher Kultur, und selbst das Beste davon ging wenig über die Mittelmäßigkeit hinaus. Aber die Tschechen hatten daran doch einen höhern geistigen Besitz, und die Geschichtsschreiber schufen ihnen, zum Teil durch partiische Darstellung ihrer Vergangenheit, Waffen zu politischen Zwecken. Man war auf literarischem Wege vornehmer, selbstbewußter und anspruchsvoller geworden.

Mit dem Jahre 1848 nimmt die Geschichte Böhmens eine wesentlich neue Wendung. Wie der Staat, dessen Glied es seit dem Jahre 1627 ist, seitdem in seiner Machstellung gegenüber den Nachbarn wiederholt erschüttert wurde, so erlebte er auch in seinen innern Verhältnissen durch Einführung des Konstitutionalismus verhängnisvolle Krisen, von denen Böhmen nicht weniger ergriffen wurde als die übrigen Provinzen, und die sich hier besonders auf zwei Gebieten abspielten: auf dem der Verfassungsfrage und auf dem, welches der Gegensatz der Nationalitäten im Lande ausfüllte. Hinsichtlich des erstern mußte dieses selbstverständlich sich dem Staate der Habsburger unterordnen, mit dem es jetzt fast drei Jahrhunderte verbunden und allmählich nach allen Beziehungen verwachsen war. Selbst das formelle Recht erlitt keine Verletzung, wenn die Regierung wie dem Volke in den übrigen Provinzen den Böhmen eine andre als die bisherige Verfassung verlieh; denn im achten Artikel der „Verneuernten Landesordnung“ von 1627 hatte Ferdinand II., der Sieger in jener Schlacht am Weißen Berge, mit welcher das alte staatsrechtliche Verhältnis Böhmens

zur Dynastie erlosch, sich und seinen Erben ausdrücklich vorbehalten, hier „Gesetz und Recht zu machen und alles dasjenige, was das jus legis ferendae, so Uns als dem Könige allein zustehet, mit sich bringt.“ Das Jahr 1848 schenkte den Österreichern mit Einschluß der Böhmen am 25. April eine Verfassung. Dieselbe wurde schon am 15. Mai widerrufen. Es folgten die Beratungen des Reichstags in Krenzier, denen die aufgenötigte Verfassung vom 4. März 1849 ein Ende machte. Auch diese blieb nur kurze Zeit in Geltung und Wirksamkeit, schon am letzten Tage des Jahres 1851 räumte das konstitutionelle System abermals vor dem Absolutismus das Feld, und derselbe herrschte von da an neun Jahre (die Bachsche Ära), worauf mit dem Diplom vom 20. October 1860 und dem Patent vom 26. Februar 1861 zum drittenmale in die Bahnen des Konstitutionalismus eingelenkt wurde. Am 20. September 1865 aufgehoben, wurde die neue Verfassung durch kaiserliche Entschliebung vom 4. Februar 1867 wieder gültig. Die inzwischen erfolgreich gewordenen dualistischen Bestrebungen der Ungarn erforderten Abänderungen der Februarverfassung. Dieselben wurden vorgenommen, und diese Umgestaltung sowie die vom Reichsrate beschlossenen Staatsgrundgesetze erlangten am 21. Dezember des zuletzt genannten Jahres gesetzliche Kraft. Es war ganz und gar selbstverständlich, daß die Landesordnung von 1627 schon durch die Konstitution von 1848 ihre Geltung verloren hatte. Der absolute Herr hatte sie gegeben, der absolute Herr hatte sie genommen und hatte den Böhmen ein andres Recht dafür verliehen, die Landesordnung, welche auf dem Diplom von 1860 und auf dem Patent von 1861 beruht.

Mit der Entwicklung der Verfassung steht die der nationalen Gegensätze, die sie entband und zu politischer Bedeutung erhob, in engstem Zusammenhange. Sehr verschieden verhielten sich die tschechische und die deutsche Bevölkerung Böhmens — richtiger die dort und die hier führende Partei — zu den Wendungen des verfassungsmäßigen Lebens. Die Tschechen verlangten und erstrebten möglichste Autonomie der Provinz oder, wie sie sagen, des „Königreiches“ und vollständige Obmacht über die dortigen Deutschen und träumten von einem besondern Staate Böhmen verbunden mit den tschechisch redenden Nebenländern, wie Ungarn mit den seinigen. Die Wenzelskrone sollte wieder in dem alten Glanze strahlen wie die Stephanskrone. Anknüpfend an die Landesordnung Ferdinands II., deren gesetzliche Beseitigung und deren praktische Unhaltbarkeit sie leugnen, forberten sie eine föderative Gestaltung der österreichischen Monarchie mit Wegfall der Verfassung und des Reichsrates und Einrichtung eines Generallandtages für die Länder der böhmischen Krone. Neben der gemeinsamen Vertretung der österreichischen Völker war ihnen in der Februarverfassung vorzüglich die Wahlordnung nach dem Prinzip der Interessen ein Stein des Anstoßes. In der Hoffnung, mit den übrigen Slaven der österreichisch-ungarischen Monarchie in dieser das Übergewicht und die Rolle der

Führer zu erlangen, erkannten sie jene Verfassung anfänglich an, indem sie den Reichsrat und den böhmischen Landtag beschickten. Seine Hoffnung erwies sich als ein Irrtum. In der Zeit, wo die Verfassung aufgehoben war, zeigte es sich, daß ihre Pläne nicht durchzuführen waren, und als der Dualismus ihnen die Möglichkeit entzog, den Slaven in der Monarchie das Übergewicht zu verschaffen, zogen sie sich grollend sowohl aus der Reichs- als aus der Landesvertretung zurück, und verharrten bei diesem Trotz, bis ihnen das zweite Ministerium Taaffe gewisse Zugeständnisse machte, welche sie verjöhnen sollten. Anders die Deutschböhmen. Sie wollten die Einheit der Monarchie und traten nur, soweit diese nicht gefährdet wurde, für die Selbstregierung ihres Heimatlandes auf, das ihnen kein Teil, sondern ein Glied Österreichs war. Mit andern Worten: die habsburgische Monarchie erschien ihnen nicht als Konglomerat, sondern als Organismus mit- und aufeinander wirkender Provinzen, zu denen Böhmen in demselben Maße gehörte wie die übrigen. Die Benzelskroue vermochte sie nicht zu begeistern, im Gegenteile, sie sahen sie als gefährlich für den Gesamtstaat und für ihre Rationalität an, wenn man sie aus einem Sinnbild, einer Erinnerung an längst vergangene Zeiten zu einer Wirklichkeit für Gegenwart und Zukunft machte. Ein kräftiges Zentralparlament entsprach ihren Wünschen am meisten. Den in Folge des Dualismus auf die Reichshälfte diesseits der Leitha beschränkten Vertretungskörper nahmen sie ungern, Gründen höherer Politik weichen, an; dagegen sträubten sie sich mit aller Macht gegen einen Generallandtag der böhmischen Länder, in welchem sie, als an Zahl schwächer als die Tschechen, parlamentarisch noch mehr vergewaltigt und geschädigt worden wären als in dem Prager Landtage, wenn die Tschechen ihn beschickten. Zur Wahrung ihrer Rationalität (allerdings für diesen Zweck nicht allein) kämpfte die sie führende Partei endlich für die Interessenvertretung, da nur durch diese das Bürgertum, der Handel, die Großindustrie und das bewegliche Kapital, Kräfte, deren Träger die deutschen Böhmen jetzt wie früher in erster Linie sind, das ihnen bei den Wahlen gebührende Gewicht erlangen können.

Infolge dieser sich widersprechenden Meinungen gestaltete sich das Verhältnis der beiden Rationalitäten Böhmens in den letzten Jahrzehnten zu einem höchst gespannten, und ihr Kampf miteinander wurde rasch zu äußerster Erbitterung gesteigert. In Bezug hierauf ist aber noch an einen schon oben hervorgehobenen Umstand zu erinnern, den ihr Geschichtschreiber (Schlesinger*) mit folgenden Worten rühmt: „Obwohl die Deutschböhmen darauf bedacht sind, alle Gefahren, die ihrer Rationalität drohen, abzuwehren, stehen sie doch nicht ausschließlich auf dem Standpunkte der Rationalität. Von echt konstitutionellem Geiste durchdrungen, halten sie vor allem das Banner der Freiheit hoch und

*) Geschichte Böhmens, S. 655.

suchen die in der Verfassung liegenden freisinnigen Keime zur Entwicklung zu bringen. Nicht so die Tschechen. Sie kämpfen nur für die eine, nur für die nationale Idee und opfern derselben sogar die Freiheit des Volkes. . . . Andererseits suchte der Adel seine Macht zu verstärken durch Weckung und Ausbeutung der nationalen Idee des tschechischen Volkes. So kam es, daß die Tschechen nur zu oft im Dienste des rückschrittsfreundlichen Adels arbeiteten und die goldne Freiheit des Volkes gegen einige deutschfeindliche Gesetze verhandelten.“ Wir fragen hier: Was ist diese „goldne“ Freiheit? Waren die Führer der Deutschen mit dem, was sie so nannten und bei dem man auch an das „goldne Kalb“ und seine Anbeterschaft, die „goldne Internationale,“ zu denken versucht wird, immer auf dem rechten Wege? Gingen sie mit dem, was sie für die Bourgeoisie verlangten, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete, nicht zu weit? War es überhaupt politisch, das Banner der Freiheit „vor allem“ hochzuhalten, wo die Nationalität weit mehr gefährdet war, und wo man mit diesem Banner aus Manchesterstoff selbst gemäßigte Konservative in das Lager der Tschechen trieb? Indes Schlesinger schrieb 1870, und seitdem scheint man wie anderwärts unter den Deutschösterreichern auch unter den Deutschböhmen zu der Erkenntnis gekommen zu sein, daß die Arbeit an den Dämmen gegen die slawische Überflutung ein dringenderes Gebot sei als die, mit der man bis dahin bemüht war, „die in der Verfassung liegenden freisinnigen Keime zur Entwicklung zu bringen.“ Ist das wirklich so, hat man wirklich von den Tschechen und der Erfahrung gelernt, was der rechte Weg ist, und wir haben Grund, dies von weiten Kreisen der Deutschböhmen anzunehmen, so wolle man dabei bleiben. Die Verquickung liberaler Bestrebungen mit nationalen schwächt die Energie der letztern, führt zur Inkonsequenz und zur Entfremdung von Elementen, welche mit ihrem Besitz und ihrer Stellung von hohem Nutzen sein könnten. Lieber viel weniger liberale Einrichtungen, wenn unser nationaler Bestand dabei besser geschützt ist! Das sollte fortan das Feldgeschrei aller gegen das Slaventum kämpfenden Deutschen sein. Der Anbruch einer neueren glücklicheren Ära würde dann nicht lange auf sich warten lassen.



Die Lage der Landwirtschaft in Oberitalien und die Bauern-Streiks der Jahre 1884—1885.



ur wenige von den mittelbaren und unmittelbaren Ursachen, welche in den größern Industriebezirken zu ArbeitsEinstellungen und Ausschreitungen der Arbeiterbevölkerung führen, finden sich in den vorwiegend oder ausschließlich der Landwirtschaft ergebenden Gegenden vor. Das Kapital tritt hier in einer dem Arbeiter und Bauern verständlicheren Form auf; es erscheint weniger anspruchsvoll und in seinem

Nußertrage bescheidner. Daß mit der Arbeit verbundene Wagnis fällt auch dem einfachen Manne mehr ins Auge. Auf dem Lande hausen ferner die einzelnen Personen oder Familien zumeist räumlich von einander getrennt, oft ohne irgend welchen nähern Zusammenhang, und sind somit unfähig zu gemeinsamem, planmäßigem Handeln. Zu diesen allgemein giltigen Thatfachen tritt, um insbesondere von den in Oberitalien herrschenden Zuständen zu reden, noch hinzu, daß hier der ländliche Tagelöhner, beiläufig ein seltenes Element, zu seinem Arbeitgeber, dem Grundbesitzer, in einem nur losen und immer nur vorübergehenden Dienstverhältnisse steht; denn er pflegt je nach Jahreszeit, Erntezeit und Nachfrage von Ort zu Ort zu wandern, zeitweise sogar in das benachbarte Ausland. Die festhaften ländlichen Arbeiter aber, welche auf längere Zeit vertragsmäßig an den Grundherrschaften gefesselt sind, die sogenannten Kolonen oder Pachtbauern, sehen ihr eignes Interesse mit dem des Grundbesitzers durch so viele Fäden verknüpft, daß sie ohne ganz besondern Anlaß aus eignem Antriebe nicht daran denken würden, zu ihm in Gegensatz zu treten. Diese Fäden — für unsre Zeit viel zu verwickelt — stellen Pflichten beider Teile und Rechte beider Teile dar, und beruhen außerdem auf einem jahrhundertalten Gewohnheitsrechte, welchem der ungelehrte Mann des Volkes bekanntlich ohne Bedenken zu folgen pflegt, während er gegen ein „gemachtes,“ d. h. nicht ererbtes, wenn auch sonst gutes Gesetz sich gern auflehnt, lediglih weil es neu und ihm noch unverständlich ist.

Die dem oberitalienischen Pachtbauern, und mit ihm der Mehrtheit der ländlichen Bevölkerung, durch das Herkommen geschaffene Lebenslage ist nun, wie im folgenden gezeigt werden soll, nicht besonders drückend. Er ist, wenn gleich dem Dienstherrn oft verschuldet, doch keineswegs dessen Höriger. Vielmehr schließt er mit diesem alljährlich nach freiem Ermessen einen meist gleichlautenden Vertrag ab, durch welchem ihm entweder eine Häuserstelle, oder ein Stück Land (Casale), oder ein Anteil am Ernteertrage, sowie daneben ein gewisser Tagelohn zugesprochen wird, während er sich, dem Grundherrschaft gegenüber, zu gewissen Dienstleistungen bei der Bestellung des Gutes verpflichtet.

So erhält der Kolone zum Beispiel im Venetianischen neben freier Wohnung und einem Stück Land einen Tagelohn von 0,65 bis 0,70 Lira; anderwärts drei Zehntel des Ernteertrages und 0,30 bis 0,50 Lira Tagelohn. In der Provinz Mantua beziehen die bäuerlichen Arbeiter im Winter für den Arbeitstag eine Lira, im Frühjahr und Herbst 1,25 Lira, im Sommer 1,50 Lira; für gewisse Arbeiten von Belang aber, als Heuen, Getreidemähen u. s. w., 2 und selbst 3 Lire. In der Haupterntezeit verdienen sie an manchen Tagen, namentlich wenn Akkordarbeit bewilligt ist, zehn bis fünfzehn Prozent des Ertrages oder 3 bis 5 Lire in barem Gelde. Im Mailändischen zahlen die Kolonen dem Grundbesitzer für Haus und Wiese Geldpacht, behalten aber von dem Ertrage der mit Getreide bebauten Flächen ein Drittel, vom Weine und der Kolon-

erntete die Hälfte für sich. Vergleicht man endlich die Lohnstabellen der letzten vierzig Jahre, so zeigt sich, daß die Lohnsätze für Männer seit 1847 im geringsten Satz von 0,85 auf 1,12 Lira, im höchsten Satz von 1 auf 1,35 Lira gestiegen sind; für Frauen von 0,47 auf 0,60 bzw. von 0,62 auf 0,87 Lira.

Man kann also nicht behaupten, daß der Bauer Oberitaliens, abgesehen davon, daß er nur selten eigen Gut besitzt, schlechter gestellt wäre als der Bauer irgend eines andern europäischen Landes; im Gegenteil. Woher kommt es nun, daß weder in Deutschland noch in Österreich, weder in Belgien noch in Frankreich, wo Arbeitseinstellungen doch zu den täglichen Dingen gehören, jemals Streiks unter den bäuerlichen Arbeitern vorgekommen sind, daß die Zeitigung dieser Besonderheit den ackerbaubetriebenden oberitalienischen Provinzen vorbehalten blieb, wo ausgedehnte Bauern-Streiks mit stark sozialistischem, ja selbst anarchistischem Charakter seit dem Jahre 1884 auf der Tagesordnung stehen?

Wie Professor Bertagnolli in einer sehr lehrreichen Studie mitteilt, zerfallen die Ursachen dieser Erscheinung in mittelbare und unmittelbare. Als mittelbare bezeichnet der Verfasser: den andauernden Arbeitsmangel auf dem platten Lande, herbeigeführt durch Übervölkerung, durch Übergang ausgedehnter Landstriche vom Körnerbau zur Weide- und Viehwirtschaft und endlich durch Beendigung langjähriger Bonifikationsarbeiten, welche zahlreichen Arbeitern und Bauern, namentlich im Winter, Beschäftigung gaben. Als unmittelbare Ursachen stellt er hin: 1. verheerende Überschwemmungen der Poebene, welche zahlreiche Bauern brotlos machte, und 2. die von außen her in die Kreise der Landbevölkerung künstlich hineingetragene, durch Abgeordnete von Umsturzparteien unterhaltene Agitation, welche es zuwege gebracht hat, daß eine bis dahin friedliche, konservative, ihren Grundherren ergebene und mit ihrem Lose nicht hadernde Bevölkerungsklasse Haus und Hof, Ernte und Vieh aufs Spiel setzte, um einen freiwillig eingegangenen Vertrag unter Begehung von allerlei Gewaltthätigkeiten zu brechen, lediglich auf das Anstiften fremder, ihrem Interessenkreise fernstehender Menschen hin.

Die von den Bauernbewegungen der Jahre 1884 und 1885 heimgesuchten Gegenden fallen mit den Provinzen Mailand, Cremona, Parma, Modena, Mantua, Padua, Rovigo, Verona und Reggio-Emilia zusammen, kurz mit der Lombardei, Venetien und der Romagna. Aber während es sich in den Provinzen Cremona, Parma, Modena, Padua, Verona und Reggio mehr um Zusammenrottung Arbeitsuchender handelte, gingen die ländlichen Arbeiter und Kolonen der Provinzen Mailand, Mantua und Rovigo zu regelrechten Massenstreiks, Rohheiten und Gewaltthätigkeiten über, gegen welche die bewaffnete Macht einschreiten mußte.

Was zunächst die Provinz Rovigo betrifft, so hatte hier eine in dem Orte Adria bestehende Umsturzgesellschaft die Landleute seit längerer Zeit bearbeitet und ihnen sogar eingeredet, daß die Regierung eine Bewegung zur Verbesserung

ihrer Loses auf Kosten der Grundherren gern sehen würde. Zur Zeit der Heuernte, im August 1884, verweigerten nun sämtliche Bauern gleichzeitig die Arbeit, durchzogen in Bänden vereinigt die Ortschaften, läuteten die Sturmglocken, schüchterten die friedlich gesinnten Leute durch Drohungen ein und leisteten den Behörden offenen Widerstand. Schließlich kam es zu böswilliger Sachbeschädigung, hie und da sogar zu Brandstiftungen. Endlich mußten die Truppen einschreiten, und es erfolgte die Verhaftung mehrerer hundert Aufwiegler. Aber die Ernte ging darüber teilweise verloren, teilweise mußte sie von den Soldaten eingebracht werden. Im folgenden Jahre, 1885, wiederholten sich ähnliche Vorgänge; schließlich wurde zwischen Grundherren und Kolonen ein für erstere nachteiliger Waffenstillstand geschlossen; dreizehnhundert Bauern erbatn und erhielten Auslandspässe und wanderten nach Osterreich-Ungarn aus.

Im Jahre 1885 bildete die Provinz Mantua den vornehmsten Kriegsschauplatz. Hier hatten zwei sozialdemokratische Gesellschaften, die Società generale dei lavoratori italiani und die Società di mutuo soccorso dei contadini, die Bauern zu tausenden in Abteilungen und Unterabteilungen gegliedert, ihnen in jeder Gemeinde leitende Spitzen gegeben und sie planmäßig mit aufrührerischen Schriften überschüttet. Im Februar begannen zunächst die an öffentlichen Bauten angestellten Erdarbeiter mit der Arbeitsverweigerung, im März und April folgten die Bauern. Aber anstatt über die verlangte Lohnerhöhung zu verhandeln, traten sie von vornherein aufrührerisch auf und gaben sich ganz denselben Ausschreitungen hin, wie zuvor die Bauern der Provinz Rovigo. Doch gelang es der Behörde, sich der Anstifter und Führer zu bemächtigen, und sobald diese hinter Schloß und Riegel saßen, trat wieder Ruhe ein. Die Bauern begnügten sich mit einer von der Behörde angebotenen mäßigen Lohnaufbesserung, und als sie vernahmen, daß die Regierung ihr Verhalten keineswegs billige, wie die Aufwiegler behauptet hatten, lieferten sie freiwillig ihre Diplome als Mitglieder der oben genannten Gesellschaften ab. Doch wurden viele Bauern verurteilt, während die geistigen Urheber des ganzen Aufstandes, weiß an Thätlichkeiten nicht beteiligt, frei ausgingen.

Die Streiks und Tumulte, welche in den Provinzen Parma, Modena, Cremona und Reggio, mit den Mittelpunkten in Soragna, Guastalla und Casalmaggiore, vorkamen, erscheinen lediglich als Anhängsel der großen Bewegung im Mantuanischen. Die Bauern dieser Gegenden verlangten eine Erhöhung des Tagelohns auf drei Lire im Sommer und zwei Lire im Winter. Auch hier wußten die Aufwiegler der Strafe zu entgehen, während die Bauern wegen Sachbeschädigung zc. verurteilt wurden.

Unmittelbar auf den Aufstand in der Provinz Mantua folgte im Juni 1885 die Bewegung in der Provinz Mailand, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier keine Tagelöhner, sondern nur Pachtbauern (Kolonen) beteiligt waren.

Die Arbeitseinstellungen begannen in Vimeriate, wo die Kolonen eine Ermäßigung der Hauspacht und eine Aufbesserung des Tagelohns von 0,60 auf 1 Lira forderten.

Da die Grundbesitzer sich über die gestellten Forderungen erst nach Ablauf des Jahresvertrages schlüssig machen wollten, erhoben sich die Bauern, bedrohten die Grundherren offen oder durch anonyme Briefe, rotteten sich zusammen, schnitten Weinstöcke und Maulbeerbäume ab u. s. w. Schließlich befanden sich gegen zwanzig Gemeinden in Aufruhr, und die Bewegung breitete sich vom Mailändischen auf die Gegend von Monza und Como aus. Um Ordnung zu schaffen, mußten Infanterie, Kavallerie und Carabinieri aufgeboden werden, wobei, wie Bertagnolli hervorhebt, festgestellt wurde, daß viele ehemalige Soldaten an den Ruhestörungen beteiligt waren.

Nach einer amtlichen Statistik betrug die Zahl der während des Jahres 1885 allein im Bezirke des Mailänder Appellationsgerichts zur Anzeige gekommenen Arbeitseinstellungen 150, wovon 143 Bauern-Streiks waren. Es kamen auf Como 1, auf Lecco 26, auf Mailand 38, auf Monza 78 Fälle. Die Zahl der angeklagten Personen belief sich auf 272, davon wurden 162 abgeurteilt und 102 verurteilt. 12 Personen erhielten Polizeistrafen, 46 Gefängnis bis zu 15 Tagen, 36 bis zu 1 Monat, 3 bis zu 2 Monaten; 1 erhielt 3, 1 erhielt 6 Monate Gefängnis; 3 Personen wurden mit einem Jahre Haft bestraft.

Dem Vernehmen nach ist das Verhältnis zwischen den Grundherren und den Bauern in den genannten Gegenden noch immer ein gespanntes, sodaß erneute Ruhestörungen nicht ausgeschlossen erscheinen. Bertagnolli empfiehlt den Grundherren als Gegenmittel mehr als bisher auf dem Lande zu leben, ihre Güter nicht an Unternehmer zu verpachten, welche die Kolonen zu drücken pflegen, endlich ihr überflüssiges Geld lieber zu Verbesserungen im Landbau, als in der Stadt auszugeben. Auf der andern Seite bedauert er, daß es während der Parlaments-sitzung des Jahres 1885 nicht zur Annahme eines Streikgesetzes gekommen sei, welches, unter Strafloßlassung der einfachen Arbeitseinstellung, gestattet hätte, diejenigen Personen zu belangen, welche, ohne ein persönliches und unmittelbares Interesse an der Sache zu haben, zur Arbeitseinstellung aufreizen.

Infolge der geschilderten Vorgänge, sowie wegen der gedrückten Produktpreise ist die Lage der Landwirtschaft, trotz der guten Ernte des Jahres 1886, so trostlos, daß die oberitalienischen Ackerbau-Vereine (lega-comitati) beabsichtigen, in einem demnächst abzuhaltenden Kongresse die Absendung eines Bittgesuches an die Regierung um Bewilligung von Getreidezöllen vorzubereiten.



Toynbee-Hall.

Von Gerhart Schulze.

(Schluß.)



Die humanitären Bestrebungen, welche heutzutage in London einen großen Umfang erreicht haben, beschränken sich aber nicht auf die Jugend. Auch bei den Vereinigungen der erwachsenen Arbeiter ist die Teilnahme von Gentlemen von großer Wichtigkeit. Wir haben hier nicht von den mächtigen Trades unions, sondern von den zwar weniger entwickelten, aber gewiß ebenso nützlichen Cooperation societies zu reden. Wo es sich um Sachen des Berufes handelt, halten es wenigstens die Residenten von Toynbee-Hall für geboten, sich grundsätzlich fernzuhalten. Dagegen giebt es andre Vereinigungen, in denen sie als Gäste stets willkommen sind: die zahlreichen, über ganz London verbreiteten Working men clubs, Vereinigungen für den Feierabend, die der Unterhaltung oder Belehrung gewidmet sind.

Die ganze soziale Stufenleiter innerhalb des Arbeiterstandes spiegelt sich in seinen Vereinen wieder, von dem begabten und gutgestellten Arbeiter an, der in seinem Fache zum Mechaniker geworden ist und aus dessen Kreisen oft bedeutende Erfindungen hervorgegangen sind, bis hinunter zu der hungernden Menge, die sich jeden Morgen um die Thore der Docks drängt. Der ganze Bodensatz einer großen Nation hat sich hier zusammengefunden, Leute, die sich darum so elend befinden, weil sie keine besondere Fähigkeit, sondern nur die Kraft ihrer Hände zu Markte bringen. Es war für mich wohl der traurigste Anblick, der mir in dem Londoner Elend geworden ist, jene Menge zu sehen, die stundenlang wartet, bis die Thore des Docks sich öffnen, dann wild hineinstürzt und ebenso langsam, wie sie schnell gekommen, wieder zurückfließt. Nur wenige, natürlich die jugendlichsten und kräftigsten, sind genommen worden, die andern sind für den Tag brotlos. Zwischen diesen beiden Endpunkten giebt es unendlich viele Mittelglieder. Alle, ausgenommen vielleicht die alleruntersten, denen die Not des Lebens jeden Sinn für Geselligkeit geraubt hat, vereinigen sich wenigstens einen Abend der Woche in den verschiedensten Clubs mit den mannichfaltigsten Zwecken. Diese Klubabende geben einem Gentleman die Gelegenheit, mit den arbeitenden Klassen persönliche Verbindungen anzuknüpfen. Zugleich hat die bloße, selbst unthätige Anwesenheit eines Gentleman einen günstigen Einfluß auf den Ton, der im Klub herrscht.

Durch die Freundlichkeit einiger Residenten von Toynbee-Hall hatte ich verschiedne male Gelegenheit, mit ihnen derartige Vereinigungen zu besuchen. In dem einen Klub, den ich auf diese Weise kennen lernte, machte die Gesell-

schaft einen überaus ärmlichen Eindruck; die Stimmung war gedrückt, fast trübe zu nennen. Die Leute gehörten den untersten Klassen des Arbeiterstandes an, deren Verdienst gering und noch dazu unsicher ist. Ihr Leben fließt im besten Fall öde und einförmig dahin. Die Leute aufzumuntern und von der Not ihres Daseins auf andre Gedanken zu bringen, ist das nächste, was ein Gentleman, der solche Kreise besucht, zu thun hat. Es sei hier die popular ballad-society genannt, deren Zweck es ist, durch volkstümliche Konzerte selbst den Ärmsten Musik und Gesang zugänglich zu machen. Zugleich hört der Besucher derartiger Klubabende von vielen Fällen der Not, lernt den einzelnen Armen persönlich kennen und kann, soweit es in seinen Kräften steht, im einzelnen Falle die entsprechende Hilfe gewähren. Dies ist insbesondere für unsre Freunde aus Loyndee-Hall wichtig. Sie verfügen oft über bedeutende Summen, die ihnen die Privatwohlthätigkeit zur Verteilung unter die Armen überwiesen hat; sie sind auch oft Mitglieder der Charity-organisation-society, welche sich zur Aufgabe macht, die Summen, die der Westen alljährlich für den Osten zeichnet, den wirklich Bedürftigen zu übermitteln.

Ander, jedoch von einem allgemeinen Standpunkt aus womöglich noch wichtiger ist die Teilnahme von gebildeten Männern an dem Klubleben der bessergestellten Arbeiter. Obwohl thatsächlich die Klassen ganz allmählich in einander übergehen, ist es nicht ohne guten Grund, wenn der Engländer der Unterschied zwischen dem helpless oder hopeless und dem respectable working man scharf betont. Dadurch allein bringt er sich zum Bewußtsein, das nur der erste ein Objekt eigentlicher charity ist. Wenn dagegen der Gentleman sich auch dem zweiten zu nähern und auf ihn zu wirken sucht, so ist das ebenso wenig Wohlthätigkeit zu nennen, wie das Wirken irgend eines volkstümlichen Agitators. Der Gewinn, den solche Thätigkeit mit sich bringt, ist ein gegenseitiger: gegenseitige Annäherung und gegenseitiges Verständnis.

Ein Klub besserer Art, den ich mehreremale in Begleitung meines Freundes zu besuchen Gelegenheit hatte, war eine der zahlreichen Debating societies, Vereine zur Besprechung politischer, wirtschaftlicher und technischer Fragen. Jedem, der zum erstenmale einer solchen Versammlung beiwohnt, wird die Gewandtheit auffallen, mit welcher die Mitglieder des Vereins die Form der Debatte handhaben. Die Anwesenden sitzen an einer langen Tafel zusammen, auf der zu unsrer Verwunderung weder Bier noch Schnaps oder etwas ähnliches erschien, an der Spitze auf dem Präsidentenstuhl ein wetterfester Graubart. Nur demjenigen gestattet er das Wort zu ergreifen, dem er es erteilt, und der Redner wendet sich in feiner Rede nach englischer Gewohnheit ausschließlich an ihn, als den Mr. Speaker. Der Ton, in dem die Verhandlungen geführt wurden, war gut und hätte manche parlamentarische Versammlung beschämen können. Die Anwesenheit meines Freundes, selbst seine Teilnahme an der Debatte wurden augenscheinlich gern gesehen.

Gegenstand der Verhandlung war die irische Frage, welche zur Zeit alles politische Interesse in England beherrschte. Stimmen für und wider wurden laut. Aus manchen Worten sprach der instinktive Haß des Sachsen gegen den Kelten. Trotzdem überwogen die Gladstonianer; sind es doch gerade diese Kreise, in denen der grand old man unbedingt vergöttert wird. Natürlich wurde auch manche unreife, politisch unhaltbare Meinung ausgesprochen. So folgerte der eine so: „Wenn sich mein Nachbar unaufgefordert in meine Sachen einmischet, ohne daß ich ihn vorher gestört habe, so thut er mir ein Unrecht. Die Iren haben uns nie aufgefordert, zu ihnen herüberzukommen; ihre Abstimmungen haben stets gezeigt, daß sie für sich allein leben wollen. Es ist also Ungerechtigkeit und Unterdrückung, uns in ihre Angelegenheiten einzumischen und ihnen gar die Vereinigung mit uns aufzuzwingen.“

Diese Worte waren mir ein Beispiel dafür, daß die Massen nie imstande sein werden, große politische Fragen nach dem Gesichtspunkte der Erhaltung eines Weltreiches zu beurteilen. Beschränkten Gesichtskreises, werden sie stets dem Radikalismus zuneigen, der ihnen die Gesellschaft als leeres Blatt Papier darstellt, auf dem es gilt, nach Phantasie Konstruktionen zu entwerfen. Erst auf den Höhen der Gesellschaft erweitert sich der Blick, nur dort reißt die Einsicht heran, daß es auf sittlichem Gebiete kein Auschlagen der Erbschaft giebt, sondern daß das heutige Geschlecht ohne sein Zutun und schon durch seine Geburt Erbin aller vorhergegangenen geworden ist, daß in dem Besitze, den sie überkommen haben, die Großthaten, aber auch alle Sünden der Väter fortwirken. Ins praktische überseht: dort allein wachsen Staatsmänner auf, die mit den Verhältnissen als gegebenen rechnen, nicht Neues und Unglaubliches von einer erleuchteten Mitwelt erhoffen, sondern zufrieden sind, jene Erbschaft, so gut als möglich verwaltet, nach einer kurzen Spanne Zeit ihren Kindern zu hinterlassen. Die solchem Standpunkte unentbehrliche Welterfahrung ist gerade entgegengesetzt der Arbeitsteilung, in welche die untern Klassen heute so tief verstrickt sind. Daher werden diese in allen politischen Fragen leichte Beute von Aufwieglern, die ihnen eine allgemeine Theorie an die Hand geben, mit welcher sie den Mangel eingehender Sachkenntnis sollen ersetzen können. Welcher Segen ist es nun, wenn in solche Kreise Männer von praktischem Takt und Sachkenntnis treten und die Fragen des Tages nicht in belehrendem Tone, sondern in Unterhaltung wie mit ihresgleichen besprechen. Hierzu sind in England durch ihre soziale Stellung und ihre hervorragende Bildung die University-men berufen, die sich, wie das Beispiel unsrer Freunde aus Coynbee-Hall zeigt, mehr und mehr dieser ihrer Pflicht zu erinnern anfangen. Es sind das Bestrebungen, welche in der That die Mühe verlohnen, die sie kosten; triebe man doch ohne sie bei fortschreitender Demokratisierung der gesellschaftlichen Einrichtungen, wie sie in England stattgehabt hat, einem höchst bedenklichen Konflikt entgegen.

Ein andrer Abend, den ich in demselben Klub zubrachte, war rein der ge-

selligen Unterhaltung gewidmet. Trotzdem herrschten auch in diesem Falle streng parlamentarische Formen. Einer nach dem andern ergriff das Wort; jeder hatte etwas der Gesellschaft zum Besten zu geben. In reichem Wechsel folgte Heiteres und Ernstes, gebundene und ungebundene Rede, Gesang und Deklamation. Mancher hatte die Aufgabe schwer genommen und sich verpflichtet geglaubt, ein eignes Produkt zu liefern. Diese dichterischen Ergüsse waren durch ihren Inhalt vielfach merkwürdig, obwohl ihre mangelhafte Form und selbst Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs ihren Ursprung verrieten. Besonders eigentümlich berührte mich ein Lied zur Verherrlichung des englischen Arbeiterstandes, dessen Grundgedanke der war, daß alle Größe und Herrlichkeit Englands doch zuletzt auf dem poor, hard working man beruhe. Dieses Thema wurde durch eine lange Reihe von Versen variiert. So hieß es z. B.: „Unsre Gesetzgeber sitzen in Westminster zusammen und planen dort für Englands Gedeihen. Aber wie könnten sie ihre Pläne vollenden und was würde Alt-England sein, hielten nicht seine Schiffe rings die mächtige Wacht, die der Schrecken von jedem Tyrannen und der Ruhm der See sind (the terror of every tyrant and the glory of the sea)? Unsre Gentry befehligt sie und hat die Ehre davon. Aber wo bliebe der Ruhm unsrer Gentry, wenn wir nicht die Eisenkleider geschmiedet hätten?“ An einer andern Stelle hieß es: „Die Töchter des Squires fahren im Winter zur Stadt. Glänzend in Sammet und Seide gehen sie zu Oper und Ball; und wenn sie dort mit dem kostbaren Fächer spielen, so mögen sie dessen nicht vergessen, der ihnen all den Schmuck gefertigt hat, des poor, hard working man.“ Zum Schlusse des Liedes hieß es: „Aber laßt uns die Großen und Reichen nicht beneiden. Der Höchste hat uns zur Arbeit nach allweisem Plan geschaffen. Laßt uns zufrieden sein und arbeiten, so lange wir können, und voll Stolz dem lieben Gott danken, daß er uns die Kraft verliehen hat, Britannias Arbeitsmann zu sein.“ Darauf fiel der Chor jubelnd ein: „Darum guten Mutes, meine Knaben, Englands hellster Schmuck ist sein poor, hard working man.“

Aus solchen Worten spricht das stolze Bewußtsein, die Grundlage einer großen und glänzenden Nation zu sein. In der That haben in England mit dem Verschwinden des Bauernstandes und der Verödung des Landes mehr und mehr die industriellen Klassen der Städte innerhalb der Gesamtbevölkerung das Übergewicht an Zahl erreicht. Der Deutsche mag sich Glück dazu wünschen, daß er von solchen Verhältnissen weit entfernt ist. Aber wie gefährlich eine derartige Entwicklung auch sein mag, daß sie noch nicht unmittelbar ins Verderben führt, hat England bisher gezeigt und wird es in Zukunft zeigen.

Dreierlei ist es, was jener städtischen Arbeiterbevölkerung die Stärke giebt, für den gesamten Bau des nationalen Lebens die notwendige Unterlage zu bilden.

Einmal ist es ein gewaltiges, fast trotziges Selbstgefühl, wie es uns aus den oben angeführten Worten entgegentritt. Aber glauben wir, daß die alten

Zünfte, jene Sitze der Freiheit und des Mannesmutes, einst geringer von sich gedacht haben? Überall bewährt noch heute ein kräftig entwickeltes Standesgefühl seine materielle und sittlich hebende Kraft. Wer sich in der bestehenden Gesellschaft eine solche Bedeutung beilegt, kann ihr nicht rein verneinend gegenüberstehen. Das Standesgefühl wird so zu der staatserkhaltenden Macht, die es im Laufe der Geschichte mehrfach gewesen ist. Wenn es heute sich wieder allenthalben regt, selbst nach gesellschaftlicher Organisation ringt, so liegt darin eine Gewähr der Zukunft.

Das zweite ist ein ebenfalls hoch entwickeltes Vaterlandsgefühl. In den oben angeführten Worten mag dasselbe einen fast anmaßenden Ausdruck gewählt haben. Aber das Vaterlandsgefühl, auch wenn es sich in überschwänglicher Weise äußert, bleibt eben doch die einzige populäre Form des Staatsgefühls. Denn für den Ungebildeten ist der Staat als Abstraktum unverständlich.

Der Dichter des oben mitgeteilten Liedes, der eben kein anderer als der poor, hard working man selbst ist, war aber daneben auch entschiedener religiös gestimmt. Der Bau einer Gesellschaft, der äußerlich noch glänzend sein mag, ist doch innerlich bereits faul, wenn sich die Religion als pagana aus dem Kampfe des Lebens in die stillen Winkel zurückzieht. Diese Entwicklung, der man auf dem Festlande nicht allzufern zu sein scheint, liegt in England entschieden nicht vor. Radikalismus ist dort mit Irreligiosität nicht verschwistert; im Gegenteil haben sich jene strengen Richtungen, in denen der alte puritanische Geist fortlebt, auf die Linke zurückgezogen. Wenn man Entstaatlichung der Hochkirche will, so verlangt man dies von vielen Seiten im Sinne einer Entweltlichung der Kirche.

Standesgefühl, Vaterlandsliebe und Religiosität: diese drei Eigenschaften innerhalb der breiten Arbeitermassen verwirklicht — das bedeutet Ausöhnung derselben mit unsrer Gesellschaftsordnung und unsrer Weltanschauung. Nur allmählich und nur aus sich heraus werden sich die genannten Eigenschaften entwickeln, und nur unter einer Reihe günstiger materieller und sittlicher Vorbedingungen. Was die letztern angeht, so liegt ihre Herbeiführung zum guten Teile an den gebildeten Teilen der Nation. Daß der persönliche Verkehr mit dem Arbeiterstande von größter Wichtigkeit ist, diese Einsicht bricht sich mehr und mehr innerhalb der oberen Klassen des englischen Volkes Bahn. Insbesondere gehen auch hier die University-men mit gutem Beispiele voran, und die Bedeutung der sozialpolitischen Bestrebungen in ihren Kreisen ist nur von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus ganz zu würdigen. Unter ihnen gehören Männer, welche gleich den Residenten von Coynbee-Hall Opfer an eigner Zeit dem Verkehr mit den arbeitenden Klassen bringen, nicht zu den Seltenheiten. Ein solches Wirken ist wahrhaft human; anders aber wie bei der eigentlichen Wohlthätigkeit reifen seine Früchte nur ganz allmählich und im Verborgenen. Es läßt sich dabei nicht feststellen: so und so viel Menschen „gerettet,“ so und

so viel gekleidet und gespeist. Aber wenn es noch eine andre Speise giebt, die für den Kulturmenschen ebenso unentbehrlich ist wie die leibliche, so ist das Werk doch eine wahre Speisung. Wie wichtig es ist, daß auch diese Nahrung unverfälscht zugeführt werde, zeigt der Lauf der Geschichte: fast alle Krankheiten des sozialen Körpers sind falschen Ideen entsprungen, die zu Leidenschaften der Masse geworden waren.

Ein weit verzweigtes Eisenbahnnetz gewährt auch Männern, die in West-London wohnen, die Möglichkeit, in die Verhältnisse Ost-Londons kräftig einzugreifen. Arbeiterklubs, Arbeiterbildungsvereine, Kinderasyle, daneben auch Nachschulen und Sonntagsschulen werden von solchen Besuchen aus dem Westen reichen Vorteil haben. Eine andre Art gemeinnütziger Wirksamkeit dagegen ist ihrer Natur nach auf die Bewohner des Ostens beschränkt: die Beteiligung an der Selbstverwaltung.

Die englische Gemeindeverfassung beruht auf dem Ehrenamt; auch die sozial-reformatorischen Gesetze unsers Jahrhunderts lassen demselben noch breiten Spielraum, so die Fabrik-, Gesundheits-, Schul- und Armengesetzgebung. Das Ehrenamt aber verlangt Männer, welche Zeit und Lust haben, sich als Lokalpatrioten den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Eine solche Klasse fehlt in Ost-London und den Arbeiterbezirken anderer großer Städte. Daher sind dies die Punkte, von denen die Bewegung nach einer Bürokratisierung der Verwaltung ihren Ausgang nimmt. Daß eine Entwicklung nach dieser Richtung ungesund ist, wurde bereits oben bemerkt. Besonders schädlich wäre es, die Selbstverwaltung aus dem Gebiete der gesetzlichen Armenpflege zu verdrängen. Kann doch niemand sich Aufgaben dieser Art besser erledigen, als ein orts-erfahrener Ehrenmann, der nach freiem Ermessen und eigener Verantwortlichkeit handelt. Trotzdem zeigt sich auch auf diesem Gebiete die Neigung zur staatlichen Zentralisierung. Aus der Parlamentskommission, welche ursprünglich nur vorübergehend zur Ausführung des großen Armenreformgesetzes von 1834 und insbesondere zur Bildung der neuen Armenverbände, der sogenannten Unions, eingesetzt war, hat sich eine ständige Behörde entwickelt. Dieser Central board wurde 1871 mit der Primary education und Gesundheitspflege zu dem Local government board vereinigt. Als Gegengewicht zu der zentralen Behörde hat man das lokale Amt des Poor law guardian, Armenpflegers, geschaffen. Aber gerade dort, wo der Armenpflege die schwierigsten Aufgaben gestellt sind, fehlen für dieses Ehrenamt ebenso wie für die Selbstverwaltung überhaupt die geeigneten Kräfte. Es ist nun eines der Ziele der University settlement-association, diesem Mangel abzuhelfen durch Ansiedlung von University-men in Ost-London und andern englischen Industriestädten. Die erste That der Gesellschaft war die Gründung von Toynbee-Hall. In der That sind die Residenten von Toynbee-Hall vielfach in der Gemeindeverwaltung thätig. Insbesondere versehen sie in Verbindung mit den in White-Chapel ansässigen Geistlichen das Amt der Poor

law guardians. Sollte die Gesellschaft mit weitem Gründungen vorgehen und es ihr dadurch gelingen, wie in White-Chapel auch in andern vernachlässigten Bezirken der großen Städte gebildete Elemente aufzufedeln, so würde sie rühmlich dazu beitragen, die altgeschichtliche Bedeutung des Ehrenamtes und der Selbstverwaltung in England zu retten.

* * *

Wir haben das University-Extension-Movement kennen gelernt, aus ihm die University settlement-association hervorgehen sehen, die von diesem Verein gegründete Anstalt besucht und die Residenten von Coynbee-Hall hinaus zu ihren Nachbarn begleitet. Auf unsern Wegen hat uns etwas von dem frischen, reformatorischen Hauche angeweht, der sich auf den englischen Universitäten zu regen anfängt. Es waren eigentümliche Erscheinungen, denen wir begegnet sind; aber sie waren doch ganz und gar aus dem englischen Volksleben hervorgetwachsen. Um in ihnen Äußerungen einer weit allgemeineren Zeitrichtung überhaupt zu erkennen, genügt folgende Betrachtung.

In den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts, zu einer Zeit, als anderwärts von einer sozialen Frage noch nicht die Rede sein konnte, waren die Verhältnisse der industriellen Arbeiterklassen in England bereits so schlecht als möglich. Denken wir an die Schilderungen, wie sie Dickens in seinem Bleakhouse und seinem Hard times entwirft. Nachdem sich jedoch die öffentliche Meinung mit diesen Mißständen zu beschäftigen angefangen hatte, entstand im Laufe der Zeit ein großartiges System der Reformgesetzgebung. Die Anregung, welche die konservative Partei und ihre großen Staatsmänner gegeben hatten, wurde von allgemeinem, fast begeistertem Beifall der Nation begrüßt. Wir nennen die Reform der Armengesetzgebung, die weitverzweigte Fabrik-, Gesundheits- und Schulgesetzgebung, endlich auch die Landgesetzgebung, deren Anfänge unsrer Zeit angehören.

Ähnlich war die Entwicklung in Deutschland. Später freilich, eigentlich erst mit dem Aufschwunge, den unser Leben seit der Gründung des Gesamtstaates genommen hat, zeigten sich Anzeigen krankhafter Zustände in unserm Volkskörper: Ereignisse, die uns vielfach die Schatten künftiger, größerer Gefahren zu sein schienen. Da haben auch wir unverzagt und unter starker Führung das Gebiet der Reformgesetzgebung betreten. Ein großes Stück Weges ist heute bereits zurückgelegt, wenn uns auch die Lösung schwierigerer Aufgaben noch bevorsteht.

In solchen Zeiten, die fast unabsehbare Gebiete der Gesetzgebung aufthun, liegt eine Überschätzung derselben nahe. Selbst in England, der Heimat des Individualismus, wo die Lehren von Smith und Ricardo dem Volke wirklich zu Fleisch und Blut geworden sind, haben solche Regungen nicht gefehlt. Auch dort hat es Stimmungen gegeben, in denen gerade Männer, welche die Auf-

gaben der Zeit ernst nahmen, dem Staate unmögliches haben aufbürden wollen. So ruft z. B. Eduard Denison den Staat als den großen Vermittler an, der zwischen die streitenden Parteien treten und die Menschen, die sich gegenseitig zerfleischen, von sich selbst befreien soll.

a great and noble Lord,
Who wast, as is the conscience of a saint
Among the warring senses of thy knights —

eine Vergötterung des Staates, die fast an Sozialismus anklingt.

In Deutschland, wo die Lehren der individualistischen Schule zwar von der Wissenschaft angenommen, aber nie wahrhaft volkstümlich geworden waren, lag die Gefahr einer Überschätzung der Gesetzgebung noch näher. Kaum hatten wir die Sozialreform begonnen, und schon erhob sich der Staatssozialismus, der alles Heil vom Staate und durch den Staat erwartete.

Praktische Erfahrungen widerlegten in England die überschwänglichen Hoffnungen, mit denen man die soziale Gesetzgebung begrüßt hatte. Die ärgsten Auswüchse wurden abgeschnitten, Übel verhindert, aber eine wirkliche Besserung wurde nicht erreicht. Auch uns wird eine ähnliche Erfahrung nicht erspart bleiben. Auch unserm Staatssozialismus gilt das Wort Taines*): Un nouveau système d'institutions ne fonctionne que par un nouveau système d'habitudes et décréter un nouveau système d'habitudes c'est construire une vieille maison. In den großen Lebensverhältnissen der Völker bleiben rein gesetzliche Mittel wirkungslos, wenn sie nicht von Mächten des Gefühls und des Willens unterstützt sind. Der Sozialpolitiker des Kanzlers muß die Sozialpraxis des Volkes nachgehen, ohne die jene nicht wahrhaft heilkräftig sein wird, ähnlich wie die *lex Julia et Papia Poppaea* (die Ehegesetzgebung des Augustus) einst wirkungslos blieb, weil ihr die Sitten der Zeitgenossen Hohn sprachen.

Daß es mit der Gesetzgebung allein nicht gethan ist, sondern daß die wahre Sozialreform praktische Bethätigung jedes Einzelnen verlangt, diese Einsicht bricht sich in England mehr und mehr Bahn. Eine christlich-soziale Bewegung, von Frederic Denison Maurice eröffnet, gewann in den vierziger und fünfziger Jahren zum erstenmale große und segensreiche Bedeutung. Ihr folgten andre Bestrebungen, die, ohne religionsfeindlich zu sein, doch ihren Ausgangspunkt nicht vom positiven Christentum nahmen, was umso leichter der Fall war, als die Christlich-Sozialen in England gegen Andersgläubige, aber Gleichstrebende stets durchaus duldsam gewesen waren. Unter die zweite Klasse rechne ich vor allem die Bestrebungen der Universitäten. Sie stehen nicht allein. Ähnlich macht es z. B. die Etonschule, deren alte Schüler, so weit sie in London leben, je einen Abend der Woche in den Armenbezirken der Weltstadt zu Unterrichtszwecken zubringen.

*) Taine, *Les origines de la France contemporaine. La Révolution.* 2. Buch, 2. Kap.

Auch in Deutschland ist manches geschehen. Gern gedenken wir hier des vaterländischen Frauenvereins, dessen überall segensreiche Thätigkeit sich insbesondere in unsern Residenzstädten und unter den Augen fürstlicher Frauen reich entfaltet hat. Aber das Gefühl der Verantwortlichkeit muß die mit Bildung und Besitz privilegierten allgemeiner durchbringen, und es muß gentlemanlike werden, sich um das Schicksal der weniger begünstigten Klassen zu kümmern. Erst dann, wenn die Bewegung, deren Elemente vorhanden sind, die großen Städte und die Mittelpunkte der Industrie in ihre Kreise zieht, werden wir mit unsern Vettern jenseits des Kanals gleichen Schritt halten. Auch dort hat es in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts nicht an revolutionären Regungen gefehlt, aber heute scheint, was die Gesetzgebung nie vollbracht hätte, ihrer ältern und stärkern Schwester, der Sitte, zu gelingen: Zusammenhänge neu aufzubauen zwischen weit entfremdeten Klassen desselben Volkes. Trotz alles Radicalismus giebt es in England keine eigentliche Umsturzpartei. Möge auch unser Volk die gleiche Kraft beweisen!

In Einzelheiten freilich haben wir uns vor Nachahmungen zu hüten. Wir müssen auf heimischem Boden selbständig vorgehen.

Zwierlei aber können wir von den englischen Vorgängern lernen, was bei Durchführung derartiger Bestrebungen von größter Wichtigkeit ist. Einmal ist es ein gewisser praktischer Sinn. Der Deutsche erfast vielleicht zunächst richtiger die Größe der Aufgabe, daneben bemißt er die eigne Kraft und — handelt nicht. Das, was er thun könnte, erscheint ihm zu geringfügig. Der Engländer wägt dagegen zuerst die eigne Fähigkeit und steckt sich dann ein entsprechendes Ziel, das er wirklich erreicht. Wenn tausende gleiches thun, wird hier die Sitte gezeitigt; dort aber ist zu fürchten, daß nichts zustande kommt, weil es sich um Dinge handelt, die vom Staate allein nicht zu erwarten sind.

Das zweite, worin wir von der englischen Bewegung lernen können, ist die gegenseitige Duldung. Sind doch alle Mitarbeiter auf diesem Gebiete, Geistliche wie Laien, Außenposten der Zivilisation gegenüber den Mächten der Zerstörung. In der That, sie gleichen einem Volke, das sich in weiter Wildnis ansiedelt. Glückliche Männer; mögen sie immer, so weit es ihre Kräfte erlauben, ihre Felder ausdehnen; bei gutem Willen werden sie nicht auf die Grenzen des Nachbarn stoßen. So unermesslich weit ist das Gebiet.



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

2. Karoline von Wolzogen.

(Schluß.)



ber schon war das unmögliche Verhältnis an den natürlichen Grenzen angekommen. Die Braut wehrte sich. Schiller brachte die Herbstferien des Jahres 1789 in Rudolstadt zu; am 18. September bezog er wieder sein Haus in Volkstädt und blieb bis zum 22. Oktober. Er widmete die Morgen und die Nachmittage meist den Schwestern, und in diesem täglichen Verkehr scheint ihm Karoline besonders interessant gewesen zu sein. Die geradsinnige und feinfühlende Lotte fing an zu fürchten, daß Karoline ihrem Verlobten mehr sein könne als sie selbst, und trug sich schon mit dem Gedanken, zu Gunsten der Schwester auf den Geliebten zu verzichten. Sie war wirklich in einer schlimmen Lage. Ihren nächsten Vertrauten, der Mutter und Schwester, durfte sie nichts sagen; was sollte sie thun? In ihrer Not wandte sie sich um Rat an Karoline von Dachroden, die damals noch zwischen zwei Bewerbern schwankte. Diese antwortete in etwas altkluger Weise: „Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenstande, nicht sich verlieren in Liebe, sie fühlen noch ihr Wesen, während wir es vergessen haben. Es ist die Erinnerung meiner eignen Empfindungen, die in mir aufdämmert, ein süßer Traum, meine Teure, von dem wir bald erwachen, uns allein, selbst von dem Geliebten unsrer Seele unverstanden fühlen; vielleicht bestimmte uns die Natur diese zarteste aller Blüten der Liebe, um die Leiden aufzuwiegen, die von ihr unzertrennbar sind. Ach, es ist aber auch eine Frühlingsblüte, und bald dahin wie sie. Lotte, es wird eine Zeit kommen, wo du an meinem Herzen das Bekenntnis ablegen wirst, daß dieser Zustand nicht dauernd sein kann, daß du ahnst, sein schnelles Entfliehen sei auch von der Hand der liebenden Vorsehung geordnet, dann wird es ruhiger sein in deiner Seele.“ Einige psychologische Bemerkungen sind sehr zutreffend: „Du liebst — befehrt sie Lotten — Schiller mit allen Kräften deines Wesens, ihre (Karolinens) Seele ist in ihn versunken.“ Sie giebt der Freundin den Rat, sich offen gegen Schiller darüber auszusprechen: „Sei offen, wahr mit deinem Geliebten; ich wollte zwar mein Leben zum Unterpfande geben, daß es so ist, wie ich glaube, daß Schiller eigentlich keine von euch mehr, daß er euch aber verschieden liebt.“

Lotte befolgte den Rat der Freundin, zwei Tage nach Schillers Rückkehr schrieb sie diesem einen sehr merkwürdigen Brief, indem sie leise und zart auf sein Verhältnis zu Karoline hindeutete und ihre Besorgnisse durchblicken ließ. Sie fühle, sagt sie, wohl, daß sie ihn durch anscheinende Kälte zuweilen abgestoßen haben möge, aber das Unvermögen, ihre Gefühle so zu äußern, wie sie es wünsche, liege in ihrer Angftlichkeit, nicht zudringlich zu erscheinen, begründet. Zuweilen habe sie auch gedacht, daß Karoline ihm mehr sein könnte als sie, und daß er sie nicht zu seinem Glücke nötig habe. Doch verlegt sie, um ihn nicht zu kränken, vorsichtig diese Gedankenwandlungen in das vorige Jahr, in die Zeit von Schillers erstem Aufenthalt in Rudolstadt, und schließt die Betrachtung mit den Worten: „Es wird eine schöne Zeit sein, wenn wir erst ganz für einander leben. Wie vieles wird sich nach und nach im ungestörten Zusammensein entwickeln, wie vieles werden wir noch an einander finden, was uns näher und enger verbinden kann.“

Schiller schien es anfangs nicht recht zu verstehen oder wollte es nicht verstehen, was Lotte meinte. Erst als diese immer wieder mit stillem Gram darauf zurückkam, daß sie fürchte, es möchte eine Zeit kommen, in der er aufhören könne, ihr das zu sein, was er ihr sei, fing er an, sich zu entschuldigen. „Karoline — schreibt er am 15. November, in demselben merkwürdigen Briefe, in dem er noch einmal das Zusammenwohnen mit Karoline in den Kreis seiner Berechnung zieht — ist mir näher am Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen.“ Und einige Tage später ruft er erschrocken aus: „Kummer drückt dich, meine teure Lotte, nicht Krankheit allein, dein Brief hat mich geängstigt. Was ist dir? du hast düstere Blicke in die Zukunft, dein Herz ist gedrückt.“ Aber immer fährt er fort, seine Herzensergüsse an beide zu richten: „Engel meines Herzens, o wo finde ich einen Ausdruck, der die Liebe ausspricht, mit der ich euch liebe.“

Am 2. Dezember reisten Lotte und Karoline nach Weimar, blieben bis Mitte Februar (1790) und machten erst einen Besuch in Erfurt, ehe sie nach Hause zurückkehrten. Schiller kam oft von Jena nach Weimar herüber, die Weihnachtsfeiertage verlebte er dort. Karoline von Dachroden traf mit ihren beiden Verehrern Humboldt und La Roche ein. In diesem wunderlichen Zusammensein der beiden Doppelpaare muß der Übermut der Seelenfreundschaften noch einmal recht zum Ausbruche gekommen sein. Lotte wenigstens war nicht zufrieden mit einer solchen Weihnachtsfeier. Ihre Briefe atmen tiefe Sorge und Beklemmung, sie flüchtet sich mit bangen Klagen an das Herz des Geliebten. Es ist rührend, wie sich ihr ganzes Wesen unter den Klauen beängstigender Zweifel windet. Als Schiller sie deswegen tadelte und ihr zuruft: „Ihre dich

nicht an den seltsamen Gestalten meiner Seele, die oft in schnellen Übergängen wechseln, sie haben mit unsrer Liebe nichts zu thun!" bekennt sie: „Mein Lieber, ich wollte dir keine Vorwürfe machen durch meine Zweifel, mein Geliebter! Aber sie kommen mir zuweilen, wenn mein Herz durch das Gefühl der Liebe zu dir zu heftig bewegt ist, und ich fühle dann doch wieder, wie wenig ich dir geben kann, wie wenig überhaupt sich die Empfindung dieses Gefühles ausdrücken läßt. Dies macht mir weh, und diese Stimmung meiner Seele hat sich meinem Briefe eingeprägt. Ich war überhaupt zu angespannt, zu viel mit meinen Gefühlen beschäftigt die Zeit über, besonders da wir so wenig Ruhe hatten. Und noch kann ich das geschäftslose Leben, das wir im Kaffeehause führten, nicht ganz vergessen; es hat mir keine angenehmen Eindrücke gemacht. Und so mag uns das Schicksal nie wieder alle Sechse so unbeschäftigt zusammenführen.“ Unterdessen hatte Schiller an die Mutter geschrieben und um Lottchens Hand angehalten. Am 22. Februar 1790 war die Hochzeit, Lotte zog allein nach Jena. Durch die Kraft ihrer Liebe und ihres geraden Sinnes gelang es ihr, das Verhältnis des Gatten zur Schwester in die rechte Bahn zu lenken, und so blieb ihr der Sieg. Der leidende Dichter erhob sich zu einer schöpferischen Vergeistigung, welche „das Gemeine, das uns alle bändigt,“ weit hinter ihm ließ.

Unterdessen trieb Karolinens Herz oder vielmehr ihre Phantasie einem neuen Magnet zu. Durch Karoline von Dachröden war sie in Erfurt mit dem Koadjutor von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, bekannt geworden, einem katholischen geistlichen Herrn, der bereits die Mitte der vierziger Jahre erreicht hatte. Er war Philosoph und Schöngest, verkehrte gern mit Dichtern und Frauen, hoffte aber noch eine große staatsmännische Karriere zu machen, denn er war zum Nachfolger des Kurfürsten von Mainz bestimmt, der als alt und stumpf geschildert wird. Goethe verkehrte gern mit ihm, weil er sein unbefangenes Urteil schätzte und in Regierungsangelegenheiten gern seine Ansicht hörte, Dalberg aber fühlte sich noch mehr zu Schiller hingezogen und wurde von den weiblichen Verehrerinnen desselben nach Kräften in dieser Hinnneigung bestärkt. Man wünschte in dem Schillerischen Kreise, daß er sich um den Dichter ein besonders Verdienst erwerben möchte, indem er ihm eine glänzende Anstellung in Mainz verschaffte. Schiller selbst trug sich lange mit dieser Hoffnung. Aber Dalberg war zurückhaltend und beschränkte seine Gönnerschaft zunächst darauf, daß er Schiller regelmäßig, wenn dieser ihm ein vollendetes Werk verehrte, eine Rolle Dufaten schickte. Deshalb hieß er unter Schillers Vertrauten der „Goldschatz.“ Im übrigen erklärte er den unermüdblichen Wagnerinnen, daß ihm zur Zeit die Hände gebunden seien, daß er aber, sobald er den Mainzer Stuhl bestiegen haben werde, seine Freunde um sich versammeln wolle. Im Dezember 1789 ersuchte ihn Schiller um seine Verwendung bei dem Mainzer Kurfürsten, erhielt aber eine ausweichende Antwort, aus der er nichts machen konnte. Länger und zäher als Schiller hielten die Freundinnen an der Hoffnung fest, daß der

Grenzboten I. 1887. 74

ganze Schillersche Kreis, Humboldt und Wolzogen natürlich eingeschlossen, eine „Kolonie auf einer Insel am Rhein“ aufrichten werde, in der ein sorgenfreies, ideales Dasein ungestört erblühen könne. Zu nicht immer sehr zarten Ausdrücken wünschten sie dem Alten in Mainz ein baldiges Ende. Die Damen verkehrten, so oft sie in Erfurt waren, möglichst viel mit dem lieben Koadjutor. Karoline von Dachroden, die ihm räumlich am nächsten war, ruft aus: „Ach, der Koadjutor ist hier mein einziger Trost; wo er nicht ist, gähne ich mich bald zu Tod!“ Dann klagt sie über die Vertheit der Menschen und fährt fort: „Den Koadjutor nehme ich aus, der gehört zu uns, den habe ich auch bei mir allein gesehen. Ach, vor ihm geht einem das Herz auf, so gepreßt es auch sei. Mein Wesen kann sich mit so vollem Vertrauen in ihm niederlegen.“ Auch Lotte und die Frau von Stein suchten ihn gern auf und erquickten sich an seiner Teilnahme. Am meisten aber fühlte sich Karoline zu ihm hingezogen. Mit der krankhaften Energie ihrer Freundschaftssucht klammerte sie sich an die vertraulichen Zwiegespräche mit dem bald sentimental schwärmenden, bald diplomatisch zurückhaltenden geistlichen Herrn. „Habt Ihr noch nichts vom Schatz gehört — fragt sie im Winter 1790—91 bei Lotten an —, er hat mir gar lieb geantwortet und eine große Freude über das Märchen gehabt*); er ist gar zu lieb, und es ist ihm ein ordentliches Anliegen, mich durch etwas interessirt zu wissen. Ich habe den Brief so lieb, daß ich ihn nicht schicken kann.“ Dem Schwager und der Schwester erschien diese zudringliche Freundschaft für den katholischen geistlichen Herrn bedenklich; sie warnten, aber umsonst. „Liebe Lotte, — schreibt sie am 2. April 1792 an die Schwester von Erfurt aus —, ich danke dir sehr für deine treue Meinung. Ich kann nichts übel finden, was du meinst zu meinem Besten zu sagen, aber sehr fatal ist mir's, daß ihr durchaus dies von der ungraziösen Seite ansehen wollt. Ich habe nichts gethan, was mich compromittiren könnte, also noch weniger euch. Ich habe mir diese Art der Existenz mit dem Schatz zum Lebensplan gemacht, und ich muß mich selbst durch längere Bekanntschaft mit seinem Wesen überzeugen, ob er auszuführen ist oder nicht. Ich glaube fast, daß ihr Recht habt, und daß er keine Konsequenz in dieser Art von Gefühlen hat; doch muß ich noch gewisser werden, um meiner Seele eine andre Richtung zu geben. Diese Zeit jetzt habe ich dazu bestimmt, weil sich die Umstände nicht so leicht wieder so treffen werden. Vor der Welt ist gar nichts Auffallendes, daß ich bei der Li [Karoline, Humboldts Frau] bin.“ Dann wieder: „Der liebe Schatz ist noch nicht so offen gegen mich, als ich's wünschte, doch wird es noch kommen. Alles deutet mir, daß er etwas Heibendes unter uns wünsche, ich sollte mich doch scheiden lassen, hat er jetzt der Li wieder gesagt. Die Seele wird mir merklich stiller, und die Gewißheit, daß ich Zeit habe, alles rein auszuspinnen, macht mir wohl. Der chère mère hast du doch nichts davon gesagt? Sie muß ruhig bleiben, bis ich

*) Sie hatte eins gedichtet.

ihr etwas Festes und Klares sagen kann. Ich muß fühlen, was ich dem Schatz sein kann, und welche Gestalt mein inneres Sein gewinne, einem so hohen, schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben. Es wäre eine schöne, edle Frucht meines reiferen Lebens, und mit euch vereint zu leben!"

So mischten sich in ihrem Kopfe drei Pläne: von ihrem Manne loszukommen, dem geistlichen Herrn etwas für's Leben sein zu können und unter seiner Protektion mit Schiller und der Schwester in Mainz zu leben. Diese Mischung tritt in manchen Stellen ihrer Briefe fast in komischer Weise hervor. So schreibt sie, als sie nach Rudolstadt zurückgekehrt ist: „Der liebe, liebe Schatz, sein Brief hat mich sehr gerührt. Ich fühlte es auch einigemal im Sprechen, wie es ihn schmerzt, so gebunden zu sein. Wohl ist es ein engel-schönes Herz, wert, daß man alles für ihn thue. Wenn doch der alte Esel [der alte Kurfürst von Mainz] einmal stürbe! Gute Nacht mit diesem schönen Wunsche.“ Noch weniger schön war die Art, wie die Freundin Karoline von Dachroben dieses seltsame Verhältnis schon auf den ersten Stufen seiner Entwicklung auffaßte. Sie schreibt am 30. März 1791 an Lotten: „Ach es wäre gar schön, und gewiß würde es wohlthätig auf Lili [Karoline] wirken, wenn sie den Goldschatz einmal wiedersähe. Nach dem Briefe, den sie an ihn vor ihrer Abreise geschrieben hat, muß es zur Sprache unter ihnen kommen, wenn sie sich allein und ungestört sehen, und nur das kann wohlthätig auf Lili wirken, wenn sie ihr ganzes Wesen, ihr innerstes Leben und Weben von dem Goldschatz verstanden und gefaßt fühlt. Eigentlich sehen sie sich doch wenig und sprechen sich noch weniger. Daß es anders werden muß unter ihnen, fühl' ich so tief, fühl' es so wahr, wie mein eignes Leben, wenn Lili nicht im Druck dieser verworrenen Verhältnisse zu Grunde gehen soll. Ach, Lottchen, das trägt nicht lang ein weibliches Herz. Der Schatz sprach mir nie mit einem Worte bestimmt über Lilis Brief und ihre Empfindungen, schwieg, seit er sie zum letztenmal sah, ganz von den seinen. Aber ich fühlte oft, daß er erriet, ich wisse alles, und daß seine Reden darum so und so gewendet waren. Es ist ein einziges Wesen an Kraft und Schönheit und Grazie der Empfindung — doch das fühlst du wie ich. Was aus dem Verhältnisse zwischen ihm und Lili werden wird? Wenn sie sich nahe leben, ein sehr schönes. Er wird ihr hohes, reines Wesen immer inniger empfinden, sie wird seine liebste, in einem gewissen Sinne seine einzige Freundin werden, und Lili? Ach Lotte! haben wir denn ein andres Dasein als unser ganzes Wesen in einen Mann zu legen, vermiffen wir auch noch etwas, wenn wir seine Schönheit, den Reichtum und die Höheit seines Geistes empfinden? Lili wird glücklich sein, wenn sie ihn sieht, wenn sie frei vor ihm existiren darf und die zarten Blüten einer einzigen Liebe pflegt. Diese Liebe, meine Charlotte, wird ihr ganzes Dasein ansfüllen.“

Der Koadjutor scheint den exzentrischen gelehrten Damen gegenüber stets die nötige Vorsicht bewahrt zu haben, wenigstens ist von einem Aussprechen

mit Karolinen nicht die Rede, und so sanken denn auch die Seifenblasen ihrer Lebenspläne in sich zusammen. Aber von ihrem Manne wollte sie durchaus loskommen. Der gute Herr von Beulwitz war wirklich zu bebauern, er sah sich auf die unverantwortlichste Weise beiseite geschoben und mußte sich außer dem Hause ein erträgliches Leben zu schaffen suchen. Der grausame Idealismus seiner Frau hatte dafür nur herzlosen Spott: „Durs lebt ganz dem Bacchus und ist so glücklich in dieser Stimmung, daß sein Leben ordentlich eine Satire gegen Minerva abgeben könnte. Ich sehe ihn fast garnicht.“ schreibt sie im Dezember 1790. Zwei Jahre später begannen die Verhandlungen wegen der Scheidung. Schiller sah jetzt als glücklicher Ehemann die Sache anders an als früher. Er riet zum geduldigen Ausbarren, zur Vorsicht, zur Mäßigung, aber was half es, daß er jetzt die Mienne überlegener schwägerlicher Besonnenheit annahm, er hatte die Frau doch durch seine frühere unvorsichtige Anbetung von allen ihren alltäglichen Gewohnheiten und Beziehungen losgerissen. Die Hauptfrage war die Geldfrage. Karoline stellte Bedingungen, setzte dem armen Manne, den sie um jeden Preis lossein wollte, einen Preis, für den er sie loswerden könnte; 300 Thaler jährlich sollte er ihr geben. Denn: „Vor dem Nichtshaben — sagte sie — werde ich mich sicher hüten, für eine Frau ist's das größte Unglück.“ Herr von Beulwitz war edel genug, auch jetzt noch für das Wohl der Ungetreuen besorgt zu sein. Es ist ergreifend, wie er (nach einem Briefe der Frau von Lengefeld an Lotten vom 12. November 1793) an Karolinen schreibt: „Der Gedanke, sie leidend und in Zukunft von ihm getrennt in Not zu wissen, wäre ihm unerträglich. Er sei also fest entschlossen, sich nicht trennen zu lassen und lieber unglücklich zu sein als sich Vorwürfe machen zu müssen, nicht als ein rechtschaffener Mann gehandelt zu haben. Wenn nur Karoline bei ihm sein und sich freundlich betragen wollte, und wenn er es sich auch abbrehen müßte, wollte er lieber sehen, ihr einiges Geld zu ihrem Vergnügen anssetzen zu können, wenn sie bei ihm bliebe.“ „Wäre er mein Feind — setzt die chère mère hinzu —, so müßte ich sagen, daß diese Gefinnungen edel sind.“ Endlich kam denn doch eine Ausgleichung zustande, im Jahre 1794 trennten sie sich.

Beulwitz blieb in freundschaftlichem Verkehr mit der Frau von Lengefeld und mit Schiller, verwandte sich auch später für dessen Sohn Ernst. Bald nach der Scheidung von Karoline verheiratete er sich wieder, auch mit einer „Gelehrten“, wie Lotte an Schiller schreibt, einem Fräulein von Vibra, und und er fand, wie es scheint, das Glück, welches ihm Karoline nicht gönnt hatte.

Aber auch Karoline begab sich im Herbst desselben Jahres wieder in das eheliche Joch, sie heiratete Wilhelm von Wolzogen. Man kann nicht sagen, daß sie den guten Better in einem stillen und treuen Herzen getragen hatte.*)

*) Außer von den intimen Beziehungen zu Schiller und dem Koadjutor war sie auch noch von manchen andern Seelenfreundschaften in Anspruch genommen. Ein junger Lieb-

Doch hatte sie in der bisherigen überschwänglichen Weise den Briefwechsel mit dem alten Freunde fortgesetzt, und sie verband sich mit ihm, weil sie eben nichts Besseres thun zu können glaubte, ohne rechte Liebe, aber mit dem Vertrauen, daß er ihr treu ergeben sei. In Kannstatt, wohin Wolzogen nach einem längern Aufenthalte in Paris zurückgekehrt war, traf sie mit ihm zusammen, und noch vor der Scheidung wurde der Plan zu der neuen Verbindung festgesetzt. Dazu drängte sie vielleicht auch die Sorge für die Zukunft, denn Beulwitz hatte ihr schließlich nur 60 Thaler jährlich bewilligt. Schiller und die chère mère waren wenig erbaut von dieser raschen Wiederverhehlung Karolinens, sie selbst aber konnte sich damit trösten, daß sie einen ihr mit ganzer Seele ergebenen Menschen unendlich glücklich machte. Als in Bauerbach, dem Erbgnie Wolzogens, die Hochzeit stattgefunden hatte und die Neuvermählten allein waren, warf er sich an ihre Brust und rief weinend aus: „Es muß mir ein Unglück begegnen, denn ich bin zu glücklich.“

Karoline stand im zweiunddreißigsten Lebensjahre, als sie die zweite Ehe schloß. Der ganz gleichalterige Gatte war dazu geschaffen, sie glücklich zu machen, und soweit sie für häusliches Glück empfänglich war, erkannte sie das auch an, aber sie hätte um vieles glücklicher sein können, wenn sie weniger unruhig, weniger anspruchsvoll gewesen wäre. Im Jahre 1797 erhielt Wolzogen eine Anstellung als Kammerherr und Kammerrat in Weimar. So kam Karoline in den Mittelpunkt des schöngestirnten Lebens jener Zeit und mit Schiller, der 1799 von Jena nach Weimar übersiedelte, an einen Ort. In der innigsten Verbindung mit ihren Lieben, nicht weit entfernt von ihrer Freundin Karoline von Humboldt, die mit dem Gatten noch bis 1798 in Jena wohnte, konnte sie ihr Herz der Ruhe öffnen, die mit einem günstigen Frauenlose verknüpft zu sein pflegt. Dazu kam, daß ihr rastlos thätiger Gatte sich am Weimarer Hofe eine angesehene Stellung zu schaffen wußte; der Herzog betraute ihn 1799 mit dem ehrenvollen Auftrage, am Petersburger Hofe die Verlobung des Erbprinzen mit der Großfürstin Maria zu vermitteln, 1801 war das große Werk vollbracht, und Wolzogen wurde Wirklicher Geheimer Rath und Mitglied des Ministeriums.

Karoline war auch wirklich in den ersten Jahren ihrer neuen Ehe ruhiger und sicherer als vorher. Ein neues, bisher ungeahntes Glück war ihr aufgegangen, das Mutterglück. In Stein in der Schweiz, wo sie, den Kriegsstürmen im Württembergischen ausweichend, mit ihrem Gemahl eine Zuflucht gesucht hatte, war ihr Adolf geboren. Ein vortreffliches Zeugnis giebt ihr der Gatte

länder, Gustav Behagel von Adlerskon, ein Schüler Schillers, schreibt ihr vor seiner Abreise nach Rußland im November 1793: „Lebe wohl, treue Seele. Empfange hier den letzten Abschiedskuß auf deutschem Grund und Boden. Diese Thränen sind die schmerzlichsten, die je aus meinem Auge gequollen sind. Und hat die Gottbeit ein künftiges Wiedersehen für Herzen, die einander gehören, bestimmt, o so hoffe ich, dich doch wieder zu haben, dir zu zeigen, meine Liebe war innig, aufrichtig und treu.“

in einem Briefe an den Freiherrn von Truchseß, indem er diesem bewährten Freunde vor der Abreise nach Petersburg seine Familie empfiehlt, falls er aus dem fremden Lande nicht wieder zurückkehren sollte. „Meine Frau — schreibt er —, einer der schönsten Charaktere, die ich im Leben angetroffen — so viel Geist mit so unendlich großer Sanftmut, so viel herzliche Liebe mit solchem Drange nach hohen Gegenständen, so unbegreiflich einfach, und doch so viel umfassend, eine gute Hausfrau, eine zärtliche Mutter, und doch Schöpferin von Welten, die ihre schöne Phantasie in solcher Harmonie ordnet! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, lieber Freund, wie unendlich glücklich ich die Jahre war, die ich mit dieser ausgezeichneten Frau verlebte.“ Freilich war dies bei der großen Güte Wolzogens nicht schwer. Seine Treue in Liebe und Freundschaft zeigte sich ja auch in seiner Anhänglichkeit an Schiller und in der unermüdeten Sorge, die er der Familie des früh Geschiedenen angedeihen ließ. Die Nation wird auch nie das ergreifende Bild vergessen, wie er allein in nächtlicher Stunde dem Sarge ihres großen Dichters folgte.

Zu der größern Ruhe und Sicherheit in Karolineus Wesens trug auch viel der Umstand bei, daß sie nun erst ihren wirklichen Beruf gefunden hatte: sie war Schriftstellerin geworden. Unter allen Frauen des Schillerschen und Goethischen Kreises war sie am meisten zu diesem Berufe befähigt. In ihren Dichtungen ist Kraft, Schönheit und Gedankengehalt, man spürt den Einfluß Schillers in ganz andrer Weise, als in den dilettantischen Spielereien der Frau von Stein den Einfluß Goethes. Nachdem sie sich in „Briefen aus der Schweiz“ und „Märchen“ versucht hatte, wagte sie sich an ein Drama im griechischen Gewande, „Der Leukadische Fels.“ Schiller nahm es in die „Thalia“ von 1792 auf, doch ist es im zweiten Akte abgebrochen und, wie es scheint, nicht wieder aufgenommen worden. Die Heldin Lybia ist Braut, liebt aber einen andern, an dem man leicht einzelne Züge des Koadjutors erkennen kann, und beschließt, um dem verhassten Ehebunde zu entgehen, in den geheiligten Fluten den Tod zu suchen.

Während sie in Kannstatter Wade Heilung suchte — es war zu derselben Zeit, als Wolzogen um sie warb, begann Karoline ihr größtes Werk, den Roman „Agnes von Lilien.“ Die Heldin, ein junges, in ländlicher Einsamkeit sorgfältig erzogenes Mädchen, kommt plötzlich in das Hofstreben, wird in abenteuerliche Verhältnisse verwickelt, die, wenn auch nicht ihrer Tugend, so doch ihrem Rufe gefährlich werden, muß das Kreuzfeuer der Bewerbungen zweier Liebhaber aushalten, geht aber unverletzt und gestählt aus dieser Lebensprobe hervor. Man sieht, die Verwicklungen und Verwirrungen ihres eignen Lebens lieferten der Verfasserin die Stoffe zu ihren Phantasiegebäuden. Der Roman wurde viel gelesen und machte sie mit einemmale zu einer berühmten Frau.

So hatte denn Karoline trotz der gewagten Art, mit der sie in ihr inneres und äußeres Leben einzugreifen pflegte, alles gefunden, was selbst ein anspruchs-

volles Gemüt befriedigen konnte. Eine große, hochinteressante Reise bot außerdem ihrem Kunstsinne und ihrem Streben in das Weite eine Fülle von Anschauungen. Im Jahre 1802 begleitete ihr Mann den Erbprinzen nach Paris, Karoline folgte ihm, obgleich dies am Weimarer Hofe nicht gern gesehen wurde, und verlebte dort den Sommer. Wie sie in der großen Stadt, im Mittelpunkt der europäischen Kultur, sich durch das Studium der antiken Kunstwerke und den Umgang mit Gelehrten geistig anregen ließ, davon geben ihre Briefe ein bereicheres Zeugnis. Freilich ihren Mann sah sie wenig, er war an die Person des Prinzen gebunden und konnte die Gattin nicht in den Bekanntenkreis desselben einführen. Auf der Rückreise, im Herbst, verweilte sie noch einige Monate in Württemberg, besuchte die Angehörigen des Schillerschen und Wolzogenschen Familienkreises und kam, mit großen Anschauungen erfüllt, wieder in Weimar an. Ihr gastliches Haus wurde ein Sammelplatz alles geistig Bedeutenden, was sich in der kleinen Mufenstadt zusammensand oder vorübergehend dort verweilte.

Trotzdem wurde sie nie ganz heimisch in Weimar. Wenn Schillers verreisten, wie im April 1804 nach Berlin, war es ihr, „als sei sie in einer fremden Stadt.“ Mancherlei mochte dazu beitragen. Mit dem Hofe ging es ihr wie mit dem Rudolstädter, sie hatte keine rechte Fühlung mit ihm, und dann ward auch ihr Mann durch Geschäfte oft lange vom Hause ferngehalten. Wolzogen war überdies leidend. Schon aus der Karlschule mochte er den Keim eines Lungenleidens mit fortgenommen haben, während des Winteraufenthaltes in Petersburg hatte die Krankheit eine bestimmtere Gestalt angenommen, und in Paris war er wiederholt von schweren Anfällen heimgesucht worden. Der „Alte“ — so wurde er im nächsten Freundeskreise genannt — hatte alle Abende geschwollene Füße und nicht selten so heftige Brustbellemmungen, daß es seiner Frau ernstliche Sorge machte. Trotzdem mußte er im Herbst 1803 abermals eine Reise nach Petersburg unternehmen, um die Vermählung des Erbprinzen mit der Großfürstin zum Abschlusse zu bringen. Diese erfolgte 1804, aber Wolzogen kam auch damit nicht zur Ruhe, es war ihm nicht vergönt, sich auch nur die nötigste Schonung angeeignen zu lassen. Schiller starb, dann brach (im Oktober 1806) der Kriegsturm über Weimar herein. Wolzogen eilte aus Bad Liebenstein herbei, um in Abwesenheit des Herzogs die Interessen des Landes zu wahren. Karoline fand im Schlosse bei der Herzogin Luise Aufnahme. Wie die meisten Familien Weimars, so erlitt auch die Wolzogensche in dieser Zeit der Not schwere Verluste an Hab und Gut. Im nächsten Jahre wurde Wolzogen nach Paris gesandt, um die weimarischen Angelegenheiten zu fördern. Karoline begleitete ihn, und es war notwendig, denn die Krankheit des armen „Alten“ nahm immer mehr zu. Die geistige Elastizität der merkwürdigen Frau zeigte sich bei diesem zweiten Aufenthalte in Paris in vollem Glanze. Trotz der Not der Zeit und der Sorge um den Gemahl genoß sie die Kunstschätze und die Geselligkeit der großen Stadt, so gut sie konnte.

Auch Dalberg, der seit 1802, nach dem Tode des Mainzer „Alten,“ als Kurfürst, Reichstanzler, Metropolitan und Primas von Deutschland in Regensburg residirte, seit 1806 auch den Titel Fürst-Primas führte, hielt sich damals in Paris auf und ließ sich den Verkehr mit seiner treuen Verehrerin wohl gefallen. Er war gealtert, ein angehender Sechziger, sein Gedächtnis hatte etwas abgenommen, aber er schrieb noch immer neue Werke und zeigte daselbe Gemisch von Sentimentalität und diplomatischer Zurückhaltung wie früher. Karoline brachte in der Regel die Morgenstunden bei ihm zu und fand ihn, wenn sie mit ihm allein war, „wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft in Erfurt.“ Für die Schillersche Familie bedauerte er zunächst nichts thun zu können, die Söhne sollten nur erst heranwachsen, dann wolle er für sie sorgen. Er half sich, wie es scheint, gern mit Versprechungen allgemeiner Art. Neben dieser alten Seelenfreundschaft pflegte Karoline noch eine andre mit dem Grafen Gustav von Schlabrendorf, einem siebenundfünfzigjährigen Sonderling, mit dem sie schon während ihres ersten Aufenthaltes in Paris viel verkehrt hatte. Der alte Narr philosophirte über die Wallungen und Wandlungen seines Herzens und sagt sehr hübsch von sich: „Zuerst hofft man Liebe, dann sucht man sie, zuletzt schwächt man gern davon.“ Die Freundschaft wurde zur Vertraulichkeit und endlich mit dem „Du“ besiegelt.

Im Mai 1808 verließ Karoline Paris mit dem Gatten, der kurz zuvor wieder einen schweren Krankheitsanfall überstanden hatte. Sie mußte sich nun in die Rolle der Krankenpflegerin finden, und sie war dazu bereit. Den Sommer 1808 brachte sie mit dem armen „Alten“ in Wiesbaden zu, 1809 lehrte sie mit ihm dahin zurück, im Dezember erlöste ihn der Tod. Leider zieht sich durch diese Zeit der bangen Sorge und der Trauer ein Mißton, der das innerste Gemüthsleben Karolinens grell beleuchtet. In Wiesbaden gefellten sich zu ihr mehrere wohlmeinende Männer, die ihr mit Rat und That beistanden, darunter einer, den sie mit besondrer Vorliebe ihren „Ami“ nennt. Über diesen schreibt sie an Lotten: „Ohne meinen Ami wäre ich in der völligsten Einsamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Ich bin auch eine wundervolle Erscheinung in dieser Einöde für ihn und ein Band zum ästhetischen und Kunstleben, wohin seine ganze Natur geht. Niemand habe ich noch gefunden, der das Geschäftsleben, eigentlich das Regieren, in so einem tiefen Sinne nähme und so geistvoll aufsaßte wie er. Alles, was er treibt, geht von der höchsten Idee aus, und er adelt jedes Geschäft. Er ist zum Höchsten in diesem Fache geschaffen. Mein Ideal des öffentlichen Lebens für einen Mann finde ich so in ihm ausgesprochen, daß es mich oft zur Bewunderung hinzieht. Er hat etwas tief trauriges in seinem Gemüt und ist in der Epoche des Lebens, wo unser Ideal immer an die Wirklichkeit stößt und den Busen zerreißt. Ich hoffe ihm auch viel zu sein und noch mehr zu werden, wenn ich selbst ruhiger bin. Er ist scharf, klug in der Welt, imponirend durch Gegenwart und Einsicht, nur bei mir kindlich offen

und hingegeben in Anteil und Liebe. Ein Sturz vom Pferde hat eine Wunde in seiner Brust zurückgelassen; er selbst glaubt nicht lange zu leben. Das alles mit seinen schönen, reinen Zügen und der edelsten Gestalt, die ich je gesehen, zieht zu einem gewaltigen Anteil an ihm hin. Ich kann's ihm nie genug danken, was er mir jetzt ist. Die rheinische Mundart, die Goethe so liebt, hat eine unaussprechliche Grazie an ihm. Er singt sehr schön zur Gitarre. Kurz, an diesem Ami ist kein Tadel. Du und die chère mère würdet ihn lieben." In dieser Vergötterung eines Hausfreundes, in diesen Anspielungen auf eine mögliche künftige Verbindung ergeht sich die sechsundvierzigjährige Frau an dem Schmerzenslager des todkranken Gatten, der jeden Tag seine Auflösung erwartet! Wirklich trug sie diese neue Leidenschaft mit sich herum bis 1811; da ernüchterte sie der Geliebte selbst dadurch, daß er heiratete.

Nach dem Tode ihres Mannes hielt sich Karoline viel bei dem geliebten Fürst-Primas auf, der seit 1810 als Großherzog von Frankfurt meist in Aschaffenburg residierte. Bekanntlich nahm die politische Weisheit des schöngeistigen Dalberg einen schlimmen Ausgang. Als Fürst-Primas des Rheinbundes diente er dem französischen Eroberer und würde nach dem Freiheitskriege in bitterer Not und Verachtung gefallen sein, wenn ihm nicht der Kongreß von Wien eine Pension von 100000 Gulden gewährt hätte. Er starb als Erzbischof von Regensburg am 10. Februar 1817. Wie eng sich Karoline an ihn angeschlossen, ersieht man daraus, daß er ihr 12000 Gulden als unverzinsliche Anleihe überließ. Mit ihrer politischen Anschauung hatte diese Freundschaft nichts gemein, denn sie selbst war voll des reinsten Patriotismus und gab denselben in den schwersten Zeiten einen begeisterten Ausdruck, wie sie auch gleichzeitig und später mit dem Freiherrn von Stein in häufigem Verkehr stand. Ihre Anhänglichkeit an Dalberg bis zu dessen Tode zeigt ein Tagebuchblatt, welches aus dem Jahre 1818 stammt: „Hier [in Aschaffenburg] im Gemäuer des Domes ruht das Herz, an dessen Schlägen das meinige hing. O dieses Herz war der Quell wie von tausend Schmerzen, so tausendfacher Seligkeit. Denn sein Leben riß an sich, und die Gewalt seiner Liebe beherrschte, was in seinen Kreis kam. Zauberisch fesselte dieses Herz, es gab den Worten Leben, und mächtig strömten diese in die lieberfüllte Brust der ihm ergebenen und durchdrangen sie mit ihrer Fülle.“ In denselben Tagebuchergüssen überläßt sie sich etwas später der Erinnerung. „Im Jahre 1791, am Tage nach Karolinens [von Humboldt] Hochzeit, empfangen wir in Dalbergs Hause in der Abendgesellschaft die Nachricht von Ludwigs XVI. in Varennes vereitelter Flucht. Ergriffen von dieser Begebenheit, ergoß sich die Gesellschaft in ihren Empfindungen und Ansichten. Ich trat mit den beiden Humboldts und Karolinen auf den Balkon. Dalberg, damals noch eine hohe, edle Gestalt, trat zu uns und faßte meine Hand, der Mond stand uns gegenüber, der Himmel voll Sterne. Er hob seine Augen zu ihnen empor und sprach mit der innigen, volltönenden Stimme, die immer
Grenzboten I. 1887.

das Herz traf: Was sind die Begebenheiten dieser kleinen Erde gegen den unermesslichen Himmel? Ein Priester der Natur und Menschheit, stand diese heilige Seele vor mir, ich war wie verloren in seinem Anschauen.“ Die unverwundliche Ergebenheit der Freundin belohnte der alte geistliche Herr mit der größten Zärtlichkeit. „Der Schatz — schreibt sie am 7. Februar 1812 von Aschaffenburg aus — ist äußerst gut und zärtlich mit mir, und so ist mir das Verhältnis sehr wohlthätig, gerade weil es mich nicht mehr zu lebhaft bewegt. Wenn ich noch einmal mit Vernunft lieben lernte, so wäre es viel. Die Zeit macht auch ihn nruhig, aber in heitern Momenten ist er dem Geiste und der Regsamkeit nach immer ein Jüngling. Er freut sich so, daß mich hier alle Leute lieben, und ich fühle, daß ich ihm wohlthue.“ Aber der alte Boß in Jena zankte im Gespräche mit der *chère mère* auf die „Frau“ (Karoline), „was sie nur immer in Aschaffenburg bei ihrem Großherzoge stecke,“ und auch die Schwester Lotte war nicht damit einverstanden. Sie tabelt in ihren Briefen an die Erbgroßherzogin Karolinens Unruhe und Heimatlosigkeit. Schon im Herbst 1810 klagt sie: „Über die Frau bin ich noch nicht recht ruhig. Sie ist wieder ungewiß in ihren Plänen über den Sohn, und wo der Punkt ist, wo sie Ruhe finden wird, das muß ich einer höhern Macht überlassen. Ich fürchte, ihr Leben, welches sie sich so reich durch ihr Gemüt, ihr Talent machen kann, geht vorüber, ohne Ruhe zu finden.“ Im Januar 1811: „Die Frau ist in Frankfurt und hat Gesellschaft und geht ins Theater. Den hat mir versichert, die Frau könne hier [in Weimar] nicht leben, denn sie hätte nicht genug Herren zum Umgang. Das klingt komisch, nicht wahr?“ Bald darauf: „Die Frau giebt jetzt in Aschaffenburg Visite [beim Großherzog]. Sie hat uns ganz verlassen und vergessen. Sie ist wohl, ganz ruhig wird sie wohl nicht auf dieser Erde.“ Einige Monate später: „Ich war ordentlich traurig, als ich die Frau wieder sah, denn wenn man so unstät auf der Erde ist und immer fremde Wohnplätze aufsucht, so stumpft sich doch am Ende, ohne daß man es will, das Gefühl ab, und man wird kälter gegen die frühern Lebensverhältnisse.“ Ganz ungehalten ruft sie um dieselbe Zeit aus: „Wenn ich der Frau etwas fein kann, so wird es mich herzlich freuen. Aber sie ist zu ungern hier und strebt immer weg, da wo sie ist. Da möchte mein Bestreben, sie zu erfreuen, fruchtlos sein.“ Die Stimmung Karolinens war gedrückt und trübe, vorzüglich deshalb, weil sich bei der endlichen Regelung der Erbschaft herausstellte, daß ihr infolge der unbestimmten testamentarischen Anordnungen ihres verstorbenen Gatten nicht so viel blieb, als sie gehofft hatte. „Sie kämpft mit allerlei bösen Geistern und sieht die Welt durch ein trübes Glas,“ klagt die Schwester. Gegen Ende des Jahres war sie wieder in Aschaffenburg, und Frau von Schiller berichtet: „Ich hoffe, es ist ihr wohl da, so wohl, wie es ihr sein kann, denn die Erde ist auch ihr nicht mehr recht.“ Die Unruhe, die Unbefriedigung nahmen mehr und mehr zu:

„Die Frau ist fort — schreibt Frau von Schiller im Juli 1813 —, ich werde so schwach, fühle ich, oder sie immer unruhiger; aber ich kann zu meinem eignen Troste nicht mehr Ruhe bei ihr finden, und sie schmerzt mich tief; denn die Unruhe, das Schmerzliche nimmt in ihrem Wesen nur immer zu. Selbst einer ruhig heitern Unterhaltung, wie sonst, ist sie selten fähig. Und die Freude, die wir haben könnten an unsern Kindern, trübt sie sich, trübt ihr Schicksal durch manches — was anders ist, als sie hoffte, aber was wir wohl voraussehen konnten. Sie hat ihre Existenz zu viel auf Täuschungen des Lebens gegründet, und nun kommen die schmerzlichen Züge schneller und greller hervor, die das Gemälde um den schönen, frischen Farbenton bringen. Dabei ist in dieser Unruhe eine schmerzliche Sehnsucht nach Ruhe, die sie nicht ertragen könnte.“

Also auch der alte trauliche Verkehr mit Dalberg reichte nicht hin, das leidenschaftliche Ungenügen ihres Herzens zu stillen. Dies wird freilich erklärlich, wenn man liest, daß auch Dalberg, selbst in seinem Greisenalter, weit entfernt von innerer Ruhe war. Es sind noch einige von den Briefen vorhanden, die er an Karoline geschrieben hat, darunter einer aus dem Jahre 1813, worin er selbst mit sich ins Gericht geht. „In dieser Woche — schreibt er — hatte ich auf drei Tage den Besuch eines berühmten, mächtigen Mannes, der jetzt sehr viel für das Wohl meiner guten Landesbewohner vermag. Seine Gemahlin begleitete ihn hierher, eine junge Frau von seltener Schönheit, anmutvollem Geist, tugendhaftem, teilnehmendem Gemüt und einer Bescheidenheit, die an Demut grenzt. In der Wonne ihres Umganges war ich anfangs wie berauscht; aber zerstreut in meinen Berufsgeschäften, erkaltet in meinen Andachtsübungen, fand ich mich wieder in jener unstillen Gemüthsstimmung, welche die kraftvollsten Jahre meines Lebens verbittert und so manchesmal verunstaltet hat. Schon fühlte ich die Ruhe meiner Seele entweichen. So wahr ist es, daß in meinem Greisenalter weder sinnliche Reizbarkeit mich verlassen, noch die Zauberkraft blendender Phantasie auf mich zu wirken aufgehört hat. Erst seit einem Jahre gerettet aus stürmischer Leidenschaft, gelandet im Hafen innerer Beruhigung, war mir Gemütsruhe gegönnt. Ich finde sie nirgends als im Element meiner Einsamkeit, in Gebet und Arbeit, in anhaltender, wohlthätiger Beschäftigung.“ Wenn auch aus allen noch erhaltenen Äußerungen Dalbergs deutlich hervorgeht, daß damals wenigstens sein Verhältnis zu Karoline das einer ruhigen, mild teilnehmenden Freundschaft war, so konnte doch der Einfluß dieses von Anfechtungen heimgesuchten geistlichen Herrn nicht sehr zur Beruhigung eines reizbaren Frauengemüthes beitragen, wie ideal auch sonst seine Stimmung und sein Gedankenzug gewesen sein mögen.

Der weiteste Ausflug, den Karoline nach dem Tode ihres Mannes machte, war im Herbst 1813 nach Wien. Hier sah sie Wilhelm von Humboldt und dessen Frau, ihre geliebte Li, wieder. Mit wahrhaft uneigennüßiger Freude

berichtet sie, wie hübsch, wohl und liebenswürdig die Freundin sei. Karoline von Humboldt stieg an der Seite ihres Mannes immer weiter aufwärts im Leben und in der Gesellschaft, Karoline von Wolzogen war schon im Abwärtschreiten begriffen. Der schwerste Schlag sollte sie noch treffen.

Nach dem Tode Dalbergs widmete Karoline ihre Zärtlichkeit vorzüglich ihrem einzigen, zum 22 jährigen stattlichen Jünglinge erblühten Sohne Adolf. Er hatte in Heidelberg studirt und sich dann dem Forstwesen gewidmet. Die Erhebung Deutschlands im Jahre 1813 entzündete auch in ihm die Kampfeslust, er ruhte nicht, bis er ins preussische Heer eintreten durfte, in dem auch sein Oheim, Karl von Wolzogen, als Oberst diente. In Prag übergab ihn die Mutter dem Schwager. Er nahm Theil an dem Feldzuge von 1813 und blieb dann beim Militär (erst in sächsischen, dann wieder in preussischen Diensten) bis zum Jahre 1823, dann lebte er mit der Mutter vereint in Weimar, Bauerbach oder auf dem bei Arnstadt gelegenen Gute Bösleben. Es war nichts besonders in ihm, vor allem wenig Festes. Einer seiner Erzieher sagte von ihm, er sei nichts als ein sinnlicher Mensch, und die verwitwete Frau von Schiller fürchtete seine Zerstreuungssucht, sobald ihre Söhne längere Zeit auf seinen Umgang angewiesen waren. Er hatte die Unruhe der Mutter geerbt. Aber vielleicht gerade deshalb liebte ihn diese mit allen Kräften ihres Herzens, er war ihre Sorge und die Hoffnung ihres Alters. Plötzlich wurde er ihr genommen. Dreißig Jahre alt, gerade an seinem Geburtstage, am 10. September 1825, fand er durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd in Bösleben seinen Tod. An seinem Grabe brach die arme Frau zusammen, und sie hat sich nie wieder ganz aufrichten können. „O mein Gott — ruft sie noch nach zwei Jahren aus —, gieb mir ein Gefühl deiner Nähe in meinem bitterm Schmerz! Wie verödet ist alles um mich! Wie war alles voll Hoffnung, als deine Augen, geliebtes Kind, dem Lichte offen waren! Das Licht ist auf Erden erloschen, nur das von oben kann auf mich herniederleuchten.“ Und noch ein Jahr später: „Heute vor drei Jahren legte ich mich zum letztenmale mit Lebenshoffnungen nieder. O, mein Gott, daß du mich im unsäglichsten Jammer bei Sinnen erhelltest, war Gnade, Gnade. Erbarme dich unser!“

Es liegt etwas Verhängnisvolles in diesem Schlage des Schicksals. Der Frau, welche in einem unerfüllten Liebesbedürfnis ein Herz um das andre an sich gezogen hatte, wird an der Schwelle des Alters das Letzte, das Feuerste geraubt, das ihr geblieben war. Man fühlt die Wucht dieses Schlages, man sieht über der Armen die Allgewalt dahinschreiten, welche das enge Menschenherz zum Entbehren zwingt, wenn es sich nicht selbst beschränken kann. Die dreiundsechzigjährige Frau war fortan verlassen, vereinsamt, und doch war ihr noch ein langes Leben beschieden, sie mußte sehen, wie alles um sie her ins Grab sank, was ihr lieb war: 1823 ihre Mutter, 1826 ihre Schwester, 1829 Karoline von Humboldt. Eine furchtbare Belehrung!

Aber in dem großen Unglück liegt die Weihe des Jenseits. Der davon betroffene erfährt eine sittliche Läuterung, die kein Glücklicher kennt, er erntet auch eine Verehrung, die man ihm sonst nicht gezollt haben würde. So erging es Karolinen. Ihre Bekenntnisse aus den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens sind sehr lehrreich. Wohl tragen sie noch manchmal den Stempel des gemialen Selbstbeschauens, das leicht in ein vornehmes Genießen des eignen Selbst übergeht, wohl preist sie sich glücklich, daß sie früh in ihrem Ich einen Kern gefunden habe, der sich durch innere Kraft in die Außenwelt ausbreitete, sie sich assimilirte, aber sich nie in ihr verlor, daß sie in der Freude des Augenblicks sich selten ver-
 gessen habe, weil eine zweite Welt, die der Imagination, sie früh gefangen genommen und ihre die gemeine Umgebung verdeckt habe, daß Größe zu lieben früh ihre Seligkeit gewesen sei, und daß sie, ohne von einem Schein getäuscht zu werden, früh das Große in der Aufopferung für einen Gedanken, für eine Liebe gefunden habe. Aber ebenso oft erhebt sie sich zu der wahrsten und demüthigten Selbsterkenntnis. „Gott hat unendlich viel für mich gethan; auch erschien mir in der bittersten Not seine Hilfe sichtbar, wie eine rettende Hand aus den Wolken. Schiller sagte einmal, meine Geschichte habe etwas Alttestamentliches, so geführt, so gerettet wurde ich. Aber die Lockungen irdischer Genüsse führten mich abwärts; Spitzfindigkeiten des Geistes, Wissenstrieb, mitunter Spiel der Phantasie, auch im Höheren, Besseren ein Trieb, alles nach meinem Sinne zu lenken (ich darf sagen nach einem hohen Sinne, denn ich wollte nur das Rechte und Gute herrschen sehen), verwirrten meine Seele.“

Trost fand sie in der Religion und in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Ihre Religion war früher mehr eine Naturreligion gewesen, die in dem seligen Versinken im All die Lösung des Welträthsels sucht; jetzt wandte sie sich mit aller Inbrunst der christlichen Religion zu. Die Geschlagene, Darniebergeworfene streckte die Hand zu dem empor, der sie geschlagen hatte, und als die Seelenfreundschaften erloschen, zog die Liebe zu Gott in ihr Herz ein. „Laß mich mild in deinem Sinne wirken, mein Heiland — ruft sie aus —, du thatest so viel für mich. Ich Unglückliche verstand deinen Wink nicht. Hingeben sollt' ich mich, ein Opfer bringen aller Eigenheit, nach der Erfahrung so unendlicher Güte, die wie eine Hand aus der Wolke mich rettend hielt.“ Freilich war ihre Religion nur eine Resignation in dem Schiffbruche des Lebens, nicht die treibende Kraft, die ins thätige Leben geleitet. „Ich liebe nicht mehr — gesteht sie —, aber ein unendliches Mitleid mit allen Schmerzen der Menschheit füllt meine Brust.“

Die Werke ihres Alters waren: „Schillers Leben,“ zwei Bände Novellen und ein Roman: „Kordelia.“ Den Hintergrund desselben bilden die großen Ereignisse von 1813. Vielleicht wollte sie ihrem Adolf damit ein Denkmal setzen. Auf jeden Fall tritt ihre patriotische Gesinnung dabei in das schönste Licht. Es war ihre Absicht, Weltleben und Familienleben in ihrer Wechsel-

wirkung auf einander darzustellen. Zwar fehlt die Frische der Darstellung, die Reflexionen überwiegen, aber man muß bedenken, daß eine Frau von fünfundsiebzig Jahren ihn geschrieben hat. Gleichsam dem Alter zum Trotz begann sie dann noch einen neuen Roman, „Alma,“ vollendete ihn aber nicht.

Über ihr äußeres Leben ist wenig mehr zu sagen. Nach Adolfs Tode bezog sie ein Gartenhaus in Jena, das ihr die hohe Gönnerin der Wolzogen-schen Familie, die Großherzogin von Weimar, schenkte und ausstattete. Es lag in dem Garten, welcher dem Professor Griesbach gehört hatte. So fand die Freundin Schillers eine Zuflucht in den Räumen, wo sie wohl manchmal in der schönsten Zeit ihres Lebens die Blumen der reinsten Freude gepflückt hatte. Im nächsten Frühjahr bezog sie eine kleine Wohnung in der Vorstadt, wo es ihr behaglicher war; das Anerbieten der Großherzogin, in Weimar im Schlosse zu wohnen, schlug sie aus. Dort lebte sie bis zu ihrem Tode am 11. Januar 1845. Von Zeit zu Zeit machte sie einen Ausflug nach Weimar, wo sie von allen Edeln, besonders auch von der großherzoglichen Familie, mit Herzlichkeit und Verehrung aufgenommen wurde, zuweilen auch unternahm sie eine größere Reise. Aber immer kehrte sie bald wieder in ihre Einsamkeit zurück, wo die Gestalten der Heimgegangenen sie umschwebten. Sie lebte fast ganz im geistigen Verkehre mit Verstorbenen, ihre Seelenfreundschaften waren zu Geisterfreundschaften geworden. So mußte sie das Glück und das Unglück dieser wunderbaren Gemütsstimmung ganz auskosten. Am hellsten strahlte in ihr bis zu ihrem Tode das erhabene Bild des großen Freundes, den sie am reinsten verehrt hatte: das Bild Schillers.



Neue Briefe von Robert Schumann.



ine neue Sammlung von Briefen und Aufsätzen Robert Schumanns hat Hermann Erler veranstaltet, Erläuterungen, Berichte, Kritiken und Register hinzugefügt und dem Ganzen einen vielversprechenden Titel gegeben: Robert Schumanns Leben. (Aus seinen Briefen geschildert.*) Den Hauptteil dieser Sammlung bilden die bereits von F. Gustav Jansen herausgegebenen Briefe Schumanns, Neue Folge, nur sind die von Jansen zuerst mitgetheilten Briefe an Mendelssohn und Joachim nicht wieder abgedruckt, auch die Jugendbriefe

*) Zwei Bände 8°, 337, 351 Seiten. Mit einem Medaillonbilde Schumanns von Professor A. Donndorf (in Lichtdruck). Berlin, Ries und Erler, 1837.

hat Erler aus „Gründen der Pietät“ nicht aufgenommen. Unter den bisher ungedruckten Briefen befinden sich sehr viele geschäftlichen Inhalts, welche teils die Redaktion der „Neuen Zeitschrift,“ teils den Verkehr mit den Verlegern angehen. Gegen den Vorwurf, Unwesentliches zum Abdruck gebracht zu haben, sucht sich Erler durch die Angabe zu wahren, daß er noch beinahe zweihundert Briefe besitze, welche er ihres wesentlich geschäftlichen Inhalts wegen nicht veröffentlicht habe. Er hätte aber noch manchen Brief zurückhalten können, und auch dann würde er von dem befürchteten Vorwurfe nicht frei sein, weil er grundsätzlich alle Briefe ohne jede Verkürzung bringt. Während die Jugendbriefe mit ihren zahlreichen Gedankenstrichen schmerzliche Lücken aufweisen, giebt Erlers Sammlung zu viel. Häufige Wiederholungen stören den Genuß des Lesens, das außerdem durch die sonderbare Druckeinrichtung unbehaglich gemacht wird. Die Erläuterungen sind nämlich nicht als Fußnoten gegeben, sondern in kleinerer Schrift in den Text der Briefe selbst gesetzt worden. So stehen nun zwei Schriftarten, Bourgeois und Petit, immer durcheinander; dazu kommt, daß die vielen von Schumann unterstrichenen Wörter nicht gesperrt gedruckt, sondern auch mit gedruckten Linien unterstrichen worden sind. Durch beides hat der Druck ein unruhiges und unschönes Aussehen erhalten.

Doch nun zum Inhalt der Briefe. Bisher galten die an Henselt gerichteten Briefe für verloren: drei derselben haben sich doch noch wiedergefunden. Sie sprechen von der warmen Liebe, welche Schumann für Henselts Werke empfunden hat, sowie er sie kennen gelernt hatte. Er gesteht dabei, daß er „bei Erfassung eines neuen Geistes weder Maß noch Ziel kenne in seiner Freude.“ Diese Äußerung müssen mir wohl auch anwenden auf Schumanns feurige Lobsprüche über Hermann Hirschbach als Komponisten,*) der in den „Gesammelten Schriften“ doch ruhiger beurteilt wird als in den Briefen. Da heißt es: „Wer das Höchste von ihm verlangt, wird freilich an ihm viel auszufehen finden. Das Glück einer frühzeitigen richtigen Leitung [als Musiker] scheint unser Kunstjünger nicht genossen zu haben.“

Bisher nicht bekannt gewordene Briefe an Taubert, Spohr, Chelard handeln ausführlich von technischen Einzelheiten, welche bei dem Vortrage der B-dur-Symphonie zu beachten sind. Über den poetischen Gehalt des Werkes spricht sich Schumann sehr schön (an Taubert): „Könnten Sie Ihrem Dröckster beim Spiel etwas wie Frühlingssehnsucht einwehen; die hatte ich hauptsächlich dabei, als ich sie schrieb im Februar 1841. Gleich den ersten Trompeteneinsatz möcht' ich, daß er wie aus der Höhe klinge, wie ein Ruf zum Erwachen — in das Folgende der Einleitung könnte ich dann hineinlegen, wie es überall zu grüneln anfängt, wohl gar ein Schmetterling aufsteigt, und im Allegro kommt nach und nach alles zusammen, was zum Frühling etwa gehört.“

*) Seine Verdienste um die musikalische Kritik habe ich selbst vor kurzem hervorgehoben.

Vom letzten Sage will ich Ihnen sagen, daß ich mir Frühlingsabschied darunter denken möchte, daß ich ihn darum nicht zu frivol genommen wünschte."

Acht Briefe an Klisgch behandeln die Vorbereitungen zu einem Wohlthätigkeitskonzert in Zwickau, 1847, wo die C-dur-Symphonie aufgeführt und der Komponist mit reichen Ehren aufgenommen wurde. Ein Brief an Weitzmann enthält ein beachtenswertes Wort über die „Zeitschrift," 1836: „Sie treibt nach allen Gegenden hin Wurzeln, und denke ich sie mir wie von einem Blütendache überbaut, unter dem lauter selige, echte Künstler wandeln, so wäre die letzte Idee der Davidsbündler allerdings erfüllt."

Aus den Briefen an Julius Stern, an den Dichter Andersen, an Pott, den Begründer des Salzburger Mozart-Deufmals, an Rechetti in Wien ist nichts Erhebliches mitzuteilen. Dann sind noch Briefe da an Verleger, namentlich an Kistner, Peters, Whistling, Arnold und N. Simrock. An Simrock schrieb Schumann sogar noch während seiner Krankheit 1855 von Eudenberg aus. Whistling stellte Schumanns Geduld oft auf harte Proben: er antwortete nicht und war schwierig in den Verhandlungen. Deshalb schrieb ihm Schumann 1847: „Sie werden nie in den Himmel kommen! Ich will Ihnen sagen, warum nicht. Wenn Ihnen Sankt Peter das Thor aufmachen möchte, werden Sie noch allerhand Ausflüchte machen, z. B. daß Sie das Schnupfstück vergessen — kurz, Sie kehren noch einmal um, und später wird es dann zu spät sein. Ein höchst faumsetiger Freund und Verleger sind Sie." In demselben humoristischen Zorne redet ihn Schumann in einem andern Briefe an (aus Dresden, 1847):

„Herr Whistling — ja Herr Whistling ohne Lieber —

Auf drei Sendungen sind Sie stumm geblieben — fürchten Sie alles von meiner Rache und Zerjüngung aller Bande."

In den Briefen an die Verleger spricht Schumann mit großer Bescheidenheit von seinen Kompositionen, nimmt sie aber gegen ungerechtfertigten Tadel in Schutz, sorgt für eine schöne, zierliche Ausstattung und für entsprechende Titel. Die bunten Blätter op. 99 hatte er erst „Spreu" nennen wollen, was dem Verleger nicht gefallen wollte und ihm auch nicht. Hierbei mag auch erwähnt sein, daß Schumann die Bezeichnung der C-moll-Symphonie Franz Schuberts als tragische Symphonie widerraten hat. Dennoch trägt sie diesen Namen, und jedermann kann fühlen, wie mit Unrecht.

An die Briefe hat Erler Aufsätze aus der „Neuen Zeitschrift" angeschlossen, die Schumann nicht in die gesammelten Schriften aufgenommen hat. Schon Janßen hat die wichtigsten derselben in seinen „Davidsbündlern" abgedruckt, aber eben nicht alle, da es teilweise nur kurze Notizen über unbedeutende Kompositionen sind. Erler strebt nach einer äußerlichen Vollständigkeit, kann sie aber doch auch nicht erreichen. Wenn denn alles gedruckt werden soll, so durfte die sehr scharfe Kritik über ein Liederheft von Karl Band (Neue Zeitschrift für Musik, 1842) nicht fehlen, auch nicht der Bericht über das Abschiedskonzert

der Klara Novello, 1838, die Stelle über Mendelssohns Lobgesang im Bericht über das Gutenbergfest 1840, einzelne Sätze über Berlioz 1835; außerdem sind noch manche kürzere Aphorismen und Kritiken von Erler unbemerkt geblieben. Dagegen werden zwei Aufsätze Schumann mit Unrecht zugeschrieben. Der eine über Czerny ist von Wieck verfaßt; den Davidsbündlerbrief aus dem Norden, 1836, möchte ich aus äußern und innern Gründen für eine Arbeit R. Wand's halten. Eine Kritik über Dr. Gustav Schillings „Polyphonomos,“ vom 8. Januar 1841, soll nach Erlers Angabe von C. F. Becker verfaßt sein. Auch das ist nicht richtig. Übrigens wurde Schumann wegen dieser in seiner Zeitschrift erschienenen Kritik von Schilling verklagt und mußte eine Geldbuße von fünf Thalern bezahlen. Daß Schumann auch für andre Zeitschriften thätig gewesen ist, namentlich für Herlofssohns „Kometen“ und dessen Damen-Konversations-Lexikon, sowie für die „Allgemeine Zeitung“ von Brockhaus, war bereits bekannt. Erler teilt einzelne Aufsätze daraus mit.

Mancherlei Nachrichten hat Erler von Zeitgenossen Schumanns gesammelt. Sehr hübsch ist, was E. Raumann über die Ausflüge des Dresdener Chorvereins nach Pillnitz und Meißen erzählt. Bei der Rückfahrt aus Meißen ließ sich Schumann das Lied „Mich zieht es nach dem Dörfchen hin“ noch einmal vorsingen. Als elfjähriger Knabe brauchte Schumann für eine Aufführung in Zwickau einen guten Flügel. Zu dem Besitzer eines solchen, dem Kandidaten Schiffner in Glauchau, wandert er wohlgemut und bittet um Überlassung des Instrument's. Schiffner kennt ihn nicht, erfüllt ihm aber seine Bitte, nachdem der Knabe auf Verlangen eine Sonate vorgespielt und einen Druckfehler sofort erkannt und beim Spiel verbessert hat. Schmerzlich zu lesen ist die ausführliche Krankengeschichte von 1854—56 und Klaus Groths Bericht über Schumanns Begräbniß. Über die Leichenseier für Ludwig Schunke berichtet Erler ebenfalls, zum Teil mit Schumanns eignen Worten. Man sieht daraus, wie nahe Schumann der Verlust dieses Freundes gegangen ist. Schunke ist durch den Nachruf in den „Gesammelten Schriften“ allen Schumannsreunden bekannt, ebenso Henriette Voigt, die früh dahingegangene. In dem Nachrufe an sie führt Schumann vier Distichen aus einem Gedichte an, welches sie auf den Tod ihres Lehrers Ludwig Berger verfaßt hatte. Erler bringt das ganze Gedicht mit der Bemerkung, daß das Zitat bei Schumann eine abweichende Form habe. Die Abweichungen bestehen darin, daß Schumann mit zarter Rücksicht die metrischen Fehler verbessert hat, welche namentlich in den Pentametern vorkommen. Einen Aufsatz von Louis Ehlert, den wir bei Besprechung der Janfenschen Sammlung in Nr. 48 des vorigen Jahrganges rühmend erwähnt haben, hat Erler abgedruckt. Das ist nur zu billigen, aber warum Hanslicks kühles Urtheil über die „Geneveva“ den Lesern aufgetischt worden ist, warum ferner Schumanns Weissagung über Brahms eine kritische Zerpflückung durch Erler hat erdulden müssen, ist unbegreiflich.

In dem Texte der Briefe sind uns einige falsch gelesene Stellen aufgefallen. So darf es I, 134 nicht heißen: „Über Hummel werden Sie vielleicht schon meinen nicht übeln Aufsatz gelesen haben,“ denn der Aufsatz war von G. Montag (*Neue Zeitschrift*, 1837, S. 153). Es muß heißen einen. Ganz dieselbe Änderung ist I, 85, Z. 4 v. u. vorzunehmen. Richtig ist, wenn Erler (I, 170) Zelter liest statt Zetter (so hat es Janßen); auch eine Angabe Dörffels über das Datum eines Krügerschen Briefes ist berichtigt worden. Minder glücklich ist Erler in seinen Erläuterungen. Schumann schreibt an Henriette Voigt (I, 161): „Schwärmen Sie nicht zu viel mit R. und S., mit Taubert erlaube ich es Ihnen eher.“ Hier müssen wir Jansens Lesart „Kellstab und Schmidt“ annehmen: so giebt es die Urschrift des Briefes, während Erler die Buchstaben als „Kafemann und Schunte“ deutet. I, 199 ist ein bisher unentziffert gebliebenes Wort als „Gigue“ gelesen, was in dem Satze keinen Sinn giebt. Die Ballade Chopins, welche Schumann 1836 gegen Dorn rühmt, ist nicht die zweite, wie Erler meint, denn diese ist erst 1840 erschienen. Eine Stelle II, 76 ändert Erler unnötig. Schumann bittet Herrn Seuff um eine Revision; es muß nicht „Kistner“ heißen, wie Erler meint, denn Seuff war damals Geschäftsführer der Kistnerschen Handlung. Zu Schumanns Äußerung I, 203: „Diesen Sommer (1839) denke ich Quartette zu schreiben,“ bemerkt Erler, der Vorfatz scheine Idee geblieben zu sein. Aber in den Jugendbriefen steht (am 22. Juni 1839): „Zwei Quartette habe ich angefangen.“ Champollion wird (II, 293) der Erfinder (!) der Hieroglyphenschrift genannt. Viele der Erläuterungen stützen sich auf die immer zuverlässigen Angaben in Jansens *Davidsbündlern*, wo wir auch bereits die wichtigsten Stellen solcher Briefe finden, die von Erler nun unverkürzt mitgeteilt worden sind.

Gegen die Sprache der Erläuterungen habe ich manche Einwände zu erheben. Wie war es möglich, daß „Schumann in einem Konzerte Klaras seine *B-dur*-Symphonie dirigirte, während (!) seine Gattin das *A-moll*-Konzert spielte“? (II, 12). Von Richard Vohl sagt Erler, (II, 133): „Wir sehen ihn von 1854 ab unablässig für die Sache seiner Freunde (Bizet und Wagner) die Fahne des Propheten entrollen.“ Welche unendliche Länge muß diese Fahne gehabt haben! Von Kossak wird gesagt, ehe er zum Fanatiker für Schumann geworden sei, habe sein „musikalischer Horizont einen engbegrenzten Hintergrund“ gehabt (II, 30). Ebenso unglücklich scheint mir der Ausdruck (I, 204): „Schumann hat in der uneigennützigsten Weise die Interessen seiner Freunde und Schützlinge gehandhabt.“ Von Schwerfälligkeiten im Satzbau ist Erlers Stil nicht frei, und die Einführung des Wortes „Ausprache“ für Äußerung kann ich auch nicht schön finden. Wir lesen I, 263: „Eine Ausprache von Berlioz über Schumann findet sich in einem Pariser Berichte von 1840.“ Diese Äußerung sagt kurz, daß Schumanns Werke ihn sämtlich „tief sympathisch angezogen“ hätten.

Was mich von Erlers eignen Worten sympathisch angezogen hat, ist die Vorrede und die Einleitung zu dem Ehlerschen Aufsätze (II, 109), worin Erler das Ideal einer Schumann-Biographie schildert.

Gera.

H. Sudy.



Hie Waibling! Hie Welf!



Die Berliner Wahlen haben seit langen Jahren das Bedauern der Reichstreuen und bei allen Feinden Deutschlands lebhaftes Genugthuung hervorgerufen, und es ist begreiflich, daß jetzt, wo der nationale Geist sich so kräftig und erfolgreich aufgerafft hat, sehr bittere Urtheile laut werden über die Reichshauptstadt, welche sich nach wie vor durch verbissene Oppositionsmänner vertreten läßt. Gewiß ist die Thatsache im höchsten Grade bedauerlich. Unermesslich viel hat gerade diese Stadt der preußischen Politik der letzten fünfundsiebenzig Jahre zu danken, und gerade sie beharrt in dem schroffsten Gegensatz nicht nur gegen den leitenden Staatsmann und den ihm zur Seite stehenden großen Feldherrn, sondern gegen den Regenten selbst — was sich ja gegenwärtig durch kein Drehen und Deuteln bemänteln läßt. Wer dürfte sich wundern, wenn daraus ein anderer Gegensatz hervorginge, wenn ebenso entschieden das Reich Partei ergriffe gegen die frontirende Hauptstadt? Und Stimmungen solcher Art kommen auch schon hie und da zum Ausdruck. Dabei wird jedoch leicht zweierlei übersehen: daß eben in Berlin die Kartellparteien besonders große Schwierigkeiten zu überwinden haben, und daß sie immerhin ein gutes Stück Arbeit schon geleistet haben. Zunächst kommt eine allgemein hauptstädtische Krankheit in Rechnung. Der Großstädter, vollends der Residenzler, dünkt sich leicht hoch erhaben über den Bewohner der „Provinz“ — Ausdruck und Vorstellung sind überall von Frankreich angenommen worden, obwohl ein Verhältnis, wie zwischen Paris und den Departements, zu unserm Heile nirgends in Deutschland besteht, nirgends bestehen kann. Was die Hauptstadt auszeichnet, was Großes in ihr gedacht oder gethan wird, das rechnet sich der Großstädter gern als persönliches Verdienst an, umso entschiedener, je weniger Anteil er daran hat; dafür empfindet er die Verpflichtung, in allen Mosen, auch in den politischen, voraus zu sein. Und Überlegenheit zu zeigen, dazu ist, wie bekannt, das Negiren das bequemste Mittel. Auf den berufenen Gang der Berliner zum Kritisiren wollen wir kein so großes Gewicht legen, denn „richtige Berliner“ soll es kaum noch geben. Aber die wirtschaftliche und die politische Entwicklung haben vor allem die unruhigen, unzufriedenen und wenig urteilsfähigen Elemente der Hauptstadt verstärkt. Der liberale Philister und der um das tägliche Brod ringende waren

und sind die sichere Beute der Phrasendrescher; die Schuld der besonnenen Leute ist es, diesem Treiben so lange Zeit unthätig zugehört zu haben. Jetzt erkennen sie ihre Pflichtverfäumnis, und wenn die Mandate nach dem Verhältnis der abgegebenen Stimmen in ganz Berlin verteilt würden, so kämen eins oder zwei den „Septennaristen“ zu. Das ist für den Anfang ein Erfolg, der zu weiterer Thätigkeit anspornen muß.

An und für sich bedauern wir den Ausfall der Berliner Wahlen garnicht, im Gegenteil. Dies Ergebnis wird noch manchem die Augen öffnen. Die Hauptstadt wird vertreten durch zwei Männer, deren Anspruch auf eine politische Rolle darauf beruht, daß sie in einem langen Leben nichts gelernt haben, durch einen für kitzliche Angelegenheiten gesuchten Verteidiger, durch einen meiningischen Landrat, durch einen jener sozialdemokratischen „Schriftsteller,“ welche unlängst in einem Nürnberger Blatte so rücksichtslos abkonterfeit wurden, und, um allem die Krone aufzusetzen, durch einen jüdischen „Konfektionär,“ welcher das einträgliche Geschäft geschickt mit dem Vergnügen der mündlichen Vertretung der Arbeiterinteressen zu verbinden weiß; es wäre jammerschade, wenn diese Figur fehlte! Noch malerischer würde allerdings die Gruppe sein, wenn auch die Herren Windthorst, Antoine, Jazdzewski und Johannsen hätten Berliner Mandate erhalten können. Berlin als Patronin sämtlicher Parteien, welche kein Reich, oder mindestens kein starkes Reich wollen, das wäre ein Beispiel von Uneigennützigkeit, welches man in Paris und Petersburg aufrichtig bewundern, wenn auch nicht nachahmen würde. Inzwischen erfreuen wir uns an der Rettung des Freisiums. Denn die Mission dieser Herren ist noch nicht beendet. Sie haben ihrer Partei das Grab gegraben, sie müssen auch noch den Hügel darüber wölben, den Stein darauf wälzen und dann als trostlose Hinterbliebene das Mitleid der Vorübergehenden anrufen. Sie können und werden ihrem Geschick nicht entgehen, verlassen von allen Anhängern, deren Vaterlandsgefühl nicht in dem Parteitreiben gänzlich erstickt ist, verlassen dann auch von den vorsichtigen Ratten, welche berechnen, daß ihre Anwesenheit das sinkende Schiff ja nicht retten könne, sich entweder als politische Landsknechte dem nächsten Besten zu verdingen, der mit dem verhassten Staatswesen in Fehde liegt, oder als vereinsamte Sonderlinge ihre Klagelieder über die verderbte und undankbare Welt zu singen. Vielleicht erinnern sie sich noch manches „Vergangenen,“ der einst als Freund und Bruder dieselbe Bank mit ihnen drückte, z. B. eines gewissen Freese, der als Goldschreiber des Königs von Hannover, der österreichischen ultramontan-feudalen Partei und wer weiß wessen noch ein unrühmliches Ende gefunden hat, oder Johann Jacobys, der mit solcher Konsequenz alle Standpunkte „überwand,“ daß er endlich bei den Vaterlandslosen anlangte. Nur wenig bleibt ihnen noch zu thun, seitdem Virchow und Mundel den radikalen Sozialisten die Bruderhand gereicht haben, was Herr Virchow „mit Ehren grau werden“ nennt. Den Sozialisten aber dürfte er zu „grau“

sein, und die Freisinnigen haben auch schon erfahren, daß ihnen „dieser Muskel nicht geschenkt ist,“ der sich erlaubt hat, über den Kandidaten derjenigen Partei zu siegen, welcher die Birchow, Klotz und Raumbach ihre Sitze zu danken haben.

So rasch wie die freisinnige Partei werden die sozialdemokratische und das Zentrum nicht zersplittern. Es heißt Geduld haben. Allmählich müssen ja die Deutschen, welche bisher glaubten, die katholische Kirche gegen den Staat zu verteidigen, inne werden, daß sie sich für lediglich partikularistische Interessen haben mißbrauchen lassen, allmählich wird auch der Arbeiter unterscheiden lernen zwischen dem Brote, das ihnen der Staat bietet, und dem hohlen Gerebe der demagogischen Anführer.

Dazu ist aber vor allem erforderlich, daß der Bund der Nationalgesinnten über den nächsten Wahlzweck hinaus aufrecht bleibe. Wie sehr alle Reichsfeinde darauf rechnen, diesen Bund durch Parteizwist wieder geprenzt zu sehen, das lehrt jeder Blick in ihre Zeitungen. Namentlich die Korrespondenten ausländischer Blätter plaudern gar offenerherzig die geheimen Wünsche der Opposition aus, und sogar Herr Windthorst vergaß über dem Orange, Gift auszusprühen, gleich in der ersten Sitzung des Reichstags die gewohnte Schlaueit. Das sollte doch alle „Septennaristen“ warnen. Wir glauben nicht, daß die deutschkonservative Partei die Haltung ihres größten Organs billigen kann. Anstatt seinem Ärger über das Anwachsen der nationalliberalen Partei Luft zu machen, sollte es bedenken, daß die Opposition noch mehr als einen Sitz eingebüßt haben würde, wenn ihr anstatt hochkonservativer Kandidaten mittelparteiliche gegenübergestanden hätten. Mit solchen Verhältnissen muß gerechnet werden. Und es ist geradezu unfassbar, wie man auf jener Seite schon wieder beginnen kann, mit dem Zentrum zu liebäugeln. Wäre die Diktatur Windthorsts wirklich schon und endgiltig gebrochen, so würde sich über manches reden lassen. Aber noch steht die Partei unter dem Kommando des hartnäckigsten und gefährlichsten Gegners des Reiches, und wer mit dem sich einlassen will, schädigt unter allen Umständen die gute Sache, während er selbst sicher hinter's Licht geführt wird. Eine Schlacht ist gewonnen, aber der Krieg ist noch nicht beendet. Die Disziplin, welche innerhalb der Partei gewahrt wird, muß auch in der Bundesgenossenschaft gelten. Der verbindenden Momente sind ja viel mehr da als der trennenden, und vielleicht noch für lange Zeit muß der alte Schlachtruf: „Hie Waibling! Hie Welf!“ in Übung bleiben. Die Herren von der „Kreuzzeitung“ sind ja gute Lutheraner; so mögen sie denn des großen Martin eingedenk sein:

Der alt böse feind,
mit ernst ers legt meint,
groß macht und viel list
sein grausam rüstung ist,

Das reich mus uns doch bleiben.



Jugenderinnerungen.

Don Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



o verstrich über ein halbes Jahr; da gelangte aus einem weit entlegenen unbekanntem Dorfe Böhmens mit unaussprechbarem tschechischen Namen ein Schreiben an meinen Vater, in welchem diesem angezeigt wurde, es sei vor mehreren Monaten ein unbekannter Knabe in halbverhungertem Zustande auf der Gemarkung des genannten Dorfes aufgehoben worden, dessen Aussehen mit der Beschreibung des Vermißten in der „Prager Zeitung“ genau übereinstimme. Das Kind könne nur mit Mühe sprechen und sei schwer zu verstehen (mit diesem Naturfehler war der Vermißte behaftet), befinde sich aber sonst wohl und werde seit der Auffindung auf Kosten der Gemeinde verpflegt und mit andern gleichaltrigen Kindern fleißig zur Schule angehalten.

Diese Zuschrift aus dem entlegenen Dorfe Stockböhmens machte begreiflicher Weise ungeheures Aufsehen, und die Kunde davon lief schnell von Ort zu Ort. Hoffnung und Furcht bemächtigten sich der Eltern des Knaben, und von neuem begann die kaum vernarbte Wunde wieder zu bluten. Man wagte kaum zu hoffen, der so tief in Böhmen aufgefundene Knabe könne der tot geglaubte sein, weil es ganz unbegreiflich blieb, daß ein hilfloses Kind ohne jegliche Begleitung so weit in die Welt habe hineinlaufen können.

Zwischen machte sich der Vater des Vermißten in Begleitung seines ältesten Sohnes mit eigenem Gespann auf den Weg, um die Reise nach Böhmen anzutreten. Nach anderthalb Wochen kehrten sie, von der ganzen Gemeinde freudig begrüßt, mit dem Gefundenen glücklich zurück. Der verlaufene Knabe hatte Vater und Bruder sofort wieder erkannt; er war größer geworden, sprach aber mit schwerer Zunge fast ebenso viel Böhmisches wie Deutsch.

Es konnte nie ermittelt werden, wie das achtjährige Kind, durch Fieber und Wälder irrend, ohne zu verhungern, sich so weit von seiner Heimat hatte verlaufen können. Um seine Schicksale befragt, gab der wenig begabte Knabe ganz unverständliche Antworten, aus denen nur hervorging, daß er meistens im Walde gelebt haben mußte. Nach seinen schwer verständlichen Aussagen wollte er die Nächte bei Hirschen zugebracht, auch die Nahrung, nämlich Bucheckern, mit diesen geteilt haben. Erd- und Heidelbeeren hatten ihm gedient, seinen Durst zu löschen. Einmal hatten im Walde lagernde „braune Menschen,“ wie er sich ausdrückte, sich seiner angenommen und ihn zu essen gegeben. Mit diesen — wahrscheinlich stieß der Verirrte auf umherziehende Zigeuner — war er weitergegangen, bis er vor Müdigkeit eingeschlafen war. Ueber sein letztes Ergehen vor der Auffindung durch seinen böhmischen Retter fehlte dem Verirrten jede Erinnerung.

Der Heimgekehrte blieb lange Zeit für alle Dorfbewohner ein Gegenstand neugierigen Anstauens, in der Schule aber wäre dem Aermsten seine unfreiwillige Wanderung beinahe zum Argen ausgeschlagen. Da er nämlich die deutsche Sprache halb vergessen hatte und sie mit böhmischen, allen unverständlichen Wörtern seltsam ausstaffirte, so nannten seine Kameraden ihn den „Böhmak“ oder nach seinem Taufnamen den „böhmischen Hans,“ was der so gernese übel vermerkte und als Beschimpfung ansah, weshalb es eine Zeit lang allerhand Mäuerereien und Verdrießlichkeiten gab, die indes schließlich von selbst wieder aufhörten.

6.

Mit dem Lesen des erwähnten Büchleins über die Reformation kam eine Leselust über mich, die kaum zu befriedigen war. Vorher hatte mir der Vater nur gestattet, unter seinen Augen und seiner besondern Aufsicht zu lesen. Dies geschah auf seinem Studirzimmer des Nachmittags, wenn die Eltern zusammen ihren Kaffee tranken. Der Vater las dann gewöhnlich theologische oder literarische Journale, während die Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt war. Bei einem mir aufstoßenden unbefannten Worte oder einem Satze, der mir nicht recht verständlich war, mußte ich den Vater um Belehrung angehen; denn er hatte den sehr veruünstigten Grundsatz, uns nach dem Lesen um den Inhalt des Gelesenen zu fragen. Konnten wir ihm darüber nicht klar und bestimmt berichten, so gab es eine Strafaufgabe. Diese zweckmäßige Einrichtung nötigte uns beim Lesen zu denken, immer bei der Sache zu bleiben und das Gelesene dem Gedächtnis einzuprägen.

In diesen Nachmittagsstunden, die wir Kinder als eine besondre Vergünstigung wohl zu würdigen wußten, habe ich den ganzen, zwölf Bände starken „Kinderfreund“ von Weiße nach und nach durchgelesen. Am liebsten darin

waren mir die kleinen Schauspiele, die alle einen moralischen Hintergrund haben und weil sie etwas Geschehenes darstellen, wohl geeignet sind, das kindliche Gemüt in lebhaftes Mitleiden zu ziehen. Über alle Maßen aber entzückte mich „Robinson Crusoe,“ den ich in der Bibliothek des Vaters entdeckte und mit seiner Genehmigung zu lesen begann. Es war die Übersetzung des echten Defoe'schen Buches, nur daß der Anfang der Erzählung von England nach Deutschland, nämlich nach Hamburg, verlegt war. Das mit Bildern versehene Buch ergriff mich in nicht zu beschreibender Weise, sodaß ich mich garnicht davon loszureißen vermochte. Ich vergaß darüber Essen und Trinken, ja selbst das Lernen der sehr mäßigen grammatikalischen Aufgaben, die mir der Vater stellte, und hatte am nächsten Tage wohlverdienten Verdruß davon. Eine selbstverständliche Folge dieser Nachlässigkeit war, daß mir der Vater mit Entziehung des anziehenden Buches drohte, jedenfalls das beste Mittel, mich zur Erfüllung einer Pflicht moralisch anzuhalten. Ich hätte zweifellos das verrückteste Zeug gelernt, um nur wieder in den Besitz des geliebten „Robinson“ zu kommen. Nie wieder habe ich ein Buch mit so unbeschreiblich hohem Genuß nicht gelesen, nein verschlungen und wieder verschlungen. Ich konnte nicht satt werden, mich in das Leben, die Leiden und Freuden des armen Schiffbrüchigen zu vertiefen, an die ich mit ganzer Seele glaubte. Nebenbei aber erschien mir auch die ferne Seestadt, in der sich solche unerhörte Dinge zutragen konnten, in einer zauberhaften Atmosphäre, und der Wunsch, Hamburg einmal im Leben zu betreten, gehörte zu den heißesten meiner Kindheit.

Wie oft ich „Robinson Crusoe“ gelesen habe, weiß ich nicht mehr, wahr aber ist es, daß ich das Buch, sobald ich es beendet hatte, sofort wieder von vorn anfang, was meinen Vater veranlaßte, die mir Gefahr drohende Lektüre schließlich alles Ernstes zu verbieten. Mit solchem Verbote ließ sich aber der einmal erwachte Trieb nach Belehrung nicht unterdrücken. Mich lockte das Ferne, das Fremde, das Wunderbare, und wäre die Versuchung an mich herantreten wie an Robinson, so würde ich ihr schwerlich widerstanden haben.

Der Vater besaß eine bündereiche Bibliothek, die meistens theologische, ästhetische und pädagogische Bücher ältern Stils enthielt. Eine Anzahl lateinischer Klassiker, ebenfalls alte und von Druckfehlern wimmelnde Ausgaben, fehlten auch nicht darin; dagegen war die Zahl der Bücher mit allgemein belehrendem Inhalt nicht eben stark. Indes fand sich doch Einzelnes darunter, das Knaben ohne Bedenken zur Anregung in die Hand gegeben werden konnte. Zunächst bemächtigte ich mich einer Übersetzung von Cooks „Reise um die Welt,“ die ich mit gleichem Heißhunger wie „Robinson Crusoe“ verschlang. Andre Schriften geographisch beschreibenden Inhalts folgten, befriedigten mich aber wenig, weil sie vermutlich zu trocken abgefaßt waren oder das abenteuerliche Element in ihnen garnicht vertreten war. Zu diesen Schriften gehörte eine bedeutende Anzahl Hefte, welche Missionsberichte enthielten. Mit diesen wurde

der Vater regelmäßig von einem Einwohner des Dorfes beschenkt, dessen, wenn ich nicht irre, einziger Sohn schon vor vielen Jahren als Missionär in die weite Welt gegangen war.

Dieser alte, schlichte Mann namens Bvhain besuchte uns häufig, weil er dem Vater allerhand Anliegen vorzutragen hatte, und wir Kinder sahen ihn gern kommen, obwohl er als Person kein Interesse für uns haben konnte, da er meistens sehr salbungsvoll und nicht selten mit weinerlicher Stimme sprach. Was sein Erscheinen uns zum Feste machte, waren die gewöhnlich sehr langen Briefe von seinem fernen Sohne, die er mitbrachte, damit der Vater sie ihm laut vorlese und später in seinem Namen beantworte; denn der gute Alte, der selten die Grenze seines Geburtsortes überschritten hatte, war weder des Lesens noch des Schreibens kundig. Sein Sohn, der in jungen Jahren als Handwerker in dem nahen Herrnhut Arbeit gefunden hatte, fand Gefallen an dem stillen, gottesfürchtigen Leben der Brüder und schloß sich ihnen innigst an. Der junge Mann wurde sehr bald ein eifriges Mitglied der Gemeinde und gab den Vorstehern derselben den Wunsch zu erkennen, als Missionär unter die Heiden zu gehen. Das von ihm gezogene Loos wies ihm als zukünftigen Wirkungskreis Surinam an. Dort, in oder bei Paramaribo, lebte er seitdem und sendete seinem greisen Vater, der ganz allein in der Welt stand, regelmäßig drei- bis viermal des Jahres ausführliche Berichte über sein Leben und Wirken.

Dem Vorlesen der Briefe dieses Heidenbefehrsers lauschte ich stets mit trunkenem Ohr, obwohl sie vieles enthielten, das für Knaben meines Alters keinen Reiz haben konnte. Mich fesselte das ferne Land mit seiner tropischen Vegetation, den halbwildten Einwohnern, die von einem Sohne unsers Ortes dem Christenglauben gewonnen wurden, und der unbekannt Missionär, der in dem heißen, ungesunden Klima endloses Ungemach erdulden mußte und dennoch in jedem Briefe Gottes Gnade und Liebe pries, erschien mir fast wie ein Heiliger. Kein Wunder, daß ich einen unwiderstehlichen Drang in mir erwachen fühlte, wenn nicht Ähnliches selbst zu erleben, so doch möglichst viel Missionsberichte zu lesen.

Der Vater wehrte mir nicht, da er gewahrte, daß diese Beschäftigung wesentlich dazu beitrug, mir die Geographie angenehm zu machen. Dinehin überichlug ich alles, was mich nicht anzog, indem ich mir nur das allgemeine Interessante zu eigen zu machen suchte. Immerhin blieb das Bekanntwerden mit den Bestrebungen der Missionäre, in die ich durch die Briefe jenes Heidenbefehrsers in Surinam oberflächlich eingeweicht wurde, nicht ganz ohne Rückwirkung. Zunächst äußerte ich den Wunsch, Herrnhut, die Stätte, wo man solche Männer zu modernen Aposteln auszubilden, und das Leben in diesem Brüderorte kennen zu lernen. Der Name des Ortes ward oft genannt, denn sehr viele unsrer Lohnweber arbeiteten für dortige Handlungshäuser, die weitreichende überseeische Verbindungen hatten. Man hörte von den „Brüdern,“

wie sie im gewöhnlichen Leben hießen, im ganzen nur Gutes sprechen, wenn es auch Einzelne gab, denen das auffällig frömmelnde Wesen derselben nicht gefiel. Sie galten im Handel und Wandel für höchst zuverlässig und ihre Waaren für besser gearbeitet als die anderer Gewerbetreibenden. Es war jedermann bekannt, daß Herrnhuter niemals vorschlugen und daß sie sich beleidigt fühlten, wenn ein Käufer zu feilschen suchte. Der Vater teilte diese im Volke geltende Ansicht von der großen Redlichkeit und Gebiegenheit der Herrnhuter, weshalb er selbst gern von ihnen kaufte, obwohl ihre Waaren nicht selten um ein Geringes teurer waren als andre.

Das Sektenwesen, das sich später innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche so widerwärtig breit machte und höchst bedenkliche Schößlinge trieb, bestand in meiner Jugend nicht. Die Menge hielt fest an der festen Überlieferung. Dies hielt jedoch vereinzelt Glieder der Gemeinde nicht ab, die eine oder andre Lehre strenger aufzufassen. Für solche nun lag in den Lehren der Brüdergemeinde eine schwer zu widerstehende Verlockung, von der sich im Leben hart geprüfte gern gefangen nehmen ließen. Solcher Persönlichkeiten gab es auch in der Gemeinde des Vaters verschiedne. Ohne den Schoß der Kirche zu verlassen, schlossen sie sich den „Brüdern“ an, wohnten, so oft sie konnten, den schlichten Gottesdiensten derselben bei, teilten wohl auch gelegentlich ein „Liebesmahl“ mit ihnen und ahmten im Äußern, in Tracht und Sprechweise, herrnhutisches Wesen nach.

Mein Vater, der auf streng lutherischem Standpunkte wenigstens als Lehrer und Prediger stand, war allem Sektenwesen abhold, für das Herrnhutertum aber hatte auch er wie die Mehrzahl seiner Amtsgenossen eine unlegbare Vorliebe. Er vertrat sich deshalb mit jenen herrnhutisch gefärbten Gemeindegliedern gut und kam auch mit wirklichen Brüdern dann und wann zusammen. Altem Herkommen gemäß wurde alljährlich einmal eine allgemeine evangelische Predigerkonferenz in Herrnhut gehalten, zu welcher von dem Bischof der Brüdergemeinde jeder einzelne Prediger in weitem Umkreise durch Rundschreiben eingeladen wurde. Diese Konferenzen besuchte mein Vater, wenn es seine Amtsgeschäfte irgend erlaubten, regelmäßig, und da sie in die schönste Jahreszeit fielen und sich damit eine gesunde Bewegung in freier Lust verknüpfen ließ, so durften mein älterer Bruder und ich ihn nach Herrnhut begleiten und sogar im Hintergrunde des Versammlungsraumes der Konferenz bewohnen.

Zu diesen Besprechungen mochten sich an protestantischen Geistlichen etwa hundert, einmal mehr, einmal weniger, einfänden, die in dem Gasthause des Brüderortes Unterkunft suchten und fanden. Unter dieser Schar Pastoren, aus deutschen und wendischen Dörfern, gab es nicht wenig originelle Figuren, die mir noch heute lebhaft vor der Seele stehen. Gar mancher trug noch einen ins Fuchsröte schimmernden, alten, abgerissenen Dreispitz und die meisten kurze Aniehsosen, an welche zu größerer Zierde die schlechtgearbeiteten, um dünne

Baden schlotternden weichen Stiefelschäfte mit Lederriemen befestigt wurden. Auf äußerliche Nettigkeit in Bezug auf die Kleidung legten die Gottesgelehrten damaliger Tage nur geringen Wert. Man bekam daher auf jenen Predigerkonferenzen Röcke von unsagbar komischem Schnitt und oft von fabelhaftem Alter zu Gesicht. Ohne jegliche Taille hingen diese Röcke ihren ehrwürdigen Trägern gewöhnlich bis auf die Knöchel herab und schlotterten bei raschem Gehen in malerischen Windungen um die Beine. Ganz besonders auffallend war mir, daß diesen wadern Verkündigern des Evangeliums fast regelmäßig aus der einen Rocktasche ein langer Zipfel des rot- und blaugewürfelten Sacktuches heraushing, und ich hatte stark mit dem Gelüft zu kämpfen, diese Zierde durch festen Griff noch ein wenig zu verlängern.

Dennoch stöhte mir die Gesellschaft dieser zum Teil gelehrten Männer Respekt ein, besonders als ich bald den einen oder den andern in der Konferenz über Gegenstände sprechen hörte, die mir selbstverständlich böhmische Dörfer waren. Ich hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, um womöglich etwas mich Fesselndes aus den mitunter ziemlich langatmigen Reden herauszufinden. Dies wollte jedoch nicht gelingen, denn die Verhandlungen drehten sich ausschließlich um Missionsangelegenheiten oder knüpften an briefliche Mitteilungen fernlebender Missionäre an, welche der Vorsitzende mit weicher, salbungsvoller Stimme vorlas. Leider wurde mir der Wunsch, einen wirklichen Missionär, welcher den Heiden das Christentum gepredigt hatte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, nicht erfüllt.

Nach Beendigung der Konferenz wurde die noch übrige Zeit zu Besuchen im Brüder- und Schwesternhause verwendet, deren sauber gehaltene Räumlichkeiten auf jedermann einen wohlthuenden Eindruck machen mußten. Da äußerer Schmuck und Prunk dem einfachen Sinne der Brüdergemeinde widerstrebt, der nur geringen Wert auf die Vergänglichkeit irdischer Güter legt, so gab es in den genannten Häusern keinerlei Zierrat. Der Hausrat war mehr als einfach, die Wände aller Zimmer waren weiß gekalkt und weder durch Gemälde noch durch Kupferstiche geschmückt. Mit dieser Einfachheit stand die bescheidne, fast nonnenhafte Tracht der Herrnhuterinnen in vollkommenstem Einklang. Zungen und hübschen Gesichtern verlieh insbesondere der eigentümliche Schnitt des schlichten, glatt anliegenden Häubchens, das ein breites, rosa- oder blauweißes Band unter dem Kinn festhielt, etwas Madonnenhaftes. Selbst ältere Personen kleidete dies Häubchen gut; ohne daselbe erschienen nur dienende Frauen, welche der Brüdergemeinde nicht angehörten.

Bei günstigem Wetter pflegten wir regelmäßig auch den Kirchhof der Gemeinde zu besuchen. Dieser liegt im Nordosten des Ortes und hängt mit ihm durch eine wohlgepflegte Lindenallee zusammen. Die Lage des Begräbnisplatzes der Brüder und Schwestern ist frei, sonnig und höchst anmutig am Abhange des Gutberges, dessen Höhe eine Aussicht, das Observatorium genannt, schmückt.

Von der Galerie dieses Observatoriums genießt man in der That eine entzückende Ansicht, denn man überblickt ein Landschaftspanorama, an dessen Ostende die Kuppen des Riesengebirges in violetter Dufte schwimmen und das viele Meilen weit ein schimmerndes Mosaik großer, blühender Dörfer, rauschender Wälder, fruchtbarer Saaten mit dazwischen gestreuten Kirchen, Schlössern und Edelhöfen und malerischer Bergspitzen in bunter Abwechslung bildet. Freunde und Anhänger der Brüdergemeinden finden auf diesem Gottesacker manchen interessanten Grabstein, denn es wurden die sterblichen Überreste der verstorbenen Bischöfe und Ältesten sowie auch hervorragender Missionäre, welche, nachdem sie der Gemeinde ihre Kräfte gewidmet hatten, lebensmüde heimkehrten, hier beigelegt.

7.

Die amtliche Stellung meines Vaters war, wie die aller Landprediger, sehr gebunden. Zwar fehlte es nicht an arbeitsfreien Tagen, nur ließen sich diese niemals mit Bestimmtheit voraus berechnen, und so kam es, daß der Vater nur äußerst selten über seine Zeit verfügen konnte. Ich kenne die in meinem Geburtslande gegenwärtig den Landpastoren obliegenden Geschäfte zu wenig, um mir ein Urteil über die Arbeiten anmaßen, die sie allein zu besorgen haben. Es will mir aber nach den mancherlei Umgestaltungen in Kirche und Schule doch scheinen, als hätten sie lange nicht mehr so viel zu predigen wie vor vier, fünf und sechs Jahrzehnten. In den ersten zwanzig Jahren meines Lebens war der Pastor auf dem Lande wesentlich Prediger. Von ihm verlangte die seinem Hirtenamte unterstellte Gemeinde vor allem, daß er redegewandt sei, daß ihm bei jeder vorkommenden Gelegenheit stets das passende Wort zu Gebote stehe, und daß er die nicht allen verliehene Gabe besitze, immer und unter allen Umständen, bei freudigen wie bei traurigen Ereignissen, den rechten Ton zu treffen. Allen diesen Anforderungen zu genügen, war nicht leicht. Natürliche Begabung allein reichte nicht aus; es gehörten dazu noch gründliche Kenntnis des Volkes, seiner geistigen Bedürfnisse und seines tiefem Gefühlslebens, und endlich bedurfte es großer Pastoralklugheit, die in weiterem Umfange nur durch längere Amtsführung wie durch vertraulichen Umgang mit allen Schichten des Volkes gewonnen werden konnte.

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, das Volk, der Bauer, wie man sich gewöhnlich auszudrücken beliebt, sei leicht zu befriedigen; verstehe es nur der Prediger, ihm mit kräftiger Stimme ab und zu die Hölle heiß zu machen und bei schicklichen Anlässen ihn wieder durch Benutzung des Thränenregisters zu berühren, so habe er gewonnenes Spiel. Dieser falschen Ansicht muß, wem das Wohl der ländlichen Bevölkerung und ihrer Seelherger wahrhaft am Herzen liegt, entschieden widersprechen. Niemand ist heikler als der Bauer in weltlichen wie in geistlichen Dingen, und was er sich einmal in den

Kopf gesetzt hat, worauf er Anspruch zu haben glaubt, das fordert er ein mit unnachsichtlicher Strenge. An seinen Prediger aber, der ihm ja Führer und Wegweiser zum Himmel sein soll, legt er einen ganz besondern Maßstab. Von ihm verlangt er zu jeder Stunde Worte des Heils, des Trostes, der Liebe für seine Seele, und wer ihm diese zu geben sich weigern oder sich mit Mangel an Zeit etwa entschuldigen wollte, der würde seine Achtung für immer verlieren.

Meinem Vater lag es als alleinigem Pfarrer des sehr weitläufig gebauten und volkreichen Dorfes ob, allsonntäglich Jahr für Jahr vormittags zu predigen, nachmittags aber Kinderlehre in der Kirche zu halten. Ebenso fiel auf jeden Sonnabend in der Woche eine Beichtrede, da es in meiner Jugend üblich war, daß jeder Erwachsene mindestens viermal im Jahre zum Abendmahl ging. An den drei hohen Festen wurden damals noch drei Feiertage hintereinander gehalten, die jedesmal fünf Predigten erforderten, da an den zwei ersten „hehren Tagen“ vor- und nachmittags gepredigt werden mußte. Jede Woche waren auch zwei Bettstunden, früh von sieben bis acht im Sommer, von acht bis neun im Winter, abzuhalten, zu denen freilich außer wenigen alten Leuten nur die Schulkinder sich einfanden. Außerdem gab es noch eine ziemliche Anzahl Marienstage, die damals noch kirchlich durch Gesang und Predigt gefeiert wurden. Endlich lag es dem Vater noch ob, bei jedem Begräbniß — ausgenommen blieb nur die sogenannte „stille Abdankung“ bei ganz kleinen Kindern — entweder am Grabe eine Rede oder in der Kirche eine ordentliche Leichenpredigt zu halten, der sich die Verlesung des Lebenslaufes angeschlossen, dessen Abfassung ebenfalls dem Pastor zufiel. Die Zahl dieser Leichenpredigten und Grabreden belief sich im Jahre immerhin auf siebenzig bis achtzig, und jede mußte den Verhältnissen des Verstorbeneu genau angepaßt sein, wenn die trauernde Verwandtschaft befriedigt werden sollte. Erwähne ich endlich noch die Verlobungs- und Traureben, die ja auch für jedes Brautpaar besonders zu gestalten waren, sowie der häufig vorkommenden Privatkommunionen bei Alten und Kranken, so wird man gern zugeben, daß Landgeistliche in bevölkerten Ortschaften, wenn sie es mit ihrem Berufe ernst und ehrlich meinten und ihrem Gewissen genügen wollten, geistige Arbeit vollauf hatten, die Hände also wahrlich nicht in den Schoß legen konnten.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Die neue preussische Prüfungsordnung. Es giebt immer noch Leute, welche sich Preußen als das Land des Schematismus und Bürokratismus vorstellen. Wer die „Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen vom 5. Februar 1887,“ die im Oktober dieses Jahres an die Stelle des „Reglements“ vom 12. Dezember 1866 treten wird, aufmerksam mustert und aufrichtig abschätzt, wird darin vielmehr einen neuen Beweis erblicken, daß man in Preußen, allen grundstürzenden Neuerungen abhold, doch einem unablässigen und nach allen Folgen erzwungenen Vorwärtsschreiten huldigt.*)

Das Ministerium hat dabei wesentliche Unterstützung gesucht und gefunden durch die Gutachten der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen und Provinzialschulkollegien, sowie einzelner außerhalb dieser Kreise stehenden Schulmänner.

*) Eine „Ordnung“ an die Stelle eines „Reglements“ — auch ein erfreulicher Fortschritt — trotz Rümelin. D. Red.

Der Grundsatz, die Mitglieder der leitenden Stände durch eine weitgehende Rücksicht auf ihre besondern wissenschaftlichen Reigungen und Bedürfnisse zu kräftiger Eigenart sich auszuwählen zu lassen, findet eine erweiterte Anwendung in der fast vollständigen Freigabe der Zusammenstellung der Hauptfächer des Studiums, während in der Angliederung der Nebenfächer allerdings das Interesse der Schulpraxis zur Geltung kommt. Auch das frühere „Reglement“ unterschied sich darin vorteilhaft von denen andrer, insbesondere der süddeutschen Bundesstaaten, daß die Gruppierung der Fächer eine viel mannichfaltigere war; aber man suchte die Fälle zu erschöpfen, während man jetzt die Auswahl der Hauptfächer vollständig in die Hand des Studenten legt, der in der Regel zwei davon verbinden soll (auf dem sprachlich-geschichtlichen Gebiete: 1. Deutsch, 2. Latein, 3. Griechisch, 4. Französisch, 5. Englisch, 6. Geschichte, 7. Geographie; auf dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete: 1. Mathematik, 2. Physik, 3. Chemie und Mineralogie, 4. Botanik und Zoologie, 5. Geographie). Lateinisch und Griechisch werden nicht mehr wie früher als nur ein Fach in Rechnung gebracht, und die Geographie tritt als selbständiges Fach auf, nach ihren beiden Polen teils mit geschichtlichen, teils mit naturwissenschaftlichen Fächern vereinbar.

Jeder Kandidat hat außerdem zwei Nebenfächer zu bezeichnen. Auch hier ist die Beschränkung seiner Wahl immerhin eine sehr zurückhaltende, und wo sie eintritt, betrifft sie Verbindungen, denen er sich schon nach der Natur der Sache nicht entziehen könnte. Latein als Hauptfach zieht Griechisch als Nebenfach nach sich (wenn der Kandidat eben nicht vorgezogen hat, es zum zweiten Hauptfach zu erheben), ebenso umgekehrt, desgleichen Mathematik als Hauptfach Physik als Nebenfach, jede der neuern Sprachen Latein als Nebenfach, Geschichte die Geographie (aber nicht mehr naturwissenschaftliche Hauptfächer notwendig die Mathematik als Nebenfach). Das eine der beiden Nebenfächer darf aber selbst aus dem entgegen-gesetzten der beiden Hauptgebiete entnommen werden, von einem Naturwissenschaftler z. B. aus dem sprachlich-geschichtlichen. Das würde beispielsweise zu folgenden Verbindungen führen können: Deutsch und Griechisch als Hauptfächer, Latein und Geschichte als Nebenfächer — Latein und Geschichte als Hauptfächer, Griechisch und Geographie als Nebenfächer — Mathematik und Physik als Hauptfächer, Chemie und Französisch als Nebenfächer — Chemie und Physik als Hauptfächer, Botanik und Zoologie und Geographie als Nebenfächer. Bei aller Freiheit der Wahl — das läßt sich nicht verkennen — sind aber doch die Ansprüche mannichfaltig genug, um der Gefahr des Spezialisistentums bei den Lehrern der höhern Lehranstalten vorzubeugen.

In den Anordnungen über die schriftlichen Arbeiten findet sich bei drei Aufgaben (einer philosophischen oder pädagogischen und in der Regel je einer aus den beiden Hauptfächern) der Zeitraum bis zur Abgabe auf dreimal sechs Wochen berechnet (früher ein halbes Jahr); doch steht wieder der Prüfungskommission die Ermächtigung zur Seite, auf ein begründetes Gesuch einen Aufschub von gleicher Dauer zu gewähren.

Zu einer ausführlichen Würdigung der Vorschriften über die Höhe der Ansprüche in den einzelnen Fächern ist hier nicht der Ort; ohnedies können dahin zielende Bestimmungen unter ein gewisses Maß der Allgemeinheit nicht herabgeben. Als neu und zweckmäßig erscheint die ausdrückliche Hinweisung der Historiker auf die Notwendigkeit einer klaren Anschauung des Schauplatzes der Begebenheiten, der Naturwissenschaftler auf die Aneignung einiger Uebung im Zeichnen von Pflanzen- und Tierformen. Als sehr erfreulich ist ferner zu bezeichnen der Verzicht auf die

bunte Menge von Fächern, die namentlich den Mathematikern und den Naturwissenschaftlern früher zugeschoben waren, nur um deren „allgemeine Bildung“ festzustellen, und deren Einfügung in die Prüfung eine bedeutliche Mißachtung des Wertes eines Abiturientenzeugnisses einschloß, anderseits ein Element unsäglicher Zerstreung in die Prüfung hineinwarf. Davon ist nur, für alle Kandidaten verbindlich, die Religionslehre verblieben (weggefallen also Latein, Französisch, Geschichte, Geographie, für Mathematiker auch beschreibende Naturwissenschaften); als neu erscheint das Verständnis klassischer Werke der neuen deutschen Literatur, ohne daß der Kandidat bis zur Auswahl bestimmter Stücke bevormundet würde. Philosophie und Pädagogik bilden selbstverständlich nach wie vor wesentliche Bestandteile der Prüfung; die Befähigung zum Unterricht in dem ersteren Fache wird aber dadurch nicht sogleich erlangt. Probelectionen vor dem Probejahr kannte schon das „Reglement“ nicht mehr.

Nach dem Ausfalle der Prüfung wird ein „Oberlehrerzeugniß“ oder bloß ein „Lehrerzeugniß“ ausgestellt; eine weitere Abstufung der Zeugnisse findet, wenigstens in der Gesamtbezeichnung, nicht statt. Ein Zeugniß der ersteren Art setzt außer der Erfüllung der allgemeinen Anforderungen in den beiden Hauptfächern die Befähigung zum Unterrichte für alle Klassen und in den beiden Nebenfächern diejenige für die mittlern Klassen voraus; ein Lehrerzeugniß begnügt sich in den Hauptfächern mit einer Lehrbefähigung für die mittlern Klassen, ohne indes auf die Nebenfächer Verzicht zu leisten oder die allgemeinen Anforderungen irgendwie zu vernachlässigen. In Anbetracht der Ansprüche ist es ein etwas veraltetes Kurzmaß, wenn die Studienzzeit, sei es auch nur in ihrer geringsten Ausdehnung, auf drei Jahre angesetzt wird.

Diejenigen Religionslehrer, die eine Prüfung in der theologischen Fakultät abgelegt haben, werden nur einer Erweiterungsprüfung unterzogen (mit schriftlicher Klausur im Hebräischen und Bezeichnung eines Faches des sprachlich-historischen Gebiets für die mittlern Klassen).

Die Vorbildung der Kandidaten kann auf jedem deutschen Gymnasium erfolgt sein oder auch (bei Mathematikern, Naturwissenschaftlern, Neuphilologen) auf einem preußischen Realgymnasium.

Literatur.

Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition. Von Runo Fischer. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta, 1887.

Im Winter 1877/78 hatte Runo Fischer in Goethes Vaterstadt Vorträge über den „Faust“ gehalten, die 1878 bei ihrem ersten Erscheinen in Buchform überall, auch bei solchen, die Fischers Ansichten in manchem Punkte nicht beipflichten wollten, lebhafte Teilnahme hervorriefen und dem Buche eine Anerkennung verschafften, wie sie nur wenigen Werken der überreichen Faustliteratur bisher zu Teil geworden ist. Seit mehreren Jahren fehlte die Arbeit Fischers im Buchhandel, der Verfasser konnte sich aber zu keinem Neudruck entschließen. Neue Fragen waren für die Entstehungsgeschichte der Faustdichtung inzwischen aufgeworfen worden, manche Behauptung Fischers war in ernster Weise angegriffen worden, die Erstarkung der historisch-kritischen Methode stellte neue Anforderungen. Anderseits hatte die Art der Entstehung aus Vorträgen Fischers Buch eine sehr

knappe Form aufgebrängt. So entschloß sich denn der Verfasser, eine erweiternde Umarbeitung vorzunehmen, der wir ein neues Werk verdanken. Der erste Druck zählte 224 Seiten, die neue Auflage umfaßt 472; die Vorrede aber verspricht noch eine Fortsetzung, in welcher die einzelnen Teile Szene für Szene betrachtet werden sollen, wie dies bereits in den letzten Abschnitten des vorliegenden Buches in musterghltiger Weise begonnen worden ist.

Das Gerippe des alten Werkes ist geblieben, wie Fischer auch von seinen alten Anschauungen und Behauptungen nichts zurückzunehmen brauchte. Allein aus der Skizze, die nach mancher Seite mehr andeutete als ausführte, ist nun ein sorgfältig im großen wie im kleinen ausgeführtes Gemälde geworden. Wir erhalten nun eine alles Wesentliche charakterisirende Geschichte der ältern Magusfage wie der Faustbücher- und Volkschauspiele. Simon Magus, Cyprian, Theophilus treten scharf hervor. Der geistige Zusammenhang dieser Zaubererfagen mit der Faustfabel wird enthüllt. Marlowe und Lessing, die früher kurz genannt waren, erfahren jetzt als Faustdramatiker eingehende Würdigung. Aus der einschlägigen Literatur führt Fischer nur wenig an, nur wer sie kennt, vermag nach Gebühr zu schätzen, wie Fischer den ganzen reichen Stoff beherrscht. Doch diese Beherrschung des Materials vermöchte sich auch ein anderer anzueignen, wenn auch nicht so nebenbei, wie es der Verfasser neben seinen umfangreichen geschichts-philosophischen Arbeiten thut. Das Auszeichnende seines Faustbuches liegt gerade in der selbständigen geistigen Freiheit, mit welcher er seiner Aufgabe gegenübersteht. Nicht voreingenommen von einer, wenn auch noch so blendenden Erklärungsmethode, ohne Sucht nach neuen Entdeckungen und unabhängig von geltenden Anschauungen, strebt er alle Erläuterungen nur aus dem Wesen der Sache selbst zu gewinnen. Einem würdigen Gegner wie Fr. Th. Vischer entgegnet er in würdiger Weise, seinen alten Standpunkt nach allen Seiten klärend. Warm tritt er für die Anerkennung des mehr angefochtenen als bekannten zweiten Teiles ein; aber blinde Goethomanie ist ihm fern. Scharf, unwiderleglich weist er die Lücken und Widersprüche der Dichtung nach, er weist sie aber nach als notwendig, weil durch die Veränderungen in Goethe selbst hervorgerufen. Die Einheit des Werkes liegt in der Person des Dichters selbst. Nur wer Goethes Geist und seine Entwicklung zu begreifen gelernt hat, wird seine Faustdichtung verstehen. Der Einzelforschung, der modernen Goethephilologie läßt er alle Gerechtigkeit widerfahren, aber höchst beherzigenswert sind die Warnungen, welche er gegen „die Hezjagd auf Entlehnungen,“ welche die „gründliche Goetheforschung unserer Tage irrezuführen droht,“ auspricht. Zu mehr als einer Einsicht giebt uns Fischer in gehaltvollen Zwischenbemerkungen mehr, als der Titel des Buches sagt. Manches sagt der Meister des Stils, wie Schillers Epigramm es charakterisirt, auch durch weises Verschweigen. Wir aber dürfen ohne Uebertreibung laut sagen, daß Kuno Fischers Buch, wie es jetzt vor uns liegt, unter allen deutschen Faustschriften den ersten Rang einnimmt. Vestetische und historische Betrachtungsweise sind hier in meisterhafter Weise zur Erklärung des größten Meisterwerkes vereinigt, und jeder Leser würde mit voller Befriedigung das Werk nach genußreichem Studium aus der Hand legen, wenn nicht Fischer selbst durch das Versprechen der Vorrede an Stelle dieser Befriedigung den Wunsch rege gemacht hätte, er möge recht bald die in Aussicht gestellte Weiterführung seiner Arbeit zur That werden lassen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der evangelische Bund.



In den letzten Wochen ist ein Aufruf zum Beitritt zu dem von einer Anzahl von kirchlichen Männern verschiedenen Standes und verschiedener Parteistellung gegründeten evangelischen Bunde versandt worden. Der Plan, einen solchen Bund zu gründen, entstand in dem Zeitpunkte, wo die Beendigung des Kulturkampfes bevorzustehen und Rom als Sieger aus demselben hervorzugehen schien. Man nahm an, daß, wie die Kosten dieses Kulturkampfes meist von der evangelischen Kirche getragen worden sind, so auch der Friedensschluß und das übermächtige Anwachsen des römischen Einflusses der evangelischen Kirche in erster Linie vererblich werden müsse. Um hiergegen durch Zusammenfassung der Kräfte Abwehr leisten zu können, wurde zu Michaelis vorigen Jahres in Erfurt der Beschluß gefaßt, einen evangelischen Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen zu gründen.

Der Aufruf beginnt mit der Darlegung der Lage und führt aus:

Die deutsche evangelische Kirche und mit ihr unser deutsches Vaterland sind von schweren Gefahren bedroht. Durch den sogenannten Kulturkampf und die Art seiner Beilegung sehen wir die Macht des Romanismus aufs höchste gesteigert. Kühnrig und mit zäher Beharrlichkeit, unter Benutzung aller dem deutschen Wesen entgegenwirkenden Strömungen, verfolgt dieser seine Ziele. Die Zugeständnisse, welche er den deutschen Regierungen abgerungen hat, bieten ihm nur neue Mittel des Angriffs. Auch die größere Mäßigung und die Friedfertigkeit, welche er jetzt zur Schau trägt, dienen ihm zur Gewinnung weiterer Vorteile. Die größten Einbußen hat der Protestantismus jedesmal dann erlitten, wenn die Hierarchie sich auf den Friedensfuß mit der Staatsgewalt zu setzen wußte. . . . Der machtvollen Einheit Roms steht die deutsch-evangelische Christenheit in trauriger Zerrissenheit gegenüber. Die Landeskirchen, in welche sie zerfällt, sind durch ein so loses Band verknüpft und im übrigen so sehr gegen einander abgeschlossen, daß das evangelische

Gemeindebewußtsein verkümmert. Noch viel verderblicher ist der Parteihader, welcher die besten Kräfte verzehrt und eine gedeihliche positive Entwicklung des deutschen Protestantismus lähmt. Während wir uns über innerkirchliche Fragen entzweien, schreiet der Feind, der uns zu vernichten strebt, unaufhaltbar vor. Dazu hat er in unserm eignen Lager gefährliche Bundesgenossen. Die in vielen und einflussreichen Kreisen verbreiteten falschen Paritäts- und Toleranzbegriffe leisten ihm willkommene Hilfe, und der Materialismus, in welchen ganze Schichten unsers Volkes versunken sind, nicht minder aber der religiöse Indifferentismus bahnen ihm den Weg zur Herrschaft.

Diese Schilderung der Lage muß leider als zutreffend bezeichnet werden. Es ist daran auch nichts geändert, seitdem die Zwietracht im römischen Lager ausgebrochen ist. Wenn Windthorst und Konforten es wagen, dem Papste den Gehorsam zu verweigern, so handeln sie nicht nach Willkür, sondern auf höhere Weisung, es ist der Kampf des Jesuitismus gegen das selbständige Kirchenregiment. Dieser jesuitische Geist, der den Frieden nicht will und nie gewollt hat und dessen Ziel es ist, den „Kulturkampf“ so lange fortzuführen, als noch ein Kezer in Deutschland lebt, hat die katholische Kirche und besonders die Kreise des niederen Klerus durchdrungen und fühlt sich derart erstarkt, daß er auch einen offenen Kampf gegen das Haupt der katholischen Christenheit nicht scheut, mit der nur zu begründeten Hoffnung, daß sich Leo XIII. schließlich geradeso unterwerfen werde wie Pius IX. Wenn dies am Papste geschieht, was wird der evangelische „Kezer“ für Duldung zu erwarten haben? Die römische Propaganda macht in der Stille erhebliche Fortschritte, besonders in den hohen Kreisen, die römische Kirche faßt mitten im evangelischen Lande festen Fuß und bildet Gemeinden. Wo aber eine solche Gemeinde entstanden ist, entsteht durch die Mischehen und die konfessionelle Schule die Gefahr, daß Glieder der evangelischen Gemeinden verloren gehen.

Die evangelische Kirche, als Einheit betrachtet, ist nur eine Abstraktion. Es giebt Kirchengemeinden und die Zusammenfassung einer Anzahl derselben durch eine kirchliche oder staatliche Verfassung. Es giebt sogar eine schwarzburg-sondershäuserische, eine meiningische und eine weimarische Kirche; der Grenzpfahl eines kleinen thüringischen Ländchens bedeutet zugleich eine Schiedswand, wenn auch nicht des evangelischen Bekenntnisses, so doch des evangelischen Lebens. Was fragt der Hannoveraner nach dem Westfalen oder der Saxe nach dem Schlesier? Sie fühlen sich staallich eins, aber kirchlich stehen sie sich fremd gegenüber. Es fehlt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, und wo es vorhanden sein könnte, da richtet der Parteihader desto größern Schaden an. Welchen Widerstand wird eine Kirche leisten können, deren einer Flügel zwar gegen den Katholizismus kämpft, aber mehr gegen den Inhalt an positiver Religion als gegen die Irrlehre, während der andre Flügel aus politischen und kirchlichen Gründen mit dem Gegner — dessen Art völlig verkannt wird — am liebsten gemeinsame Sache macht?

Sage man nicht: Wir brauchen keinen evangelischen Bund, unser Bund ist die evangelische Kirche. Wie notwendig es ist, gegenüber dem Parteitreiben die Einheit der Kirche zu betonen, wird gerade durch den Federkrieg bewiesen, der sich schon erhob, ehe noch etwas endgiltiges oder öffentliches in Sachen des evangelischen Bundes geschehen war. Das Unternehmen wurde schleunigst zur Parteisache gestempelt, die Namen Beshlag, Lipsius und Nippold wurden aufgegriffen, und Halle und Jena, Mittelpartei und Protestantenverein, als Veranstalter des Unternehmens bezeichnet. Daß sich auch Männer von anerkannt positivem Standpunkte mit unterzeichnet hatten, wurde diesen verbacht. Als ob die Mittelpartei, als ob die Universitäten Halle und Jena den Kampf gegen Rom gepachtet hätten, als ob die Herren der hochkirchlichen Seite kein Interesse daran zu haben brauchten, den Bestand der evangelischen Kirche zu verteidigen!

Man kann auch nicht auf den Gustav-Adolf-Verein weisen als denjenigen Bund, welcher berufen sei, gegen Rom Kriegsdienste zu thun. Daß er sich in der Verteidigung der angegriffenen, in der Stärkung der nothleidenden Kirche große Verdienste erworben hat, und daß sich seine Aufgabe mit der des evangelischen Bundes zum Teil deckt, soll nicht bestritten werden. Aber die Aufgabe des Gustav-Adolf-Vereins hat nach Art und Ort gewisse Beschränkungen. Es ist ein Hilfsverein, der Gelder aufbringt, Kirchen und Schulen baut und die Evangelischen pflegt, welche in der Zerstreuung unter Andersgläubigen leben. Daß bei dieser Arbeit auch das evangelische Bewußtsein der Vereinsmitglieder daheim wachgerufen wird, ist richtig, aber es ist nur ein mittelbarer Arbeitsertrag. Der evangelische Bund hat gerade diese Wirksamkeit zur Hauptaufgabe zu machen. Er soll seine Thätigkeit nicht auf die Diaspora beschränken, sondern erst recht für die Heimat vorhanden sein. Man sieht, evangelischer Bund und Gustav-Adolf-Verein haben Raum neben einander, sie ergänzen sich in erfreulicher Weise.

Der provisorische Vorstand des evangelischen Bundes verhehlt sich nicht, daß so große Ziele auch umfassende Mittel erheischen, die Zusammenschaffung aller Kräfte, gemeinsame Arbeit und gemeinsamen Kampf. Welches ist nun diese Arbeit? Die Aufgabe des Bundes wird als eine doppelte bezeichnet.

Er will im Kampfe gegen die wachsende Macht Roms die evangelischen Interessen auf allen Gebieten wahren, der Beeinträchtigung derselben durch Wort und Schrift entgentreten, dagegen allen Bestrebungen wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand reichen. Er will andererseits gegenüber dem Indifferentismus und Materialismus der Zeit das christlich-evangelische Gemeinbewußtsein stärken, gegenüber dem lähmenden Parteitreiben den innerkirchlichen Frieden pflegen, gegenüber der landeskirchlichen Geteiltheit des evangelischen Deutschlands die Wechselbeziehungen zwischen den Angehörigen der einzelnen Landeskirchen beleben und mehren. Zur Erfüllung dieser Aufgabe verpflichtet sich jedes einzelne Glied des Bundes an seinem Teile mitzuwirken.

Bedarfs gemeinsamer Thätigkeit organisiert sich der Bund, unter Leitung eines Zentralvorstandes sowie eines weiteren Ausschusses und gegliedert in landeskirchliche oder landschaftliche Zweigvereine über das ganze evangelische Deutschland.

Ein beigelegtes vorläufiges Statut nimmt für den Bund eine Verfassung in Aussicht, welche der des Gustav-Adolf-Vereins nachgebildet ist.

Wir haben Grund anzunehmen, daß das Programm des Bundes in dieser Fassung nur ein vorläufiges sei, daß der Bund im Verborgenen manches vorbereite, was später in fertiger Gestalt hervortreten und Gegenstand der Arbeit werden soll. Aber wäre es nicht besser gewesen, mit dem Aufrufe zu warten, bis man bestimmte Aufgaben benennen und vorlegen konnte? Wir fürchten sehr, daß es an der Beteiligung jener weiten Kreise mangeln wird, durch welche das Unternehmen erst wirklich fruchtbringend werden kann. Daß sich eine Anzahl von Geistlichen, Professoren und hochgebildeten Laien zu einem Bunde zusammen finden, ist recht schön, aber erst wenn das Volk anfängt, Anteil zu nehmen, wenn diejenigen Kreise, welche der Gefahr, von der katholischen Propaganda irregemacht zu werden, am nächsten stehen — die Unterzeichner des Aufrufs gehören samt und sonders nicht dazu —, zum Bunde herangezogen werden, ist von einem wirklichen Erfolge zu reden. Für jene Massen ist aber eine bestimmte packende Aufgabe ebenso notwendig, wie für einen Wahlausruf ein treffendes Schlagwort. Die Aufgabe ist zu allgemein gefaßt. Der Bund will die evangelischen Interessen auf allen Gebieten wahren, das sagt zu viel — und verpflichtet jeden an seinem Teile dazu mitzuwirken, das sagt zu wenig.

Besonders giebt jener Satz zu Bedenken Anlaß, in welchem es heißt: Der Bund will den Bestrebungen wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand reichen. Wie ist das gemeint? Wird als eigentliches Ziel des evangelischen Bundes festgehalten die Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, so kann jener Satz keinen andern Sinn haben als den, daß es Aufgabe sei, die undeutsch-katholische Kirche durch Begünstigung derjenigen Elemente innerhalb derselben, welche ihr widerstreben, zu schwächen. Dies war die Idee Falks, als er die Staatspfarrer einsetzte und die altkatholische Bewegung begünstigte. Aber was ist daraus geworden? Was hat es genügt? Es hat den Streit nur verbittert, ohne auf die Entscheidung desselben den geringsten Einfluß zu üben. Die katholische Kirche hat jene Elemente ohne Bedenken und ohne Bedauern abgestoßen, das Institut der Staatspfarrer wird nunmehr beseitigt, und die altkatholische Bewegung steht still. So ist auch von der Begünstigung wahrer Katholizität innerhalb jener Kirche für deutsch-protestantische Interessen kein Gewinn zu erwarten.

Man könnte auf den kürzlich veröffentlichten Brief des Grafen Alfred von Adelmann vom 21. Januar verweisen und den Beitritt des genannten — eines Katholiken — zum evangelischen Bunde als einen Erfolg aufführen. Wir vermuten, daß neben einem Hinblick auf die Lage der altkatholischen Gemeinden

die bereits bekannte Absicht des Grafen oder ähnlich gesinnter Männer zur Aufnahme des fraglichen Satzes Veranlassung gegeben hat. Aber der Inhalt gerade dieses Briefes bestärkt uns in unsern Bedenken. Graf Abelmann schreibt:

... Die Kluft zwischen der katholischen und protestantischen Konfession, hervorgerufen durch die menschliche Beschränktheit und Unduldsamkeit, wie durch die daraus erfolgten geschichtlichen Thatfachen, steht zu der christlichen Grundlehre mit ihrer erhabenen Religion der Liebe in völligem Widerspruch. Um mit der That eine Aufmunterung zur anzustrebenden Ueberbrückung dieser, vom ethischen Standpunkte nicht scharf genug zu verdammenen Kluft zu geben, entschloß ich mich zu jenem Schritte der Verbrüderung. Obgleich Katholik, thue ich denselben dennoch — in der Erkenntnis, daß der von den angesehensten, vaterländisch gesinnten Männern geschlossene Bund nicht gegen die christliche Religion im katholischen Gewande, sondern gegen die Auswüchse des von dem jesuitischen Geist und Prinzip beherrschten ultramontanen Katholizismus geführt werden soll, gegen eine Richtung, welche als mit der christlichen Religion vereinbar nicht mehr anerkannt werden kann. Wenn ich auch die Herrschsucht und Machtgier der katholischen Kirche, als dem Wesen des Urchristentums zuwider, verurteile, so fühle ich mich dennoch und trotz aller Verunglimpfungen als Katholik — als ein solcher freilich, welcher sich von Unwahrheit und undeutschem Wesen abwendet — abwendet in verstärktem Maße jetzt, da der ultramontane Katholizismus in seinem Haffe gegen das protestantische Kaiserthum immer rückhaltloser seine vaterlandslose Haltung enthüllt. Die Errungenschaften der Reformation müssen jedem nationalgesinnten Deutschen, jedem Kulturfreunde — ob Katholik oder Protestant — gleich theuer sein und als unantastbar gelten. Und da dieselben von dem Erbfeinde der Reformation in unsern Tagen mehr und mehr, dreister und immer kühner bedroht werden, so ist ein zu deren Verteidigung geschaffener, mutvoll seinem Ziele zustrebender Bund von jedem Deutschen, welchem nächst Gott das Vaterland über alles geht, freudig zu begrüßen und vorurteilslos über die Konfession hinweg zu unterstützen. In solchem Sinne vollführe ich meinen Beitritt zu dem Bunde, dem ich kraftvolle Erfolge wünsche.

Wenn Graf Abelmann sich der Folgen seiner Worte bewußt ist und sie ernstlich ziehen will, so kann er nicht da stehen bleiben, wo er steht. Ein Katholik als Mitglied eines evangelischen Bundes ist undenkbar; katholisches Bekenntnis und Verteidigung der Errungenschaften der Reformation gegen die katholische Kirche sind unvereinbar. Graf Abelmann sucht Anschluß an den evangelischen Bund. Warum gerade hier? Sollte ihm die evangelische Alliance, welche ausdrücklich die versöhnenden Beziehungen zwischen den Kirchen pflegt, nicht näher stehen? Vielleicht sind es persönliche Anknüpfungen, welche ihn hierher geführt haben, vielleicht auch der Umstand, daß die evangelische Alliance einen internationalen Charakter hat, während es gerade der Patriotismus ist, der ihn von Rom trennt und deutsch-patriotische Männer aussuchen läßt. Das soll ihm unverwehrt sein; es fragt sich nur, ob der evangelische Bund deshalb die Förderung der Bestrebungen wahrer Katholizität zu einem Stück seines Programms machen soll.

Die Geschichte der katholischen Kirche lehrt, daß bei der Fortentwicklung des katholischen Dogmas von Zeit zu Zeit diejenigen Elemente, welche nicht

weiter mitvollten, ausgestoßen wurden. Und dies sind keineswegs die schlechtesten, sondern die besten Elemente. So wurden seinerzeit die Jansenisten, so wurden die Altkatholiken ausgeschieden, es scheint, daß jetzt, wo die katholische Kirche sich immer mehr zu einer internationalen ausbildet, die patriotischen Bestandteile derselben beseitigt werden sollen. Diese ausgeschiedenen Elemente zu sammeln, ist in der That eine löbliche und lohnende Aufgabe, es fragt sich nur, ob gerade der evangelische Bund das hierzu geeignete Werkzeug ist. Will derselbe den Erfolgen der katholischen Propaganda wehren, so muß er es thun durch Betonung der protestantischen Eigenart; er kann nicht zugleich ein vermittelndes Glied zwischen hüben und drüben sein. Oder denkt man sich den Bund den einzelnen Landeskirchen gegenüber gleichsam als Reichsland? Der Gedanke ist nicht übel, aber in der Durchführung würde er ein ganzes Nest voll Widersprüche und rechtlicher Hindernisse zu Tage fördern.

Das beste ist klare Rechnung. Was geht uns Rom an? Wir haben es mit uns zu thun, Vermittelungen zwischen uns und ihnen, eine Brücke zwischen hüben und drüben giebt es doch nicht. Eine Einmischung in das fremde Gebiet verursacht nur Bitterkeit, eine Einmischung in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo es sich darum handelt, ob wir zum Frieden kommen sollen oder nicht, ist auch aus politisch wichtigen Gründen unzumuthbar. Wir wünschen uns auf neutralem Boden mit unsern katholischen Mitbürgern zu begegnen, wir wünschen miteinander zu leben, und glauben auch Raum genug nebeneinander zu haben, aber im übrigen bleibe jeder für sich. So wenig wir es dulden, daß ein katholischer Bischof sich als ein Bischof auch der getauften Evangelischen bezeichnet, so wenig ist es der katholischen Seite zu verdenken, wenn sie die Förderung wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche durch den evangelischen Bund als Übergriff und Anfeindung empfindet. Ob aber die deutsch-protestantischen Interessen dadurch besondre Wahrung finden, daß unnütze Feldzüge, und zwar angriffsweise, unternommen werden, darf billig bezweifelt werden.

Der evangelische Bund will der wachsenden Macht Roms durch Wort und Schrift entgegentreten. Schön. Aber wo bleibt denn die That? Der Prediger in der Wüste giebt es genug, was aber fehlt, ist, daß all die schönen Dinge, welche geschrieben werden, vom Papier ins Leben übergehen. Wird aber darin etwas durch die Gründung einer neuen Zeitschrift gewonnen werden? Denn darauf scheint es in der That hinauszulaufen. Beratungen über die Presse haben den Anlaß zur Gründung des Bundes gegeben, auch ist in dem Aufrufe bereits eine Preßkommission ins Auge gefaßt worden. „Jeder soll das wahre Wesen des immer mehr dem Jesuitismus verfallenden Romanismus und seine letzten Ziele kennen lernen.“ Wenn dies alles nun gesagt ist, wird dann weniger Gefahr sein, daß die evangelische Kirche durch Rom geschädigt werde? Rom macht sein Verhalten von solchen Zeugnissen nicht abhängig. Auf Rom

macht der Mut eines Mannes, der auf die Gefahr hin, seine Braut zu verlieren, den berüchtigten Revers nicht unterschreibt, mehr Eindruck als das Zeugnis beredter Professoren, und den zwingenden Lebensverhältnissen gegenüber, welche zur Untreue an der evangelischen Kirche verleiten, der trägen Gleichgiltigkeit gegenüber bleibt der schönste Artikel wirkungslos, besonders wenn er nicht gelesen wird. Und darüber soll man sich keinen Täuschungen hingeben. Wenn sich ein Verein zusammentut, eine Zeitung unterstützt oder herausgibt, so ist damit noch lange nicht erreicht, daß diese Zeitung in die rechten Hände kommt oder überhaupt ernstlich gelesen wird. Man lege nicht allzugroßen Wert auf die Presse. Wenn auch der Einfluß einer schlechten Presse nicht zu leugnen ist, so muß man doch berücksichtigen, daß eine gute Presse nicht eine entsprechend große Kraft hat. Denn Worte, welche den übeln Regungen des Lesers schmeicheln, finden viel leichter Eingang als solche, welche jene übeln Regungen bekämpfen. Wichtiger und erfolgreicher als die Schrift ist die fortgesetzte persönliche Beeinflussung.

Der mehrerwähnte Aufruf nimmt auch die Bildung von Zweig- und Ortsvereinen in Aussicht; nach unsrer Meinung liegt in der Bildung solcher Gruppen die Hauptaufgabe des Bundes. Hier müßte angefangen werden; das ist wichtiger als Organisationen des Großen und Ganzen, welchen der tatsächliche Untergrund fehlt. Man muß doch jedes Gebäude von unten nach oben bauen. Freilich wird es schwer sein, die richtige Form der Sache und thätige Arbeiter zu finden. Man darf auch diese Arbeit nicht wieder dem schon mit allen möglichen Dingen belasteten Geistlichen zuweisen; man muß vermeiden, daß die örtlichen Vereinigungen eine unangenehm geistliche Färbung annehmen oder daß sie zu bloßen Beitragsvereinen werden. Man muß ihnen ihre Aufgaben planmäßig zuteilen, etwa in der Weise, wie es bei den vaterländischen Frauenvereinen der Fall ist, und man muß diese Aufgaben klar von denen des Gustav-Adolf-Vereins oder der innern Mission abgrenzen.

Dies sind unsre Bedenken und Wünsche, die wir im Interesse der Sache glaubten rückhaltlos aussprechen zu sollen. Umso lebhafter stimmen wir jenen Bestrebungen zu, welche darauf gerichtet sind, innerhalb der evangelischen Kirche das Band der Gemeinschaft zu knüpfen und zu befestigen. Wenn der evangelische Bund weiter keinen Erfolg hätte als den, daß er gegenüber der Zersplitterung der Kräfte, dem Parteiprogramm, der Scheidung von Landes- und Provinzialkirchen die Einheit und Zusammengehörigkeit aller Anhänger des evangelischen Bekenntnisses zur Geltung brächte, so wäre dieser Erfolg so groß und segensvoll, daß er alle aufgewandte Mühe reichlich lohnen würde.

III. 21.



Deutsch-böhmische Briefe.

5.



Ich möchte Ihnen Genaueres über die Versuche zur Tschechisirung der deutschen Striche Böhmens berichten, wollen Sie mir gestatten, mit einiger Ausführlichkeit über die ethnographischen Verhältnisse dieser Provinz Österreichs Auskunft zu geben. Die Unkenntnis, welche hinsichtlich derselben vielfach herrscht, ist so groß, daß behauptet werden konnte, in Böhmen bestehe gar kein geschlossenes deutsches Sprachgebiet, während doch die veröffentlichten und jedermann zugänglichen Ergebnisse der vorletzten Volkszählung das Vorhandensein eines solchen, und zwar eines sehr ausgedehnten, unbestreitbar erkennen lassen, und während es andererseits für eine gerechte Beurteilung des Nationalitätenstreites, der Ansprüche der Tschechen und der Unterstützung derselben durch die Regierung von höchster Wichtigkeit ist, hier wohl unterrichtet zu sein.

Im Folgenden wird durch Zahlen nachgewiesen werden, wie es mit dem deutschen Sprachgebiete in Böhmen steht. Vorher sei aber bemerkt, daß eine Vergleichung der beiden von ihm eingeschlossenen Kreisgerichtsprengel Eger und Leipa, die kaum ein Drittel der deutschböhmisches Bevölkerung umfassen, mit den für reindeutsch geltenden Ländern Eisleithaniens Thatsachen ergiebt, die viele überraschen werden. Die absolute Zahl der Deutschen nämlich, die in jenen beiden Bezirken wohnen, beträgt 658 702, und nur Niederösterreich mit 2 100 874, Steiermark mit 794 841 und Oberösterreich mit 748 080 deutschen Einwohnern stehen in dieser Beziehung über ihnen, Mähren mit seinen 628 907 und Tirol mit seinen 423 062 Deutschen bleiben hinter ihnen schon erheblich, die andern Länder aber noch weit mehr zurück. Ferner beläuft sich der Anteil der Deutschen an der „zuständigen,“ d. h. der dem österreichischen Staatsverbande angehörigen Bevölkerung der Gerichtsprengel Eger und Leipa auf 99,64 Prozent, der der Tschechen nur auf 0,36, mit andern Worten: auf einen Tschechen kommen 273 Deutsche. Dagegen machen die Deutschen in Oberösterreich nur 99,47, in Vorarlberg 98,56, in Niederösterreich 96,86, in Mähren 70,22, in Steiermark 67, in Tirol 54,39 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Sehen wir uns Wien an, so sind unter seiner zuständigen Bevölkerung nur 601 955 Deutsche, dagegen 25 186 Tschechoslawen, d. h. mehr als zehnmal so viel als in den beiden böhmischen Gerichtsbezirken. Auf einen Tschechoslawen kommen hier, wie wir sahen, 273, in Wien dagegen nur 24 Deutsche. Folgerungen hieraus abzuleiten scheint hier wohl nicht nötig, die Zahlen genügen vorläufig.

Bei der Übersicht über das ganze deutsche Sprachgebiet Böhmens kommen zunächst die reindeutschen, d. h. die Bezirke in Betracht, wo sich keine einzige tschechische Gemeinde befindet. Durch das vereinzelte Vorkommen von Tschechen in einem Bezirke wird dieser selbstverständlich so wenig zu einem gemischten als Niederösterreich mit seinen 2,82 Prozent Tschechen ein Kronland mit gemischter Bevölkerung genannt werden kann. Übrigens findet eine erhebliche Einwanderung von Tschechen nur in solchen Ortschaften statt, wo sie in Fabriken oder als Vergleute Beschäftigung finden, und der nationale Charakter der betreffenden Gemeinde erleidet keine Veränderung, da er durch die ständige, besitzende und direkte Steuer zahlende Bevölkerung gebildet wird. Bleiben wir also dabei, daß die Bezirke, in denen keine tschechische Gemeinde besteht, als deutsch zu gelten haben, so giebt es in Böhmen siebenundsiebzig deutsche Bezirke, welche in zwei große Gruppen zerfallen. Die eine umfaßt die fünfundfünfzig deutschen Bezirke der Kreisgerichtsprängel Eger, Brüx, Leitmeritz, Leipa und Reichenberg in Nordböhmen und bildet ein kompaktes Ganze, die andre, zweiundzwanzig Bezirke einschließend, zerfällt in vier kleinere Gruppen. Betrachten wir zunächst die erste Hauptgruppe.*) Im Egerischen Sprengel sind sämtliche Gerichtsbezirke (Eger, Aisch, Falkenau, Graslitz, Königswart, Wildstein, Buchau, Elbogen, Joachimsthal, Karlsbad, Luditz, Neudeck, Petřichau, Platten, Pfaumberg, Plan, Tachau, Tepl und Weseritz) vollständig deutsch. Die „Zuständigen“ (wir werden diese spezifisch österreicherische Bezeichnung, die oben erklärt wurde, der Kürze halber beibehalten) zählen 420 346, und darunter befinden sich 418 844, die sich des Deutschen, 1492, die sich des Tschechischen, und 10, die sich eines andern Idioms als Umgangssprache bedienen. Von dem Kreisgerichtsprängel Brüx sind die Bezirke Laun und Postelberg auszuscheiden, von denen der erstere, an der Südgrenze des Sprengels gelegen und mit dem tschechischen Sprachgebiete unmittelbar zusammenhängend, nur zwei deutsche Gemeinden und neben 32 315 Tschechen nur 853 Deutsche aufweist, während der andre die tschechische Gemeinde Zmling-Dpatřina hat. Die übrigen dreizehn Bezirke aber (Brüx, Bilin, Dux, Görkau, Katharinaberg, Duppau, Kadan, Komotau, Přebuz, Sebastiansberg, Telnitz, Robergam und Saaz) sind deutsch. Von der zuständigen Wohnerschaft derselben sprechen im gewöhnlichen Verkehr 257 348 deutsch, 12 701 tschechisch und 47 eine andre Sprache. Beim Kreisgerichtsprängel Leitmeritz haben wir die Bezirke Raudnitz und Libochowitz als tschechisch, Leitmeritz und Lobositz als mit tschechischen Gemeinden durchsetzt abzurechnen. Die übrigen sieben (Aussitz, Karbitz, Lettschen, Benjen, Teplitz, Auischa und Wegstädtel) sind deutsch. Ihre zuständige Bevölkerung zerfällt in 198 003 Seelen mit deutscher, 5592 mit tschechischer und 27 mit einer andern Umgangssprache. Die zehn

*) Wir folgen dabei auszugsweise der Schrift: „Zur Sprachen- und Nationalitätenfrage in Böhmen.“ Von einem deutschböhmischem Abgeordneten [Plener, wie wir hören]. Wien, 1883. Grenzboten I. 1887.

Bezirke des Sprengels Leipa (Leipa, Haida, Niemes, Zwidau, Kamnitz, Dauba, Rumburg, Warnsdorf, Schludenau und Hainspach) sind ausnahmslos deutsch. Sie haben eine zuständige Bevölkerung von 239858 Deutschen und nur 920 Tschechen. Endlich umfaßt der Reichenberger Sprengel ebenfalls nur deutsche Bezirke (Reichenberg, Gablonz, Tannwald, Friedland, Gabel und Kraxau). Unter den Zuständigen befinden sich 208388 mit deutscher, 6277 mit tschechischer und 23 mit anderer Umgangssprache. Ein Rückblick ergibt folgende Thatfachen: Die aufgezählten fünfundfünfzig Gerichtsbezirke haben eine zuständige Bevölkerung von 1349560 Seelen und darunter sind 1322470 oder 98 Prozent Deutsche und 26982 oder 2 Prozent Tschechen, ein Verhältnis, welches für die deutsche Bevölkerung viel günstiger ist als das in Niederösterreich bestehende von 96,86 und 2,82 Prozent. In neunundzwanzig von jenen Bezirken sinkt der Anteil der tschechischen Umgangssprache unter ein halbes Prozent, ja in fünfzehn derselben beträgt er nicht einmal ein Zehntelprozent, sodaß erst auf mehrere tausend Einwohner ein Tscheche fällt. In den Bezirken Asch, Plan, Königswart und Weseřitz mit ihren 80 893 Einwohnern giebt es gar keine Person mit tschechischer Umgangssprache.

Die andre große Gruppe des deutschen Sprachgebietes in Böhmen teilt sich in vier kleinere, von denen drei durchweg an der Landesgrenze liegen. Die nördliche umschließt die zusammenhängenden Bezirke Rochlitz, der an den zum Reichenberger Sprengel gehörenden deutschen Bezirk Tannwald stößt, Hohenelbe, Arnau, Schatzlar, Marschendorf und Trautenau, dann den Bezirk Braunau, der durch den deutschen Teil des gemischten Bezirks Politz mit Trautenau in Verbindung steht, und hat 134 609 zuständige Einwohner mit deutscher und 4924 mit tschechischer Umgangssprache. Viel weniger günstig ist die geographische Lage der fünf deutschen Bezirke an der Ostgrenze (Rokitniß, Grulich, Steden, Neubistritz und Grazen), welche die zweite Gruppe bilden. Namentlich die drei ersten sind wegen ihrer Isolirung mehr als andre in Gefahr, ihre deutsche Nationalität einzubüßen. Rokitniß und Grulich stoßen aneinander, Grazen aber hängt durch den fast ganz deutschen Bezirk Kaplitz mit den deutschen Bezirken des Böhmerwaldes zusammen. Die zuständige Bevölkerung der Gruppe zählt 73 344 Personen mit deutscher und 4850 mit tschechischer Umgangssprache. Die dritte Gruppe besteht aus den deutschen Böhmerwaldbezirken Hohenfurt, Oberplan, Wallern, Hartmanitz, Neuern, Ronsperg und Hoftau, die unter einander teils unmittelbar, teils durch die deutschen Teile der gemischten Bezirke Prachatz, Winterberg, Bergreichenstein, Neugedein und Taus zusammenhängen, und deren zuständige Bevölkerung 93 619 Personen mit deutscher und 932 mit tschechischer Umgangssprache zählt. Die ungünstigsten Verhältnisse hinsichtlich der Umgangssprache zeigt die vierte Gruppe, welche im Innern des Landes liegt und in die drei Bezirke Mies, Tuschau und Staab zerfällt. Der vorletzte Census wies hier 52 046 Zuständige mit deutscher Zunge und 7456 mit

tſchechiſcher auf, ein Verhältnis, welches weſentlich durch den letztgenannten Bezirk herbeigeführt wird. Derſelbe iſt zwar, abgesehen von den in einzelnen Orten beſtehenden groſartigen Bergwerken, ein rein ackerbautreibender Bezirk mit einem Bauernſtande, der ſehr wohlhabend, ſehr begabt und ſehr deutſch geſinnt iſt, allein inſolge des Aufſchwunges der Kohlen- und Eiſeninduſtrie hat ſeine Bevölkerung ſeit dem Jahre 1869 außerordentlich, um 41,8 Prozent, vermehrt und zwar hauptſächlich durch Einwanderung tſchechiſcher Arbeiter. Dies betrifft indes faſt nur die Orte, wo ſich die betreffenden Werke befinden. In den meiſten von den achtunddreißig Gemeinden des Staaber Bezirks vermehrte ſich die Einwohnerzahl in normaler Weiſe, und der nationale Charakter änderte ſich nicht. Selbſt da, wo wie z. B. in Nürſchan, Mattnitz und Steinauſezb, Maſſen ſolcher Proletarier einſtrömten, blieb die eigentliche Gemeinde, d. h. die Geſamtheit der einheimiſchen, grundbeſitzenden und ſteuerzahlenden Inſaſſen, deutſch wie zuvor.

Faſſen wir die Zahlen für die vier Gruppen mit ihren zweiundzwanzig Gerichtsbezirken zuſammen, ſo wohnen hier an Zuſtändigen 353618 Deutſche und 18252 Tſchechen, und rechnen wir dazu die Bewohner der fünf und fünfzig Bezirke der erſten Hauptgruppe des deutſchen Sprachgebietes, ſo ergibt ſich folgendes: Die dem öſterreichiſchen Staatsverbande angehörige Bevölkerung dieſes ganzen Gebietes beläuft ſich auf 1721452 Perſonen, von denen 1676088 Deutſche und 45234 Tſchechen ſind, während 130 einer andern Nationalität angehören. Die Deutſchen machen alſo 97,37, die Tſchechen 2,63 Prozent der zuſtändigen Bevölkerung dieſes Teiles von Böhmen aus. Jenes Verhältnis würde ſich aber noch günstiger geſtalten, wenn die gemiſchten Bezirke, d. h. die, wo ſowohl deutſche als tſchechiſche Gemeinden beſtehen, nach Möglichkeit in ungemiſchte verwandelt würden, weil einerſeits die Zuteilung deutſcher Gemeinden, die unter überwiegend tſchechiſchen liegen, an deutſche Bezirke die Bevölkerungsziffer der letzteren erhöht, anderſeits die Ausſcheidung der tſchechiſchen Gemeinden aus überwiegend deutſchen Bezirken dieſe zu reindeutſchen umbildet.

Sind gemiſchte Bezirke ſolche, die ſowohl deutſche als tſchechiſche Gemeinden einſchließen, ſo iſt deren Zahl nicht ſo groſ, als gewöhnlich angenommen wird; denn ſie beträgt nur ſiebenunddreißig neben ſiebenundſiebzig reindeutſchen und hundertzwei reintſchechiſchen Bezirken. Unter jenen ſiebenunddreißig befinden ſich überdies dreizehn, die nur eine oder zwei Gemeinden der andern Nationalität aufzuweiſen haben. Die vierundzwanzig Bezirke, welche eine größere Anzahl von Gemeinden beider Nationalitäten umfaſſen, folgen nachſtehend, wobei dem Namen des Bezirks immer die Zahl der deutſchen und die der tſchechiſchen Bevölkerung deſſelben beigeſetzt iſt. Leitmeritz, deutſch 34384, tſchechiſch 7261. Alle auf dem linken Ufer der Elbe gelegenen Gemeinden dieſes Bezirkes, acht an der Zahl, ſind tſchechiſch. Lobositz, deutſch 14502, tſchechiſch 4996. Gemeinden der letzteren Nationalität finden ſich hier ſieben. Weiſſenau, deutſch

3202, tschechisch 8014, deutsche Gemeinden neun. Neupaka, deutsch 3010, tschechisch 27478. Von den ehemals viel zahlreicheren deutschen Gemeinden sind nur fünf noch übrig. Politz, deutsch 15135, tschechisch 12632. Neben einundzwanzig deutschen Gemeinden, aber geographisch von denselben abgegrenzt, bestehen hier fünfzehn tschechische. Königinhof, deutsch 16052, tschechisch 10761. Abgesehen von der Stadt mit 6813 Einwohnern, nach welcher dieser Bezirk sich nennt, ist letzterer weit überwiegend deutsch und hat nur die tschechischen Dorfgemeinden Daubrawitz, Lipitz, Novoles, Tremeschna und Werdel. Sarmierz, deutsch, mit acht Gemeinden, 4185, tschechisch 30098. Neustadt an der Mettau, deutsch, mit sechs an der preussischen Grenze liegenden Gemeinden, 6167, tschechisch 17607. Landskron, deutsch 21861, tschechisch, mit acht Gemeinden, 10673. Wildenschwert, deutsch, mit acht Gemeinden, 5197, tschechisch 23545. Leitomischl, deutsch 15277, tschechisch 36488. Die zwölf deutschen Gemeinden liegen im östlichen Teile des Bezirkes und hängen miteinander zusammen. Policka, deutsch 9549, tschechisch 23362. Die neun deutschen Gemeinden ziehen sich an der Grenze Mährens hin. Deutschbrod, deutsch, mit acht Gemeinden, 2406, tschechisch 22787. Neubaus, deutsch 11675, tschechisch 27358. Der Bezirk zählt nicht weniger als fünfundzwanzig deutsche Gemeinden, die unter sich und mit dem deutschen Bezirke Neubistritz zusammenhängen. Budweis, deutsch 17774, tschechisch 24810. Abgesehen von der Stadt, deren Namen der Bezirk trägt, hat letzterer fünfzehn deutsche Gemeinden, die größtenteils um Budweis liegen und mit demselben eine deutsche Sprachinsel bilden. Krumau, deutsch 14880, tschechisch 13867. Die vierzehn tschechischen Gemeinden bilden die nördliche Hälfte des Bezirkes und haben zusammen 11747 Einwohner. Retofic, deutsch, mit drei Gemeinden, 696, tschechisch 16675. Prachatic, deutsch 11260, tschechisch 12359. Im allgemeinen sind die nördlich von Prachatic gelegenen Gemeinden tschechisch, die Stadt selbst und die Gemeinden im Süden von ihr deutsch; von einigen an die Sprachgrenze stoßenden läßt sich der nationale Charakter nicht mit Bestimmtheit angeben. Winterberg, deutsch 16759, tschechisch 9603. Die sämtlich im Norden des Bezirkes liegenden tschechischen Gemeinden, neun an der Zahl, haben zusammen 9029 Einwohner. Bergreichenstein, deutsch 9104, tschechisch 7107. Auch hier bilden die sieben tschechischen Gemeinden, die beiläufig teilweise deutsche Ortschaften einschließen, die Nordhälfte des Bezirkes. Neugebain, deutsch 3374, tschechisch 19337. Die acht deutschen Gemeinden liegen an der bayerischen Grenze, an welche auch die fünf deutschen Gemeinden des von 6267 Deutschen und 19196 Tschechen bewohnten Bezirkes Taus stoßen, dessen tschechischen Gemeinden ebenfalls mehrere Ortschaften von deutscher Nationalität umfassen. Bischofteinitz, deutsch 9295, tschechisch 8708. Von den sehr zahlreichen Gemeinden dieses Bezirkes sind die im Osten desselben gelegenen tschechisch, die im Westen, wo er an Postau und Ronsperg stößt, deutsch. Endlich Manetin mit 6829 Deutschen und 9048

Tschechen. Im allgemeinen sind die Gemeinden im Osten tschechisch, die im Westen deutsch, an der Sprachgrenze setzen sie sich aus Ortschaften zusammen, die bald der einen, bald der andern Nationalität angehören.

Wir haben diese Gruppierung ausführlich geschildert, weil sie die Grundlage der Frage bildet, welche seit einiger Zeit im böhmischen Landtage im Vordergrund steht und Anlaß zu den letzten Ereignissen geworden ist, die mit dem Austritte der deutschen Mitglieder jener Versammlung endigten. Zunächst fragt es sich hier, ob und inwiefern auch hinsichtlich der zuletzt hier aufgezählten gemischten Bezirke Böhmens eine Abgrenzung durchführbar wäre, welche den sprachlichen und nationalen Verhältnissen entsprechen würde. Darauf ist zu antworten, daß die Sache zwar ihre Schwierigkeiten zu haben scheint, aber keine solchen, die unüberwindlich wären. Bei der ersten Bildung der böhmischen Gerichtsbezirke (1850) wurde auf die Nationalität wenig Rücksicht genommen, aber seitdem ist mancherlei geschehen, was einige derselben der Natur der Dinge entsprechender gestaltet hat. Man hat — die Beispiele wolle man der angeführten Schrift entnehmen — deutsche Bezirke, die anfangs zu einem tschechischen Gerichtsprengel geschlagen waren, einem deutschen einverleibt, deutsche und tschechische Bezirke neu gebildet, deutsche und tschechische Gemeinden andern Bezirken zugewiesen, u. dergl. m. Bei der Bildung der Schulbezirke wurde eine Scheidung nach den Sprachen vollständig durchgeführt. Da in Böhmen Bezirksvertretungen bestehen, die mit wichtigen Aufgaben der Selbstverwaltung betraut und zu Verfügungen von weitgehender Bedeutung für die materiellen Interessen der verschiedenen Teile ihres Bezirks bejagt sind, so ist es für das friedliche Nebeneinanderleben höchst wünschenswert, die mit den Vertretungsbezirken zusammenfallenden Gerichtsbezirke national möglichst gleichartig zu gestalten. Dies ist sogar in dem von der Mehrheit des böhmischen Landtages 1871 beschlossenen Entwurfe zu einem Nationalitätengesetze anerkannt, da derselbe im § 4 den Grundsatz aufstellt, die Bezirke für die Verwaltung und Rechtspflege seien so einzuteilen, daß jeder, soweit möglich, aus Gemeinden einer und derselben Nationalität zusammenge setzt sei.

Soweit möglich — wie weit und wo? Was zuvörderst die Sprengel der Gerichtshöfe anlangt, so ist vor allem die Ausschreibung der Bezirke Laun, dann Raudnitz und Libochowitz aus den Sprengeln der Kreisgerichte von Brüx, beziehungsweise Leitmeritz nicht bloß (schon der Schwurgerichte halber) notwendig, sondern durch Bildung eines neuen Kreisgerichtes in Schlan oder Rakonitz leicht zu bewerkstelligen. Ferner ist die Errichtung eines Kreisgerichtes in Trautenau für diese Stadt, Marschendorf, Schazlar, Rochlitz, Hohenelbe, Arnau und Braunau, dann die eines aus den deutschen Gemeinden des jetzigen Bezirks Politz zu bildenden Gerichtsbezirks ebenso ausführbar als gerechtfertigt und von der Bevölkerung gewünscht.

In Betreff der Gerichtsbezirke aber wäre nur bei einigen wenigen in Be-

zirken anderer Nationalität vereinzelt vorkommenden Gemeinden (unsre Schrift nennt nur Liebinsdorf an der mährischen, Kößlersdorf an der niederösterreichischen Grenze und die Stadt Böhmischnicha) eine Ablösung derselben aus geographischen Gründen unthunlich, bei andern dagegen nicht schwierig. Schon 1865 wollte das Ministerium Belcredi die tschechische Gemeinde Verlau im Bezirke Kalsching wegen ihrer Nationalität zu Budweis und Smling-Spotšchna im Bezirke Postelberg zu Laun schlagen. Haid, die einzige deutsche Gemeinde des Bezirks Schweinitz, grenzt an den Bezirk Grazen und ließe sich ohne Schaden diesem angliedern. Die Gemeinden Abrechtsried und Langendorf im Bezirke Schüttenhofen sollten schon einmal durch Beschluß des Landtages mit dem Bezirke Hartmanitz vereinigt werden. Um andre Beispiele zu übergehen, wurde auch über die Zuweisung der Gemeinde Putendorf im Bezirke Starkenbach zum Bezirke Hohenelbe vom Landtage bereits verhandelt, wenn auch noch nicht Beschluß gefaßt. Selbst da, wo ein Bezirk viele Gemeinden der andern Nationalität in sich begreift, begegnet die Bildung von Bezirken, die nur aus Gemeinden mit einer und derselben Sprache bestehen, in der Regel keiner unüberwindlichen Schwierigkeit. Die acht tschechischen Gemeinden des Bezirks Leitmeritz liegen auf dem linken Ufer der Elbe, gehörten schon einmal zum Bezirke Raubnitz und sollten nach der „Neuen Gebietseinteilung des Königreichs Böhmen,“ welche das Ministerium Belcredi 1865 dem böhmischen Landtage zur Begutachtung vorlegte, wieder mit ihm vereinigt werden. Ebenso liegen die tschechischen Gemeinden des Bezirks Lobositz an der Grenze des Bezirks Libochowitz, mit dem sie also leicht verbunden werden könnten. Die nördlichen deutschen Gemeinden von Weißwasser sollten nach jener Vorlage an Niemes, die andern an Dauba fallen. Die von Politz sind von den tschechischen geographisch vollständig getrennt und streben schon seit Jahren die Bildung eines eignen Gerichtsbezirks für sie mit dem Mittelpunkte Bedelsdorf an, ein Streben, das vom Landtage wiederholt als vollkommen berechtigt anerkannt worden ist. In dem ausgedehnten Bezirke Leitomischl hängen die zahlreichen und großen deutschen Gemeinden zusammen, und die Errichtung eines besondern Gerichtsbezirks für dieselben ist so dringend geboten, daß der Landtag sich vor einigen Jahren bereits mit ihr beschäftigte. Ähnlich steht es mit den Bezirken Policka und Neuhaus. Ferner wollte die Regierungsvorlage von 1865 die vierzehn tschechischen Gemeinden des Bezirks Krumau wegen ihrer Nationalität von diesem ablösen und dem Bezirke Budweis einverleiben. Die Größe des letztern aber und die starke Bevölkerung jener Gemeinden würden eher die Bildung eines eignen Gerichtsbezirks für dieselben empfehlen. Ganz selbstverständlich erscheint es, daß in solchen Bezirken, die wie Prachowitz, Winterberg, Bergreichenstein, Bischofsteinitz und Manetin von der Sprachgrenze in zwei national gleichartige Teile zerlegt werden, die Bezirksgrenze der Sprachgrenze folgen sollte. Die deutschen Gemeinden der Gerichtsbezirke Neugebdein

und Taus endlich bilden teils einen eignen Schulbezirk, teils gehören sie zu dem von Bischofteinitz. Sie stoßen im Süden an Neuern, im Norden an Ronsperg und könnten ohne Nachteil mit diesen Bezirken vereinigt werden.

Die den Nationalitätsverhältnissen Böhmens entsprechende Abgrenzung der Bezirke desselben würde wesentlich erleichtert werden, wenn man in einzelnen Fällen Gerichtsbezirke bis herab zu etwa 6000 Einwohnern einrichten wollte, was nichts weniger als unmöglich erscheint, da solche in andern Ländern ziemlich häufig vorkommen und dort sogar andre mit einer weit geringern Bevölkerungsziffer zu finden sind. In Salzburg z. B. giebt es Gerichtsbezirke mit 2785, ja mit 2441 Einwohnern, und in der Bezirkshauptmannschaft Cattaro mit 33000 Einwohnern bestehen ein Kreisgericht und vier Bezirksgerichte, während die 52000 Einwohner des Bezirks Leitomischl nur ein Gericht haben. In diesem Bezirke wohnen etwa 15000 Deutsche und 36000 Tschechen, aber wie ist diese Bevölkerung gelagert? Die sehr großen deutschen Gemeinden liegen im Osten, die tschechischen schließen sich an dieselben nach dem Innern des Landes an, sind aber vollständig von ihnen gefondert, wie folgende einer Landtagsrede Herbsts vom Jahre 1883 entnommene Daten zeigen: In den Gemeinden Jahnisdorf und Kezelsdorf, von denen jene 2180, diese 1871 Einwohner hat, giebt es nicht einen einzigen Tschechen, in Abtsdorf neben 2227 Deutschen nur 2, in Nickel neben 1403 Deutschen nur 1 und in den Gemeinden Karlsbrunn mit 874, Schirudorf mit 872 und Überbörfl mit 983 Einwohnern nur je 4 Tschechen. Ähnlich steht es mit den 24 deutschen Gemeinden des Bezirks Bischofteinitz, unter denen 8 sind, wo kein einziger Tscheche wohnt, und 10, wo deren nicht mehr als 2 bis 3 leben.

Wir sehen also, daß es nicht schwierig sein würde, die böhmischen Gerichtsbezirke nach der Sprache der Bevölkerung abzugrenzen. Die Teilung des Landes nach nationalen Rücksichten ist, wie gesagt, in den Schulbezirken schon vollzogen. Abgesehen von Prag, gehört jede Gemeinde Böhmens entweder zu einem deutschen oder einem tschechischen Schulbezirke, und wie gut hier die Absonderung gelungen ist, beweist der Umstand, daß nur wenige deutsche Schulen auf tschechische und nur wenige tschechische auf deutsche Bezirke der Art kommen. Das Verlangen nach einer Reform gleicher Art in Betreff der Gerichtsbezirke ist bisher, obwohl bereits dreimal gestellt, von der tschechischen Mehrheit des Prager Landtags nicht berücksichtigt worden, wird aber sicherlich niemals verstummen und über kurz oder lang erfüllt werden müssen.



Staat und Kirche im Reiche der Westgoten.

Von J. v. Pflugf.-Harttung.



o früh wie kein andres Germanenvolk, schon in ihren Wohnsitzen an der Donau, waren die Westgoten mit der Kultur des Abendlandes befaunt geworden. Durch die Balkanhalbinsel und Italien nach Südfrankreich und Spanien gewandert, errichteten sie schneller als alle Bruderstämme einen Staat. Sie schienen die Zukunft des Abendlandes bestimmen zu sollen, und doch krankte ihre Entwicklung vor der Zeit zu Grabe, wie eine knospende Blume, die der Wurm zernagt.

Das Grundübel des Westgotenreiches war die Aristokratie, weltliche und geistliche, vor der nach unten hin der Träger des Volkswohls, der Stand der Gemeinfreien, erlag, nach oben hin die Krone nicht zur Macht kommen konnte. Obwohl die Westgoten als erste Germanen das Privatrecht ausbildeten, sind sie doch nie zu einer Verfassung geziehen.

Nur ein starkes, ein Erbkönigtum hätte sie schaffen, hätte den unfertigen Staat fest zusammenfassen, die widerstrebenden Gewalten brechen können. Aber eben dieses fehlte. Anfangs schien es sich ausbilden oder doch in altgermanischer Weise an den Königsstamm fesseln zu wollen. Da entzogen sich die Söhne Theodorichs I. selber den Untergrund, einer erschlug den andern, noch vermochte der Sohn dem Vater zu folgen, aber es waren nicht die Männer, deren die Zeit bedurfte. Als Amalarich dunkeln Andenkens starb, war das Herrenhaus zu Ende, es gelang keinem neuen Geschlechte, sich im Besitze des Thrones zu behaupten, volles Wahlrecht wurde üblich mit seinem Gefolge von Willkür, Ehrgeiz, Aufruhr und Mord. Das gotische Königtum schwankte dahin als das schwächste, seine Gewalt als die unsicherste, Unterthanentreue und Achtung vor seiner Würde waren erloschen, bis auf Leovigild durfte sich der Herrscher weder durch die Kleidung noch durch den Sitz hervorthun.

Erst als es der katholischen Kirche gelang, ihre arianische Rivalin zu erdrücken, zu Macht und Einfluß zu gelangen, erst da versuchte man, dem Reiche Ruhe und Stetigkeit durch Wahlgesetz und durch Schutz des Königs zu gewähren. Eine Art von Designation, von Vorausbestimmung des Nachfolgers, wurde üblich, oft in der Form von Mitregentschaft, ein stets erneutes Bestreben nach Erblichkeit. Der Widerstand machte starke Könige leicht zu Tyrannen gegen die Großen, schwache zu einer Geißel für das Volk. Der Sturmesgang der Ereignisse durchriß gar leicht die Dämme, und statt des Rechtes entschied die Macht.

Wähler und Rival der Krone zugleich war der Adel, der von jeher in Spanien besonders heimisch gewesen ist, zur arianischen Zeit der Laienadel, zur katholischen dieser und der der Kirche, beide nicht selten ineinander übergehend. Er war entstanden aus den alten provinzialen Latifundienbesitzern und den eingewanderten Großen des Siegervolkes, sein Kennzeichen war Reichthum und Erblichkeit desselben, wodurch er das gewählte Königtum wie von selber überwucherte. Nicht dieses, die gegenseitige Eifersucht einzelner Geschlechter hielt den Staat nur zu oft in einer Art taumelnden Gleichgewichtes. In der Allgemeinheit der Herrschsucht und Unbotmäßigkeit bestand die Widerung des Systems, der Kreis der Geschlechter war kein abgeschlossener. Unaufhörlich stiegen neue und sanken alte, selbst Unfreie klangen zu den höchsten Sprossen empor. Eine Wechselbewegung, die oft mit dem Wechsel der Krone zusammenhing, denn die ihr widerstrebenden suchte sie zu stürzen und neue, möglichst abhängige Menschen mächtig zu machen.

Formell besaß das westgotische Königtum unter dem Zusammenfluß feiner germanischen mit der römischen Imperatorenwürde eine nahezu absolute Gewalt in allen Hoheitsrechten, umso mehr als die alten Schranken desselben, Volksversammlungen und Volksadel, abhanden gekommen waren. Dagegen hatte sich in Land-Dienstadel und Prälatur eine neue, vielfach schärfere Machtbeugung gebildet. Anfangs überwogen die Laien in Hof- oder, wenn man so will, in Reichstagen. Als die katholische Kirche emporkam, stellte sie sich ihnen durch Konzilien zur Seite, bis beide verschmolzen, die vorwiegenden Konzilien die Hofstage in sich aufnahmen oder ihnen doch nur eine untergeordnete Rolle übrig ließen. Diese Bewegung nahm zu, jemehr der hohe Adel, zumal der gotische, sich zu Kirchenämtern drängte und damit Vertretung der Kirche und des Adels vielfach identisch, die Kirchenversammlungen zugleich zu Adelskonventen machte. War Krone, Adel und Kirche einig, so ging alles vortrefflich, da dies aber bei den widerstrebenden Interessen selten der Fall war, so bewirkte das System einen wechselvollen Kampf der Gewalten, worin keineswegs die Krone immer das Übergewicht behielt. Bald gestattete sich der Adel Eingriffe durch Empörung und Mord, bald die Kirche, indem sie die Könige beherrschte und abhängig machte, bald die Krone durch Handlungen justinischer Gewalt. Es fehlte die Abgrenzung der gegenseitigen Befugnisse, Zufall und Persönlichkeiten traten bedingend hervor.

Die Kirche faßte im Episkopat ihre Kraft zusammen, welche durch Beschlüsse der Konzilien zum Ausdruck kam. Diese wurden vom Könige berufen und pflegten über das zu beraten, was er vorlegte; aber er durfte nicht wagen etwas vorzulegen, was gewichtige Kreise der weltlichen oder geistlichen Großen verletzete, er konnte deshalb nicht wohl etwas vorlegen, bevor er Rücksprache mit den maßgebenden Männern genommen hatte, und der wichtigste von ihnen war der Metropolit von Toledo. Das vornehmste Kirchenhaupt war also

gleichsam gegebener erster Minister. Immerhin hatte der König großen Einfluß auf die Beratung, einen weitem gewährte ihm die Strafgewalt und seine Befugnis, die Bischöfe zu ernennen. In der ältern Zeit waren sie von Volk und Provinzialepiskopat vorgeschlagen und auf Rat des Metropolitan vom Könige genehmigt worden, bei der zunehmend aristokratischen Richtung konnte das zwölfte Konzil von Toledo dem Könige die Ernennung, die Einsetzung dem Erzbischof von Toledo überweisen. War die Erhebung erfolgt, dann hatte die Staatsgewalt nicht mehr die Person in den Händen, sodaß auf Konzilien Könige entthront und Usurpatoren anerkannt worden sind. Der Einfluß steigerte den Reichtum der Bischöfe bisweilen ins Ungemessene, beides brachte Verweltlichung und Vermehrung der Befugnisse gegen Laienbeamten. Längst hatten sie sich den Fesseln des Standes entwunden, an der Spitze ihrer Gewappneten zogen sie ins Feld. Krieg, Politik und Güterverwaltung überwogen nicht selten die geistlichen Interessen. Der Gerichtsstand des Klerus schwankte, im wesentlichen blieben sie dem weltlichen Gesetz unterthan.

Trotz naher Beziehung zu Rom trat die Angehörigkeit zur allgemeinen Kirche vor der des Landes zurück, namentlich seitdem Toledo den Primat erlangt hatte. Im Gegensatz zu dem sonst Üblichen wurde die spanische Zeitrechnung, welche achtunddreißig Jahre vor der christlichen beginnt, zur gotischen Reichsära. Der Metropolitan führte in den Konzilien den Vorsitz und erhob mit dem Könige die Bischöfe, war thatsächlicher Mitregent, nicht selten Oberregent. Das achte Konzil sprach aus, die Bischöfe seien durch Christus Vorgesetzte der Völker. Zur Hebung des Glanzes der Hauptstadt befahl das siebente Konzil, daß die benachbarten Bischöfe jährlich dort einen Monat verbringen sollten. In Toledo versammelten sich die Reichskonzilien. Keine Kirche des Morgen- oder Abendlandes kannte einen gleich unumschränkten Primat als die der Pyrenäenhalbinsel.

Das Gotenreich war ein kranker Kulturstaat, morsch in seinem Gefüge, ohne Schwung und Opfermut. Da kamen die Jünger Mohammeds, deren Wangen noch nicht erbleicht von nagenben Gedanken, deren Leiber unter Afrikas glühender Sonne gedörrt waren, und grün, in der Hoffnung Farbe, flatterte ihnen das Banner des Propheten voran. Die Kraft, die Wildheit der Begeisterung siegten. Erst die Not ließ ein neues Geschlecht in den asturischen Bergen gedeihen, ritterlich, fromm und fanatisch, das nach blutigem Heldenkampfe an der Stelle des Halbmondes wieder das siegende Kreuz erhob.



Der Graf von Noer.



er kannte außerhalb des Kreises der Orientalisten den Prinzen Friedrich August von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Grafen von Noer, als vor fünf Jahren die Zeitungen die Nachricht von seinem Tode brachten? Der Name trat damals wahrscheinlich zum erstenmale vor die Augen der meisten Leser. Wir wollen im Folgenden versuchen, das Bild dieses Mannes zu zeichnen, wie es uns die vor kurzem von der Witwe des Verstorbenen herausgegebenen Briefe und Tagebuchblätter vor die Seele stellen.*) Bleiben auch in diesem Briefwechsel und in den sonstigen Aufzeichnungen merkliche Lücken, so wird uns doch genug mitgeteilt, um uns den Zusammenhang ungefähr versinnlichen zu können.

Der Prinz war der Sohn des Herzogs August Emil, und war in Schleswig am 16. November 1830 geboren. Die Neigung zu literarischen Studien, zu ausgebehnterer wissenschaftlicher Ausbildung ist in der fürstlichen Familie nicht neu; war doch unter andern sein Großvater der Gönner Schillers. Als einziger Sohn war er ein etwas verzogener Knabe, durch ungeeignete Lehrer erfitt sein Unterricht so große Einbuße, daß er später klagte, er habe an diesem Mangel sein ganzes Leben hindurch zu leiden gehabt. Der Vater, ein leidenschaftlicher Soldat, dachte garnicht daran, daß der Sohn jemals eine andre Richtung nehmen würde, er bemühte sich, die Erziehung nach seinen Absichten zu leiten. Neigungen und Anlagen des Prinzen aber entsprachen mehr der Sinnesart der feingebildeten, gemütvollen Mutter; unter ihrer Einwirkung entwickelte sich des Knaben Gemüt und Phantasie.

Den Aufenthalt zu Noer bei Kiel, dem Landitze der Familie, unterbrachen im März 1848 die politischen Vorgänge in Schleswig-Holstein. Der Vater stellte sich an die Spitze der Bewegung, Friedrich August trat — trotz der vielfachen Beziehungen, welche die Familie zu Dänemark hatte — in die schleswig-holsteinische Armee. Bereits vier Tage darauf schreibt er seiner Mutter aus dem Kriegslager, wie sehr er nach Büchern schmachte, die Bibel und eine Lebensgeschichte Alexanders des Großen seien die einzigen, die er bis jetzt aufgetrieben habe, und er bittet sie nun, ihm — Kühners griechische Grammatik zu senden.

Der Verlauf des schleswigschen Krieges ist bekannt. Der Prinz erhielt zunächst keine Gelegenheit, sich an einem Gefechte zu beteiligen. „Ich gestehe

*) Friedrich August Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer. Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß. Herausgegeben von Carmen Gräfin von Noer. Nördlingen, C. F. Weg, 1886.

— schreibt er einmal —, daß ich des Hin- und Herziehens bereits ein wenig müde bin und eine herbe Sehnsucht nach der Heimat und unserm Stillleben empfinde.“ Aus seiner Abneigung gegen das Soldatenleben macht er kein Hehl, er möchte „die bunte Fackel ausziehen,“ die er hier „mehr und mehr als Uniform des Müßigganges kennen gelernt“ habe. Gleich dem Vater und dem Oheim, die aus dem Heere ausgeschieden waren, wünschte er, namentlich da ihm die ganze Bewegung jetzt entweder „eine leere Demonstration oder ein Kampf mit dunkeln Unmöglichkeiten“ zu werden schien, je eher je lieber den Abschied zu nehmen. Schließlich geboten ihm im Herbst 1849 auch Gesundheitsrücksichten aus dem Dienst zu treten und Heilung in einem milderen Klima zu suchen. Australien, nicht das Land seiner Sehnsucht, Indien, wurde vom Arzt zunächst als Reiseziel bestimmt. Mochte ihm auch die Trennung schwer fallen, so fesselte doch das viele Neue, das ihm entgegentrat, seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Vom Bord des Schiffes schreibt er an seinem Geburtstage den Eltern: „Im ganzen finde ich doch, daß meine Lage eine glückliche ist. Unabhängig wie ich bin, steht mir die Welt offen und die Zukunft. Es ist angenehm, neunzehn Jahre alt zu sein!“ Die Schönheit des tropischen Meeres machte auf ihn einen überwältigenden Eindruck.

Nachdem er ein halbes Jahr in Australien gelebt hatte — wir wollen nicht verhehlen, daß die Begründung dieser Reise und des Aufenthaltes in Australien einigen Zweifel in uns erregt hat — „und das Land und seine Bewohner wenigstens oberflächlich und die Geheimnisse der Schafzucht gründlich kennen gelernt“ hatte, trat er „glücklich darüber, nicht mehr das Opfer australischer Narrenspessen und Windbeutelereien zu sein,“ über Indien die Rückreise an. In Konstantinopel traf er mit dem Manne zusammen, der auf seine Geistesentwicklung wie überhaupt auf seinen Lebensgang einen bestimmenden Einfluß gewinnen sollte: David Urquhart. Die glänzende Persönlichkeit des phantastischen Agitators, welcher damals und noch mehr in den folgenden Jahren durch seine rastlose Thätigkeit zu Gunsten der Türkei und durch seine Angriffe auf die russenfreundliche Politik Palmerstons bekannt wurde, fesselte auch sofort den jungen Prinzen. „Dennoch habe ich — schreibt er dem Vater, nachdem er ihm auseinandergesetzt hat, wie lästig ein Reisegefährte sei — die verwegene Absicht, mit einem Reisegefährten zurückzukehren, und zwar mit einem vielbekanntem und oft erwähnten Manne, dem Hr. Urquhart, über den ich aber nichts sagen kann, als daß es ein Mann ist, wie es keinen zweiten mehr giebt. Über ihn und von ihm wirst du hoffentlich noch recht viel hören. Auf mich wirkt er wie der Magnet auf den Stahl.“ Der Vater erhob Bedenken gegen den Verkehr mit dem vielgenannten Manne, erhielt aber die Antwort: „Wenn du Urquhart erst kennen gelernt haben wirst, dann bin ich sicher, daß sein Einfluß auf mich dir keine Sorge mehr machen wird.“ Gleich nach der Heimkehr besuchte er mit dem Vater, der samt der Familie die Beteiligung an dem schles-

wigischen Aufstände mit ewiger Verbannung zu büßen hatte, die Londoner Weltausstellung. Das Leben in England gefiel ihm. Durch das Verweilen in den Kolonien hatte er sich unmerklich in die englischen Sitten eingelebt. „Ich fing an, in England heimisch zu werden — schreibt er —, und beschloß im Stillen für längere Zeit dahin zurückzukehren.“

Was ihn hierzu trieb, war vor allem das Bewußtsein seiner unzulänglichen Erziehung. Schon auf der Rückkehr aus dem Orient und noch mehr in Deutschland waren dem Prinzen bange Zweifel aufgestiegen, wie sich seine Zukunft gestalten würde. „Es war mir allmählich klar geworden, daß Privatstudium ungenügend sei, um den Wissens- und Bildungsgrad zu erlangen, nach welchem ich in leidenschaftlicher Sehnsucht strebte. Meinen Vater durfte ich bei all seiner Liebe zu mir nicht zu Rate ziehen, denn er würde den innerlichen Zwiespalt, in welchem ich mich befand, nicht verstanden haben. So erwuchs allmählich in mir der Gedanke, mich selbst jetzt noch einer Schule zu übergeben. Aber welcher? Für ein deutsches Gymnasium war ich nicht mehr jung, für die deutsche Universität nicht reif genug. In London hörte ich von Cambridge und seiner Gelehrtenschule sprechen, und was ich erfuhr, schien mir für meine Lage passend.“ Im Familientrate gaben die Eltern, „die Mutter mit innerlichem Verständnis, der Vater mit befreundlichem Kopfschütteln,“ ihre Zustimmung. Am 2. Februar 1852 trat der Prinz in Cambridge als Fellow commoner in das College of Trinity ein. „Demgemäß trage ich einen blauen Talar mit Silberlizen, eine Art Chorrock, in dem ich mit großer Würde einherstreite.“ Er kam sich in den neuen Verhältnissen zuweilen recht wunderbar vor; aber sein entschiedner Wille war: „Ich bin hier Schüler, nichts mehr und nichts weniger, und ich will nichts andres sein.“

In die Londoner Ferienzeit fiel ein Besuch beim „Chevalier de Bunsen.“ „Wir reisten — so schildert er die Unterhaltung — nach Ägypten, wo er denn allmählich aufthaute, und nun ging es in die Wissenschaften, von Herodes zu Pilatus und umgekehrt, daß es eine Lust war.“ Aus jeder Zeile des Berichtes leuchtet die Freude darüber hervor, daß Bunsen in ihm den zukünftigen Gelehrten gespürt hatte.

Das Verhältnis zu Urquhart ward inzwischen immer enger, der Prinz stand im regsten Briefwechsel mit ihm und unterstützte ihn bei der Abfassung seiner politischen Flugchriften; „ich wüßte kaum etwas, was ich ihm nicht zu Gefallen thun möchte, wie schwer es sei.“ Er begleitete den Freund öfter auf seinen Agitationsreisen in England, nicht gerade zur Freude des Vaters. „Lieber Papa — schreibt er einmal —, es beunruhigt dich meine lebhaftige Einbildungskraft, meine Schwärmerei für das Morgenland und alles Morgenländische, vielleicht am meisten aber meine Freundschaft und Hochachtung für Urquhart, der als Verächter Europas, als fanatischer Bewunderer des Orients und als Freund des Heidentums nun einmal angesehen wird. Wäre alles dieses in der

That so, wie du glaubst, so hättest du wohl Recht, mich für einen unbefonnenen Phantasten zu halten, und ich würde deine Vorwürfe verdienen. Verzeihe mir aber, wenn ich dir gegenüber zu behaupten wage, daß dem in Wirklichkeit nicht so ist. . . »Wenn wir Christen sind,« so fährst du fort und scheinst dadurch andeuten zu wollen, daß den Morgenländern als solchen jeder sittliche Gehalt abgehe, und es für uns Christen entheiligend sei, mit ihrem Leben und ihrer Lehre und Wissenschaft uns zu beschäftigen. Lieber Vater, was meine eigne Erfahrung über diesen Punkt anbelangt, so ist mir, seit ich im Morgenlande gewesen, das Lesen der heiligen Schrift ein unendlich erhöhter Genuß geworden. . . Seit jener Zeit rührt mich mehr als je zuvor die tiefe Einfachheit der Bibelsprache. . . Glaube nicht, daß ich um Buddhas, Bramas oder Mohammeds willen mich zum Morgenlande hingezogen fühle, und vertraue ein wenig der Empfindung und der Einsicht deines Sohnes.“ Und nach diesem Bekenntnis heißt es weiter: „Nachträglich in Bezug auf Urquhart, so thut es mir leid, daß auch du so geringschätzig von ihm denkst und über ihn schreibst. Mein Verhältnis zu ihm und mein Urteil über ihn sind dir ja schon mehr als genug bekannt, als daß ich noch etwas darüber zu sagen brauchte. Sei es denn genügend, wenn ich hinzufüge, daß er von unserem ersten Zusammentreffen an, sich immer gleich bleibend, stets mein Wohlthäter gewesen ist und mich mit väterlicher Freundschaft behandelt hat. Es ist der einzige unter den vielen sogenannten Freunden, den Zeit und Umstände niemals verändert haben. . . Ich hoffe, lieber Vater — so lautet der Schluß des Briefes —, daß du mich jetzt etwas weniger als zuvor für einen von schwärmerischer Einbildungskraft heimgesuchten Träumer halten wirst. Sollten diese Zeilen deine Besorgnisse beschwichtigen und ein Einverständnis unsrer Ansichten ermöglichen, so würde mich dies sehr glücklich machen; wo nicht, dann weiß ich keinen Rat, als daß ein jeder von uns in der seinigen verharre. Wenn du in diesen Zeilen eine oder die andre dir ungefällige Stelle finden solltest, so halte mich nicht für anmaßend, ich bitte dich, sondern vergieb mir, weil ich geschrieben habe, wie mir's um's Herz ist.“

Trotzdem ward die Besorgnis des Vaters von neuem rege. Auf seine ernstlichen Mahnungen entschuldigt sich der „unverbesserliche Sohn,“ als er Urquhart nach Northumberland begleitet hatte: „Cambridge ist so langweilig, und ich amüfire mich gerne,“ schließt aber dann mit den Worten: „Seitdem ich mir in aller Unschuld mehrfach die Finger verbrannt und dir noch dazu Unannehmlichkeiten bereitet habe, werde ich allen politischen Hirngespinnsten, seien sie auch die meines besten Freundes, den Abschied geben. Mein Privatverhältnis zu ihm wird nicht darunter leiden.“

Es mag hier gleich noch die Charakteristik Platz finden, die er noch in spätern Jahren von ihm giebt. Wohl beklagt er damals „die heftigen Konvulsionen seines enttäuschten, verbitterten Gemüthes, die Kämpfe seines unbändigen

Temperaments“; „aber — fährt er fort — ich kannte ihn anders, ich sah ihn in den ersten Zeiten seines Erfolges, wo er seinen zauberischen, hinreißenden Einfluß auf alle Gemüter noch in vollster Liebenswürdigkeit und Unwiderstehlichkeit ausübte.“

Im Oktober 1852 endete die Schülerzeit zu Cambridge: „Nun ist das Examen überstanden. . . Komisch bleibt es immer, daß ich mit meinem hübschen Namen und Titel und meiner Würde als Orientreisender eine so heillose Furcht vor dem Examen hatte, wie nur je ein armer deutscher Abiturient, der nach der Universität trachtet, oder ein Kandidat, der auf die Anstellung wartet.“

Nach einer kurzen Studienzeit in Heidelberg, wo er im Verein mit der Schwester bei Häußer hörte und Ägyptologie unter Braun trieb, ging er nach Paris. Dort fand er zur Zeit des Krimkrieges ein mächtig bewegtes, anziehendes Leben. Frohe Stunden bot ein Künstlerkreis im Café Frascati, dem unter andern Genz, Güterbogh und Knaut angehörten; auch mit Renan, Amari und Henri Martin ward er bekannt. „Es war ein reiches, schönes Leben, wie ich es noch kaum je genossen hatte, während im Hintergrunde meiner Gedanken der Plan unverrückt feststand, die Erfahrungen meiner Reise nach besten Kräften literarisch zu verarbeiten. Der Verkehr mit geistvollen, vielseitig gebildeten Männern war mir erfreulich und förderlich wie nie zuvor in meinem Leben. Die Anregung, welche ich empfing, fand keine leere Stätte in mir, sondern ein ganzes Saatfeld von Ideen und Arbeitsplänen, auf das etwas wie ein befruchtender Regen fiel.“ Im vierten Stockwerk eines Hauses in der Rue Luxembourg hatte sich der angehende Schriftsteller niedergelassen, die Wohnung hatte „einen Blick zwischen Schornsteinen hindurch auf die Vendomesäule.“ Mitten unter seinen Büchern, in Berührung mit allem, was in der großen Weltstadt an Rang und Geist auf der Höhe stand, gut versorgt durch einen alten Portier und dessen gute Frau, führte der deutsche Fürstensohn das glücklichste Dasein, welches nur durch schwere Krankheit der Schwester und der Mutter getrübt wurde. In den Tuileries nicht minder wie in den Salons des Faubourg St. Germain war er ein gern gesehener Gast.

Von den orientalischen Angelegenheiten hielt er sich zurück. „Obgleich es meinen Freunden so erscheinen mag, als sei ich für die ehemaligen Interessen erstorben oder befände mich in einem Zustande hoffnungsloser Lethargie, so habe ich doch nicht aufgehört, die Sympathie zu hegen, die der gerechten Sache gehört. Rußland — so wird in dem Briefe weiter ausgeführt, und dieses Urteil wird man gerade jetzt nicht ohne Interesse vernehmen — Rußland ist deshalb so groß, weil es nie eine Chance unbenuzt vorübergehen ließ; an diplomatischer List kommt ihm keine Macht gleich. Dennoch wird die Türkei nicht durch Rußland, sondern durch die europäischen Mächte insgesamt vernichtet werden. Dies ist mein felsenfester Glaube, der mich schwerlich betrügen wird.“ Er hatte nur zu Recht, daß die Eastern question viele Jahre lang ein dunkler Fleck für

Europa bleiben würde. „Wir werden wohl beide — schreibt er 1856 einem Freunde — die Lösung dieses Knotens nicht erleben.“

Dem Wunsche des Vaters entsprechend, hatte er sich während eines Aufenthaltes in London bei Hofe gemeldet, wo er freundliche Aufnahme fand. „Trotz allem Zerstreuten und Vergnüglichen kann ich aber doch nicht verhehlen, daß es Stunden giebt, in denen es mir vorkommen will, als könne es doch eigentlich nichts einformigeres geben als das, was man mit dem Ausdruck »die große Welt« zu bezeichnen pflegt. . . Das Ideal meines irdischen Glückes, wenn es nicht anmaßend ist, ein solches zu wünschen, wäre ein schönes, freundliches Heim und eine gute, liebevolle Frau. Das kann ich nun nicht mehr leugnen. Auf dem letzten Hofballe tanzte ich die erste Quadrille mit der Prinzessin Alice (der spätern Großherzogin von Hessen), die zweite mit der Königin, die überaus huldreich und gnädig war. . . Prinzess Alice habe ich etwas näher kennen gelernt, da ich oftmals ihr Tischnachbar sein durfte. Sie ist nicht das, was man eine Schönheit nennt, aber anmutig, angenehm, verständig, gebildet, guten Humors und ohne Vorurteile, ein großes Wort für eine königliche Prinzessin. Der dänische Minister ist krank geworden, der arme Mann, seit die Königin mit mir getanzt hat.“ Drei Wochen später schreibt er: „Ich bin krank gewesen und war insolge dessen auf Stille und Einsamkeit angewiesen, die mich in mich selbst zurückgeführt haben. Vergieb mir, lieber Vater, wenn ich gerade heraus sage, daß ich des hohlen Schwindels des fashionable life allmählich herzlich müde werde. Es paßt nicht zu meinen literarischen Gewohnheiten. Da nun »Dnomander« erträglich auszufallen scheint und mehr Interesse erweckt, als ich anfänglich zu erwarten wagte, so würde ich doch wohl ein Narr sein, wenn ich auf dem einmal betretenen Wege nicht weiter ginge, der meinem Charakter, meinem Geschmack und meinen Gewohnheiten so durchaus entspricht und auf den ich bereits meine besten Jahre und Kräfte verwendet, oder, wenn du lieber willst, »verschwendet« habe.“ Unter dem Titel „Altes und Neues aus den Ländern des Ostens von Dnomander“ veröffentlichte damals der Prinz sein erstes Werk, welches in Deutschland Beifall fand.

Den Fortgang seiner Studien hemmte auf einmal der Tod der Mutter, welche der Mittelpunkt des Familientreffes gewesen war. Nur langsam hat er diesen schweren Schlag überwunden. Reisen nach Italien und das gesellschaftliche Leben nahmen ihn in den nächsten Jahren sehr in Anspruch, mehr als die orientalischen Studien, mit welchen er sich für seine literarische Laufbahn vorbereitete. Da lernte er 1850 durch Urquhart in der Londoner Asiatic society Goldstücker, einen gebornen Deutschen, seit 1851 Professor des Sanskrit am University College in London, kennen: „Ihm verdanke ich soviel, daß keine Worte genügend sind, es auszusprechen. Er ist mein Lehrer und mein Freund, mein Berater und mein Tröster geworden. Er hat mir beigegeben in meinen verwirrten Existenzverhältnissen und war mir die kräftigste Hilfe in meinen

Studien. Durch ihn wurde ich in die Geheimnisse der Sanskrit eingeführt; er nahm mich sofort unter seine Schüler auf, was, fürchte ich, für ihn eine ebenso große Aufgabe war als für mich.“ Schwere Krankheiten, Reisen in England und Frankreich fielen in diese Arbeitszeit. „Dies alles — schreibt er — war dem ersten Studium freilich wenig förderlich, wie denn überhaupt Geburt und Erziehung hier Schranken ziehen, welche selbst der festeste Wille nicht ganz hinwegzuräumen vermag.“ Die Verlobung des Vaters mit einer jungen Amerikanerin bestimmte ihn 1864 zu einer neuen Reise nach Indien. „Der Abschied war unaussprechlich schwer. . . Ich dachte und fühlte so, als sei es ein Abschied für immer.“

Er schiffte sich am Bord des englischen Kriegsschiffes „Drontes“ ein. „Wäre es denn garnicht möglich — schreibt er von da aus an Goldstücker —, daß ich etwas thun könnte, was ein klein wenig Ihrer Aufmerksamkeit würdig sein dürfte? . . . Meinen Reisezweck im allgemeinen kennen Sie so gut wie ich selbst, vielleicht besser, als ich es überhaupt vermag. Er ist so groß, so weit um sich greifend, daß ich erschrecke, wenn ich ihn fest ins Auge fassen will und . . . nur immer daran denke, was mir für die Möglichkeit eines annähernden Gelingens fehlt: dauerhafte Gesundheit, gelehrtes Wissen, Geld. . . Ich wünsche eine genaue Kenntnis von Indien zu erwerben, selbsterständlich zumeist von den Kulturländern Nordindiens. Ich möchte Natur- und Völkerkunde, Wissenschaft und Kunst in ihrer tausendjährigen Entwicklung studieren mit dem innern Verständnis, welches nur die lebendige Anschauung zu geben vermag. Von diesem wunderbaren Vornehmen ist mir der Sinn geschwellt und die Phantasie erhitzt, ohne daß — und jetzt kommt die Hauptsache — ich nur im Entferntesten eine Idee habe, wie und zu was ich das alles gebrauchen soll. . . Ich habe diese Reise begonnen — fährt er fort — als ein vom Schicksal verschlagener Mensch, fast willenlos, ziellos, und doch getrieben von einer unüberwindlichen Macht, von einer feilschen Gewalt, die keine Vernunft und keinen Widerspruch annimmt und mich vorwärts drängt, ohne daß ich selbst weiß, wohin und wozu.“

Er wurde von den Eingebornen wie von den Engländern freundlich aufgenommen, in festlichem Aufzuge empfing ihn die einheimische Bevölkerung an den alten Tempeln. „Die Brahmanen haben mir den Ehrentitel »Shastri« beigelegt, weil ich mich ohne Vorurteile über das Altertum, ihre Religion, Gebräuche und Schriften unterhalte.“ Gar manchmal flüchtete er sich allein hinaus in die gewaltige, geheimnisvolle Größe der Hindutempelruinen, „um sich in vollkommenster Einsamkeit in buddhistische Grübeleien zu vertiefen.“ „Indien ist vor allem das Land der abstrakten Meditation, oder, wie die praktischen Utilitarier sagen würden, des träumerischen Nichtsthuns. Mag es sein, wie es will; ich fühle mich immer besser nach solch stiller, einsamer Betrachtung der Dinge.“

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Vaters gebot den weiteren Plänen einen jähen Halt; auf einer Reise nach Palästina war der Vater unerwartet den Anstrengungen erlegen. Der Prinz kehrte sofort zurück; im Hafen

von Marseille hatte sich das Schiff einer mehrtägigen Quarantäne zu unterziehen. Ein heftiger Mistral peitschte die Wellen zu Staub, da tauchte ein Boot auf, das dem Schiffe zulente, die Insassen wurden mit Mühe auf Deck gebracht. „Ich stürzte vorwärts in die Arme meiner über alles geliebten Schwester. Sie war es, die mir durch ganz Frankreich entgegengereist war, um mich im wilden Sturm mit Todesgefahr zu begrüßen, ehe ich den Fuß auf europäischen Boden gesetzt. . . Niemals werde ich diesen Augenblick vergessen, noch den großen Blick tiefsten Vertrauens und enthusiastischer Liebe, mit dem sie zu mir sagte: Nun du mir wiedergegeben bist, fürchte ich nichts mehr. Nun wird alles gut.“

Nachdem er der Hochzeit der Schwester beigewohnt hatte, ging er zur Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten nach Noer, das nun in seinen Besitz übergehen sollte. „Vier Uhr morgens, am 4. Februar 1866, zog ich in Noer ein, das ich seit Oktober 1849 nicht wieder gesehen hatte. Es war einer der Momente, wie sie wohl keinen Sterblichen völlig erspart bleiben, wo die volle Tragik des Lebens mit ihrer ganzen erschütternden Gewalt mich erfaßte. Sturm- und Meeresbrausen, kahle, gespenstische Baumgruppen, weite, weißschimmernde Felder, einige Dienerschaft mit Lichtern auf der Schwelle und ich, der einsame Mann, der letzte meiner Familie!“

Nach kurzer Rast ging der Prinz wieder nach London, um unter Goldstickers Leitung seine Sanskritstudien wieder aufzunehmen. Da schied auch das letzte Glied aus dem eugern Familienkreise, seine Schwester. „Der Tod meiner Schwester — schreibt er seiner Tante, der Königin Karoline Amalie von Dänemark — hat mich furchtbar erschüttert, und der nagende Kummer darüber, sowie der Verdruß über die unselige Verwirrung, welche ich in den Angelegenheiten meines Vaters vorgefunden, haben meine Gesundheit sehr mitgenommen, dies umsomehr, da für mich in dieser Hinsicht nicht viel zuzusetzen ist.“ Dann teilt er mit, daß er abermals in die Fremde hinausziehen wolle, um Nordindien kennen zu lernen. Ihren Einwurf, daß sie nicht begreife, warum er nicht ruhig in Noer bleibe, beantwortete er damit: „Du kennst die Verhältnisse, wie sie durch den Tod meines Vaters herbeigeführt wurden, und du weißt, daß die Existenz auf Noer immerhin eine ziemlich verwickelte Frage geworden ist. Ich kann nicht daran denken, mich zu verheiraten und als Gutsherr in gedeihlicher Thätigkeit zu leben; einsam aber auf Noer zu bleiben, nur um zu sparen und das Veräumte wieder einzubringen, dazu bin ich doch noch zu jung, und es ist gegen meine Natur, ich würde es auf die Dauer nicht aushalten. . . Zu diesem allen kommt aber noch hinzu, daß ich in letzter Zeit zu viel Trauriges erfahren habe, um nicht das Bedürfnis zu empfinden, mich für eine Zeit lang loszureißen und in fremder Umgebung meine Verluste nicht vergessen, aber ertragen zu lernen. Es giebt für solche Zustände ein einziges Heilmittel: ernstes Streben nach irgend einer Seite hin, das die Gedanken erfüllt und beschäftigt.“

Ein Brief aus Indien führt das weiter aus: „Es liegt in dem Lebensgefühl und Bedürfnis jedes denkenden Menschen, daß er sich einer Aufgabe bewußt ist, die er in der ihm zugemessenen Zeit zu lösen hat. Nun wohl, ich hoffe und glaube, daß diejenige, welche ich in mir fühle, nicht Eigensinn oder selbst-erkundene Vorspiegung ist, sondern innerliche Wahrheit. Die standhafte Liebe für den Orient, die mir ins Herz gepflanzt ist, bürgt dafür.“

Die trübe Stimmung, die ihn vor seiner Abreise beherrschte hatte, kennzeichnen Einträge in sein Tagebuch: „Wenn alles in Trümmern liegt, so ist im tiefsten Seelenwinkel noch ein Stück Eigenleben übrig, das selbständig ausgelebt sein will. Das fühle ich jetzt.“ — „Sich selbst treu bleiben. Das ist alles!“ — „Jedes Bild braucht einen Hintergrund. So braucht das Leben den Tod.“ Dem Professor Goldstücker meldet er aus Indien: „Anschauung und Erfahrung wachsen täglich, doch wandere ich noch immer nach unbewußten Zielen. Es ist jetzt nicht mehr allein die Sehnsucht und die Begeisterung, die mich weiter treibt, sondern zumeist Vorsatz und Wille.“ Aus Delhi sendet er ihm endlich die Freudenbotschaft: „Inmitten meiner Schwäche und Mutlosigkeit ist mir innerlich ein Etwas in Erscheinung getreten, das mich gleichzeitig erschreckt und beglückt. Lassen Sie sich erzählen: Als ich im vorigen Jahre in der Madrasa von Calcutta bei meinem Freunde Blochmann saß und jener vortreffliche Mann mir über den Kaiser Akbar Auskunft gab, da empfand ich, wie Goethe es ausdrückt, daß das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus ist, den sie in uns erregt. Denn auf meiner Wanderung durch das nördliche Indien fand ich allerorten die Spuren von Akbars Thätigkeit und die Folgen seines Wirkens, mochte es in den großen Bauten sein, die er errichtet hat, oder in den Überlieferungen seiner gewaltigen Kriegsthaten, oder in der weisen Anordnung der Staatsverhältnisse. Sollte dies mir nicht einen willkommenen Anstoß geben zu einer eingehenden Beschäftigung mit dem Leben dieses herrlichen Mannes und dem Einflusse, welchen er auf sein Zeitalter ausgeübt hat? Wäre die Lebensgeschichte dieses Mannes, wie sie aus der Geschichte überhaupt hervorgewachsen ist, nicht der richtige Zeitpunkt, in welchem sich alle meine bisherigen planlosen Vorbereitungsstudien zusammenschließen könnten, und würde durch diesen Anschluß nicht der unverständene Drang, dem ich bis jetzt folgte, zweckdienliches Mittel und der ziellose Instinkt, der mich trieb, zur vernünftig-bewußten Bestrebung werden? Würde diese Idee nicht meine Gedanken aus dem Chaos lösen und meinem Geiste Ordnung und Ruhe geben? Lieber Herr Professor, was sagen Sie? Ist es eine Vermessenheit von mir, solche Gedanken zu hegen, oder können Sie mir Hoffnung geben?“ Auch der Königin Karoline deutet er an, daß er endlich eine Arbeit gefunden habe, die für seine Lebenszeit genügen werde: „Es ist mir ein Plan im Kopfe lebendig geworden, der mein ganzes Streben in einen Rahmen zusammenfassen würde.“ Die immer mehr zunehmende Klarheit und Festigkeit dieser Überzeugung

ward ihm zur reinsten Freude. Begeistert sucht er alle Stätten auf, wo sein Held geweilt hat. „Am 24. März besuchte ich die Sekundra, das prachtvolle Grab des größten Mannes, den Indien je hervorgebracht. Noch nie im Leben war ich so überwältigt als in dem Moment, da ich in dem unterirdischen Gewölbe an dem Grabe meines Lieblingshelden stand,“ und als er in Delhi weilend die Summen und die Zeit überschlägt, welche ihm die indische Reise gekostet hat, bricht er schließlich in die Worte aus: „Doch bin ich glücklich, denn es ist mir ein Stern im Geiste aufgegangen, um dessentwillen ich alle Mühsale segne; eine Idee: »Albars Leben,« das fortan der Inhalt meines eignen sein wird.“

Eine schwere Erkrankung zwang ihn, die indische Reise früher, als er gewollt hatte, abzubrechen und heimzukehren, aber er hatte doch „den sichern Punkt gewonnen, der die Richtung für die Zukunft anzeigte.“

Zehn glückliche Jahre waren ihm noch in der Heimat auf Noer beschieden. Im April 1870 schreibt er der Königin Karoline: „Ich muß dich heute von einem sehr wichtigen Schritt in Kenntnis setzen, welchen ich in diesen Tagen ausgeführt habe. Ich bin nämlich in Berlin gewesen, wo Se. Majestät der König mich auf mein Ansuchen zum Grafen von Noer ernannt hat. Mit diesem Schritt habe ich mich nicht nur von der leidigen Politik losgelöst, sondern ich kann mich nun auch nach meines Herzens Neigung verheiraten. Liebe Tante, nimm es freundlich auf, wenn ich dir die Mitteilung mache, daß ich mich vorgestern mit einer bürgerlichen Dame, Fräulein Eisenblut aus Hamburg, verlobt habe. Ich bin gewiß, daß du uns zu unfrer bald bevorstehenden Vereinerung, von welcher das Glück meines Lebens abhängt, deinen Segen geben wirst, den ich ungern vermissen würde.“

In seiner Frau, welche aus einer deutschen Familie in Venezuela abstammte, aber in Deutschland erzogen worden war, hatte der Graf von Noer eine Lebensgefährtin gefunden, wie er sie sich nur wünschen konnte, eine Frau, die selbst seinen gelehrten Studien warmes Interesse entgegenbrachte. Im Vollgefühl seines Glückes schreibt er einem englischen Freunde: „Ich möchte es Ihnen sagen, daß ich vollkommen glücklich bin . . . ich kann nicht ansprechen, wie unsäglich dankbar ich bin, dies erfahren und genießen zu dürfen, sei es auch nur für kurze Zeit. Auf diesem letztern Gedanken leuchten die wonnigen Tage in doppeltem Glanze.“

Die Gräfin Carmen war es, die ihn nach jahrelanger Pause, in welcher ihn sein Glück ganz und gar erfüllte, anregte, ernstlich an die Bearbeitung von Albars Leben zu denken; sie schrieb dann nach seinem Diktat die einzelnen Abschnitte nieder. Schwer traf den Grafen in diesen Jahren der Tod Goldstückers: „Er war mir mehr als Freund und Lehrer, er war mein geistiger Vater.“ Seine eigne Gesundheit war bedenklich erschüttert: „Ich fühle zuweilen eine Hinfalligkeit in mir, die mir früher nie angefallen ist und die sich allmählich auf die Dauer einzurichten beginnt,“ doch vermochte dies nicht das glückliche Leben in Noer anhaltend zu stören. „Wohin ich gehe — berichtet das Tage-

buch —, sehe ich Bilder meiner Jugend auftauchen, und in den schattigen Waldwegen folge ich den gefegneten Schritten meiner Mutter, die hier einst schaffensfreudig wandelte. Von ferne höre ich das Jauchzen meiner Kinder; ich jauchze mit, denn ich bin glücklich, und wiegt nicht ein Tag des reinsten Glückes ein halbes Leben? Ich wandere mit Carmen und den Kindern im Garten umher, wir pflücken Körbe voll Rosen! Dann gehen wir durch den stillen Wald an den Strand, wo wir lange sitzen, aufs blaue Meer schauen und dem Wogenrauschen lauschen. Es zieht mich an den Strand, immer, wenn sich die alten Erinnerungen so übermächtig in mir regen! Der Sonnenuntergang mit seiner glühenden Farbenpracht auf den weißschäumenden Wogen umwallte die alte Heimat mit fremdem Schimmer! Ich hätte mich an die Küste von Coromandel versetzt glauben können. Abends spielte Carmen mir lange Beethoven vor, während ich, wie ich es dann zu thun pflege, auf- und abging und über Akbar meditierte!“

1880 erschien der erste Teil von dem Leben Akbars, des größten Herrschers, welchen die Dynastie der Großmoguls hervorgebracht hat; Fachmänner rühmen an dem Buche die geschmackvolle, auf guten Studien beruhende Darstellung und den gesunden Enthusiasmus des Verfassers. Noch vor dem Erscheinen dieses ersten Bandes hatte die philosophische Fakultät der Universität Kiel dem Prinzen die Doktorwürde verliehen. Eine letzte Freude war ihm wenige Monate vor seinem Tode beschieden, einem Freunde teilt er jubelnd mit: „Das Exil ist aufgehoben und meine Frau und ich sind zum erstenmale wieder bei den Verwandten in Dänemark gewesen. Was das heißen will, werden Sie besser fühlen können, als ich es zu beschreiben vermöchte.“

Am 25. Dezember 1881 erlag er zu Noer qualvollen Leiden.

Einen edeln Ehrgeiz hatte der Fürst, insbesondre Freunden gegenüber, nicht verhehlt: „Mir scheint literarischer Ruhm eines der schönsten, edelsten und unvergänglichsten Dinge, die ein Mensch erstreben kann, und ich meine, daß er, neben der ernstesten religiösen Überzeugung, das Einzige ist, welches den Menschen über alle Wechsel des Irdischen hinausstellt.“ Da wird es ihm eine große Befriedigung gewesen sein, daß er wenigstens den ersten Teil seines „Kaiser Akbar“ vor seinem Tode erscheinen sah. Das Vorwort belehrt uns, daß der Verfasser keine sachmännischen Untersuchungen vorlegen will, er will vielmehr versuchen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das neuere Indien und auf Akbar zu lenken. Erwachsen aus dem besten Willen und aus gesundem Enthusiasmus, giebt das Werk unter Weglassung der Einzelheiten ein in großen Zügen gezeichnetes Bild des gewaltigen Mongolenfürsten, eine des Gegenstandes würdige Leistung. Georg Hoffmann in Kiel hat nach des Prinzen Tode die Herausgabe des zweiten Teiles besorgt.

Politische Enthüllungen bringen die Briefe und Tagebücher nicht, sie führen den Lebenslauf eines Mannes vor Augen, welcher sich nur in engeren Kreisen bewegt hat, und in solchen wird das Buch auch seine Leser finden und finden.



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



ie angenehme Einrichtung der Gegenwart, auch Geistlichen eine kurze Zeit der Erholung zu gönnen, war in meinem Geburtslande unbekannt. Für Prediger und Schullehrer — nur das Gymnasium in Jittan machte eine Ausnahme — gab es im ganzen Jahre keine Ferien. Die Geistlichen in der Stadt konnten sich gegenseitig unterstützen, wenn sie gute Kameradschaft hielten. Der Landprediger dagegen war sehr übel daran, da er derjenigen Amtshandlungen wegen, die, wie Trauungen, Laufen und Kommunionen, nur von ordinirten Geistlichen verrichtet werden konnten, stets fest an seine Gemeinde gelettet blieb. Waren auch benachbarte Pastoren erbötig, für die eine oder andre Amtshandlung einzutreten, so reichte doch der gute Wille allein nicht dazu hin, da sie von denselben Pflichten in ihren Gemeinden festgehalten wurden, und die Entfernungen, welche zu Fuß zurückgelegt werden mußten, sehr groß waren.

Körperliche Bewegung war dem Vater bei seiner starken Leibesbeschaffenheit Bedürfnis, weshalb er gern über Land ging, die nächst gelegenen Berge erstieg oder besreundete Amtsbrüder auf den Nachbardörfern besuchte. Zu solchen kleinen Ausflügen reichte gewöhnlich ein Nachmittag hin, wenn es auch vor der Heimkehr am Abend schon stark dunkelte. Sobald wir beiden ältesten Brüder — später schlossen sich uns noch zwei jüngere Geschwister an — genug herangewachsen waren, um uns an Fußwanderungen von einigen Stunden beteiligen zu können, waren wir des Vaters stete Begleiter. Wir kannten bald alle Pastorenfamilien in der Umgegend von drei bis vier Stunden und traten mit einigen gleichalterigen Pastorensohnen in ein kameradschaftliches Verhältnis. Weit mehr Reiz aber als solche Besuche in der Nachbarschaft hatten die Aus-

flüge des Vaters in Wälder und auf Berge. Hier genossen wir in vollen Zügen die herrliche Natur, erlabten uns an dem Anblicke der fernem Gebirgskette, deren Besteigung uns für spätere Tage verheißen wurde, und kehrten gewöhnlich, die Seele voll neuer Eindrücke, am späten Abend vergnügt, wenn auch manchmal todmüde, zurück. Der Vater stand im kräftigsten Mannesalter, war ein rüstiger Fußgänger und war daher zu solchen Tagesausflügen immer bereit, wenn es die Bitterung und seine Amtsgeschäfte erlaubten. Auf die Dauer aber genügten sie ihm nicht. Wohnte ihm auch nicht die Wanderlust des jetzt lebenden Geschlechtes mit seinem fast krankhaften Drange in die Ferne inne, so fühlte er sich doch ohne jegliche Abwechslung und Anregung auf der heimischen Scholle unbefriedigt. Dazu gesellte sich der Wunsch, uns heranwachsenden Brüdern ein wenig die Welt zu zeigen und uns auf alles Neue, Sehenswerte, Schöne und Erhabene aufmerksam zu machen.

Diesen gewiß verzeihlichen Wünsche stellten sich nur leider sehr viele Hindernisse entgegen, die schwerer aus dem Wege zu räumen waren, als man glauben sollte. Zu einer Reise, die über eine Woche dauerte, war die Einholung eines Urlaubs vom Konsistorium unerlässlich. Zu einem solchen Schritte hätte sich der Vater niemals entschlossen, wenn es sich nur um eine Erholung für ihn handelte. Es blieb daher nur übrig, sich genau für acht Tage arbeitsfrei zu machen, die etwaigen Amtsverrichtungen während dieser Zeit ein paar befreundeten Pastoren der Nachbarschaft zu übertragen und die Gemeinde am Sonntage vor der Abreise von der Kanzel herab davon in Kenntniß zu setzen.

Dieses Auskunftsmittel wurde denn auch schließlich ergriffen, wenn die Eltern allein oder mit uns Kindern zusammen auf einige Tage verreisen wollten. Verwandte von uns lebten an verschiedenen Orten zerstreut, die meisten und uns am nächsten stehend in „Neu-Preußen,“ wie man allgemein die seit der Teilung Sachsens an Preußen gefallenen Teile der Ober- und Niederlausitz nannte. Vor allem wünschte der Vater seinen einzigen, um mehrere Jahre älteren Stiefbruder nach langjähriger Trennung einmal wiederzusehen. Dieser hatte sich schon zu Anfang des Jahrhunderts in Sauban niedergelassen, hatte sich dort völlig eingebürgert und bekleidete die karglich genug besoldete Stelle eines Gerichtsaktuars. Beide Brüder unterhielten einen unregelmäßigen Briefwechsel, der bisweilen durch Schuld des Aktuars ins Stocken geriet, da er die nicht löbliche Gewohnheit besaß, sich ohne allen Grund in tiefstes Schweigen zu hüllen. Überhaupt mußte Onkel Traugott, der bei mir Vaterstelle vertreten, mich aber noch nie mit Augen gesehen hatte, nach allem, was wir hörten, ein Original sein. Er war noch unvermählt und schien es auch bleiben zu wollen, wohnte schon lange Jahre im Gasthause zum „Schwarzen Bären,“ wo er bei seiner Ankunft zuerst abgestiegen war, und spielte in dem Kreise der dort abendlich verkehrenden Bürger das Orakel. Obwohl die Arbeit ihn nicht drückte und der Vater ihn wiederholt dringend zum Besuche einlud,

kam er doch nicht. Und wirklich hat er bis zu seinem spät erfolgten Tode — er überlebte meinen Vater um mehrere Jahre — das ihm liebgewordene Lauban auf keinen Tag verlassen.

Die Wohnstätte dieses Unfels sollte das Ziel meiner ersten größeren Reise sein. Der Vater schrieb dem Bruder, meldete sein Kommen an, erhielt aber wie gewöhnlich keine Antwort. Das war jedoch kein Grund, die Reise aufzugeben, die denn auch wirklich an einem Morgen bald nach Pfingsten angetreten wurde. Die Eltern bestiegen mit uns eine Kutsche von sehr zweifelhafter Haltbarkeit, deren schadhafte Lederbedachung immer auf- und niederklappte, während die Speichen in den weisenden Rädern seufzten und stöhnten und in den Felgen sich bedenkliche Risse zeigten. Dies vorzügliche Fuhrwerk hatte der Vater, aus welchem Grunde mag Gott wissen, auf einer Auktion an sich gebracht. Da es nun schon geraume Zeit unbenutzt in einem Schuppen gestanden und hier jedenfalls an Schönheit nicht zugenommen hatte, so sollte jetzt seine Brauchbarkeit erprobt werden. Ein vortreffliches Gespann lieferte der Gerichtsmann, der acht schöne Füchse sein eigen nannte, und damit Vieh und Menschen samt der Pfarrkutsche kein Unfall zustoße, beschloß der wadere und vorsichtige Mann, in eigener Person die Zügel zu führen.

Mittels Stricken wurde den wackelnden Speichen größere Festigkeit gegeben und sonstigen kleinen Mängeln durch Nägel und Hammer abgeholfen. Dann erklärte unser Wagenlenker den Wagen für brauchbar, und wir schachtelten uns jubelnd darin ein. David warf den Schlag zu und erstieg mit der Bemerkung den Kutscherbock: Wir werden was stäte (langsam) fahren, Herr Magister, da bleibt das liebe Vieh bei Kräften, und die Kutsche leidet auch keinen Schaden.

Und wir fuhren stäte, so stäte, daß jede Stunde Weges genau innerhalb von sechzig Minuten zurückgelegt ward und mancher Fußgänger uns überholte. Das störte aber nicht; wir drei Geschwister wenigstens, die wir des Glückes teilhaftig wurden, die Eltern begleiten zu dürfen, waren überfelig und vertrieben uns, so lange wir in bekannten Gegenden blieben, durch lautes, fröhliches Singen die Zeit.

Da wir auf diesem ersten Ausfluge ein Stück Welt sehen sollten, entwarf der Vater einen interessanten Reiseplan, der freilich in Anbetracht der Zeit, die uns zu Gebote stand, und weil die Mutter nebst unsrer jüngern Schwester nur drei Tage vom Hause entfernt bleiben sollte, kein sehr umfassender sein konnte. Unser Weg führte zunächst nach Böhmen, dem romantischen Berglande, das uns Tag für Tag nahe vor Augen lag. Als erster Halteplatz war das geschichtlich berühmte Friedland mit seinem hochragenden, noch wohlerhaltenen Schlosse bezeichnet, von welchem der gefürchtete kaiserliche Heersführer im dreißigjährigen Kriege, Waldstein, den Herzogtitel führte. Das lebhafteste, höchst malerisch an den Ufern der tosenden Wittiche gelegene böhmische Landstädtchen

ward nach sechsständiger Fahrt glücklich erreicht. Später besuchten und bewunderten wir das Franziskanerkloster Haindorf, und gegen Abend klapperte unsre Karosse unbeschädigt auf dem holprigen Pflaster des stillen, aber höchst anmutig gelegenen Badeortes Liebwerda am Fuße der gewaltigen Tafelfichte, auf deren breitem Scheitel nur noch die Zwergkiefer gedeiht.

Mich entzückte alles, was ich sah, und ich schwamm in einem Meer von Sonne. Liebwerda zumal erregte meine höchste Bewunderung, denn so prächtige Anlagen zwischen waldigen Thälern mit reinlich gehaltenen breiten Granitwegen waren mir noch nie zu Gesicht gekommen. Fast noch mehr imponirten mir die hübschen Logirhäuser mit den grünen Salusteen vor den Fenstern, und ich beneidete im Stillen jeden Liebwerdaer um das Glück, in dieser unvergleichlichen Thalmulde zu leben, ein Glück, das durch den Genuß des Sauerlings, der mir sehr mundete, noch an Bedeutung gewann.

Zu einem dieser Häuser übernachteten wir, um bald nach genossenem Frühstück uns von Mutter und Schwester zu verabschieden; denn der fernere Weg bis Lauban sollte von uns nach dem Reiseplane des Vaters zu Fuß zurückgelegt werden.

Leider ließ sich das Wetter für eine Fußwanderung von einigen Meilen auf wenig bekannten Wegen nicht sehr günstig an. Schon in früher Morgenstunde lagerten sich schwere, graue Wolken um die hochragende Stirn der Tafelfichte und auf den bewaldeten Hertämmen im Süden. Selten nur brach die Sonne durch, und wenn sie sich blicken ließ, erfüllte eine beängstigende Schwüle das schöne, waldbüne Thal. Nichtsdestoweniger traten wir Brüder, mit weingefüllten Feldflaschen und genügendem Brot wohl versehen, unter des Vaters Führung guten Muths die vielversprechende Reise an.

Eine hohe und ziemlich steile Berglehne erprobte zunächst die Kraft unsrer Muskeln. Sie führte auf eine bedeutende kahle Höhe, welche den sehr bezeichnenden Namen „die Überschau“ führte. Noch gestattete uns das immer tiefer herabsinkende Gewölk einen weiten Fernblick auf die reichbebaute Gegend und die langgestreckten Dörfer am Fuße der Tafelfichte, doch fiel bereits ein dünner Sprühregen, der alle Berge in gleichförmiges Nebelgrau hüllte.

Vor uns lag der schwarze Saum des großen Hegewaldes, den wir seiner ganzen Breite nach zu durchschreiten hatten, um den Marktsiedler Marklissa zu erreichen, wo ein Universitätsfreund des Vaters als Kantor oder Lehrer angestellt war. Noch ehe wir aber in diesen Wald eintraten, goß es bereits in Strömen und die ganze Wolkenbildung war derart, daß wir auf baldiges Aufhören uns kaum Hoffnung machen durften. Die Lage wurde recht unerquicklich, denn nicht nur fehlte in dem öden Walde jeder Schutz, wir waren auch noch auf den vielen sich kreuzenden Wegen der Gefahr, uns zu verirren, ausgesetzt. Es gab weder einen Wegweiser noch begegnete uns irgend jemand, den wir nach der Richtung des einzuschlagenden Weges hätten fragen können. Nur

krächzende Krähen raufschten mit trägem Flügelschlage über uns hin, und hie und da ließ sich in den hohen Fichtenstämmen mit den nachtdunkeln Kronen das eintönige Klopfen der Spechte hören.

Wir mochten wohl eine gute Stunde gegangen sein, da lichtetete sich endlich der Wald; vor uns lag ein Holzschlag, und hinter diesem erblickten wir zerstreute Häuser. Eins derselben, das uns den gastlichsten Eindruck machte, suchten wir auf, um etwas auszuruhen und Erkundigungen über Weg und Entfernung von Lauban einzuziehen. Die Bewohner des Hauses nahmen uns freundlich auf, konnten aber unsre Fragen nicht genau beantworten, denn bis nach der Stadt Lauban war noch keiner von ihnen gekommen. Lange konnte unsers Bleibens nicht sein, wenn wir unser Ziel glücklich erreichen wollten, und auf Besserung des Wetters war nicht zu rechnen. So brachen wir denn nach kurzer Rast wieder auf mit bereits völlig durchnässten Kleidern. Zum Glück spürten wir Brüder keine Müdigkeit, sodaß der Vater, der unfertwegen doch etwas hängen mochte, beruhigt fürbaß schritt.

In Marklissa am Queis fragte der Vater, ob wir vorzögen, dort zu bleiben oder in fortwährendem Regen weiterzupilgern. Er verhehlte uns nicht, daß Lauban fast noch drei Stunden entfernt liege, und daß bei dem vom Regen durchweichten Boden die Nacht hereinbrechen müsse, ehe wir es erreichen könnten. Ungeachtet dieser Vorstellung stimmten wir für Fortsetzung der Wanderung. Bis auf die Haut durchnäscht waren wir ja doch; was konnte uns da ein Nachtquartier bei Fremden nutzen? Dann und wann ein Schluck Wein aus unsern Feldflaschen erfrischte unsre Lebensgeister, wir begannen laut zu singen und blieben trotz des gleichmäßig strömenden Regens, der unsre Stiefel mit Wasser füllte, bei gutem Humor.

Endlich hörten wir vor uns in nicht gar weiter Entfernung die Turmuhren Laubans die achte Abendstunde schlagen. Es war in der That hohe Zeit, bald an das Ziel unsrer Wanderung zu kommen, denn wir fühlten uns erschöpft und konnten uns nur langsam fortschleppen. Selbst den Vater überkam die Ermattung, was wir an seinem langsamen, schleppenden Gange merkten. Als wir das Thor erreichten, zog der Türmer die Glocke wieder an. Wir zählten neun Schläge, hatten also eine volle Stunde zur Zurücklegung der letzten Strecke Weges gebraucht.

Die Gassen der Stadt waren menschenleer, als lägen alle Einwohner schon in tiefem Schläfe. Man hörte nichts als das Klatschen des Regens und das Plätschern der weitgehalsten Rinnen, die ihren Inhalt von den Dächern mitten auf die Straße entleerten. Vom „Schwarzen Bären“ aber schimmerte gastlicher Lichtschein. Als wir den Marktplatz kreuzend uns dem Gasthause näherten, gewahrten wir unter der Eingangspforte eine hohe Gestalt, die dampfende Tabakspfeife im Munde. Es war der Dunkel, der sorgenvoll nach Bruder und Neffen ausschaute.

Gott Lob, da seid ihr ja doch! rief er uns herzlich begrüßend zu. Das nenn' ich Ausdauer! Aber marsch, marsch, Jungen, hinauf in meine Kammer, damit ihr trockenes Zeug auf den Leib bekommt!

Nach kurzer Zeit versammelten wir uns in wunderlichem Kostüme um den Abendtisch, da es in dem Junggefellenshaushalte des Onkels an entsprechende Garderobe gebrach. Der Vater behalf sich allerdings mit einem Rocke seines Bruders, der ihm aber so eng war, daß er sich kaum darin bewegen konnte. Uns beiden Brüdern mußten Kellner und Laufbursche mit abgelegten Kleidungsstücken aushelfen. Uns machte diese notgedrungene Mummerei viel Spaß; wir freuten uns, nach den überstandenen Strapazen endlich unter Dach und Fach zu sein, mehr aber noch über des heiter gelaunten und geprüchigen Onkels aufrichtige Herzlichkeit, der fortwährend trockne Späße machte, allerhand drollige Einfälle hatte und uns mit herzgewinnender Freundlichkeit behandelte.

Wir ließen uns das schmachhafte Abendbrot, das man uns alsbald vorsetzte, nach der anstrengenden Wanderung trefflich schmecken und fühlten keinerlei Beschwerde. Erst als wir uns zur Ruhe begeben wollten, meldeten sich bei mir die Folgen zu großer Überanstrengung. Ohne Schmerzen zu empfinden, war es mir doch unmöglich, die Füße zu gebrauchen. Sie waren während des Sitzens am gemütlichen Abendtisch stark angeschwollen, hingen wie Klumpen an den Beinen, und wenn ich auftrat, so hatte ich das Gefühl, als wären mir Schwämme unter die Fußsohlen gebunden. Die Zumutung, in fortwährend strömendem Regen, fast ohne auszuruhen, einen Weg von drei deutschen Meilen zurückzulegen, war für den neunjährigen Knaben doch zu stark gewesen. Man mußte mich die Treppe hinauftragen, wusch mir, um doch etwas zu thun, die fast gefühllos gewordenen Füße mit Branntwein und packte mich zu Bett. Ermüdet, wie ich war, befiel mich der Schlaf sofort, und ich schlief ungestört bis zum hellen Morgen. Da war ich denn hocherfreut, wieder Leben in den Füßen zu spüren; die Geschwulst hatte sich fast ganz verloren, auch konnte ich ohne Schmerzen wieder gehen, doch war ich genötigt, in bequemen Schuhen zu Hause zu bleiben, da das durchweichte und vom Trocknen am heißen Ofen naß gewordene Schuhwerk an diesem Tage nicht benutzt werden konnte.

Die Lage Laubans im breiten Queisthale ist sehr anmutig, obwohl die Stadt selbst ihrer Kleinheit und des geringen Verkehrs wegen einen verkümmerten Eindruck machte. In meiner Jugend verliehen ihr die vielen sie umgebenden Leinwandbleichen noch eine gewisse Frische, und der Handel mit Leinwand, der nicht unbedeutend war, gab auch der Bevölkerung die Physiognomie rührigen Schaffens. Später verfiel die Leinwandindustrie mehr und mehr, ohne daß andre Erwerbszweige an deren Stelle traten, sodaß ich ein Jahrzehnt später bei einem abermaligen Besuche eigentliches Verkehrsleben kaum noch entdecken konnte.

Seltamerweise hatte der Onkel sich in diese kleinbürgerlichen Verhältnisse so hineingelebt und war so ganz mit ihnen verwachsen, daß ein Wechsel des

Aufenthalts von ihm garnicht mehr gewünscht wurde. Er kannte buchstäblich jeden einzelnen Einwohner der Stadt, wußte jeden Begegnenden mit Namen zu nennen, ward von allen ehrerbietigst begrüßt und fühlte sich in dieser Beliebtheit bei der Bevölkerung, die er sich durch freundliches Wesen gewonnen hatte, offenbar wohl. Nach Art der Kleinstädter war der Onkel ein regelmäðiger Besucher des städtischen Casinos, wo sämtliche „Honoratioren“ allabendlich zu bestimmter Stunde zusammentrafen. Da ward denn gewaltig geraucht, sehr viel mittelmäßiges Bier vertilgt und nach Herzenslust gekannegiehert. Natürlich mußten auch wir Fremden, die einzigen in der ganzen Stadt, diese wichtige Tafelrunde besuchen, um einen Begriff von der Herrlichkeit des gemüthlichen Laubaner Lebens zu bekommen und Bekanntschaft mit den tonangebenden Häuptern zu machen. Der gute Onkel in seiner Seligkeit merkte nicht, daß der Vater, der nie mit andern Menschen an öffentlichem Orte zusammenkam, sich schmähslich langweilte, während mein Bruder und ich es vorzogen, ohne Erlaubnis die Straße aufzusuchen und uns auf eigne Faust zu vergnügen, so gut es gehen wollte.

Besser gefiel es uns in den Häusern und Gärten verschiedner Verwandten, die dem Kaufmannsstande angehörten und in großem Ansehen standen. Einer derselben bekleidete auch ein städtisches Amt und bewohnte ein geräumiges Landhaus am Quers, in dessen großem, wohlgehaltenem Garten wir uns nach Herzenslust herumtummeln konnten. Hier ward denn auch dem Vater zu Ehren ein Familienfest veranstaltet, bei welchem sämtliche Vettern und Ruhmen in allen Altersstufen sich zusammenfanden.

Das war nun ganz lustig und vergnüglich, denn auch wir Brüder wurden von allen mit Liebe überschüttet und auf alle denkbare Weise gepflegt, ja verhätschelt, wäre nur in diesem Kreise wohlwollender Verwandten nicht zugleich auch so viel Stoff zum Lachen vorhanden gewesen. Es gab nämlich unter diesen ein steinaltes Ehepaar, welchem der Vater mit höchster Ehrfurcht begegnete. Beide erschienen trotz ihrer hohen Jahre noch merkwürdig rüstig, bewegten sich rasch und unterhielten sich mit großer Lebhaftigkeit. Aber sie zeigten sich uns in einer Tracht, die immer aufs neue unsre Lachlust reizte, weshalb wir auf einen Wink des Vaters, der wohl selbst Mühe haben mochte, seinen priesterlichen Ernst zu bewahren, deren Nähe zu meiden bedeutet wurden. Im Nacken des kleinen und sehr hageren uralten Veters zeigte sich nämlich über dem steifen Rocktragen ein aufrechtstehendes, spannenlanges Schwänzchen, einem dicken Rattenschwanz nicht unähnlich. Daran war eine breite schwarze Schleife befestigt, einem großen schwarzen Falter mit ausgepannten Flügeln vergleichbar. Dies Böspchen nebst Haarbeutel, von dem sich der gute Vetter durchaus nicht trennen mochte, fuhr bei jeder Kopfbewegung hin und her, bald links, bald rechts, flatterte jetzt hoch in die Luft oder verirrte sich als fortwährende Unruhe bis an die Schulterblätter. Genug, es war überaus spaßig anzusehen, und wenn

uns halbwüchfigen Knaben das Lachen dabei ankam, so mußte dies jeder Vernünftige entschuldbar finden.

Und nun neben diesem ewig beweglichen Alten seine würdige Ehegattin in großblumigem, brotatenem Kleide, weitbauschig, schleppend, mit spitzer Schneppe, als sei es von einem Kleiderkünstler zur Zeit der Pompadour verfertigt worden! Hagere, lange, bräunliche Hände hingen aus feingekräuselten Manschetten und bewegten sich wie im Takt, wenn sie sprach. Das Merkwürdigste aber an dieser alten Dame, der ich schauernd die knöcherne Hand mit den hochliegenden blauen Adern küssen mußte, waren ihre tief im Kopfe liegenden Augen. Diese mochten vor zwei Menschenaltern schon ihrer seltenen Größe wegen schön gewesen sein, jetzt aber setzten sie wenigstens mich entweder in Schrecken oder reizten durch ihr Rollen meine Lachlust. Ich konnte dieser ehrwürdigen Matrone mich nicht nähern, ohne beim Gemahren ihrer Augen an Feuerräder zu denken, vor deren sprühenden Funken man auf der Hut sein müsse.

Schnell, nur zu schnell verfloßen die wenigen Tage unsers Aufenthalts bei den uns so freundlich entgegenkommenden Verwandten, und ungern trennten wir uns von ihnen. Der Rückweg zu Fuß, der bei Beginn der Reise vom Water in Aussicht genommen war, ward im Hinblick auf das Erlebte aufgegeben. Der Onkel verschaffte uns nicht ohne Mühe ein Fuhrwerk, das uns denn auch glücklich in die Heimat beförderte.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Die Lage der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen Rußlands. Schon vielfach ist in kirchlichen und politischen Blättern Deutschlands von dem religiösen Druck geredet worden, der gegenwärtig in den seit Luthers erstem Auftreten gut protestantischen Landen Liv-, Esth- und Kurland geübt wird. Aber immer von neuem ist es wünschenswert, die Gedanken aller, die ein Herz für das Gedeihen der lutherischen Kirche haben, auf die nicht ablassende Bedrängnis und die schwere Gewissensnot zu richten, der vor allem die Geistlichen, zum Teil aber auch die übrigen Glieder der Kirche dort unterliegen.

Mit schneidendem Hohn beruft sich die russische Regierung und Presse darauf, daß in den Ostseeprovinzen ja nichts weiter geschehe als die Aufrechterhaltung und Durchführung der Reichsgesetze, daß von den Bewohnern der Ostseeprovinzen ja nichts weiter gefordert werde, als der selbstverständliche Gehorsam gegen diese Gesetze; allein es wird dabei verschwiegen, daß diese Gesetze mit der freien Ausübung der kirchlichen Funktionen im Widerspruch stehen, und daß die Befreiung der lutherischen Kirche in den Provinzen von der Gültigkeit jener Vorschriften feierlich durch öffentliche und rechtliche Akte der russischen Kaiser, bei Erwerbung der Provinzen und später, zugesichert worden ist. Die kirchliche Gesetzgebung Rußlands ist ein Unikum in dem gegenwärtigen kirchlichen Staatensystem. Diese Gesetzgebung kennt keinen Uebertritt von der griechischen zu einer andern Konfession,

sondern nur einen „Abfall“; dementsprechend keine Unterweisung oder Belehrung, sondern nur eine „Verführung“; der „Abgefallene“ wird mit Einschließung in ein Kloster, der „Verführer“ mit Kriminalstrafen bedroht. Demselben Begriffe der alleinigen „rechtgläubigen“ Kirche entspricht es, daß die bloße Verteidigung andrer kirchlichen Lehren gegenüber der griechischen Kirche und ihrem Ausdehnungsstreben als Schmähung der Orthodogie straffällig ist. Gemischte Ehen sind nur zulässig nach Erlaßnis der griechischen kirchlichen Obrigkeit und nach Ausstellung einer schriftlichen Verpflichtung der Ehegatten, ihre Kinder im griechischen Glauben zu erziehen. Der Geistliche, der ohne vorherige Ausstellung des Reverses die Trauung vollzieht, ist straffällig; die Zugehörigkeit der Kinder zur griechischen Kirche wird auch in diesem Falle von Staatswegen gefordert, sobald nur die Zugehörigkeit eines der Ehegatten zur griechischen Kirche amtlich festgestellt worden ist.

Ganz und gar im Widerspruch mit diesen Bestimmungen stehen nun aber die Zusicherungen, mit denen einst Peter der Große Liv- und Esthland in den russischen Reichsverband aufgenommen hat. Hier wurde ausdrücklich die lutherische Kirche dem bisherigen Zustande gemäß für die herrschende Landeskirche erklärt, und — bezeichnend genug — für die griechische Kirche in einem besondern Zusätze nur ungeschränkte und freie Religionsübung verlangt. Es ist nun genügend bekannt, wie zuerst unter Kaiser Nikolaus diese Zusicherung gebrochen und allmählich versucht wurde, die allgemeinen Kirchengesetze des Reiches auf die Ostseeprovinzen auszudehnen, wie alsdann ein Teil des Landvolkes in Livland (etwa ein Sechstel) durch List und betrügerische Vorspiegelungen zur griechischen Kirche herübergelockt und ihm dann nach der bald eingetretenen Enttäuschung der Rücktritt zur lutherischen Kirche auf Grund der obengenannten Gesetze verweigert wurde.*) Die Bedauernswerten waren Gefangene geworden, und sie mußten denselben Zustand auf ihre Kinder sich vererben sehen, selbst wenn einer der Ehegatten lutherisch und der andre nur gezwungenermaßen griechischer Konfession war.

Es ist erst neuerdings bekannt geworden,**) daß die für Geistliche und Laien gleich unerträglichen Zustände, die sich hieraus ergeben, wesentlich durch die Intervention der preussischen Regierung und insbesondere des Herrn von Bismarck 1864 Abhilfe gefunden haben. Die energische Sprache des preussischen Ministerpräsidenten hatte neben dem unzweifelhaften Willigkeitsfinn Kaiser Alexanders II. das Hauptverdienst daran, daß der Kaiser jene Verordnungen erließ, kraft welcher in den baltischen Provinzen der Rücktritt zur lutherischen Kirche und die Freiheit der Kindererziehung stillschweigend geduldet wurden. Aber wie diese Duldung nur eine stillschweigende war, so waren auch jene Verordnungen nur geheime — und es war nicht einmal ein gesetzgeberischer Akt notwendig, damit Kaiser Alexander III. sie wieder aufheben und die trostlosen Zustände der nikolaitischen Zeit in noch höherem Maße zurückführen konnte.

Um die jetzige Sachlage zu beurteilen, muß man erwägen, daß seit zwanzig Jahren mit Zulassung der Regierung viele Tausende von ehemaligen Konvertiten und deren Nachkommen sich der lutherischen Kirche zugewandt hatten, und daß diese alle jetzt wieder als Angehörige der griechischen Kirche gelten sollen, ihre Ehen mit lutherischen Ehegatten nach griechischem Ritus schließen, ihre Kinder in der griechischen Kirche taufen und unterrichten lassen sollen. Es ist natürlich, daß

*) Am vollständigsten findet sich dies in dem Buche von Harlek (Leipzig, Dunder und Humblot, 1868) dargestellt.

**) Durch die von der „Kölnischen Zeitung“ wiedergegebene Korrespondenz zwischen Fürst Gortschakoff und Herrn von Dubril.

diese Forderung zu den traurigsten Konsequenzen geführt hat; auf die verschiedenste Art haben Eltern ihre Kinder durch Rottausen der griechischen Taufe zu entziehen gesucht; Verlobte haben erklärt, auf jede Trauung zu verzichten, wenn nicht die lutherische ihnen gewährt würde; hiernach ist das Dilemma zu ermessen, in welches die lutherischen Geistlichen berufen sind. Sie haben sich zwar dafür entschieden, keine neuen Kommunikanten mehr aus der Zahl der ehemaligen Konvertiten in die lutherische Kirche wieder aufzunehmen; sie haben sich aber endgiltig geweigert, diejenigen Personen wieder fahren zu lassen, die im Laufe jener zwanzigjährigen Dulbungszeit bereits aufgenommen worden sind. Der livländische Generalsuperintendent hat aufs entschiedenste dem Vertreter der Staatsbehörde erklärt, daß davon nicht die Rede sein könne. So ist ein offener Konflikt vorhanden, und auch jener erste Grundsatz der Geistlichen kann nicht mit völliger Ausnahme beobachtet werden, da auch Fälle sich ereignen, in denen, z. B. gegenüber Sterbenden, der lutherische Geistliche dem in seinem Gewissen den Weisand nicht versagen wird. So fehlt der Regierung neues Material zu Anklagen gegen die Geistlichen nicht; sie hat aber bereits eine Anzahl von Anklagen auch auf Handlungen begründet, die im Laufe jener zwanzig Jahre unter Zulassung des Staates begangen worden sind. Geistliche werden jetzt zur Rechenschaft gezogen, weil sie Personen nach lutherischem Ritus getraut haben, die damals für Lutheraner galten, jetzt aber wieder zwangsweise für die griechische Kirche reklamirt werden; die Ehen sind mit Ungiltigkeit bedroht! Wenn diese Anklagen noch keinen Abschluß gefunden haben, so liegt dies daran, daß eine Kompetenzfrage entstand, über die erst die höchste Gerichtsbehörde, der Senat, zu entscheiden hatte. Wer aber auch schließlich den Urteilspruch fällen wird, freisprechend kann er schwerlich ausfallen, weil jene geheimen Verordnungen Kaiser Alexanders II. nicht in den Kodex der Reichsgesetze aufgenommen sind. In einem Falle indes, der zu einer gerichtlichen Bestrafung gar keinen Anlaß bot, hat nach russischer Regierungspraxis die Administrationsbehörde strafend eingegriffen; es ist der im vorigen Jahre vielgenannte Fall des Pastors Brandt Brandt wurde ohne Recht und Urteil nach Smolensk verbannt, weil er in seinem Kirchspiel eine Immediateingabe an den Kaiser hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse in Umlauf gesetzt hatte. Mittlerweile ist ihm gestattet worden, ein Pfarramt in den deutschen Kolonien Südrußlands zu übernehmen; aus Livland bleibt er verbannt.

Indes alles dies ist nur eine Richtung der großen Angriffsbewegung, die die griechische Kirche unter der Hegide des Kaisers nach dem Willen Pobedonoszeffs, Katkoffs, Tolstois unternommen hat. Nicht nur um Rückgewinn handelt es sich in der Hauptsache, sondern um Neugewinn, und auch nicht nur um Gewinn einzelner neuer Gläubigen, sondern im allgemeinen um Erlangung einer neuen Position in den Ostseeprovinzen. Die griechische Kirche soll die herrschende werden, die lutherische eine mehr private Gemeinschaft von Staatsangehörigen zweiten Ranges, die an der slavisch-orthodoxen Mission des Gesamtreiches keinen Anteil haben. Ein Wust mystischer Phrasen über die organische Verbindung zwischen dem russischen Reiche und der griechischen Kirche und über die besondre Aufgabe des Zaren, der als Haupt beider direkte „Weisungen Gottes“ erhält, die er vollstrecken muß — ein Wust solcher Phrasen rechtfertigt nach Meinung der genannten Politiker die größten Gewaltmaßregeln. Schon ist in öffentlichen Erlassen die lutherische Kirche vollkommen gefehrwidrig als „geduldete Sekte“ bezeichnet worden; schon ist die Erlaubnis zum Bau lutherischer Kirchen an die Zustimmung der betreffenden griechischen Diözesanleitung geknüpft und thatsächlich auch schon verweigert worden;

schon hat man Vorschriften der griechischen Kirche in Bezug auf die Begräbnisfeierlichkeiten (das Verbot, Kränze und Embleme auf Särgen anzubringen) zwangsweise auf die lutherische Kirche ausgedehnt; ja in Liban sind Polizeibeamte in die Begräbniskirche gebrungen, um während der Feiertlichkeit gewaltsam den Schmud vom Sarge abzureißen. Eifrig wird der Gebaute erzwogen, die Ländereien einzuziehen, auf welche das Einkommen der Pfarrstellen meist fundirt ist, und in Neval hat man bereits Ansprüche auf den städtischen Fonds gemacht, aus dem die Geistlichen ihre Einkünfte erhielten. Wo bisher als Vertreter der Kirche der oberste lutherische Geistliche gefessen hat (so im Gefängnislomitee), verdrängt man ihn und ersetzt ihn durch den Vertreter der griechischen Kirche. Mehrfach sind die Beamten der Selbstverwaltung schon aufgefordert worden, an Festtagen des kaiserlichen Hauses dem Gottesdienst in der griechischen Kirche statt in der lutherischen sich anzuschließen; sie haben sich aber dessen geweigert.

Unterdessen wird mit höchstem Eifer eine Propaganda unter dem Landvolke betrieben, welche die Ausbreitung der griechischen Kirche zum Zweck hat, und welcher die lutherische Kirche mit gebundenen Händen gegenübersteht. Es werden die verschiedensten Mittel angewandt. Die Annahme der „Orthodoxie“ wird bald als eine Pflicht der Ehrerbietung gegen den Kaiser dargestellt, bald auf sonderbare Geschichtskonstruktionen begründet: die griechische Kirche stamme unmittelbar von Christus, die katholische sei erst im neunten Jahrhundert (Streit des Photius!), die lutherische gar erst im sechzehnten entstanden; auch die Ketten und Esthen seien vor der katholischen Mission des dreizehnten Jahrhunderts bereits „orthodox“ gewesen (während in der That bis zu jener Zeit das Heidentum geherrscht hat); sie möchten zu ihrem urprünglichen, zu dem ehrwürdigsten Glauben zurückkehren. Damit verbinden sich die entstellendsten Schmähungen der lutherischen Kirche, z. B. daß deren Abfall sich schon darin kennzeichne, daß sie von den sieben Sakramenten nur zwei bewahrt habe u. s. w. Ohne Bedenken werden aber auch die größten Mittel angewandt: besonders die Befreiung von den Abgaben zum Unterhalt der lutherischen Kirche wird auf die verschiedenste Art angepriesen. Irgend ein Unterricht, eine Bedenkfrist für die Konvertiten findet nicht statt; wer sich meldet, wird ohne weiteres „gefürmelt“ und damit in die neue Gemeinschaft aufgenommen. Auf diese Weise sind in der sechsjährigen Regierung des gegenwärtig herrschenden Kaisers doch mehrere tausend Personen gewonnen worden. Die lutherische Kirche darf nicht nur nicht sich ähnlicher Agitationsmittel bedienen, die sie selbst verschmähen würde, sondern sie darf auch nicht durch rein geistliche Unterweisung ihre Glieder stärken und zum Ausharren ermutigen; mehrere Geistliche sind angeklagt worden, bloß weil sie auf die Unterscheidungslehren hingewiesen und zum Festhalten an dem väterlichen Glauben ermahnt haben.

Eine Aenderung dieser Zustände ist zunächst nicht zu erwarten; schon vor anderthalb Jahren hat der Kaiser der livländischen Ritterschaft, die mit männlichem Freimuth auf den „schweren Gewissensdruck“ hinwies, geantwortet: er regiere die Ostseeprovinzen nach Gesetzen, und nicht nach Privilegien! Welcher Art diese „Gesetze“ sind, haben wir oben gezeigt. Auch eine moralische Unterstützung vonseiten anderer protestantischen Staaten ist zunächst nicht zu erwarten, und so hat die lutherische Kirche gegenwärtig einen schweren Stand, in welchem nur das gläubige Vertrauen auf Gottes Beistand und die daraus stets erneute Kraft der Ueberzeugung ihr Halt und Festigkeit geben kann. Gestärkt aber kann sie darin werden durch das Bewußtsein, daß ihre Leiden auch in andern protestantischen Ländern mit empfunden und beklagt werden.

Eine Erläuterungsschrift zu Schillers Jungfrau von Orleans ist kürzlich im Verlage von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover erschienen: Schillers Jungfrau von Orleans, neu erklärt von Dr. Georg Friedrich Gysell. Der Verfasser bietet uns eine „neue“ Erklärung des Schiller'schen Dramas. Die Jungfrau von Orleans ist ihm offenbar die liebste von Schillers Dichtungen. Nirgends scheint sich ihm ein kritischer Zweifel zu regen, alles ist so planmäßig und vollendet, daß es sich überall nur darum handeln kann, den Dichter zu verstehen und die Großartigkeit seiner Schöpfung zu bewundern. Einem solchen Standpunkte gegenüber ist die Frage berechtigt: Ist es wirklich die rein ästhetische Wirkung der Tragödie, die den Verfasser zu dieser unbedingten Bewunderung geführt hat? Wir glauben ihm nicht Unrecht zu thun, wenn wir diese Frage verneinen. Er vernachlässigt zwar die künstlerische Rechtfertigung des Stüdes keineswegs, aber bestimmend für seine Schöpfung war in erster Linie die gewaltige Wirkung, welche es auf sein religiöses Gefühl ausübte. Ihm erscheint „die Geschichte der Jungfrau als die heilige Geschichte der Menschheit selbst auf Erden, und die Einzelthatfache, welche die Dichtung dramatisch verfinnlicht, wird zum univervellen Symbol der christlichen Glaubens- und Heilsidee“ (S. 39). Wir wollen mit dem Verfasser über diese Auffassung nicht rechten, aber das ist wohl klar, daß bei einer solchen Betrachtungsweise die Gefahr mindestens nahe liegt, über die Absichten des Dichters selbst hinauszuweichen und in die Dichtung Dinge hineinzulegen, an die er selbst bei seiner Arbeit garnicht gedacht hat.

Gysell verfolgt die Handlung von Auftritt zu Auftritt, ja von Vers zu Vers mit einer Genauigkeit, wie man sie sonst in einer Erläuterungsschrift kaum finden wird. Er spürt den feinsten und kleinsten Fügen nach, die wir allmählich von den handelnden Personen gewinnen, er erforscht die geheimsten Falten ihrer Seele, die leisesten Abstufungen im Wechsel ihrer Stimmung. Noch mehr! Auf jeder Stufe (zumal am Anfang) möchte er sich Rechenschaft geben über die Eindrücke, Vermutungen, Ahnungen, welche sich dem unbefangenen Zuschauer aufdrängen, der noch nicht weiß, was da kommen wird, und nicht minder beschäftigt ihn die Auffassung und Überlegung des „Eingeweihten“ bei jedem Fortschritt der Handlung. So verfenkt er sich überall in das Dichterwort, und eine Reihe ungeahnter Gesichtspunkte, neuer Beziehungen, die auch dem aufmerksamen Leser bis dahin entgangen sein werden, ist das Ergebnis dieser eingehenden Betrachtung. Freilich ist manchen Ausführungen der Vorwurf gar zu großer Breite nicht zu erparen, und wir wissen nicht, ob die zahlreichen Wiederholungen durch den Hinweis auf das Bedürfnis der docendi hinreichend gerechtfertigt erscheinen.

Die größte Schwierigkeit für eine Erklärung des Stüdes wird stets der eigentliche Wendepunkt bleiben. Bis zum Bruche ihres Gelübdes steht das Empfinden, Denken und Handeln der Heldin in höherm Dienste, und erst vom Augenblicke ihres Falles an gewinnt sie die volle menschliche Teilnahme des Zuschauers. Der Dichter hat versucht, diesen Umschwung vorzubereiten, ist aber über eine äußerliche Vorbereitung nicht hinausgekommen. Es ist ein vergebliches Bemühen der Erklärer, aus dem Vorhergehenden Beweise für das allmähliche Erwachen der Sinlichkeit im Innern der Heldin zu suchen; bis zu dem Augenblicke, wo sie Lionel ins Auge sieht, ist sie ihrer Sendung durchaus treu geblieben. Ob diese plötzliche Wendung ein dramatischer Fehler ist, lassen wir dahingestellt. Unre Erläuterungsschrift bringt einen ganz neuen Erklärungsversuch, dessen Ausführung und Begründung den breitesten Raum in dem 364 Seiten zählenden Buche einnimmt. Wir beschränken uns auf eine kurze Wiedergabe der Hauptpunkte.

Der Verfasser sieht in den Worten der verschiedenen Offenbarungen (er glaubt die Marienerscheinungen streng von dem unmittelbaren Auftrage Gottes [Prot. 4] trennen zu müssen) den Gang der Handlung bereits angebeutet, in der Abweichung der göttlichen Verheißung von dem Auftrage Marias ist das Schicksal der Heldin vorgezeichnet. „Vertilge die Feinde — kröne den König!“ lautet Marias Auftrag, Gott selbst „garantirt“ dagegen nur die Befreiung von Rheims und die Krönung. Die Vertilgung der Feinde wird gehemmt durch die Schuld der Heldin. Und worin besteht diese Schuld? Die Warnung: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren“ deutete ihr an, wie ihre Sendung gefährdet werden konnte. Der göttliche Beistand („unmittelbare Kraftwirkung Gottes“) für das „Garantirte“ ist ihr sicher, für den übrigen Teil ihrer Aufgabe hängt es von ihr ab, ob sie sich auf sich selbst stellen oder aus freiem Antriebe den göttlichen Schutz suchen will. Sie fühlt sich aus eigener Macht gegen die Liebe, die sie nicht kennt, gefeit, in eitler Selbstgewißheit verzichtet sie — trotz der göttlichen Warnung, trotz der spätern Fingerzeige — auf Anrufung des göttlichen Schutzes, sie vertraut sich selbst und — fällt. So ist der Hochmut zu verstehen, dessen sie sich selbst den Schwestern gegenüber anklagt.

Der Verfasser glaubt den Beweis für seine Erklärungen mit „demonstrativer Gewißheit aus der Dichtung selbst geführt zu haben.“ Wenn wir uns dieser „demonstrativen Gewißheit“ gegenüber zweifelnd verhalten, so geschieht dies, weil wir dem Grundsatz huldbigen, daß man nicht mehr aus einer Dichtung herauszulesen versuchen soll, als der Dichter, dessen Anschauungsweise uns doch nicht ganz unbelannt ist, hat hineinlegen können.

Können wir somit dem Hauptergebnis der Untersuchung nicht zustimmen, so wollen wir doch damit den Wert des Buches durchaus nicht bestreiten. Es steckt so viel Arbeit, so viel Nachdenken und feine Beobachtung darin, alles, was wir zur Erklärung der Dichtung nötig haben, ist so sorgfältig zusammengetragen, daß mancher dem Verfasser für seine mit so großer Liebe unternommene Arbeit Dank wissen wird, auch wenn ihn die Beweisführung nicht überzeugen kann.

Literatur.

Gedichte Oswalds von Wolkenstein, des letzten Minnesängers. Zum erstenmale in den Versmaßen des Originals übersetzt, ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Johannes Schrott. Mit einem Bildnis des Dichters und einem Facsimile seiner musikalischen Kompositionen. Stuttgart, Cotta, 1886.

Die hier vorliegende Anthologie bezweckt nicht bloß durch die Uebertragung der Gedichte Oswalds von Wolkenstein aus dem schlechten Mittelhochdeutsch des fünfzehnten Jahrhunderts ins Neuhochdeutsche einem größern Kreise von Lesern den „letzten Minnesänger“ bekannt zu machen; sie wird auch die poetische Bedeutung des Wolkensteiners zur gebührenden Anerkennung bringen. Wolkenstein ist in den verbreiteten Literaturgeschichten Goedeke's, Wadernagels, Koberstein's, Gerwinus', Scherer's immer nur aufs kürzeste genannt. Scherer erwähnt ihn in dem Kapitel über das ausgehende Mittelalter, wo er von dem Aufgehen des Minnesangs im Meistergesang und Volkstied spricht (S. 253) und bemerkt, daß auch schon des Edelmanns Oswald Lieder sich mit populären Gesängen vermischen hätten. Alle diese Urteile gehen auf den ersten Herausgeber und Biographen des Dichters, auf Beda Weber, zurück. Dieser hatte nach den drei vorhandenen Hand-

schriften, der Wiener, der Innsbrucker und der gräflich Wolkensteinischen, die Gedichte 1847 mit Einleitung, Wörterbuch und Varianten herausgegeben, denen eine vortreffliche Monographie „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“ 1850 folgte. In diesen Werken hat Beda Weber vornehmlich die politische Stellung und Bedeutung des tirolischen Minnesängers hervorgehoben. Den Dichter Wolkenstein hat Weber offenbar nicht hochgeschätzt, wie eine Aeußerung im Schlußkapitel seiner Monographie (S. 475) bezeugt. „Man findet — heißt es da — in der Wolkensteinischen Handschrift alle Sangweisen verzeichnet, aber nur in einem nachlässigen Choral, dessen rohe Klänge an die tirolischen Arien gassenhauerischer Volkslieder erinnern, kaum genießbar für ein gebildetes Ohr. Offenbar half Oswald als Rhapsode durch seine Persönlichkeit und interessantes Geberdenspiel nach. Es läßt sich zwischen diesen Sangweisen und den heutigen Natur-sängerkreisen im Zillertale eine unverkennbare Aehnlichkeit herausfühlen. Die Geschichte der Tonkunst wird dadurch kaum Anstärkung erhalten nach dem Urtheile eines Mannes vom Fache, dem ich sie vorgelegt habe.“ Indes hat auch hier neuere Forschung ein andres Licht über den Dichter verbreitet; maßgebend waren dabei die Untersuchungen des bekannten Innsbrucker Germanisten Ignaz F. Zingerle und eines andern tirolischen Lokalforschers, Anton Noggler's. Auf den Ergebnissen dieser beiden Gelehrten fußend, hat nun Johannes Schrott in einer trefflichen Einleitung eine wesentlich von den verbreiteten Ansichten sich unterscheidende Charakteristik Oswalds geschrieben. Was zunächst den Wert von Oswalds Melodien anlangt, so werden Urtheile neuerer Musikforscher, wie die Aug. W. Ambros', F. Mik. Forstels zitiert, die gerade im Gegensatze zu B. Weber den edeln Stil von Oswalds Sangweise betonen und die Schrott zu dem Schlusse ermutigen, Oswald sei, „wenn nicht einer der frühesten Mitbegründer der neuern Musik, doch wenigstens ihr Vorbote gewesen.“ Und von dem Werte seiner Gedichte sagt Schrott: „Kein Dichter des Mittelalters, Walther von der Vogelweide ausgenommen, hat einen so weitgezogenen Gedankenkreis wie Oswald von Wolkenstein. [Und Wolfram? und Gottfried?] Seine uns fast unbegreiflichen Weltreisen, sein beständiger Verkehr mit den höchsten fürstlichen Persönlichkeiten, seine persönliche Teilnahme an allen bedeutenden Ereignissen der Zeit bildeten seinen empfänglichen Geist, bereicherten ihn mit Erfahrungen und stählten ihn zum Manne. Ausgestattet mit einer außerordentlichen Energie des Willens, wagte er sich schon in frühester Jugend in den Kampf des Lebens, in welchem er, trotz aller Niederlagen und Gefahren, zuletzt immer wieder aufrecht dastand und siegreich hervorging. Die Vielseitigkeit seiner Geistesanlagen, von einem reichen Humor begleitet, ließ ihn niemals in Verlegenheit kommen; er konnte sich in alle Verhältnisse fügen. Er verdankte alles sich selbst, indem er in der rauhen Schule des Lebens lernte, was ihm frommte.“ Schrott hebt mit Nachdruck die poetische Bedeutung der ernstern, einer tiefen Religiosität entstammenden Gedichte aus Oswalds alten Tagen hervor. Er sei ein entschiedener und gewaltiger Realist gewesen, und durch seine Teilnahme an allen folgenschweren Ereignissen der Zeit ihr literarischer Vertreter geworden.

Die Uebersetzung darf als ein Meisterstück in ihrer Art bezeichnet werden; denn ohne in die Zwitter Sprache Simrocks zu verfallen, hält sie doch den Charakter des Originals fest.

Jedenfalls wird die Auswahl dazu beitragen, wenn auch nicht den Enthusiasmus des Uebersetzers, so doch ein günstigeres Urtheil als das herkömmliche über den Dichter Oswald von Wolkenstein zu verbreiten.



32101 064095043

Literatur.

Aus der ewigen Stadt. Novellen von Hans Grassberger. Leipzig, Liebestind, 1887.

Hans Grassberger ist von Hause aus Kunstkritiker; als solcher hat er sich in der Wiener Journalistik als unparteiischer, der Kunst aufrichtig ergebener Schriftsteller einen geachteten Namen erworben. Als guter Deutscher, der seiner nationalen Gesinnung materielle Opfer zu bringen nicht scheut, hat er sich in den jetzt für die Deutschen Oesterreichs schweren Zeiten ehrenvoll bethätigt, auch als tapferer Kämpfer gegen die klerikalen Hecker oft sein treffendes Wort erhoben. Nun hat er sich als Novellist in die Literatur eingeführt, aber wir glauben nicht, daß ihm als Dichter reiche Vorberer wachsen werden. Zwar den Mann von Bildung und Wissen wird man in diesen Novellen nicht verkennen. Grassberger spricht hier aus einer reichen Kenntnis des modernen Roms. Er führt uns zumeist in die deutschen Künstlerkreise, welche in den fünfziger und sechziger Jahren in Rom weilten. Er stellt den deutschen, zur Reflexion geneigten Nationalcharakter gern dem ursprünglichen, leidenschaftlichen italienischen Naturell gegenüber. Sein eigener künstlerischer Sinn neigt zu den Italienern. Er schwärmt für römische Frauenschönheit, er nimmt die italienische Liebe, die sich bedenkenfrei hingiebt, gegen die Moralisten in Schutz. Er ist überhaupt ein Verehrer der Natur und weiß das folgende seine Aporie zu machen: „Es ist unrichtig, daß wer den irdischen Sinn abgethan zu haben meint, deswegen schon den ausschließlich natürlichen Instinkten zurückgegeben sei. Es bleibt noch ein gewisses Reinheitsbedürfnis der Seele zurück, und das ästhetische Gewissen nimmt den Richterstuhl der Tugend ein. Wer einmal durch die Kultur gegangen [ist], findet den Weg nicht wieder zur Natur zurück, er kann entarteter werden als der Wilde, meist wird er nur unglücklicher, ihm gleich in naiver Selbstbeschränkung von Bedürfnis und Genuß niemats“ (S. 279). Bei all diesen Vorzügen kann man doch nicht umhin, zu sagen, daß die poetischen Eigenschaften dieser Novellen mangelhaft sind. Grassbergers Stil ist zunächst der des Kritikers geblieben; die kunstgeschichtliche Lust am interessanten Objekt überwiegt in den Novellen die Darstellung des Gefühls und des Charakters. Die Führung der Handlung ist unklar, der Komposition fehlt es an dem einfachen übersehbaren Umriss. Den hübschen Absichten mangelt die rechte Gestaltungskraft. Auch die Sprache ist stellenweise zu tadeln. Gleich die ersten Verse der unwirksam witzigen Widmung „an (den Vater) Giacomo“ fallen sonderbar auf:

Wieder komm ich wie vor Jahren
Klingelnd, mich als „Sor Gio“ meldend
Zu der Sora Benedetta
Wohnung auf. . .

Wie man „klingelnd aufklimmen“ kann, ist schwer zu begreifen. S. 88 der greuliche Ausrisziösmus: „Es war, als wollte jedes der beiden Wanderer die Reise . . . machen.“

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Beste beginnt diese Zeitschrift das 2. Quartal ihres 40. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Da der Erfolg des kürzlich versandten Kundschreibens, die Preisoberabsetzung der Grenzböten betreffend, sich augenblicklich noch nicht übersehen läßt, so bleibt der Preis vorläufig noch derselbe wie bisher: für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im März 1887.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



